

**Wolfgang Asholt, Ursula Bähler,  
Bernhard Hurch, Henning Krauß,  
Kai Nonnenmacher (Hrsg.)**

## **Engagement und Diversität**

Frank-Rutger Hausmann zum 75. Geburtstag

# ROMANISCHE STUDIEN

**Wolfgang Asholt, Ursula Bähler,  
Bernhard Hurch, Henning Krauß,  
Kai Nonnenmacher (Hrsg.)**

**Engagement und Diversität**

Frank-Rutger Hausmann zum 75. Geburtstag

## Tabula Gratulatoria

- Prof. Dr. Mechthild ALBERT (Bonn)  
 Prof. Dr. Wolfgang ASHOLT (HU Berlin)  
 Prof. Dr. Ursula BÄHLER (Zürich)  
 Prof. Dr. Roswitha BÖHM (Dresden)  
 Prof. Dr. Thomas BREMER  
 (Halle a. d. Saale)  
 Prof. Dr. Hélène CARLES (Strasbourg)  
 Dr. Annette CLAMOR (Osnabrück)  
 Prof. Dr. Alain CORBELLARI  
 (Lausanne/Neuchâtel)  
 Dr. Giovanna CORDIBELLA  
 (Freiburg i. Br.)  
 Prof. Dr. Wolfgang DAHMEN (Jena)  
 Prof. Dr. Holger DAINAT (Bielefeld)  
 Prof. Dr. Claudine DELPHIS (Paris VII)  
 Prof. Dr. Wolfgang DROST (Ettlingen)  
 Prof. Dr. Wolfgang ESSBACH  
 (Freiburg i. Br.)  
 Prof. Dr. Ottmar ETTE (Potsdam)  
 Frau Mercedes FIGUERAS  
 (Freiburg i. Br.)  
 Prof. Dr. Anne-Marguerite  
 FRYBA-REBER (Bern)  
 Prof. Dr. Andreas GELZ (Freiburg i. Br.)  
 Prof. Dr. Paul GEYER (Bonn)  
 Prof. Dr. Martin GLESSGEN  
 (Strasbourg)  
 Prof. Dr. Hans GOEBL (Salzburg)  
 Dr. Yan GREUB (CNRS-ATILF Nancy)  
 Prof. Dr. Andrea GREWE (Osnabrück)  
 Prof. Dr. Friederike HASSAUER (Wien)  
 Dr. Florian HENKE (Saarbrücken)  
 Prof. Dr. Ursula HENNIGFELD  
 (Düsseldorf)  
 Prof. Dr. Manfred HINZ (Passau)  
 Prof. Dr. Bernhard HURCH (Graz)  
 Prof. Dr. Daniel JACOB (Freiburg i. Br.)  
 Prof. Dr. Ludwig JÄGER (Köln/Aachen)  
 Prof. Dr. Peter JEHLE (Potsdam)  
 Prof. Dr. Joseph JURT (Basel)  
 Prof. Dr. Johannes KABATEK (Zürich)  
 Prof. Dr. Christa KARPENSTEIN-  
 ESSBACH (Freiburg i. Br.)  
 Prof. Dr. Max KERNER (Aachen)  
 Prof. Dr. Fritz Peter KIRSCH (Wien)  
 Prof. Dr. Thomas KLINKERT (Zürich)  
 Herr Vittorio E. KLOSTERMANN  
 (Frankfurt a. M.)  
 Prof. Dr. Henning KRAUSS (Berlin)  
 Prof. Dr. Clemens KNOBLOCH  
 (Swisttal/Siegen)  
 Prof. Dr. Christoph KÖNIG (Osnabrück)  
 Prof. Dr. Georg KREMnitz (Wien)  
 Prof. Dr. Peter KUON (Salzburg)  
 Prof. Dr. Wolf-Dieter LANGE (Bonn)  
 Prof. Dr. Franz LEBSANFT (Bonn)  
 Prof. Dr. Maria LIEBER (Dresden)  
 Prof. Dr. Hans-Joachim LOPE (Marburg)  
 PD Dr. Caroline LÜDERSSEN  
 (Frankfurt am Main)  
 Prof. Dr. Utz MAAS (Graz)  
 Dr. Alice MALZACHER (Freiburg i. Br.)  
 Prof. Dr. Franziska MEIER (Göttingen)  
 Dr. Luca MELCHIOR (Graz)  
 PD Dr. Markus MESSLING (CMB Berlin)  
 Prof. Dr. Helmut METER (Klagenfurt)  
 Prof. Dr. Klaus MEYER-MINNEMANN  
 (Hamburg)  
 Prof. Dr. Olaf MÜLLER (Marburg)  
 Prof. Dr. Michael NERLICH (Charroux)  
 Prof. Dr. Fritz NIES (Düsseldorf)

PD Dr. Kai NONNENMACHER (Regensburg)	Dr. Annette SCHILLER (Halle a. d. Saale)
Prof. Dr. Patricia OSTER-STIERLE (Saarbrücken)	Prof. Dr. Rainer SCHLÖSSER (Luckenwalde)
Prof. Dr. Gerhard POPPENBERG (Heidelberg)	Prof. Dr. Hugo SCHUCHARDT (Graz)
Prof. Dr. Wolfgang RAIBLE (Freiburg i. Br.)	Prof. Dr. Thomas STÄDTLER (Heidelberg)
Prof. Dr. Edward REICHEL (Dresden/Berlin)	Prof. Dr. Karlheinz STIERLE (Saarbrücken)
Dr. Frank REISER (Freiburg i. Br.)	Prof. Dr. Alexander TEIXEIRA KALKHOFF (Berlin/Freiburg i. Br.)
Prof. Dr. Christian RIVOLETTI (FAU Erlangen-Nürnberg)	Prof. Dr. Heinz THOMA (Halle a. d. Saale)
Herr Peter ROOS (Marktheidenfeld/Wien)	Prof. Dr. Richard TRACHSLER (Zürich)
Prof. Dr. Cornelia RUHE (Mannheim)	Prof. Dr. Martin VIALON (Oldenburg)
Prof. Dr. Hans SANDERS (Bremen)	Prof. Dr. Margarete ZIMMERMANN (Berlin)

\*\*

### Institutionen

Romanisches Seminar der Universität Freiburg  
 Institut für Sprachwissenschaft der Universität Graz  
 Dictionnaire étymologique de l'ancien français Heidelberg  
 Romanisches Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel  
 Universitätsbibliothek Kiel – Zentralbibliothek  
 Institut für Romanische Philologie der Philipps-Universität Marburg  
 Universitätsbibliothek Regensburg  
 Institut für Romanistik der Universität Rostock  
 Romanische Literaturen der Universität Stuttgart  
 Romanisches Seminar der Universität Zürich  
 Forschungsbibliothek Jakob Jud Zürich

## Inhaltsverzeichnis

Tabula Gratulatoria . . . . .	III
Engagement und Diversität . . . . .	5
Frank-Rutger Hausmann zum 75. Geburtstag Wolfgang Asholt, Ursula Bähler, Bernhard Hurch, Henning Krauß und Kai Nonnenmacher	
Spanische Kultur und Literatur im ‚Dritten Reich‘ . . . . .	15
Ein Überblick Mechthild Albert	
Deutsche in Pontigny . . . . .	29
Wolfgang Asholt	
Être femme et philologue il y a cent ans . . . . .	47
Maria Johanna Minckwitz écrit à Gaston Paris et à Paul Meyer Ursula Bähler	
Joseph Bédier vu par Paul Meyer . . . . .	99
Alain Corbellari	
Nationalisme ou internationalisme culturel? . . . . .	107
Christian Sénéchal et Ernst Robert Curtius : un non-dialogue Claudine Delphis	
TransPacífico . . . . .	127
Unsichtbare Kontinente und Archipele der Sichtbarkeit in den Literaturen zwischen Asien und Amerika Ottmar Ette	
„Gruss aus Steiermark an den Lemensee“ . . . . .	157
La correspondance Hugo Schuchardt – Eugène Ritter (1875–1900) Anne-Marguerite Fryba-Reber	
„Des caractères et de l'extension du patois normand“ von Charles Joret (1883) unter <i>typophobia</i> Beschuss . . . . .	183
Zu einem kuriosen Methodenkonflikt im ausgehenden 19. Jahrhundert Hans Goebel	
Im Krieg Federn lassen . . . . .	199
Vogel-Metaphern in zeitgenössischen Kriegsromanen (Khadra, Scheuer, Surminski, Rothmann) Ursula Hennigfeld	
Die Ware <i>Buch</i> und die Philologie . . . . .	221
Bernhard Hurch	

Saussure in Leipzig . . . . .	241
Die Genese seines sprachtheoretischen Denkens aus dem Horizont von Philologie und komparatistischer Sprachwissenschaft Ludwig Jäger	
Von der NS-Romanistik zur Romanistik im NS . . . . .	259
Implikationen einer Verschiebung Peter Jehle	
Die Anregungen der deutschen Geistesgeschichte für die <i>École de Genève</i> im Kontext der romanistischen Fachgeschichte . . . . .	265
Joseph Jurt	
Alkuin und Karl der Große . . . . .	285
Zur geistigen Grundlegung Europas Max Kerner	
Dunkelheit und Licht in Dantes <i>Commedia</i> und die Selbstreflexion des Sprechens über das Unsagbare . . . . .	297
Thomas Klinkert	
Philologische Fragmente zur Gegenwart. . . . .	315
(2003, 2008/9, 2016/7) Christoph König	
Kanonisierung und Marginalisierung . . . . .	335
Zu den Anfängen der französischen Lagerliteratur Peter Kuon	
Gute/schlechte Wissenschaft vs. gute/schlechte Wissenschaftler. . . . .	355
Anmerkungen zu Frank-Rutger Hausmann Utz Maas	
Vom Schicksal der Artus-Ritter in der italienischen Novellistik um 1300 . . .	367
Ur-Novellino und Novellino Franziska Meier	
Mengeles Verschwinden . . . . .	383
Olivier Guez an der Schwelle der Zeitzeugenschaft Kai Nonnenmacher	
Fern von Rom . . . . .	399
Pierre Corneille postkolonial gelesen Cornelia Ruhe	
Ästhetische Norm und Erkenntnis. . . . .	419
Kanonbildung, Periodisierung und Nationalkultur in der Literaturgeschichtsschreibung Heinz Thoma	
Les hommes, les archives, les livres . . . . .	433
À propos du Fonds Paul Meyer conservé à la Bibliothèque Universitaire de Nancy Richard Trachsler	

Fünf Souvenirs aus dem Schatzkästlein der Marburger Romanistin Freya Hobohm . . . . .	445
Otilie und Werner Krauss, Leo Spitzer und Erich Auerbach Martin Vialon	
Besucher aus Deutschland . . . . .	475
Emigranten im <i>Journal</i> der Sonia Delaunay Margarete Zimmermann	

### Anhang

Bibliographie der Veröffentlichungen von Frank-Rutger Hausmann . . . . .	495
Abbildungsverzeichnis. . . . .	515
Verfasser- und Schlagwortindex . . . . .	517

## Engagement und Diversität

### Frank-Rutger Hausmann zum 75. Geburtstag

Wolfgang Asholt, Ursula Bähler, Bernhard Hurch, Henning Krauß und Kai Nonnenmacher

Vor mehr als fünf Jahren schloss Frank-Rutger Hausmann einen „Ernannt, bestellt, berufen – Erfahrungen eines Freiburger Romanisten“ betitelten Vortrag<sup>1</sup> mit einem Sartre-Zitat, das zu Recht auf ihn bezogen werden kann:

Die Kultur vermag nichts und niemanden zu erretten, sie rechtfertigt auch nicht. Aber sie ist ein Erzeugnis des Menschen, worin er sich projiziert und wiedererkennt; allein dieser kritische Spiegel gibt ihm sein eigenes Bild.

Wenn man unter „Kultur“ in diesem Falle „Universitäts-Kultur“ versteht, so beschreibt dieses Zitat in prägnanter Weise den Romanisten Frank-Rutger Hausmann und sein lebenslanges und unbedingtes Engagement für die Universität. Frank-Rutger Hausmann hat der Universität seit der Aufnahme seines Studiums (1962) Fragen gestellt, und zwar in dem Sinne, den Derrida meint, wenn er fordert: „Die Universität müßte also auch der Ort sein, an dem nichts außer Frage steht“ (*Die unbedingte Universität*), und in diesem Zusammenhang auch verlangt, dass „eine der künftigen Aufgaben der Humanities darin läge, um ihre eigene Geschichte zu wissen und, ad infinitum, diese Geschichte zu denken.“ Es gibt wohl keinen Romanisten, der diesem Postulat in höherem Maße gerecht geworden wäre als Frank-Rutger Hausmann. Dies gilt zuerst (chronologisch und institutionell) für die Disziplin, die durch offensichtlich „objektive“ Zufälle zu seinem eigenen Fach geworden ist, darüber hinaus aber immer mehr für die Geisteswissenschaften insgesamt. Derrida hofft, dass sich Geisteswissenschaften der *unbedingten* Universität „der Geschichte der Literatur widmen“, und zwar im Sinne „der Geschichte des Begriffs Literatur, der modernen Institution namens Literatur [...], ihrem Bezug zu jenem Recht, alles zu sagen (oder nicht zu sagen), das

---

<sup>1</sup> Vortrag an der Universität Freiburg (2. Februar 2012), unveröffentlicht.

der Demokratie ebenso zugrunde liegt, wie die Idee der unbedingten Souveränität“.<sup>2</sup> Frank-Rutger Hausmann hat sich über ein halbes Jahrhundert mit der Geschichte der Literatur, der Geschichte des Begriffs der Literatur und jener der Institution, die sich diesen „Geschichten“ widmet, auseinandergesetzt, und schon das macht ihn zu einem außergewöhnlichen Romanisten.

Dabei hat alles gar nicht romanistisch und literaturwissenschaftlich angefangen. Der 1943 geborene Sohn eines 1944 in Rumänien vermissten Militärarztes legt 1962 in Gummersbach das Abitur ab und beginnt ein Jura-Studium in Göttingen, wo er verwundert die personelle und konzeptionelle Kontinuität der Rechtswissenschaft seit der NS-Zeit erfährt. Von dieser Rechtswissenschaft enttäuscht, nutzt er den „objektiven“ Zufall, mit dem romanistischen Sprachwissenschaftler Rudolf Hallig nach Freiburg gehen zu können, um an einem altfranzösischen Wörterbuch mitzuarbeiten. Doch diese Arbeit (und das Projekt) wird durch den frühen Tod Halligs nach nur einem Freiburger Semester unterbrochen. Erneut kommt es zu einem „objektiven“ Zufall, diesmal mit persönlichkeitsprägender Wirkung. Frank-Rutger Hausmann wird von dem schwerbehinderten Hugo Friedrich 1964 zur persönlichen Hilfskraft ausgewählt, was ihm nicht nur das Privileg verschafft, im zweiten Fachsemester an allen Veranstaltungen des großen Romanisten teilnehmen zu können (und zu müssen), sondern auch bei Ausflügen und anderen Gelegenheiten ein Privatissimum der (persönlichen) Geschichte der Romanistik „hören“ zu dürfen. Er lernt also die Ordinarienuniversität (auch) von innen kennen und promoviert nach einem Studium von nur vier Jahren mit einer editionswissenschaftlichen Arbeit zu *Giovanni Antonio Campano (1429 – 1477)* am 10. Mai 1968, also zu einem für die Universität durchaus historischen Moment. Zum Assistenten ernannt erlebt er die Auseinandersetzungen, die zur Abschaffung der Ordinarien-Universität und für einige Zeit zu grundlegenden Reformen führen, in einem „Dazwischen“, während dessen er an seiner rezeptionsgeschichtlichen Habilitationsschrift (*Martial in Italien*) arbeitet, die er 1974 abschließt, d. h. zehn Jahre nach dem Beginn seines Romanistik-Studiums. Zwischen der Promotion und der Habilitation arbeitet Frank-Rutger Hausmann zudem noch jeweils ein Jahr als Geschichts-Assistent (von Kaspar Elm) im Gründungsausschuss der Universität Bielefeld (aus dieser Zeit datieren einige regionalgeschichtliche Arbeiten) und als Hilfsreferent bei der DFG, wobei ihm schon damals auffällt, dass „die hausintern vorgenommene Bestellung der Gutachter häufig

bereits über den Erfolg einzelner Anträge“ entschied, ein Eindruck, der sich während seiner Zeit als romanistischer Fachgutachter (1988 – 1996) „verfestigte“ (Vortrag). So nimmt er gern das Angebot von Hans Staub an und kehrt 1972 auf eine Assistentenstelle nach Freiburg zurück (Hugo Friedrich hatte sich 1970 pensionieren lassen). Mit diesen Qualifikationsarbeiten entwickelt Frank-Rutger Hausmann ein literaturwissenschaftliches Profil in Mediävistik und Renaissance. Zwischen 1979 und 1999 veröffentlicht er u. a. Monographien zu *François Rabelais* (Metzler), zum *Französischen Mittelalter* (Metzler), zur *Französischen Renaissance* (Metzler) und zu *Europäischen Renaissance* (Rombach) sowie (zum Teil zweisprachige) Ausgaben von Dante, Villon (teilweise illustriert) und Rabelais. Mit Dante ist der italianistische Teil dieses Schwerpunkts angesprochen, zu dem auch Publikationen zu *Italien in Germanien* (1996) oder die *Bibliographie der deutschen Übersetzungen aus dem Italienischen von den Anfängen bis 1730* (Niemeyer) zählen. Damit wird Frank-Rutger Hausmann zu einem der profiliertesten Spezialisten der Renaissance in der Romanistik. Daneben entwickelt er, vor allem mit Aufsätzen, einen weiteren literaturwissenschaftlichen Schwerpunkt im Bereich der Moderne mit Studien zu autoreferentiellen Texten von der Frühmoderne bis zur Gegenwart (Rabelais, Cervantes, Pirandello, Gide, Unamuno, Calvino oder Eco). Außerdem hat Frank Rutger Hausmann von 1996 bis 2003 mit den *Romanischen Forschungen* eine der wichtigsten und traditionsreichsten romanistischen Zeitschriften (mit-)herausgegeben und seit 1970 mehr als 700 Rezensionen verfasst. Seit 2004 ist er ordentliches Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Als Herausgeber und Rezensent hat er das Bild seines Faches und der Geisteswissenschaften insgesamt mitgeprägt.

Die literaturwissenschaftlichen Schwerpunktsetzungen beginnen in der Zeit als Wissenschaftlicher Rat und Professor in Freiburg (1975 – 1981) und verstärken sich mit dem Ruf an die RWTH Aachen 1981. Mit ihr lernt Hausmann eine Hochschule kennen, die von den Ingenieurwissenschaften dominiert wird. Vor allem gelingt es ihm, durch Kooperation mit den Ingenieurwissenschaften und mit Ehrendoktorwürden für den Aachener Bischof und Carl Friedrich von Weizsäcker die Schließungspläne der Landesregierung für die Geisteswissenschaften zu verhindern; zwei Jahrzehnte später befindet sich die Aachener Romanistik nun doch in „Abwicklung“. Diese Aktivitäten lassen einen anderen Frank-Rutger Hausmann deutlich werden, den Wissenschaftsorganisator und -reformer.

<sup>2</sup> Jacques Derrida, *Die unbedingte Universität* (Frankfurt: Suhrkamp, 2001), 14, 64, 69/70.

Schon in seiner Freiburger Zeit hatte er sich mit der Methodologie der Literaturwissenschaften befasst, woraus die mit Jürgen Grimm und Christoph Miething herausgegebene *Einführung in die französische Literaturwissenschaft* (1976) hervorgegangen ist. In Aachen, vor allem aber 1992 nach Freiburg zurückkehrt (einen späteren Ruf nach Hamburg lehnt er ab), versucht Frank-Rutger Hausmann, nicht nur institutionelle Verfahren wie etwa das Prüfungssystem zu verbessern, sondern auch die Curricula zu reformieren, Diskussionsforen aller Gruppen einzurichten oder die Lehre deutlicher zuzuordnen: dank institutioneller Widerstände nur mit begrenztem Erfolg. In Freiburg engagiert er sich im 1989 gegründeten Frankreichzentrum und nach dem Aachener Romanistentag (1989) in romanistischen Verbänden (im Vorstand des Romanisten- und Italianistenverbandes) bei dem letztlich gescheiterten Versuch, in den 1990er Jahren die Verbandsproliferation rückgängig zu machen, um zu einer wahrnehmbaren Präsenz der Romanistik in der Öffentlichkeit beizutragen. Auch wiederholte spätere Appelle, die Konzeption einer Romanistik unter den veränderten Bedingungen der Gegenwart zu diskutieren, haben keinen Erfolg.

Vielleicht hat diese Reaktion der „real existierenden“ Romanistik mit dazu beigetragen, sich intensiver mit ihrer (Vor-)Geschichte zu befassen. Bei dem großen und in vieler Hinsicht innovativen Freiburger Romanistentag (1987) gibt es erstmals eine von Hans-Helmuth Christmann und Frank-Rutger Hausmann geleitete Sektion zur Geschichte des Faches („Deutsche und österreichische Romanisten als Verfolgte des Nationalsozialismus“), die auch der Ehrengast des Romanistentages, der Bundespräsident Richard von Weizsäcker, besucht. Durch die (auch kritischen) Reaktionen auf diese (auch im Vergleich zu Historikern oder Germanisten) lange versäumte „Vergangenheitsbewältigung“ veranlasst, widmet sich Frank-Rutger Hausmann zunehmend diesem Forschungsparadigma: die Freiburger Antrittsvorlesung (1993) mit dem Titel „Romanistik unter dem Hakenkreuz“ hat also programmatischen Charakter. Seit mehr als drei Jahrzehnten befasst sich Frank-Rutger Hausmann nicht nur mit dieser Thematik, sondern gibt auch wesentliche Anstöße für die Erforschung von Philologien und Geisteswissenschaften während der NS-Zeit. Der Publikation der Akten der Freiburger Sektion (Tübingen 1989) mit seiner 70-seitigen bio-bibliographischen Dokumentation folgt wenig später der Band *„Aus dem Reich der seelischen Hungersnot“: Briefe und Dokumente zur Fachgeschichte im Dritten Reich* (Würzburg, 1993).

Mit der Studie *„Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg: die „Aktion Ritterbusch“ (1940 – 1945)* (Dresden, 1998; Heidelberg, 2007) erweitert Frank-Rutger Hausmann nicht nur den Blick auf die Geisteswissenschaften insgesamt, sondern auch auf das vielleicht wichtigste Kapitel ihres Engagements für den NS-Staat. Von wenigen Ausnahmen abgesehen (etwa Ernst Robert Curtius) nehmen praktisch alle aktiven Romanisten an diesem „Kriegseinsatz“ teil. Wie die folgenden Bände zeichnet sich diese Studie dadurch aus, dass sie dokumentieren und nicht moralisieren will, und dies gelingt ihr umso besser und umfassender, als sie auf einer in dieser Form einmaligen und präzisen Recherche in Archiven und privaten Nachlässen beruht, die das ganze Ausmaß des nationalsozialistischen Engagements (von begeisterter oder bereitwilliger Zustimmung bis zur Teilnahme mit inneren Reserven) erkennen lassen. Dem Untertitel der Rezension von Joachim Seng kann also nur zugestimmt werden: „Frank-Rutger Hausmann hat ein Grundlagenwerk zur Rolle der Geisteswissenschaften im „Dritten Reich“ veröffentlicht“<sup>3</sup>. Diesem „Grundlagenwerk“ folgen weitere, einzelnen Disziplinen oder Institutionen gewidmete: *„Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“: deutsche Romanistik im „Dritten Reich“* (Frankfurt, 2000); *„Auch im Krieg schweigen die Musen nicht“: die Deutschen Wissenschaftlichen Institute im Zweiten Weltkrieg* (Göttingen, 2001); *Anglistik und Amerikanistik im „Dritten Reich“* (Frankfurt, 2003); *„Dichte, Dichter, tage nicht“: die Europäische Schriftsteller-Vereinigung in Weimar 1941 – 1948* (Frankfurt, 2004); *Das Fach Mittellateinische Philologie an deutschen Universitäten von 1930 bis 1950* (Stuttgart, 2010) und, gewissermaßen als Bilanz des 1987 begonnenen Forschungsprojektes, *Die Geisteswissenschaften im „Dritten Reich“* (Frankfurt, 2011). Diese Bilanz wertet Ulf Morgenstern in *H-Soz-Kult*<sup>4</sup> zu Recht als „Das maßgebliche Referenzwerk für die Geschichte der universitären Geisteswissenschaften“. Er beginnt seine Rezension mit dem Satz: „Freiburger Einmann-Betrieb legt Synthese zu den Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus vor.“ Diese Bilanz ist umso eindrucksvoller, als Hausmann gleichzeitig und anschließend auch noch monographische Studien und Editionen zu einzelnen Persönlichkeiten dieser Zeit publiziert: zu Hans Bender (2006), zu Karl Löwith (2007), den Briefwechsel zwischen Céline und Epting (2008), zu Ernst-Wilhelm Bohle

<sup>3</sup> Joachim Seng, „Es bleibt das Geschriebene: Frank-Rutger Hausmann hat ein Grundlagenwerk zur Rolle der Geisteswissenschaften im „Dritten Reich“ veröffentlicht“, <http://literaturkritik.de/id/16883>, 8. August 2012.

<sup>4</sup> Ulf Morgenstern, „F.-R. Hausmann: Die Geisteswissenschaften im „Dritten Reich“, *H-Soz-Kult*, 29.3.2012, <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-18082>.

(2008) und jüngst zwei monumentale Curtius-Korrespondenz-Editionen, die insbesondere das umstrittene Curtius-Bild der Romanistik auf eine neue Grundlage stellen (sollten): *Ernst Robert Curtius: Briefe aus einem halben Jahrhundert. Eine Auswahl* (Baden-Baden, 2015) und *Ernst-Robert Curtius u. Max Rychner: Freundesbriefe. 1925–1955* (Frankfurt, 2015).

Diese fach-, institutions- und wissenschaftsgeschichtlichen Arbeiten bilden so etwas wie das Magnum Opus Frank-Rutger Hausmanns, ein Werk, das freilich auf Grund seiner Diversität den zahlreichen Facetten der (Fach-) Geschichte gerecht zu werden vermag und auf einer Archiv-Kenntnis und -arbeit beruht, die ohne das Engagement und ein informationelles Netzwerk, das in den Geisteswissenschaften wohl einmalig sein dürfte, nicht möglich wäre. Frank-Rutger Hausmann arbeitet tatsächlich als „Einmann-Betrieb“ in Wasenweiler am Kaiserstuhl, und ohne dieses persönliche Engagement könnten (würden?) die Geisteswissenschaften im allgemeinen und die Romanistik im besonderen noch immer eine entscheidende Epoche ihrer Geschichte ignorieren. Als „Ein-Mann Betrieb“ zu arbeiten heißt in diesem Falle aber auch, von einer Ausnahme abgesehen, ohne Forschungsförderung auszukommen, obwohl die Produktion dieser „Ich-AG“ mit jener mancher SFBs vergleichbar ist. Das ist beschämend für die großen Förderungsinstitutionen und kann Hausmanns frühe Einschätzung der DFG (leider) nur bestätigen. Umso mehr muss der einjährige Senior Fellowship hervorgehoben werden, mit der das Historische Kolleg München Frank-Rutger Hausmann 1999/2000 auszeichnete.

Im Jahr 2018 blickt Frank-Rutger Hausmann nicht nur auf ein 75jähriges Leben, sondern auch auf ein mehr als ein halbes Jahrhundert währendes Engagement für die Romanistik zurück. Die ersten zwei Jahrzehnte (1968 – 1987) sind exklusiv der französischen, italienischen und zuweilen auch spanischen Literaturwissenschaft gewidmet, mit seinen Schwerpunkten wird Frank-Rutger Hausmann als ein breit ausgewiesener „Voll“-Romanist bekannt. Einsetzend mit der fach- und wissenschaftsgeschichtlichen Gründungssektion des Freiburger Romanistentages tritt im folgenden Jahrzehnt (1987 – 1997) die Fachgeschichte der Romanistik und der Geisteswissenschaften neben die Literaturwissenschaft, um mit der bahnbrechenden Studie zum „Kriegseinsatz“ der Geisteswissenschaften zur zweiten „Berufung“ Frank-Rutger Hausmanns zu werden. Seit nunmehr zwei Jahrzehnten (1998 – 2018) widmet er sich überwiegend der Geschichte der Geisteswissenschaften während der NS-Zeit, mit einer Intensität, einer Erfahrung

und einem Engagement, die ihresgleichen suchen. Dabei ist es nie seine Absicht, mit der Gnade der späten Geburt ausgestattet, die vorangehende Generation, insbesondere ihre mehr oder weniger „großen“ Romanisten, zu verurteilen. Vielmehr liegt ihm daran, beurteilen zu können, wie sich die Romanistik und die Geisteswissenschaften während der zwölf NS-Jahre verhalten haben, d. h. inwieweit sie sich mit dem NS-Regime identifiziert haben. Dass aus den von ihm oft erstmals erschlossenen Quellen für Individuen und Institutionen ein häufig kompromittierendes Bild resultiert, ist nicht demjenigen vorzuhalten, der dieses Verhalten unter und hinter den vielen verdrängenden und beschwichtigenden Selbstrechtfertigungen freigelegt und dokumentiert hat. Es gibt aber Frank-Rutger Hausmann gegenüber nicht nur Vorwürfe (im allgemeinen von Schülern der Betroffenen aus der Nachkriegszeit) wegen der Dokumentation von Kompromittierungen und Verstrickungen der damals tätigen Romanisten. Es gibt auch das häufig zu vernehmende „Bedauern“, Frank-Rutger Hausmann sei „leider“ kein Romanist mehr bzw. habe sich von der Romanistik immer mehr entfernt. Anstatt dankbar zu sein, dass seine Arbeit seit dreißig Jahren endlich ermöglicht, ein angemessenes und differenziertes Bild der Romanistik von 1933 bis 1945 zu etablieren, klingt in solchem „Bedauern“ die Überzeugung mit, es wäre besser gewesen, diese Epoche der Romanistik mit dem in der Nachkriegszeit von den Betroffenen gezeichneten Bild auf sich beruhen zu lassen. Es sei denn, es würde unterstellt, um die Vergangenheit des Faches hätten sich andere Disziplinen kümmern sollen, was mangels Interesses wohl aber kaum zu ähnlichen Resultaten geführt hätte.

Wenn jedoch Derrida zu Recht fordert, es sei (auch) die Aufgabe der Geisteswissenschaften, „um ihre eigene Geschichte zu wissen und, ad infinitum, diese Geschichte zu denken“, dann wären diejenigen, die jemanden wie Frank-Rutger Hausmann nicht mehr als „richtigen“ Romanisten betrachten und damit innerhalb seines Faches marginalisieren wollen, eigentlich diejenigen, die sich der selbstverpflichteten „Aufgabe“ entziehen und sich ihrerseits marginalisieren. Eine Philologie, die sich dieser historischen Aufgabe und Verpflichtung verweigert, wäre in diesem Sinne keine Philologie mehr. Frank-Rutger Hausmann hingegen kann, gerade wegen seiner fachgeschichtlichen Arbeiten, in Anspruch nehmen, mit seinen Forschungen den „unbedingten Widerstand der Universität“<sup>5</sup> exemplarisch zu personifizieren. Damit erfüllt er „die eingegangene Verpflichtung [einer] öffentlich

<sup>5</sup> Derrida, *Die unbedingte Universität*, 43.



und erklärtermaßen übernommenen Verantwortung“<sup>6</sup>. Insofern hat sich Frank-Rutger Hausmann um die Romanistik und die Geisteswissenschaften außergewöhnlich verdient gemacht. 2018 erscheint mit Frank-Rutger Hausmanns *Romanistenlexikon*<sup>7</sup> ein im Alleingang und teils aufwändig recherchiertes bio-bibliographisches Nachschlagewerk des Fachs.

Die genannten Verdienste spiegeln auch die Beiträge der beteiligten Kolleginnen und Kollegen und ihr jeweiliges Profil: sie sind ebenso literaturwissenschaftlichen wie fach- und wissenschaftsgeschichtlichen Themen gewidmet, und nicht wenige Themen verbinden beide Perspektiven miteinander. Die Beiträgerinnen und Beiträger sind zwar überwiegend Romanisten, aber auch Germanisten, Allgemeine und Vergleichende Sprachwissenschaftler, Mediävisten und Philosophen. Alle stehen in Arbeitsbeziehungen zum hier Geehrten und personifizieren insofern die Diversität seines Engagements. Die Beiträge, deren Themen sich von der Renaissance-Literatur bis zur Gegenwart und bei den fach- und wissenschaftsgeschichtlichen Themen von der Philologie des 19. Jahrhunderts bis zur neuesten Zeit erstrecken, knüpfen fast ausnahmslos an Arbeitsfelder von Frank-Rutger Hausmann an und zeigen (auch), wie viele Kolleginnen und Kollegen ihm zu Dank für eine oft lange Zusammenarbeit verpflichtet sind. Wenn Festschriften Ausdruck kollegialer Verbundenheit und Wertschätzung sind, dann illustrieren die hier versammelten Beiträge und ihre Autorinnen und Autoren, wie groß die Anerkennung und Dankbarkeit gegenüber Frank-Rutger Hausmann sind. Wie die Bibliographie seiner Veröffentlichungen (S. 495ff.) zeigt, hat er (sich) diese Wertschätzung in außergewöhnlicher Weise verdient. Für sein beeindruckendes, immer wieder neue und kritische Fragen stellendes Lebenswerk gebührt Frank-Rutger Hausmann mit diesem Band Dank und Anerkennung.

Dieser Band wäre nicht möglich gewesen ohne die spontane Bereitschaft vieler Kolleginnen und Kollegen, an ihm mit einem Beitrag mitzuwirken: dafür sei ihnen herzlich gedankt. Und alle, die wir vergessen haben, um ihre Mitarbeit zu bitten, möchten wir um Nachsicht bitten. Gedankt sei auch den *Romanischen Studien* und Kai Nonnenmacher, dem es nicht nur gelungen ist, diesen Band überhaupt erst möglich gemacht zu haben, sondern

der auch als „Ein-Mann-Betrieb“ die damit verbundene Arbeit weitgehend auf sich genommen hat, unterstützt von Dominik Bohmann bei der Erstellung der Druckvorlage, schließlich Thomas Martin und Simone Steger von der Akademischen Verlagsgemeinschaft München (AVM) für die Betreuung der Drucklegung und der Subskription. So kann digital im Open Access<sup>8</sup> wie auch gedruckt das Buch zum 75. Geburtstag und zugleich zum 50. Promotionsjubiläum von Frank-Rutger Hausmann übergeben werden.

<sup>6</sup> Derrida, *Die unbedingte Universität*, 50.

<sup>7</sup> Frank-Rutger Hausmann, *Romanistenlexikon: Verzeichnis der im deutschen Sprachraum tätig gewesenen oder aus dem deutschen Sprachraum stammenden Romanistinnen und Romanisten*, hrsg. von Kai Nonnenmacher unter Mitarb. von Alexander Kalkhoff und Dominik Bohmann und in enger Kooperation mit dem Augsburger Romanistenarchiv (Werner Lengger), online <http://lexikon.romanischestudien.de> und gedruckt (München: AVM, 2018, i. V.).

<sup>8</sup> <http://www.romanischestudien.de/index.php/rst/issue/view/16>.

# Spanische Kultur und Literatur im ‚Dritten Reich‘

## Ein Überblick

Mechthild Albert (Bonn)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Der vorliegende Beitrag resümiert die aktuelle Forschung zur Rezeption der spanischen Literatur im ‚Dritten Reich‘ im Kontext der deutsch-spanischen Kulturbeziehungen.

**SCHLAGWÖRTER:** Nationalsozialismus; deutsch-spanische Kulturbeziehungen; deutsch-spanische Literaturbeziehungen; Hispanistik

Der Pionierarbeit von Frank-Rutger Hausmann verdanken die Geisteswissenschaften die Erhellung ihrer Fachgeschichte im ‚Dritten Reich‘. Die Hispanistik und die deutsch-spanischen Kulturbeziehungen unter dem Zeichen des Faschismus nehmen dabei einen nicht unerheblichen Platz ein, der von Romanisten und Historikern aus unterschiedlichen Blickwinkeln weiter fokussiert wird. Den diesbezüglichen Forschungsstand will der vorliegende Beitrag in synthetischer Form resümieren.

In seinem Überblick über die „avatares de la literatura española en Alemania“, unterscheidet Hans Jörg Neuschäfer<sup>1</sup> drei Etappen in der Rezeption spanischer Literatur in Deutschland, die er in die Begriffe „Kanonisierung, Dekanonisierung und Auferstehung“ fasst („canonización, decanonización y resurrección“). Die Zeit des ‚Dritten Reichs‘ fiel demzufolge in die lange Phase der „Dekanonisierung“ vom späten 19. bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts<sup>2</sup>; während derer – zwischen der Spanienbegeisterung der Romantiker und der Wirklichkeit des deutschen Bildungssystems – eine deutliche Marginalisierung der spanischen Literatur zu beobachten ist<sup>3</sup>. Im

<sup>0</sup> Unter dem Titel „La recepción de la literatura española en el Tercer Reich“ erscheint demnächst eine ausführlichere spanischsprachige Version des vorliegenden Beitrags in dem von Mario Martín Gijón und Fernando Valls koordinierten Themenheft „España en Alemania“ der Zeitschrift *Insula*.

<sup>1</sup> Hans-Jörg Neuschäfer, „Canonización, decanonización y resurrección: los avatares de la literatura española en Alemania“, *Mil Seiscientos Dieciséis* 11 (2006): 75–88.

<sup>2</sup> Neuschäfer, „Canonización“, 75.

<sup>3</sup> Neuschäfer, „Canonización“, 80.

Unterschied zur Indifferenz der Universitäten ist die Herausbildung eines pragmatisch motivierten Spanieninteresses an Handelsschulen und Übersetzerinstituten zu verzeichnen, die allerdings primär ein zweckorientiert positivistisches Wissen vermitteln<sup>4</sup>. Diese Tendenz verstärkt sich im ‚Dritten Reich‘, als das Prestige der spanischen Literatur und Kultur nur noch von einigen wenigen Gelehrten wie Leo Spitzer und Karl Vossler aufrechterhalten wird, die sich überwiegend dem Siglo de Oro widmen, während Ernst Robert Curtius die große „Ausnahme“ darstellt insofern er bereits in den 1920er Jahren die Aufmerksamkeit auf die zeitgenössische Generation von 1898 lenkt<sup>5</sup>. Im Folgenden soll dieses auf den ersten Blick wenig positiv anmutende Bild nuanciert und präzisiert werden, indem im Anschluss an eine einleitende Charakterisierung der institutionellen Rahmenbedingungen der deutsch-spanischen Beziehungen sowie des deutschen Spanienbildes zunächst der universitäre Bereich mit den Schwerpunkten Siglo de Oro und Moderne, sodann die Verbreitung und Netzwerke der faschistischen Autoren in den Blick genommen werden.

### Der historisch-institutionelle Rahmen

Wie Jesús de la Hera Martínez belegt<sup>6</sup>, bestanden seit Beginn der Weimarer Republik enge kulturelle Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien. Allerdings werden die neu gegründeten kulturellen und wissenschaftlichen Einrichtungen ab 1933 den Zielen des neuen Regimes untergeordnet, so auch die Flaggschiffe des deutsch-spanischen Kulturaustauschs, die Iberoamerikanischen Institute in Berlin und Hamburg<sup>7</sup>, ebenso wie die in Madrid, Barcelona und Buenos Aires ansässigen Centros de Estudios Alemanes y de Intercambio, „die sich als Schaufenster der traditionellen deutschen Wissenschaft an die heimischen Eliten wenden sollten“<sup>8</sup>; nicht zu vergessen die renommierten Colegios Alemanes<sup>9</sup>.

Ab 1936 zeigt sich die Unterstützung des Franco-Putsches durch Hitler u. a. in der Intensivierung der Kulturkontakte (Abkommen von Burgos 24.1.1939,

<sup>4</sup> Neuschäfer, „Canonización“, 82.

<sup>5</sup> Neuschäfer, „Canonización“, 82.

<sup>6</sup> Jesús de la Hera Martínez, *La política cultural de Alemania en España en el periodo de entreguerras* (Madrid: Consejo Superior de Investigaciones Científicas, 2002).

<sup>7</sup> Vgl. De la Hera Martínez, *La política cultural*, 93–114.

<sup>8</sup> Frank-Rutger Hausmann, „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“: *deutsche Romanistik im ‚Dritten Reich‘* (Frankfurt am Main: Klostermann, 2008), 502.

<sup>9</sup> De la Hera Martínez, *La política cultural*, 115–44.

Freundschaftspakt 31.3.1939) und der Förderung des Spanischen an den deutschen Universitäten<sup>10</sup>. Kurz nach Francos Sieg verfasst der deutsche Botschafter in Madrid einen Bericht an das Außenministerium, in dem er die Förderung von Tourismus und Städtepartnerschaften empfiehlt sowie die Anpassung der deutschen Außenpolitik an die ‚spanische Mentalität‘, wobei zu berücksichtigen sei, dass ein Großteil der spanischen Bevölkerung linke Überzeugungen bewahre und dem ‚Dritten Reich‘ feindlich gesonnen sei<sup>11</sup>.

Am 27. Mai 1941 wird in Madrid das neue *Deutsche Wissenschaftliche Institut* (DWI) eröffnet, das nunmehr sämtliche kulturellen Aktivitäten des Deutschen Reiches auf der Iberischen Halbinsel koordinieren sollte – in enger Absprache mit der Kulturabteilung der Deutschen Botschaft, wo Hans Jurtschke, Hispanist und Schüler von Ernst Robert Curtius tätig war<sup>12</sup>. Die bedeutende Rolle des DWI im Rahmen der deutschen Kulturpolitik zeigt sich u. a. bei einer strategischen Tagung im September 1942, deren Zielsetzung dem Befund entsprach, „Spanien, das sich allzu sehr in seine ‚Hispanidad‘ vertiefe, müsse an das Neue Europa herangeführt, der von Engländern und US-Amerikanern geförderte Einfluß der katholischen Kirche gebremst und Gegengewichte gegen die starke italienische wie französische Kulturpropaganda im Lande gebildet werden“<sup>13</sup>.

### Das Spanienbild der Medien im ‚Dritten Reich‘

Parallel zur offiziellen Politik lässt sich das Spanienbild in den Massenmedien des ‚Dritten Reichs‘, Antonio Peter zufolge, in vier Phasen unterteilen<sup>14</sup>. Während der Zweiten Republik, zwischen der Machtergreifung Hitlers und dem Militärputsch Francos (1933–1936), war Spanien für Deutschland ein Land „am Rande Europas“, aufgeladen mit exotischen Stereotypen, dessen gesellschaftliche Realität allenfalls in Nachrichten über politische Gewalt zutage trat. Mit der militärischen Erhebung Francos gewann Spanien neues politisches Interesse als Verbündeter im „antibolschewistischen“ Kampf

<sup>10</sup> Vgl. Dekret des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 22. März 1937, erwähnt bei Hausmann, „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“, 497.

<sup>11</sup> Antonio Peter, *Das Spanienbild in den Massenmedien des Dritten Reiches 1933–1935* (Frankfurt am Main: Peter Lang, 1992), 145.

<sup>12</sup> Vgl. Hausmann, „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“, 508, 515.

<sup>13</sup> Hausmann, „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“, 507; bezüglich der Aktivitäten des DWI vgl. Hausmann, „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“, 507–21.

<sup>14</sup> Peter, *Das Spanienbild*.

(1936–1939). Nach dem Ende des Bürgerkriegs wurde Spanien zum „unverstandenen ‚Freund‘“<sup>15</sup> und Unterstützer des ‚Dritten Reichs‘ im Zweiten Weltkrieg (1939–1943), in dessen Schlussphase (1944–1945) es eine doppelte Rolle erfüllte: Einerseits trugen die Erinnerung an den Bürgerkrieg und das Bild Spaniens als „antibolschewistisches Bollwerk“ dazu bei, die deutsche Bevölkerung gegen den „Feind im Osten“ zu mobilisieren<sup>16</sup>; andererseits lieferte die spanische Kultur unpolitische Themen, die von der Wirklichkeit des Krieges ablenken sollten<sup>17</sup>.

Während des Spanischen Bürgerkriegs wurde bestimmten Episoden besondere Aufmerksamkeit seitens deutscher Journalisten, Schriftsteller und Regisseure geschenkt, allen voran der Belagerung des Alcázar von Toledo (21.7.–27.9.1936), die auch Jahre später noch als Beispiel heroischen Widerstands unter dem Vorzeichen des „totalen Kriegs“ in Erinnerung gerufen wird<sup>18</sup>. Deutsche Romane und Filme zwischen Fiktion und Wirklichkeit verherrlichen diese „Heldentat“ und konstruieren damit einen deutsch-spanischen Mythos<sup>19</sup>. Auch das Eingreifen der Legion Condor erlangte ein überwältigendes Echo in den Medien – aus Gründen der militärischen Geheimhaltung allerdings erst nach Ende des Bürgerkriegs 1939. Diesbezügliche Dokumentationen und autobiographische Berichte sollten unter den deutschen Jugendlichen, just zu Beginn des Zweiten Weltkriegs, ein Klima militärischer Begeisterung schaffen<sup>20</sup>. Das Eingreifen der spanischen División Azul auf Seiten der Wehrmacht (Juni 1941 – Oktober 1943) wurde von den deutschen Medien hingegen kaum thematisiert<sup>21</sup>.

## Spanien an den Universitäten

Entsprechend der anwendungsbezogenen Ausrichtung eines Großteils der Spanien-Studien an den deutschen Hochschulen wurde in dem hier relevanten Zeitraum eine ganze Reihe bemerkenswerter Monographien über

<sup>15</sup> Peter, *Das Spanienbild*, 145–94.

<sup>16</sup> Peter, *Das Spanienbild*, 213–14.

<sup>17</sup> Peter, *Das Spanienbild*, 211, 213.

<sup>18</sup> Peter, *Das Spanienbild*, 106–7.

<sup>19</sup> Siehe Georg Pichler, „Der Alcázar von Toledo – die Schaffung eines Mythos: franquistische Ursprünge und Adaptationen im nationalsozialistischen Deutschland (1937–1941)“, in *Erinnern und Erzählen: der Spanische Bürgerkrieg in der deutschen und spanischen Literatur und in den Bildmedien*, hrsg. von Bettina Bannasch, Christiane Holm und Carl Freytag (Tübingen: Narr, 2005), 161–76.

<sup>20</sup> Peter, *Das Spanienbild*, 125–31.

<sup>21</sup> Peter, *Das Spanienbild*, 185.

Spanien publiziert, allen voran das Handbuch *Spanienkunde* von 1930<sup>22</sup>, noch zu Zeiten der Weimarer Republik, 1937 gefolgt von Werner Beinbauers kontrovers interpretierter Studie über den *Spanischen Nationalcharakter*<sup>23</sup>. 1939 schließlich wird der von Richard Konetzke<sup>24</sup> redigierte Band zu Spanien und Portugal herausgebracht, der die *Große Weltgeschichte* des *Bibliographischen Instituts Leipzig* eröffnet, ein ehrgeiziges Vorhaben, das bereits nach den ersten drei Bänden sein Erscheinen einstellen sollte.

Trotz der eher landeskundlichen Ausrichtung der deutschen Hispanistik verblieben spanienbegeisterte Philologen, die sich der spanischen Literatur und deren Verbreitung widmeten, zumal damals keine erhebliche Kluft zwischen akademischer und journalistischer Literaturkritik bestand<sup>25</sup>. Entsprechend den Befunden von Bräutigam konzentrierte sich die universitäre Hispanistik im ‚Dritten Reich‘ insbesondere auf die Klassiker des Siglo de Oro sowie, in geringerem Maße, auf die Generation von 1898; daneben bewies sie eine gewisse Präferenz für die deutsch-spanischen Kulturbeziehungen<sup>26</sup>.

## Die Klassiker des Siglo de Oro

Calderón, der bevorzugte Barockdramatiker der deutschen Romantiker, rückte im ‚Dritten Reich‘ in den Hintergrund zugunsten von Lope de Vega, der anlässlich seines 300. Todestages im Jahre 1935 eine wahrhafte Renaissance erlebte. Urheber dieser Wiederentdeckung war der Münchner Romanist Karl Vossler (1872–1949), den Hausmann zusammen mit Curtius als „unangreifbare Großordinarien“<sup>27</sup> titulierte. Nach Ende des Ersten Welt-

<sup>22</sup> Peter, *Das Spanienbild*, 48–9.

<sup>23</sup> Werner Beinbauer, *Der spanische Nationalcharakter* (Paderborn: Schöningh, 1937); *El carácter español* (Madrid: Nueva Época, 1944); kontroverse Einschätzungen der ideologischen Position bei Peter, *Das Spanienbild*, 113 und Hausmann, „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“, 471.

<sup>24</sup> Vgl. Antonio Sáez-Arance, „Das Frühwerk Richard Konetzkes und der Nationalsozialismus“, in *Der Nationalsozialismus und Lateinamerika: Institutionen, Repräsentationen, Wissensstrukturen*, hrsg. von Carreras, Sandra (Berlin: Iberoamerikanisches Institut SPK, 2005), 25.

<sup>25</sup> Thomas Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich: eine wissenschaftsgeschichtliche Studie* (Frankfurt am Main: Vervuert, 1997), 194.

<sup>26</sup> Vgl. z. B. Hermann Tiemann, *Das spanische Schrifttum in Deutschland von der Renaissance bis zur Romantik* (Hamburg: Ibero-amerikanisches Institut, 1936).

<sup>27</sup> Hausmann, „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“, 122–35; vgl. auch Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 142–56; und Jochen Mecke, „Entdeckung und Interesse: Karl Vossler als Kulturvermittler zwischen Spanien und Deutschland“, in *Entre dos aguas: Kulturvermittler zwischen Spanien und Deutschland*, hrsg. von Jochen Mecke und Hubert Pöppel (Berlin: tranvía/Walter Frey, 2016), 105–30, der allerdings die Beiträge von Hausmann und Bräutigam nicht

kriegs vollzog sich Vosslers Wende vom Galloromanisten zum Hispanisten, seine sogenannte „conversión hispánica“, die Neuschäfer als „un acto [...] de revanchismo alemán contra el revanchismo francés“<sup>28</sup> bewertet. Aufgrund seiner neuen „hispanofilia“, wendet Vossler sich Lope zu, dem er im Jahre 1932 eine bedeutende Monographie widmet, in der er ihn, über Spanien hinaus, in einem europäischen ja universellen Kontext zu verorten sucht. Aus geistesgeschichtlicher Sicht untersucht Vossler drei wesentliche Gesichtspunkte: „das Gemeinschaftserlebnis von Dichter und Volk, die kritiklose Akzeptanz des Lebens, den impliziten Bezug zur Gegenwart“<sup>29</sup>. Vosslers realistische, „naiv-referentielle Lesart“<sup>30</sup> eröffnet die Möglichkeit dezidiert ideologischer Deutungen wie die des Tübinger Romanisten Kurt Wais, wonach die „comedia“ Lopes das ideale Modell eines neuen Theater darstellt, welches den Ansprüchen des „Neuen Staats“ gerecht würde. Aus der „genialen“ Synthese von „Mysterienspiel, Vulgärfarce, Humanistendrama“ resultiere das Vorbild eines „Universaltheaters“, welches die „Klassengegensätze“ aufhebe<sup>31</sup>. Auf diese Weise eroberte ein „germanisierter“ Lope in den Adaptionen Hans Schlegels die deutschen Bühnen, womit eine Wissenslücke des deutschen Publikums geschlossen wurde<sup>32</sup>. Abgesehen von der aktualisierenden Deutung der Lope-Komödien im Sinne nationalsozialistischer Ideologie entstanden im ‚Dritten Reich‘ jedoch auch philologisch ausgerichtete Studien, wie einige der von Bräutigam erwähnten Dissertationen, die Bibliographie von Hermann Tiemann über *Lope de Vega in Deutschland* (1939) oder die Monographien von Winkler (1935), Petriconi (1935) und Rohlf's (1942).

Gegenüber der Popularität eines Lope blieben die übrigen Autoren des Siglo de Oro marginalisiert, da sie der „idealisierenden Attitüde“ der damaligen Hispanistik zuwiderliefen: Quevedo aufgrund seiner ätzenden Satire, Góngora wegen seines Manierismus, Gracián durch seinen Pessimismus und die Pikareske wegen ihres derben Realismus<sup>33</sup>. Calderón überlebt als

berücksichtigt.

<sup>28</sup> Neuschäfer, „Canonización“, 82.

<sup>29</sup> Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 165.

<sup>30</sup> Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 165.

<sup>31</sup> Wais zitiert bei Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 171.

<sup>32</sup> So beklagt Felisa Llorente, Spanisch-Lektorin an der Universität Hamburg, in einem Bericht aus dem Jahre 1936: „He tenido ocasión de ver, al ponerse en escena *Fuente Ovejuna* que muchos letrados, germanistas, desconocían por completo la obra de Lope y hasta su nombre“, zitiert bei De la Hera Martínez, *La política cultural*, 257.

<sup>33</sup> Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 185.

privilegiertes Gegenstand nonkonformistischer „Individualisten“ wie Curtius, Vossler oder dem Germanisten Max Kommerell, der, wie auch Hugo von Hofmannsthal, in Calderón einen „Modernen“ sah, der Impulse zur „Erneuerung des zeitgenössischen Theaters“ vermittelte<sup>34</sup>. Im Allgemeinen und mit wenigen Ausnahmen – so den genannten, international renommierten Romanisten sowie Fritz Schalk, seinerzeit Herausgeber der *Romanischen Forschungen* – glänzten die deutschen Studien zum Siglo de Oro während des ‚Dritten Reichs‘ weder durch ihre methodologische Qualität noch durch ihre thematische Originalität<sup>35</sup>.

### Die zeitgenössische Literatur

Im Gefolge des Ersten Weltkriegs ereignet sich nicht nur die „conversión hispánica“ Karl Vosslers, es ist auch ein Methodenwandel zu beobachten von der „positivistischen Quellen- und Motivforschung“ hin zur „Geistesgeschichte“ und den „Gegenwartsfragen“, da man die deutsche Niederlage u. a. einer mangelnden Kenntnis der zeitgenössischen Gesellschaft und Kultur der feindlichen bzw. neutralen Nationen zuschrieb<sup>36</sup>. Diesem Desiderat trug 1926 der junge Hispanist Hellmuth Petriconi (1895–1965) mit einem ersten Panorama der spanischen Literatur der letzten fünfzig Jahre Rechnung. Im folgenden Jahr, dem emblematischen 1927, wird seine repräsentative Auswahl (*Creacionismo und Ultraísmo*, Jorge Guillén, Rafael Albert, Pedro Salinas, García Lorca, Gerardo Diego, Ramón Gómez de la Serna, Guillermo de Torre und Vicente Huidobro<sup>37</sup>) bestätigt durch die Anthologie *Moderne spanische Dichtung*, zusammengestellt und mit einer informativen Einführung versehen von José F. Montesinos, dem damaligen Spanischlektor an der Universität Hamburg<sup>38</sup>. Fast zehn Jahre später bringen Hans Gebser und Roy Hewin Winston eine weitere Anthologie unter dem Titel *Neue spanische Dichtung* heraus (1936).

Entsprechend der von Petriconi initiierten Kanonbildung präsentiert Hans Jeschke einen Abriss der spanischen, portugiesischen und lateinamerikanischen Literatur seit 1870 in dem von Oskar Walzel herausgegebenen *Handbuch der Literaturwissenschaft* (1938). Jeschke, Verfasser einer Dissertation über Ganivet (1928) und einer Monographie über die Generation von 1898

<sup>34</sup> Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 186, 187.

<sup>35</sup> Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 187.

<sup>36</sup> Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 189.

<sup>37</sup> Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 193.

<sup>38</sup> Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 192.

(1934), unterscheidet sich durch seine prononciert ideologische Position, fordert er doch vom zeitgenössischen Schriftsteller die „Rückkehr vom Ich zum Wir“, wobei er sich zugleich auf normative Dichotomien bezieht wie „Artistik vs. Lebensnähe, künstlich vs. wirklich, Literat vs. Dichter“<sup>39</sup>. In diesem Sinne erkennt er in Lorca eine „Kraft echter dichterischer Genialität“, da er sich aus der Tradition der Volksdichtung speise<sup>40</sup>.

Der von Kurt Wais koordinierte Band *Die Gegenwartsdichtung der europäischen Völker* (1939) wiederum betrachtet die literarischen Werke primär als Zeugnisse des Nationalcharakters und Quellen für das Studium fremder Sitten und Gebräuche. Autor des Kapitels zur spanischen Literatur ist Edmund Schramm, dessen Beitrag sich trotz seiner nationalsozialistischen Überzeugungen durch eine relative Toleranz auszeichnet. Dies beweist etwa seine Auswahl von Autoren, die keineswegs mit den literarischen Normen des Nationalsozialismus in Einklang zu bringen sind, wie z. B. Pérez de Ayala, Ramón Gómez de la Serna oder Benjamín Jarnés<sup>41</sup>.

Neben diesen Überblicksdarstellungen entstehen in der Zeit des ‚Dritten Reichs‘, laut der Bibliographie von Bräutigam<sup>42</sup>, etwa zehn Dissertationen über moderne und zeitgenössische Schriftsteller, darunter Realisten und Naturalisten (Valera, Pardo Bazán, Pérez Galdós, Blasco Ibáñez), Vertreter der Generation von 1898 (Unamuno † 1936, Valle Inclán † 1936, Pío Baroja † 1956) bis hin zu aktuellen Autoren wie Juan Ramón Jiménez († 1958). Einige dieser Literaten waren dem deutschen Publikum in Übersetzungen zugänglich, wie etwa Baroja, Benavente und Blasco Ibáñez<sup>43</sup>. Abgesehen von einem offensichtlichen Interesse an konservativen bzw. protofaschistischen Autoren wie Donoso Cortés, Menéndez y Pelayo, Ganivet und Maeztu ragen aus dieser relativ heterogenen Gruppe zwei Namen hervor, die in Deutschland als Inbegriff der spanischen Intellektuellen geschätzt wurden: Miguel de Unamuno und José Ortega y Gasset.

Unamuno wurde von Seiten des ‚Dritten Reichs‘ stets mit Misstrauen bedacht als Wortführer des antideutschen Ressentiments in Spanien, war er doch Mitbegründer der „Liga Antialemana“ im Ersten Weltkrieg und Unterzeichner des Manifests spanischer Intellektueller gegen Hitlers Macht-

ergreifung<sup>44</sup>. Aus eben diesen Gründen wird 1935 Unamunos Kandidatur für den Literaturnobelpreis massiv hintertrieben<sup>45</sup>. Im Gegensatz zum offiziellen Deutschland würdigten unabhängige deutsche Intellektuelle den großen spanischen Philosophen anlässlich seines 70. Geburtstags im Jahre 1934, darunter Ernst Robert Curtius und Reinhold Schneider. Dieser katholische Autor der ‚inneren Emigration‘ war einer der bedeutendsten interkulturellen Mittler zwischen Spanien und Deutschland wie u. a. seine zahlreichen Publikationen zu repräsentativen Persönlichkeiten des Siglo de Oro belegen. Nach Unamunos Tod am 31. Dezember 1936 erscheint eine lange Reihe von Nachrufen, die ihn als zweiten Don Quijote porträtieren, als Philosoph der ‚spanischen Tragödie‘ würdigen oder zum Propheten eines ‚Neuen Spaniens‘ stilisieren. Damit scheint, abgesehen von einer Bonner Dissertation zu seiner Lebensphilosophie (Jakob Kessel, 1937), die Rezeption Unamunos im ‚Dritten Reich‘ zu einem Abschluss gelangt.

Als zweiter Repräsentant der spanischen Moderne ist José Ortega y Gasset ein bedeutender deutsch-spanischer Kulturvermittler: Einerseits gilt er in Spanien als „Germanisator“<sup>46</sup>, hat er doch, geprägt durch seine Studienjahre in Marburg, entscheidend zur Verbreitung der jüngeren deutschen Philosophie in Spanien beigetragen (Kant, Dilthey, Simmel, Jaspers, Heidegger), andererseits verfügte er schon früh über eine deutsche Leserschaft. Ortegas Rezeption in Deutschland durchläuft drei Phasen<sup>47</sup>: Während der Weimarer Republik weckt Ernst Robert Curtius im Jahre 1926 mit dem Essay „Spanische Perspektiven“ Aufmerksamkeit für den Philosophen<sup>48</sup>. Zwei Jahre später erscheinen die ersten deutschen Übersetzungen seiner Werke: *Die Aufgabe unserer Zeit* (Zürich, 1928) und *Der Aufstand der Massen* (Stuttgart, 1930); seine Kanonisierung erfolgt 1932 mit einem Eintrag in *Der Große Brockhaus*.

In der zweiten Rezeptionsphase, den zwölf Jahren des ‚Dritten Reichs‘, werden die Übersetzungen regelmäßig fortgesetzt, nun mit festem Verlag (DVA) und Übersetzerin (Helene Weyl): 1933 erscheint *Über die Liebe*,

<sup>44</sup> De la Hera Martínez, *La política cultural*, 269: „su figura fue siempre objeto de un especial recelo“, „el alma de la aversión contra Alemania existente en España en los círculos oficiales“.

<sup>45</sup> Vgl. De la Hera Martínez, *La política cultural*, 269.

<sup>46</sup> Frauke Jung-Lindemann, „Die Deutschlandbegeisterung von José Ortega y Gasset“, in *Entre dos aguas: Kulturvermittler zwischen Spanien und Deutschland*, hrsg. von Jochen Mecke, Hubert Pöppel (Berlin: tranvia/Walter Frey, 2016), 132.

<sup>47</sup> Vgl. Frauke Jung-Lindemann, „Die Deutschlandbegeisterung“; Genauerer bei Frauke Jung-Lindemann, *Zur Rezeption des Werkes von José Ortega y Gasset in den deutschsprachigen Ländern* (Frankfurt am Main: Peter Lang, 2001).

<sup>48</sup> Ernst Robert Curtius, „Spanische Perspektiven“, *Die Neue Rundschau* 35 (1926): 1229–48.

<sup>39</sup> Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 196.

<sup>40</sup> Jeschke zitiert bei Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 196.

<sup>41</sup> Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 197–200.

<sup>42</sup> Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 285–395.

<sup>43</sup> Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 191.

1934 *Buch des Betrachters*, 1937, während des Spanischen Bürgerkriegs, *Stern und Unstern über Spanien*, und schließlich 1938 *Das Wesen geschichtlicher Krisen*. Im Umfeld dieser Bücher erscheinen zahlreiche Artikel, u. a. von Harri Meier (1936) und Reinhold Schneider (1937), Beiträge zu seinen Reflexionen über Spanien und dessen Beziehung zu Europa (Gerlach 1934, M. D. 1937, Barth 1944) oder zu seinem Verständnis von Nation und Gesellschaft (Wäsche 1943)<sup>49</sup>. Obwohl er nicht so kontrovers aufgenommen wurde wie Unamuno, entsprach Ortega y Gasset – als Phänomenologe, Kulturkritiker und Deutschlandkenner – doch auch nicht dem nationalsozialistischen *mainstream*, ließ sich sein Denken nicht im Sinne der Nazi-Ideologie instrumentalisieren.

Den Gipfel seines Ruhms in Deutschland erreicht Ortega im ersten Nachkriegsjahrzehnt, als er zum populärsten ausländischen Intellektuellen der Adenauerzeit avancierte, bot doch sein philosophischer Individualismus eine willkommene Entgegnung auf die Massenpsychologie des ‚Dritten Reichs‘. Als hochgeschätzter Festredner etwa aus Anlass des Goethejahres 1949 oder als Teilnehmer der *Darmstädter Gespräche* (1951 und 1952), dominiert Ortega den kulturellen Diskurs der jungen Bundesrepublik, deren Intellektuelle ihm anlässlich seines 70. Geburtstags (1953) wie aus Anlass seines Todes am 18. Oktober 1955 ihre Reverenz erweisen.

### Autoren der Falange

Schließlich seien auch die Autoren der Falange erwähnt, die der *Europäischen Schriftstellervereinigung* angehörten, einem Instrument internationaler Kulturpolitik des ‚Dritten Reichs‘, dessen Kenntnis wir der detaillierten Dokumentation von Frank-Rutger Hausmann verdanken<sup>50</sup>. Gegründet 1938 als Gegenmodell zum PEN-Club, organisierte die *Europäische Schriftstellervereinigung* jeden Herbst eine große Tagung im symbolbefrachteten Weimar, bei der sich regimeaffine Intellektuelle aus zwölf europäischen Nationen trafen – faschistischen Protagonisten wie Italien, Spanien und Portugal, besetzten Gebieten wie den Niederlanden, Skandinavien und dem Balkan – sowie der Schweiz. Alljährlich eröffnet durch eine programmatische Rede des Propagandaministers Joseph Goebbels, widmeten sich diese Kongresse Fragen der politisch-ideologischen Militanz der Intellektuellen; im Rahmenprogramm

wurde eine Rundreise durch Deutschland (5.–23.10.1941) bzw. eine Propagandareise nach Katyn (April 1943) geboten. Vertreter Spaniens in der *Europäischen Schriftstellervereinigung* war Ernesto Giménez Caballero, der 1940 und 1941 von Felipe Vivanco begleitet wurde, 1942 von Gonzalo Torrente Ballester und José María Alfaro. Schon vor seinem Engagement in der *Europäischen Schriftstellervereinigung* hatte der ehemalige Herausgeber der *Gaceta Literaria* (1927–1932) internationale Aktivitäten im Rahmen des beginnenden Faschismus entfaltet<sup>51</sup>, die letztlich darauf abzielten, ein ‚Neues Europa‘ unter faschistischem Vorzeichen zu schaffen<sup>52</sup>, das als Erbe sowohl des *Orbis romanus* als auch des Habsburgerreiches fungieren würde, eine Idee, die er auch in seinem Weimarer Vortrag „Europa ist ewige Wiedergeburt“ (3.12.1943) darlegte<sup>53</sup>. Darüber hinaus warb er in Spanien für die Ziele der *Europäischen Schriftstellervereinigung*, etwa durch einen Vortrag bei der Asociación Hispano-Germana von Madrid, in dem er Weimar zum „Hauptquartier unseres Krieges“ erklärt, der im Interesse „Europas, des arischen Menschen, der Katholizität, der Zivilisation“<sup>54</sup> geführt werde.

Die *Europäische Schriftstellervereinigung* förderte auch die literarische Rezeption ihrer Mitglieder, wie das Juliheft 1944 der Zeitschrift *Europäische Literatur* belegt, in dem neben einem Kapitel des Bürgerkriegsromans *Una isla en el mar rojo* von Wenceslao Fernández Flórez auch zwei Lyrikübersetzungen zu finden sind: das Sonett „Rusia, en marcha“ von Dionisio Ridruejo und die Verse „Junges Mädchen“ von Josef Weinheber, auf Initiative Hans Juretschkes vom DWI Madrid übertragen von Felipe Vivanco<sup>55</sup>. Kurz zuvor, im September 1943, hatte die gleiche Zeitschrift ein Panorama der zeitgenössischen spanischen Literatur regimetreuer Autoren aus der Feder Gonzalo Torrente Ballesters publiziert<sup>56</sup>, während der Lyriker Dionisio Ridruejo, von

<sup>51</sup> So seine Reise durch die Niederlande, Flandern und Deutschland, die ihren Niederschlag in dem Band *Circuito imperial* (1928) fand und die Teilnahme am *Convegno Volta* in Rom, aus dem der Band *La nueva catolicidad: teoría sobre el fascismo en Europa: en España* (1933) hervorging; vgl. Hausmann, „Dichte, Dichter, tage nicht!“, 231–2.

<sup>52</sup> Vgl. Mechthild Albert, „Ästhetische Moderne und totalitäres Anti-Europa: der spanische Avantgardist Ernesto Giménez Caballero“, in *Europa! Europa? The Avant-Garde, Modernism and the Fate of a Continent*, hrsg. von Sascha Bru, Jan Baetens, Benedikt Hjartarson, Peter Nicholls, Tania Ørum und Hubert van den Berg, *European Avant-Garde and Modernism Studies* 1 (Berlin: de Gruyter, 2009), 195–209.

<sup>53</sup> Hausmann, „Dichte, Dichter, tage nicht!“, 232.

<sup>54</sup> Hausmann, „Dichte, Dichter, tage nicht!“, 231–5; Artikel in *Arriba* (30.9.1942).

<sup>55</sup> Hausmann, „Dichte, Dichter, tage nicht!“, 237.

<sup>56</sup> Hausmann, „Dichte, Dichter, tage nicht!“, 225, Anm. 109.

<sup>49</sup> Vgl. Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 285–95.

<sup>50</sup> Frank-Rutger Hausmann, „Dichte, Dichter, tage nicht!“: die *Europäische Schriftsteller-Vereinigung* in Weimar 1941–1948 (Frankfurt am Main: Klostermann, 2004).

1938 bis 1941 Francos Propagandaminister und 1941–1942 Freiwilliger der División Azul, in Rudolf Grossmanns Monographie *Der spanische Nationalcharakter* (1943) mit einem kurzen Porträt gewürdigt wird<sup>57</sup>.

Diese Beispiele lassen Netzwerke aufscheinen, die möglicherweise auch jenseits der gelegentlichen Treffen anlässlich der Kongresse existierten, und verdeutlichen die Reziprozität der kulturellen Beziehungen zwischen beiden faschistischen Nationen, trotz gewisser Vorbehalte auf spanischer Seite<sup>58</sup>. Diese Wechselseitigkeit zeigt sich auch im Bereich der Vortragstätigkeit: Einerseits sandten Franco und sein Außenminister Serrano Súñer (1940–1942) deutschlandfreundliche Intellektuelle wie Pedro Laín Entralgo, Dionisio Ridruejo, Gonzalo Torrente Ballester und Antonio Tovar, die als „Grupo de Burgos“ bekannt wurden, auf Mission nach Deutschland, „wo sie auf Vortragsreisen Kontakte knüpften und sich auf Reichsparteitag und Großveranstaltungen anderer Massenorganisationen (Arbeitsfront, Hitlerjugend, Reichsarbeitsdienst usw.) vom Nationalsozialismus tief beeindruckt zeigten“<sup>59</sup>. Andererseits wurden von Seiten des ‚Dritten Reichs‘ als Referenten (vorzugsweise für das DWI Madrid) renommierte Vertreter der verschiedenen Disziplinen wie z. B. Architektur, Vitaminforschung oder Tropenmedizin benannt<sup>60</sup>, wobei die herausragendsten „Botschafter“ der deutschen Wissenschaft zweifelsohne der Jurist Carl Schmitt (1943, 1944) und der Romanist Karl Vossler waren<sup>61</sup>.

### Fazit und Ausblick

Am Ende dieses Überblicks ist festzuhalten, dass Spanien für die deutsche Öffentlichkeit während des ‚Dritten Reichs‘ von einem Land am Rande Europas und Projektionsfläche exotischer Stereotype zu einem politischen Verbündeten avanciert. Dem Spanischen Bürgerkrieg wird große Aufmerksamkeit zuteil, wobei insbesondere die Belagerung des Alcázar von Toledo und die Intervention der Legion Condor von den Medien in einem militant politischen Sinn instrumentalisiert werden. Zugleich erscheinen Beiträge zur Geschichte und Kultur Spaniens sowie zum spanischen „Nationalcharakter“, die der praxisbezogenen Orientierung des Spanischunterrichts entsprechen. Die zu propagandistischen Zwecken gegründete *Europäische*

*Schriftstellervereinigung* fördert den persönlichen Kontakt zwischen regime-treuen Autoren beider Nationen. Die wenigen deutschen Romanisten, die sich der spanischen Literatur widmen, deren Publikationen jedoch ein relativ großes Publikum jenseits akademischer Zirkel erreichen, konzentrieren sich vorzugsweise auf das Siglo de Oro. Dabei nimmt Lope de Vega im Umfeld seines 300. Todesjahres 1935 eine singuläre Stellung ein, befördert durch eine aktualisierende Lesart, die sein Werk zum Vorbild eines neuen Theaters erhebt, das, in Übereinstimmung mit den Zielen des nationalsozialistischen Staats, zugleich volkstümlich und universell ist. Hinsichtlich der in Deutschland rezipierten zeitgenössischen Autoren sind, neben reaktionären Vordenkern wie Donoso Cortés, vor allem zwei demokratische Philosophen hervorzuheben: Miguel de Unamuno, dessen kontroverse Aufnahme in Deutschland mit seinem Tod 1936 endet, und José Ortega y Gasset, dessen intensive Rezeption seitens des deutschen Publikums sich, unter sehr unterschiedlichen Vorzeichen, von der Weimarer Republik bis zur jungen Bundesrepublik erstreckt und dabei auch das ‚Dritte Reich‘ einschließt.

Dieses breit gefächerte Tableau der deutsch-spanischen Literaturbeziehungen ließe sich in manchen Punkten vervollständigen, etwa hinsichtlich der Beziehungen des Grupo de Burgos zu Deutschland und ihrem eventuellen Netzwerk oder bezüglich der Rolle der Kultur- und Propagandazeitschriften. Die reichhaltige Bibliographie von Thomas Bräutigam hält die Möglichkeit zu weiterer vertiefender Auswertung bereit, darunter die Analyse von Qualifikationsschriften zu bestimmten Autoren(gruppen), wobei, um nur ein Beispiel zu nennen, eine Häufung von Dissertationen zu Ramón Llull und Francisco Suárez auffällt, die in ihrem jeweiligen fachhistorischen Kontext zu beleuchten wären. Nicht zuletzt hätte Reinhold Schneiders Rezeption der spanischen Kultur und Literatur eine aktuelle Würdigung verdient.

<sup>57</sup> *Ibero-Amerikanische Rundschau* 10 (1944): 20–1; Bräutigam, *Hispanistik im Dritten Reich*, 392.

<sup>58</sup> Vgl. den Kommentar zum sog. „iberismo“ bei Hausmann, „*Dichte, Dichter, tage nicht!*“, 225.

<sup>59</sup> Hausmann, „*Dichte, Dichter, tage nicht!*“, 225.

<sup>60</sup> Hausmann, „*Vom Strudel der Ereignisse verschlungen*“, 515.

<sup>61</sup> Hausmann, „*Vom Strudel der Ereignisse verschlungen*“, 515, 517.



## Deutsche in Pontigny

Wolfgang Asholt (Humboldt-Universität zu Berlin)

**ZUSAMMENFASSUNG:** „Deutsche in Pontigny“ behandelt einen wichtigen Aspekt der kulturellen und (geistes)wissenschaftlichen deutsch-französischen Beziehungen der Zwischenkriegszeit. Gerade mit dem früh einsetzenden Dialog bildet die Abtei von Pontigny ein Experimentierfeld, in dem zwei Konzeptionen der deutschen Kultur auf ein republikanisch-laizistisches Frankreich stoßen, wie es Paul Desjardins und André Gide repräsentieren. Die Komplexität der beiden Deutschland und ihrer Kulturen (republikanisch-demokratisch-kosmopolitisch vs geistesgeschichtlich-nationalistisch-konservativ; Friedrich Wilhelm Förster vs. Ernst Robert Curtius) wird dadurch gesteigert, dass seit Ende der 1920er Jahre auch Nationalsozialisten nach Pontigny kommen. Wie radikal dieses „dritte Deutschland“ einen Dialog auf Basis der „sociabilité intellectuelle“ verweigert, wird den französischen Gastgebern erst mit den immer zahlreicheren Exilierten nach 1933 deutlich.

**SCHLAGWÖRTER:** Zwischenkriegszeit; Décades de Pontigny; deutsch-französische Beziehungen; Curtius, Ernst Robert; deutsche Kulturmittler

Die Zwischenkriegszeit ist eine große Epoche deutscher Präsenz in Pontigny, vom Wiederbeginn der Dekaden, die Paul Desjardins in Verbindung mit André Gide und dem NRF-Kreis 1910 in der burgundischen Abtei gegründet hatte, im Jahre 1922 bis zu ihrem Ende 1939. Im Unterschied zur Teilnahme anderer Ausländer an den Dekade-Tagungen (die italienischen vielleicht ausgenommen) ist die deutsche Teilnahme von ihrem Beginn bis zum Ende „problematisch“. Paul Desjardins scheint vor dem Ersten Weltkrieg die Konzeption der „zwei Deutschland“<sup>1</sup> zu vertreten, die der Philosoph Elme Marie Caro nach 1871 entwickelt hatte,<sup>2</sup> und die Deutschlandbesuche Desjardins' (etwa Heidelberg 1886) haben ihn in dieser Einschätzung bestätigt. Die Epoche nach dem Versailler Vertrag ist im Vergleich zu jener vor dem Kriegsausbruch vor allem durch die erschütternde Erfahrung von mehr als vier Jahren Krieg und durch einen Friedensschluss, der von der Mehrheit der Deutschen

<sup>1</sup> Vgl. Hans Manfred Bock, „Union pour la Vérité und Décades de Pontigny von 1922 bis 1939“, in *Versöhnung oder Subversion? Deutsch-französische Verständigungs-Organisationen und -Netzwerke der Zwischenkriegszeit*, hrsg. von Hans Manfred Bock, edition lendemains 30 (Tübingen: Narr, 2014), hier 76–9.

<sup>2</sup> Elme Caro, „Les deux Allemagnes: Madame de Staël et Henri Heine“, *Revue des deux Mondes* 96 (1871): 5–20.

abgelehnt wird, geprägt. Und die unmittelbare Nachkriegszeit wird durch anhaltende Spannungen charakterisiert, die mit der Ruhrbesetzung durch Frankreich und den deutschen Widerstand ihren Höhepunkt finden. Zwischen dem Locarno-Abkommen im Oktober 1925 und der Machtübernahme Hitlers Anfang 1933 sind die politischen und kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, zumindest bis 1930, mehr durch Kooperation als durch Konkurrenz oder gar Feindschaft charakterisiert, wie etwa auf deutscher Seite das vom Romanischen Seminar der Universität Berlin koordinierte Einladungsprogramm für französische Schriftsteller und Intellektuelle zwischen 1926 und 1933 belegt.<sup>3</sup> Mit dem Jahre 1933 stellt sich allerdings die Frage der „beiden Deutschland“ in einer bis dahin unbekanntem Schärfe und Bedrohlichkeit. Die Teilnahme von Verteidigern oder Anhängern des NS-Regimes in Pontigny hört bald auf, seit Mitte der 1930er Jahre sind die Deutschen, die nach Pontigny kommen, ausschließlich Exilierte.

Diese Situation und ihre Entwicklung zeigen deutlich, in welchem Maße die Anwesenheit von Deutschen im Pontigny der Zwischenkriegszeit von den politischen Konstellationen abhängig ist. Die Öffnung hin zum besiegten Deutschland, das für den Krieg verantwortlich gemacht wird, gehört allerdings für drei „Institutionen“ zu ihrem (politisch-kulturellen) Programm. Die NRF veröffentlicht in ihrer ersten Ausgabe nach August 1914 im Juni 1919 einen Artikel André Gides: „Réflexions sur l'Allemagne“, in dem zu einer Kooperation mit dem ehemaligen Gegner aufgerufen wird; die *Union pour la Vérité* Paul Desjardins organisiert von Januar bis Mai 1922 in der rue Visconti eine breite Debatte zu einer deutsch-französischen Annäherung<sup>4</sup> und ebenfalls 1922 organisieren die *Entretiens de Pontigny* drei Dekaden, davon zwei mit deutscher Teilnahme: „sur un pied de parfaite égalité intellectuelle et morale“.<sup>5</sup>

Dieser außergewöhnliche Kooperationswille erklärt sich aus einer vor 1914 einsetzenden Öffnung sowohl der Dekaden wie auch der *Union pour la Vérité* zu Deutschland. Die *Union* organisiert 1913/14, 1922 und 1930/31 große

<sup>3</sup> Susanne Pfaff, „Die französische Vortragsreihe Eduard Wechsslers am Romanischen Seminar der Berliner Universität (1926–1934)“, in *Französische Kultur im Berlin der Weimarer Republik*, hrsg. von Hans Manfred Bock, edition l'endemain 1 (Tübingen: Narr, 2005), 173–211.

<sup>4</sup> Teilveröffentlicht in „Reprise des relations entre Français et Allemands“, im *Cahier spécial de Correspondance: Union pour la Vérité* (1925).

<sup>5</sup> Paul Desjardins in einem Brief (20.4.1922) an André Gide, den E. R. Curtius um diese Ebenbürtigkeit gebeten hatte, in André Gide, *Correspondance avec Paul Desjardins, Jacques Heurgon et Anne Heurgon-Desjardins* (Paris: Édition des Cendres, 2011), 38.

Diskussionsforen zu den deutsch-französischen Beziehungen, die erste Phase dieses Prozesses ist von Hans Manfred Bock (wieder)entdeckt worden.<sup>6</sup> Paul Desjardins eröffnet die Debatte des Jahres 1914 mit einem Beitrag zur Perspektive einer eventuellen „deutsch-französischen Annäherung“, als er in einem programmatischen Vortrag gegen den Wirtschaftswissenschaftler Adolph Wagner und seinen Nationalismus das Recht der Völker auf Selbstbestimmung vertritt. Wagner hatte 1870 *Elsass und Lothringen und ihre Wiedergewinnung für Deutschland* veröffentlicht, wo er die Annexion der beiden Provinzen mit dem von Desjardins als „romantische Erfindung“ bezeichneten Argument der Priorität der sprachlichen Ursprünge gegenüber den Rechten der Völker verteidigt.<sup>7</sup>

Desjardins konstatiert die Konkurrenz von zwei Positionen: des Gallizismus und des Borussentums. Und obwohl er deutlich erklärt: „L'ennemi pour nous, ou du moins (ne dramatisons pas) l'étranger, ce n'est pas l'Allemand, certes, ce n'est pas le Prussien“ bezeichnet er den „Prussianisme comme système armé“ als zu bekämpfenden Feind („avec tout mon sang pour enjeu, s'il y échec“). Die Diskussion wird fortgesetzt mit anderen Einschätzungen, etwa jenen von André François-Ponçet und Henri Lichtenberger, die keinen Spielraum für eine Annäherung erblicken. In einem zusammenfassenden Artikel bedauert Desjardins' Mitarbeiter Georges Guy-Grand, dass es nicht möglich gewesen sei, potentielle Partner für diese Diskussion in Deutschland zu finden, was das internationale Völkerrecht und den „respect du droit des peuples“ angeht, und er setzt seine Hoffnung auf eine fernere Zukunft, um einen „accord sur les grands principes juridiques“<sup>8</sup> zu finden. In der Tat ist es charakteristisch für die damalige Situation, dass kein Deutscher an ihr teilnimmt, und während der beiden Debatten der *Union pour la vérité* in der Zwischenkriegszeit wird dies ebenfalls nicht der Fall sein.

Bei den ersten „Entretiens“ von Pontigny sieht dies etwas anders aus. Einen „Probelauf“ bildet die Teilnahme des jungen deutschen Philosophen und Wirtschaftswissenschaftlers Kurt Singer (1886–1962) an der „literarischen“ Dekade im Jahre 1910, eines Bewunderers Stefan Georges, den Keynes später „the mystical economist from Hamburg“<sup>9</sup> nennen sollte. Es ist ziemlich

<sup>6</sup> Das war 1995 der Fall; 2014 wieder abgedruckt in Bock, Hrsg., *Versöhnung oder Subversion*.

<sup>7</sup> Zum Kontext dieser und ähnlicher Argumentationen: Markus Messling und Ottmar Ette, Hrsg., *Wort Macht Stamm: Rassismus und Determinismus in der Philologie (18./19. Jh.)* (München: Fink, 2013).

<sup>8</sup> Vgl. Bock, „Union pour la Vérité und Décades de Pontigny“, 80–2.

<sup>9</sup> <https://100jahre.wirtschaftsdienst.eu/john-maynard-keynes.html>.

wahrscheinlich, dass es Gide ist, der Singer einladen läßt, denn dieser hat 1907 (d. h. im gleichen Jahr, in dem die französische Ausgabe erscheint) *Le retour de l'enfant prodigue* in *Neue Rundschau* (Mai 1907) übersetzt, den Rilke schon als Manuskript liest. Von einer eventuellen Intervention Singers in Pontigny ist nichts überliefert. Aber es gibt eine Fortsetzung des Engagements von Singer, der auch mit Ernst Robert Curtius in Kontakt steht, in Form einer Debatte mit Gide, einen „Austausch“, der symptomatisch für die deutsch-französischen Beziehungen in der Zeit vor Ausbruch des Krieges ist. Im Dezember 1910 veröffentlicht Gide in der *NRF* den Aufsatz „La Suisse entre deux langues“, in dem er die Überlegenheit des Französischen nicht nur innerhalb der schweizerischen Mehrsprachigkeit proklamiert, sondern in ganz allgemeiner Weise, etwa, wenn er feststellt „L'écrivain allemand, pour bien écrire, doit toujours lutter contre sa langue; le français est pour ainsi dire porté par la sienne.“<sup>10</sup> Singer antwortet darauf mit einer „Défense de la langue allemande“ (März 1911), in der er seinen Aufenthalt in Pontigny erwähnt und das seinerzeitige gegenseitige Verständnis lobt, um zu fragen, ob man in der Syntax des Französischen „un modèle généralisable, une sorte de „droit naturel“ grammatical“ sehen müsse, und ob man dann nicht auch fragen müsse, „si l'allemand n'est pas supérieur par son vocabulaire [...] ? Les mots allemands ne pénètrent-ils pas plus avant, plus près des „racines“ du langage“,<sup>11</sup> um abschließend eine prinzipielle Gleichwertigkeit der Sprachen zu reklamieren; Gide verzichtet auf eine Replik.

Diese deutsche Beteiligung bleibt eine Ausnahme in der Vorkriegszeit, und das „Comité international des Fondateurs“, das die Dekaden des Jahres 1911 vorbereitet, zeigt dies recht deutlich.<sup>12</sup> Trotzdem sind die zwei zu den ersten Nachkriegsdekaden eingeladenen Deutschen schon damals wegen ihrer republikanischen und universalistischen Positionen bekannt: Friedrich Wilhelm Förster und Heinrich Mann. Im Unterschied zur Gegenwartskunst, wo sich um den *Sturm* von Herwarth Walden und seine Galerie seit 1910 ein intensiver Austausch mit französischen Künstlern und Schriftstellern entwickelt, scheint die Situation im Bereich der Kultur und der politischen und sozialen Konzeptionen aber ungleich komplizierter.

Während der zweiten Debatte der *Union pour la Vérité* erklärt Paul Desjardins in Hinblick auf die deutsch-französischen Beziehungen im Januar 1922:

<sup>10</sup> André Gide, „Notes“, *La Nouvelle Revue française* (déc. 1910): 810.

<sup>11</sup> Kurt Singer, „Défense de la langue allemande“, *La Nouvelle Revue française* (mars 1911): 421–31, hier 428.

<sup>12</sup> Neben Franzosen ein Engländer, zwei Belgier, ein Finne, ein Pole und zwei Schweizer.

„D'abord: savoir; puis, peu à peu, comprendre; enfin: se résoudre.“ In Verbindung mit der Einschätzung von Henri Lichtenberger: „Ce qui est possible, et tout de suite, c'est la reprise du contact intellectuel“, sind es solche Auffassungen, die sowohl einen übersteigerten Nationalismus wie eine nur auf gute Absichten gegründete Annäherung vermeiden wollen, die die Dekaden prägen, die im Sommer des gleichen Jahres beginnen. Zwei Einladungen unterschiedlichen, um nicht zu sagen gegensätzlichen Charakters bilden die „Umsetzung“ dieser Konzeption: jene von Friedrich Wilhelm Förster und die von Ernst Robert Curtius. Förster wird aus naheliegenden Gründen zur Dekade „Éducation et Liberté politique“ eingeladen, vor allem um mit dem Kriegsteilnehmer Georges Duhamel zu diskutieren. Förster, dessen Vater schon vor dem Krieg in Verbindung mit Desjardins steht, war seit 1914 Professor für Philosophie und Pädagogik in München. Als überzeugter Pazifist kritisiert er scharf die deutsche Politik vor und während des Krieges, so dass er sich für längere Zeit in die Schweiz zurückziehen muss. Als er 1917 nach Deutschland zurückkehrt, ist er von der deutschen Hauptverantwortung für den Krieg überzeugt (*Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland*, 1920). Nach der Ermordung von Erzberger und von Rathenau legt er 1922 seine Professur in München nieder und zieht erneut in die Schweiz, um ab 1926 in Frankreich zu leben. Seine Bücher werden 1933 verbrannt und im August des gleichen Jahres wird ihm von den Nazis die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. Sein Aufenthalt in Pontigny hat in den Erinnerungen Georges Duhamels Spuren hinterlassen,<sup>13</sup> nicht aber in seinen eigenen Memoiren. In seiner *Erlebten Weltgeschichte. 1869–1953* (Nürnberg: Glock und Lutz, 1953) widmet er seinen französischen Eindrücken ein langes Kapitel (427–98), aber weder Pontigny noch Desjardins werden dort erwähnt. Vielleicht bildet ein Satz seines Buches *Europa und die deutsche Frage* (1937) einen (verspäteten) Kommentar der Diskussionen des Jahres 1922:

Das sogenannte rapprochement franco-allemand [...] war in den letzten Jahren mehr und mehr zu einer Komödie geworden, wo man sich gegenseitig Möglichkeiten der Verständigung vormachte, die in Wirklichkeit weit und breit nicht existierten.<sup>14</sup>

<sup>13</sup> Vgl. François Chaubet, *Paul Desjardins et les Décades de Pontigny* (Lille: Presses du Septentrion, 2010), 113–4.

<sup>14</sup> Friedrich Wilhelm Förster, *Europa und die deutsche Frage: eine Deutung und ein Ausblick* (Luzern, Vita Nova, 1937), 440.

Es ist möglich, dass seine Einstellung einem Deutschland gegenüber, das sich so verhält, „daß jede wirkliche politische Verständigung zunächst vollkommen ausgeschlossen ist“,<sup>15</sup> ihn nicht nur in Deutschland isoliert, sondern auch bei den Franzosen in Pontigny, man kann also von einer gescheiterten Begegnung sprechen.

Ernst Robert Curtius (1886–1956) bildet das Gegenmodell zu Förster: er verteidigt die Position einer deutschen Kultur, die sich wesentlich von der französischen unterscheidet, und er strebt von konträren Positionen einen die Differenzen akzeptierenden Dialog an. Das zeigt sich schon in der Vorbereitungszeit in Hinblick auf seine Einladung. Das Nationalgefühl von Curtius wird durch den Artikel VIII des Programms provoziert, wo die Rede von den „peuples libres d'Occident“ ist. Er verlangt in einem Brief an Gide (1. April 1922) „qu'on se rencontre sur un pied de parfaite égalité intellectuelle et morale“,<sup>16</sup> was anschließend akzeptiert wird, aber Gide muss Desjardins gegenüber noch im Juli verlangen, dass das schriftliche Programm in diesem Sinne geändert wird. Wie vor dem Krieg Singer, wird Curtius auf Veranlassung von Gide zur Dekade „Le Miroir de noblesse: culture de la fierté par la fiction“ (17.–26. August 1922) eingeladen. Gide und Curtius haben sich bei der Luxemburger Großindustriellenfamilie Mayrisch in Colpach im Juni 1921 kennengelernt. Curtius hat zuvor *Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich* (1919), und *Maurice Barrès* (1921) veröffentlicht und bereitet seinen *Balzac* vor, der 1923 erscheinen wird. Nachdem er 1922 einen großen Artikel über ihn im *Neuen Merkur* 2 (1922) publiziert hat, beginnt er eine Korrespondenz mit Marcel Proust, und ich zitiere aus einem Brief des Monats April: „Ich bewundere diese Verbindung von unerschöpflichem Lebensreichtum und souveräner geistiger Helligkeit.“<sup>17</sup> Curtius ist der Romanist, der sein Fach für das Gegenwartsfrankreich öffnen will, und wohl derjenige, der die französische Literatur seiner Zeit am besten kennt. Von den Diskussionen und Vorträgen Curtius' in Pontigny wissen wir fast nichts. Aber Curtius schreibt über seinen Aufenthalt in Pontigny einen Artikel im *Neuen Merkur* des August 1922, der diese (weitgehend unbekannt) Institution erstmals einem deutschen Publikum präsentiert. Er charakterisiert die Einstellung der Organisatoren und der Teilnehmer als eine solche des „geistigen Kosmopolitismus und einer freien und kritischen Spiritualität“ und betont in

<sup>15</sup> Förster, *Erlebte Weltgeschichte*, 477.

<sup>16</sup> Gide, *Correspondance*, 38.

<sup>17</sup> Ernst Robert Curtius, *Briefe aus einem halben Jahrhundert*, hrsg. von Frank-Rutger Hausmann (Baden Baden: Valentin Koerner, 2015), 131.

Hinblick auf das Thema der literarischen Dekade die Notwendigkeit, „gegenüber den klaren Typenbildungen der westlichen Nationen die Eigenart der deutschen Geistesgeschichte verständlich“ zu machen. Das, was ihm in Pontigny besonders zusagt, ist das Fehlen ideologischer Debatten: „Jeder strebte vom eigenen Standpunkt aus immer zu einem gemeinsamen Mittelpunkt.“ Die Grundüberzeugung Curtius' wird allerdings deutlich, wenn er seinen Beitrag mit Einschätzungen wie: „Eigener Wert ist nur vollgültig, wenn er auch das Fremde versteht. Selbst wahre Überlegenheit ist ohne solches Verstehen nicht möglich“<sup>18</sup> schließt. Die europäischen Debatten verhindern also nicht das Ziel einer kulturellen Überlegenheit, aber vielleicht ist es eine komplementäre „Überlegenheit“, wo jeder die Anderen benötigt. Die Rezeption des *Barrès* entspannt die Situation allerdings nicht. Angesichts der französischen Reaktion, etwa jener Daniel Halévys, eines ehemaligen Pontigny-Gastes, fragt Curtius in der *La Revue de Genève* im Dezember 1922: „Français et Allemands peuvent-ils se comprendre?“<sup>19</sup>

Der dritte eingeladene Deutsche ist Heinrich Mann, der an der Literaturdekade des Jahres 1923 teilnimmt. Der Zeitpunkt könnte kaum ungünstiger sein, denn die französischen Truppen haben das Ruhrgebiet besetzt, eine für einen frankophilen Autor wie Heinrich Mann (siehe die Auseinandersetzungen mit seinem Bruder Thomas während des Krieges) besonders schwierige Situation. Die *Revue de Genève* hat den Autor, der dem französischen Publikum noch weniger bekannt ist als sein Bruder, mit einem Artikel im September 1922 präsentiert („Heinrich Mann et son temps“), und dank seines Freundes Félix Bertaux, der häufig nach Pontigny kommt, wird die Einladung möglich, freilich auch, weil Curtius, der 1923 ebenfalls kommen soll, auf eine Teilnahme verzichtet. Auch im Falle von Heinrich Mann kennen wir kaum Zeitzeugnisse anderer Teilnehmer, der Pontigny-Historiker François Chaubet spricht allerdings von einer „confrontation des conceptions républicaines défendues respectivement par Desjardins et Heinrich Mann“.<sup>20</sup> Mann veröffentlicht 1923 zwei wichtige Aufsätze: „Europa, Reich über den Reichen“ = „Europe, état suprême“ (in der *Neuen Rundschau* und der Zeitschrift *Europe*, jeweils im Juli) sowie „Deutschland und Frankreich: Antwort an Jacques Rivière“, *Neue Rundschau* (September 1923). Er erwähnt den Pontigny-Aufenthalt in seinen Memoiren *Ein Zeitalter wird besichtigt* (1945).

<sup>18</sup> Ernst Robert Curtius, „Pontigny“, *Der Neue Merkur* (November 1922): 419–25, hier 422, 423 und 425.

<sup>19</sup> Titel des Beitrags von Curtius in der *Revue de Genève* (Dezember 1922).

<sup>20</sup> Chaubet, *Paul Desjardins et les Décades de Pontigny*, 114.

Heinrich Mann, der kurz zuvor den wirtschaftlich-militärischen Komplex in Deutschland scharf angegriffen hatte, muss angesichts des bürgerlichen Publikums in Pontigny behutsam mit dieser ökonomisch-sozialen Kritik umgehen, beispielsweise gegenüber Mme Mayrisch, die er in „eine reiche Dame aus dem Saarland“ verwandelt. Was die Diskussionen angeht, so ist Mann diskret, er erwähnt allerdings sein Prinzip: „Was ich nach Kräften vermied: für ein Land, im Namen anderer zu urteilen.“ Und anlässlich einer vehementen Kritik an Anatole France von Seiten jüngerer Teilnehmer kommentiert er: „Es tat mir weh, aber ich begegnete auch hier der abrupten Scheidung der Geister, in Fragen des Verstehen-Wollens und Nicht-Mehr-Wollens, in Hinblick auf Duldsamkeit und Gewalt.“ Was bleibt ist bis zu seinem Tode eine „eigene Art von Dankbarkeit“<sup>21</sup> gegenüber Paul Desjardins und „Pontigny als einer der Anstöße zum *Henri Quatre*-Roman“, den großen Exil-Roman, den er in Frankreich schreibt.<sup>22</sup>

Im Jahre 1924 kommt Bernard Groethuysen erstmalig nach Pontigny, wo er zu einem Stammgast der „Entretiens“ werden sollte.<sup>23</sup> Curtius ist erneut im August 1924 dort, aus Anlass der Dekade „L'Acquis du XIX<sup>e</sup> siècle dans l'ordre de l'intelligence“. Aber sein Interesse gilt nicht allein den literarischen Themen. So schreibt er dem Philosophen und Soziologen Helmut Plessner (1892–1985), der ihn um Artikel für seine zukünftige Zeitschrift bittet (*Philosophischer Anzeiger*, 1925–1930) aus Pontigny (20/8/1924): „Grade hier in Pontigny empfinde ich wieder sehr stark wie wenig wir von dem wissen was geistig in Europa vorgeht“.<sup>24</sup> Aber in einem Brief, den er eine Woche später an einen Historiker-Freund richtet (Siegfried Kaehler, 1885–1963), fordert er: „Hier vertrete ich erfolgreich den Culturnationalismus, [...], das ist die militante Seite meiner Deutschheit.“<sup>25</sup> Wegen dieser Einstellung kommt es zu Schwierigkeiten mit Paul Desjardins; und Curtius reist fortan nicht mehr nach Pontigny, worüber er sich fünf Jahre später in einem Brief an Catherine Pozzi erklärt:

Pontigny? Comment pouvez-vous croire que j'y irais? [...] Le maître de la maison m'a pris en grippe. Il professe le spiritualisme laïc [...]. Il enseigne le culte du peuple. Il déteste la littérature „qui nous pourrit“. [...] Je ne supporte plus les parlottes, ni le jeu de se mettre en commun pour penser, ni surtout de penser en causeries.<sup>26</sup>

Doch auch wenn ihm Desjardins republikanische Ideologie und der Pontigny-Stil missfallen, hindert dies Curtius nicht daran, seine Beziehungen zu nutzen, um andere Deutsche einladen zu lassen. Das ist ein erstes Mal 1924 mit Max Scheler der Fall und 1926 mit Arnold Bergsträsser, mit dem er 1930 die beiden Bände der *Frankreichkunde* herausgeben wird. 1926 verschafft er seinem engen Freund, dem Schweizer Literaturkritiker Max Rychner eine Einladung, dessen Pontigny-Parodie ich im Anhang abdrucke, und 1929 kommt es zu einer Einladung an Eva Rechel-Mertens, die Assistentin von Curtius.

Neben den von Curtius und seinem Netzwerk bewirkten Einladungen kommen andere Deutsche. Zum Beispiel der Philosoph Wilhelm Haas (*Die Einheit Europas* 1925),<sup>27</sup> der an der Europa gewidmeten und von Paul Valéry geleiteten Dekade von 1925 teilnimmt, es treten aber auch zukünftige Nazis auf, wie der Malraux-Übersetzer und Ribbentrop-Mitarbeiter Max Clauss sowie Carl Maria Holzapfel im Jahre 1925, im gleichen Jahr erhält auch der Theologiestudent Martin Rang eine Einladung,<sup>28</sup> 1928 kommen der katholische Philosoph Peter Wust sowie die engagierte Pädagogin Klara Fassbinder, die 1929 nach Pontigny zurückkehrt. Fassbinder, die in den 1950er und 1960er Jahren als „Friedensklärchen“ und „compagnonne de route“ bekannt ist, schreibt in ihren Memoiren, die einen Titel tragen, der auch zu Pontigny passt (*Der versunkene Garten*, 1968): „Und so bleibt Pontigny für mich vor allem jener Sommermonat 1928, in dem Sonne, Landschaft, Künstler- und Menschentum zu einem einzigartigen Ganzen verschmolzen, dessen Glanz die folgenden Jahre mit ihrer inneren und äußeren Not nicht zu verdunkeln mochten.“<sup>29</sup> Klara Fassbinder ist eine der wenigen Pontigny-

<sup>21</sup> Heinrich Mann, *Ein Zeitalter wird besichtigt* (Hamburg: Claassen, 1974), 246–8.

<sup>22</sup> Vgl. „Pontigny als einer der Anstöße zum ‚Henri Quatre‘-Roman“, in Ekkehard Blattmann, *Heinrich Mann und Paul Desjardins: Heinrich Manns Reise nach Pontigny anno 1923* (Frankfurt: Peter Lang, 1985), 238–47.

<sup>23</sup> Vgl. Klaus Grosse Kracht, *Bernard Groethuysen (1880–1946): eine intellektuelle Biographie* (Tübingen: Niemeyer, 2002).

<sup>24</sup> Curtius, *Briefe aus einem halben Jahrhundert*, 167.

<sup>25</sup> Curtius, *Briefe aus einem halben Jahrhundert*, 169.

<sup>26</sup> Text in *Ernst Robert Curtius et l'idée d'Europe*, hrsg. von Jeanne Bem und André Guyaux (Paris: Champion, 1995), 351.

<sup>27</sup> Vgl. Chaubet, *Paul Desjardins et les Décades de Pontigny*, 127–30.

<sup>28</sup> François Chaubet zitiert aus einem Brief Rangs nach seinem Pontigny-Aufenthalt: „La compréhension d'autrui et la sincérité avec laquelle on a cherché la justice me fait considérer Pontigny comme symbole de l'estime et de la foi mutuelles“, Chaubet, *Paul Desjardins et les Décades de Pontigny*, 142.

<sup>29</sup> Klara Marie Fassbinder, *Der versunkene Garten: Begegnungen mit dem geistigen Frankreich des Entre-deux-guerres. 1919–1939* (Heidelberg: Kerle, 1968), 172.

Besucher, die auch an Dekaden in Cerisy teilnehmen (1963 zu Paul Claudel und 1964 zu André Gide). Der Philosoph Martin Buber ist 1929 und erneut 1935 und 1936 in Pontigny,<sup>30</sup> das Ehepaar Herbert Dieckmann 1930<sup>31</sup> und der Essayist und Übersetzer Hans Kauders muss vor 1930 Pontigny besucht haben, dem Jahr, in dem er in der *Europäischen Revue* einen Artikel mit dem Titel publiziert „Wert von Pontigny“. Dort konstatiert er die „Öffnung, die Pontigny im Vergleich mit der Vorkriegszeit vollzogen hat“ sowie die große Zahl deutscher Eingeladener wie Heinrich Mann, E. R. Curtius und Bernhard Groethuysen, und weist vor allem darauf hin: „Es kamen noch viele andere Deutsche: Lehrer und Lehrerinnen, Studenten und Studentinnen usw. Und vielleicht sind diese Anonymi für ein echtes Rapprochement von wesentlicherer Bedeutung als die großen Namen.“<sup>32</sup>

Einen außergewöhnlichen Moment der deutschen Teilnahme an den Dekaden stellt jene an „Sur le baroque“ im Jahre 1931 dar. Mehrere deutsche Kunsthistoriker nehmen an ihr teil: Walter Friedländer aus Freiburg, der von den Nazis 1933 aus seiner Professur gejagt wird, ebenso wie der Hamburger Rudolf Wittkower, der Deutschland 1933 verlassen muss, oder der Österreicher Hans Tietze, ein wichtiger Repräsentant der Architektur-Erneuerung im Wien der 1920er Jahre, der 1938 ins Exil gehen muss. Ihre Diskussion mit Kunsthistorikern anderer Länder (zum Beispiel Eugenio d’Ors) hat einen entscheidenden Einfluss für eine veränderte Barock-Auffassung in Frankreich, wie François Chaubet zu Recht feststellt: „Cet entretien commençait le lent revirement du jugement esthétique des Français à l’égard du baroque“.<sup>33</sup>

An dieser Dekade nimmt allerdings auch die problematische Figur Werner Hager teil, der mehrfach (1927, 1931, 1934, 1935) nach Pontigny gekommen ist. Seinerzeit Assistent in Heidelberg tritt er 1933 der NSDAP bei und nimmt danach an der Dekade „D’une restauration de l’intolérance“ im Jahre

<sup>30</sup> Die Dekade über die Askese (1935) ist der Anlass für Buber, seinen Essay *Bilder von Gut und Böse* (Jérusalem, 1941, dt. 1949) zu schreiben; im Vorwort spricht er von seinem „unvergesslichen“ Freund Paul Desjardins (Heidelberg: Lambert Schneider, 1964), 7.

<sup>31</sup> Herbert Dieckmann promoviert 1930 bei Curtius und verlässt Deutschland 1933, um zunächst nach Istanbul zu gehen, von wo er 1938 in die USA auswandert. Er ist eine zentrale Figur der Aufklärungsforschung, insbesondere Diderot (er entdeckt den Fonds Vandeuil), und lehrt in Harvard und Cornell.

<sup>32</sup> Zitiert nach Bock, „Union pour la Vérité und Décades de Pontigny“, 92. Wahrscheinlich ist auch der Journalist und Gide-Übersetzer Franz Hardekopf in Pontigny gewesen, der 1940 einen „Nachruf“ auf Desjardins und Pontigny veröffentlicht, in *Die Zukunft* (22.3.1940).

<sup>33</sup> Chaubet, *Paul Desjardins et les Décades de Pontigny*, 140.

1934 teil. Nach seiner Rückkehr in das NS-Deutschland schreibt er darüber in der Nazi-konformen Zeitschrift der *Sohlbergkreis* und gibt von seiner Präsenz folgende Einschätzung:

Er stellte im wesentlichen dem individualistischen, rationalistischen Toleranzideal die deutsche Freiheitsidee entgegen, welche der Weg zur Erfüllung der Persönlichkeit im Dienst am überpersönlichen Ganzen des Volkes erblickt.<sup>34</sup>

Der nationalsozialistische Diskurs Hagers wird von einem großen Teil des Publikums kritisiert, und Roger Martin du Gard notiert in seinem *Journal* lakonisch zur Person: „Un nazi allemand: Werner Hager, de Heidelberg“ (3 sept. 1934).<sup>35</sup> Die Ambiguität der Situation wird allerdings von einer Passage in den Memoiren von Maurice de Gandillac illustriert:

Werner Hager, jeune *Privatdozent* de mère française, qui, me dit-on, émeut cet été les hôtes de Pontigny aux entretiens sur l’histoire selon Valéry [Hager avait participé à une autre Décade]. Que ce garçon m’ait un temps convaincu de sa sincérité, atteste ce que j’écris le 27 novembre [...]. Je continue pourtant à tenir Hager et ses amis pour des gens de „bonne foi“ qui consentent au régime une „collaboration sincère, mais clairvoyante“.<sup>36</sup>

Man ist also noch nicht bereit, mit diesem „neuen“ Deutschland definitiv zu brechen, und dies wird durch eine Einladung Hagers für das Jahr 1935 bestätigt. Es ist allerdings schwer, sich vorzustellen, wie Martin Buber, der seine Honorarprofessur in Frankfurt verloren hatte, oder die exilierte Gisèle Freund eine Dekade gemeinsam mit Hager ertragen können.<sup>37</sup> Dieser wird 1943 Professor und erhält 1950 einen Lehrstuhl in Münster, offensichtlich ist sein Bekenntnis zum Nationalsozialismus in der Adenauerzeit kein Hindernis.<sup>38</sup> Ein anderer Nazi, der wenigstens einmal Pontigny besucht (bei der literarischen Dekade 1930), ist Fritz (Friedrich) Bran, der Redakteur der schon erwähnten NS-affinen Zeitschrift des *Sohlbergkreises* und Freund von Otto Abetz. Mitglied der NSDAP seit 1933, bringt er es zu einem der wichtigen

<sup>34</sup> Zit. nach Bock, „Union pour la Vérité und Décades de Pontigny“, 101.

<sup>35</sup> Roger Martin du Gard, *Journal*, Bd. II, coll. Blanche (Paris: Gallimard, 1993), 1091.

<sup>36</sup> Maurice de Gandillac, *Le siècle traversé: souvenirs de neuf décennies* (Paris: Albin Michel, 1998), XXX.

<sup>37</sup> Es existiert sogar ein Foto, auf dem Hager neben Alberto Moravia steht, und das von Gisèle Freund aufgenommen wurde, vgl. Pierre Masson et Jean-Pierre Prévost, Hrsg., *L’esprit de Pontigny* (Paris: Orizons, 2014), 224.

<sup>38</sup> Hager (1900–1997) erhält 1965 die Ehrendoktorwürde der Universität Lille (Partneruniversität von Münster) und wird 1967 Offizier der Palmes Académiques.

Kultur-Verantwortlichen im Außenministerium. Curtius kennt ihn aus Heidelberg, und es nicht ausgeschlossen, dass er ihm hilft, eine Einladung nach Pontigny zu erhalten.<sup>39</sup>

Nach 1933 nehmen zunehmend ins Exil gezwungene Deutsche an Dekaden in Pontigny teil, wie Gertrud Hermes (1933), Gisèle Freund (1935), Ernst Erich Noth (1935), die Österreicher Hans Kelsen und Ernst Kris (1937), die 1938 ins Exil gehen müssen, Hans Mayer (1938), Paul Ludwig Landsberg (1936 bis 1939) und schließlich Walter Benjamin 1939, auch wenn er nicht an einer Dekade beteiligt ist, sondern an einem Frühjahrskurs, den der Marxist Benjamin als zu „indoktrinierend“ kritisiert. Noth, der ehemalige Redakteur der *Frankfurter Zeitung*, der ebenfalls nach Frankreich ins Exil geht, wo er an Zeitschriften wie *Europe* und *Vendredi* mitarbeitet, schreibt in seinen Erinnerungen über die Dekade „L'ascétisme“, an der auch Nikolas Berdiaev und Martin Buber teilnehmen, dass Ernesto Buonaiuti vom Pseudo-Asketentum der Hitlerjugend mit einer gewissen Anerkennung spricht,<sup>40</sup> und man kann sich vorstellen, wie unerträglich die Teilnahme eines Nazis wie Hager für Noth gewesen sein muss. Doch es existiert auch ein Foto von Wilhelm Haas, der zu den „Entretiens“ von 1936 (wieder)gekommen ist, und das ihn mit dem Belgier Raymond de Becker zeigt, der offen seine Nazi-Sympathien bei der Dekade „La Volonté du Mal“<sup>41</sup> zur Schau stellt. Hager ist also keine einmalige Ausnahmeerscheinung.

Hans Mayer, der im Exil wie Benjamin vom *Institut für Sozialforschung* von Adorno und Horkheimer unterstützt wird – und nach 1945, als Germanist zunächst in der DDR und dann in der Bundesrepublik lehrt –, erwähnt die Dekaden ebenfalls in seinen Memoiren: „Diese zehn Tage sind unvergessen“. Ihn beeindruckt insbesondere die Atmosphäre im September 1938 während der deutschen Erpressung der Tschechoslowakei. Am Abend des Tages, als Paul Ludwig Landsberg, der mit den Internationalen Brigaden in Spanien gekämpft hatte, in Pontigny eintrifft, hat niemand Lust auf die üblichen Gesellschaftsspiele. Mayer erwähnt die „wohltuende Sympathie mit dem Exi-

<sup>39</sup> Was Bran angeht, siehe den zu nachsichtigen Teil, den ihm Barbara Unteutsch in ihrer Dissertation *Vom Sohlbergkreis zur Gruppe Collaboration* (Münster: Kleinheinrich, 1990), 151–60 widmet.

<sup>40</sup> Ernst Erich Noth, *Erinnerungen eines Deutschen* (Hamburg, Claassen, 1971), 327–30.

<sup>41</sup> Vgl. Masson et Prévost, *L'esprit de Pontigny*, 233 und 236.

lierten aus Deutschland, denn in der französischen Presse wurden ganz andere Lieder intoniert.“<sup>42</sup>

Hans Manfred Bock hat in diesem Zusammenhang von einer „doppelten Präsenz Deutschlands in Pontigny“ gesprochen, die der Konzeption der „zwei Deutschland“ der jungen III. Republik entspricht. Curtius repräsentiert die Deutschen, die auf einer deutschen Differenz, man könnte auch sagen einer „exception culturelle“ des deutschen Geistes gegenüber den westeuropäischen Demokratien bestehen. Wenn es zutrifft, dass Curtius die Erfahrung und die Kenntnis des Anderen propagiert, denn „Eigener Wert ist nur vollgültig, wenn er auch das Fremde versteht“, bleibt es doch erstaunlich, dass er mit seiner Betonung der kulturellen Differenz zum deutschen Lieblingspartner André Gides wird. Diese Forderung eines spezifischen, eigenen deutschen Geistes widerspricht aber deutlich den Konzeptionen von Paul Desjardins, der jenseits der Unterschiede und des Trennenden international gemeinsame Werte fordert, wie den Republikanismus und den Laizismus, die Curtius zuwider sind. Heinrich Mann und Friedrich Wilhelm Förster repräsentieren das andere Deutschland, jenes, das den „deutschen Sonderweg“ bekämpft und eine *Westorientierung* proklamiert, die sich erst mit der Bundesrepublik durchsetzen sollte. Das ist die Position, die Heinrich Mann schon mit seiner Apologie von Zolas Engagement während der Dreyfus-Affäre im Ersten Weltkrieg gegen seinen Bruder Thomas und dessen nationalistische Positionen in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* 1918 verteidigt.

Ein „drittes“ Deutschland taucht zu Beginn der 1930er Jahre auf und es wird insbesondere von Werner Hager, der insgesamt dreimal nach Pontigny kommt (1931, 1934, 1935), aber auch von Fritz Bran (1930) und anderen, sowie durch die Besuche von Raymond de Becker (1935, 1936) repräsentiert. Es ist erstaunlich, dass die Präsenz dieser Deutschen und Verteidiger des NS-Regimes eine gewisse Zeit lang sowohl für Paul Desjardins als auch für die Organisatoren der jeweiligen Woche mit der Anwesenheit zahlreicher exilierter Deutschen und Österreicher in Pontigny kompatibel scheint.

Die Anwesenheit von Deutschen bei der Wiederaufnahme der Dekaden im Jahr 1922 ist ein deutliches und wichtiges Signal. Die offiziellen Kulturbeziehungen zwischen beiden Ländern beginnen eigentlich erst wieder mit Locarno, in diesem Sinne repräsentiert die Einladung von Thomas Mann in

<sup>42</sup> Hans Mayer, *Ein Deutscher auf Widerruf: Erinnerungen I* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982), 225 und 226.

die rue Visconti einige Monate nach diesem Abkommen einen Wendepunkt und ein Signal, das mit Sicherheit durch die Pontigny-Einladungen vorbereitet wird. Es scheint, als habe es eine Doppel-Strategie gegeben: im Zentrum der offiziellen Debatten und der Macht, also in Paris, kann die *Union pour la Vérité* nicht weiter gehen, selbst wenn Paul Desjardins in seinem Programm schon 1922 vorschlägt: „D’abord: savoir; puis: peu à peu, comprendre; enfin: se résoudre“. Aber in der klösterlichen Provinzatmosfera, in der Gemeinschaft von „gens libres, bien nés, bien éduqués“ (Abbaye de Thélème) sind offensichtlich Debatten möglich, die im offizielleren Rahmen von Paris noch nicht opportun scheinen. Des Mutes von Paul Desjardins und seiner Freunde bedarf es aber nicht nur auf französischer, sondern auch auf Seiten der ersten Deutschen. Als Curtius ein Jahr nach Kriegsende seine *Literarischen Wegbereiter* veröffentlicht, reagieren seine Kollegen und sein Fach überwiegend kritisch, und es gibt Romanisten, wie Eugen Lerch, die ihm „Anbiederung mit der Negation“ vorwerfen.<sup>43</sup> Die Stellungnahmen der Deutschen, bis hin zu der Zeit, in der sie ihre Memoiren veröffentlichen (Fassbinder, Förster, Heinrich Mann, Mayer, Noth), betonen zu Recht die Bedeutung, die die Dekaden von Pontigny für sie haben und in welchem Maße der Aufenthalt in Pontigny ihre Arbeiten und ihre Vorstellungen beeinflussen. Dennoch ist es schwierig, die Kriterien zu rekonstruieren, die den Einladungen von Deutschen zugrunde liegen. Die Mehrzahl der Bitten, nach Pontigny zu kommen, entsteht wohl innerhalb von Netzwerken, in denen die persönlichen Empfehlungen und Informationen ebenso wichtig sind, wie die jeweils eigenen Voraussetzungen und Überzeugungen sowie die Fähigkeit, sich auf den Stil von Pontigny einzulassen. Die (zumindest zu ihrer Zeit) großen Namen, die wir erwähnt haben, legen es nahe zu glauben, dass es sich um eine deutsch-französische (und europäische) Elite handelte, die die großen Fragen der Zwischenkriegszeit in der romanischen Abtei debattiert. Aber eine Bemerkung von Hans Kauder weist darauf hin, dass unsere Kenntnisse beschränkt sind, und nicht die große Zahl von „Unbekannten“, deren Namen nicht überliefert sind, vergessen werden sollte. Ein deutliches Indiz dafür ist die Tatsache, dass Walter Benjamin an einem Programm für „Unbekannte“ teilnahm.

Die Einladungsgeschichte, soweit sie rekonstruiert werden kann, zeigt auch, wie schwierig die Einschätzung von kulturellen und politischen Po-

<sup>43</sup> So Lerch in seiner Rezension der *Wegbereiter* in *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie* (1920).

sitionen und Überzeugungen vor allem in den 1920er Jahren ist. Die Einladung zukünftiger Nazis (Clauss und Holzapfel 1925, Bran 1930) oder die Ko-Präsenz von Historikern, die bald aus Deutschland verjagt werden sollten wie Friedländer, Wittkower sowie des Österreichers Hans Tietze, ein zukünftiger Exilierter, und eines Kollegen wie Werner Hager, der unter den Nazis Karriere machen sollte, bei der Dekade „Sur le baroque“, zeigt wie prekär das Gleichgewicht zwischen der fachlichen Kompetenz auf der einen und der ideologischen Orientierung auf der anderen Seite ist. Die Einladungen sind also in hohem Maße den „incertitudes allemandes“ und den damit verbundenen Risiken ausgesetzt.

Die Dekaden von Pontigny zwischen 1919 und 1939 sind nicht nur eine wichtige Vorbereitungsphase für die deutsch-französischen Beziehungen in der zweiten Hälfte des XX. Jahrhunderts. Die Tatsache, dass man sich von Beginn an „sur un pied de parfaite égalité intellectuelle et morale“ treffen kann, wird zum Modell für das deutsch-französische Verhältnis bis heute. Diese „égalité intellectuelle et morale“ zwischen Frankreich und Deutschland wird mit dem Jahr 1933 unmöglich, aber es ist ein ehrenvolles Kapitel in der Geschichte von Pontigny, in diesem Geiste die Beziehungen mit den deutschen und später österreichischen Exilierten bis 1939 fortgesetzt zu haben. Der mit „Cerisy-Berlin“ eingeleitete Dialog<sup>44</sup> ist nur dank dieser „Vorbereitung“ und dieser „Vorgeschichte“ der Zwischenkriegszeit möglich, die uns auch auf die Gefahren aufmerksam machen, die droht, wenn dieser Dialog ins Stocken gerät, sei es, dass man glaubt, sich nichts mehr oder nicht mehr viel sagen zu haben, sei es weil man davon überzeugt ist, den jeweils Anderen so gut zu kennen, dass man meint, darauf verzichten zu können. Insofern ist die Botschaft von Pontigny, gerade in der heutigen Zeit, diesen Dialog immer wieder neu zu beginnen.

## Anhang

Welche Bedeutung Pontigny Mitte der 1920er Jahre hat, verdeutlicht ein Brief, den Max Rychner an Ernst Robert Curtius richtet. Rychner, der 1926 erstmals nach Pontigny reisen will, kann wegen eines Beinbruchs nicht an der Dekade „Questions sur notre civilisation. L’Humanisme“ teilnehmen. Er schreibt diese Parodie aus Zürich seinem Freund, dessen Schilderungen ganz offensichtlich dem Rychnerschen Pontigny-Bild zugrunde liegen, wir

<sup>44</sup> Siehe *Europe en mouvement: à la croisée des cultures*, hrsg. von Wolfgang Asholt, Mireille Calle-Gruner, Édith Heurion und Patricia Oster-Stierle, Bd. 1 (Paris: Hermann, 2018).



können also auch Curtius' Einschätzung von Pontigny in dieser Parodie erkennen. Frank-Rutger Hausmann hat dieses „tableau vivant“ von Pontigny entdeckt und in den *Freundesbriefen* veröffentlicht. Ihm danke ich dafür, diesen reizvollen Text abdrucken zu dürfen.

Pontigny ? 25. VIII. 26

Lieber Ernst,

Siehst Du mich, wie ich zwischen Valéry und Gide (mit Dindiki auf der Schulter, ihn unzüchtig kraulend) unter der großen Linde sitze? Vor jedem steht eine dampfende Tasse tisane, wir nehmen gerunzelter Stirn kleine Schlücke und sind voll von dem Thema, das die Welt beherrscht: l'humanisme. Nebenan sitzt der Weichenwärter [wahrscheinlich Henri Guillemin, ein La Bruyère-Verehrer], der in freiem Erdenwallen zwar schon 6 Eisenbahnzüge entgleisen liess, was seine Treue dem La Bruyère gegenüber nicht zu mindern vermochte. Ich höre von Zeit zu Zeit seinen Stentor „Je le creuse, il me creuse.“ Worauf ihm Desjardins schwimmenden Auges huldigt. Aragon kam, um des Paradoxes willen, und benimmt sich ... na! Schon frühmorgens trinkt er Absinth, den er sich in Militärfeldflaschen schicken läßt. Charlie ist von lebenswürdiger Ritterlichkeit; zuweilen entschraubt er seinem Parapluie einen meterlangen Bleistift (bei herrlichstem Wetter) und schreibt in ein fingernagelgrosses carnet Notizen von bezaubernder Schönheit. Täglich hat er etwa 3 Stunden auf dem Bahnhof zu tun, denn irgendetwas mit einem Supplement soll noch nicht völlig in Ordnung sein. Auch Damen gibt's, Engländerinnen mit Hornbrillen („what do you think of jumenism?“), kreischend um geistige Haltung bemüht. Gottseidank ist auch Lytton Strachey gekommen, in zwei ungeheuren Rucksäcken hat er die Nahrung für die Dekade selbst mitgebracht; einer hing hinten, der andere vorn. Wenn wir speisen, tafelt er separat auf der Wiese. Die Ruhr hat eingesetzt, verdorbene Artischocken [sic] mögen schuld sein. Die Disputationen werden empfindlich gestört, denn kaum entfaltet einer Schwung und wohl gesetzte Rede, so gerät er ins Stocken, legt betuernd die Hand auf die Bauchgegend, und unter dem Vorwand, sich in der „bibliothèque du village“ noch vergewissern zu müssen, entfleucht er zum still-unkomfortablen Ort. Still weinend beschaut Frau Desjardins (Xantippe [!]) das Ganze, der Kultur so Dienliche. Am Abend versammeln wir uns, singen Lieder völkerkundlichen Inhalts, und der Vorschlag Rudi Kaysers, Ringelreihen zu tanzen, ward stürmisch akklamiert. Charlie [Charles du Bos] stolpert dabei noch oft, aber seine Bemühungen werden zum Erfolg führen. Benedetto Croce singt mit falschem aber kräftigen Bass Lieder leicht anstößigen Inhalts zur Laute. Hofmannsthal erzählt viel vom Wiener Barocktheater, er will Reinhart und Richard Strauß veranlassen, in Pontigny „Das burgundische Welttheater“ zu spielen, mit Filmeinlagen. Betend und scheel streift Maritain an uns vorüber.

Desjardins steckt immer mit ihm zusammen, und er ließ letzthin, als er das Taschentuch zog, einen Rosenkranz fallen. Errötend trat er sogleich darauf, dass es knackte. Der Weichenwärter rief mit dem Zeigefinger: „Diseur de bons mots, mauvais caractère, disait La Bruyère!“ Gide schickt diabolisch Dindiki vor, der den Rosenkranz frass. Valéry sagte aufgeregt, das Methodologische des Vorgangs sei das einzige, was ihn interessiere, Aragon, besoffen, schlug mit Pfannendeckeln, Charles 9. Bleistiftspitze brach jäh ab ... ---

Und ich, ich liege am Kapfsteig, alles fällt ins Wasser, denn ich habe den Fuß gebrochen. Gleich zweimal, beim Sprung vom Tram. Wiewohl ein an sich ärgerliches Vorkommnis, tut es mir garnichts, ich bin sehr fröhlich. Dein Hiersein war doch sehr reizvoll. Grüße Schwester, H. Wendelstadt, Technau und die Buben.

Herzlich Dein Max

Curtius antwortet: „Dein ixaginärer Brief aus Pontigny war ein schlechthiniges Meisterstück des Humors. [...] Ich habe selten so gelacht über einen Brief. Tâche de cultiver cette veine!“ (1/9 1926).<sup>45</sup>

Und er fügt hinzu: „Ich werde ihn durch meine Registratur der Nachwelt überliefern.“ Dafür, dass er soviel Registriertes und vor allem Unregistriertes der Nachwelt (wieder) zugänglich gemacht hat, sei Frank-Rutger Hausmann gedankt.

<sup>45</sup> Abdruck des Briefes bei Frank-Rutger Hausmann, Hrsg., *Ernst Robert Curtius et Max Rychner, Freundesbriefe 1922–1955*, *Analecta Romanica* 83 (Frankfurt: Klostermann, 2015), 128–30; die Antwort von Curtius, ebd., 130–132.

## Être femme et philologue il y a cent ans

**Maria Johanna Minckwitz écrit à Gaston Paris et à Paul Meyer**

Ursula Bähler (Zurich)

RÉSUMÉ : En 1894, Maria Johanna Minckwitz obtint son doctorat en philologie romane et anglaise auprès de l'université de Zurich. Les projets professionnels formés par la jeune chercheuse se sont cependant vite heurtés à des obstacles insurmontables d'ordre tant privé que socio-structurel, liés à la dominance masculine du monde académique et au népotisme y régnant. C'est le récit de ces rêves brisés, mais aussi d'une foi inébranlable en les vertus de la science qu'on lira ici, sous la plume de M. J. Minckwitz elle-même, dans ses lettres à Gaston Paris et à Paul Meyer.

MOTS CLÉS : Minckwitz, Maria Johanna; Paris, Gaston; Meyer, Paul; Philippide, Alexandru; Histoire de la philologie romane; Gender Studies

SCHLAGWÖRTER : Minckwitz, Maria Johanna; Paris, Gaston; Meyer, Paul; Philippide, Alexandru; Fachgeschichte; Romanistik; Gender Studies

### Introduction

L'université de Zurich fut la deuxième université en Europe, après celle de Paris, à ouvrir ses portes aux femmes. C'était en 1867. La première *docteure ès lettres* – rappelons que le doctorat constituait alors le seul diplôme de fin d'études –, fut la Polonaise Stephanie Wolizcka, qui obtint son titre en 1875, avec une thèse en histoire ancienne<sup>1</sup>. Quelque vingt ans plus tard, en 1894, une nommée Maria Johanna Minckwitz de Leipzig passa avec succès ses examens en philologie française et anglaise. Les projets professionnels formés par la jeune chercheuse se sont cependant vite heurtés à des obstacles insurmontables d'ordre tant privé que socio-structurel, liés à la dominance masculine du monde académique et au népotisme y régnant. C'est le récit émouvant de ces rêves brisés, mais aussi d'une foi inébranlable en les vertus de la science qu'on lira ici, sous la plume de M. J. Minckwitz elle-même, dans ses lettres à Gaston Paris et à Paul Meyer.

---

<sup>1</sup> Silvia Bolliger, « Ruhm der Liberalität? Eine historisch-kritische Untersuchung über die ersten 20 Jahre Frauenstudium an der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich (1875–1895) », Univ. Zürich : MA-Arbeit, 2003, 50–1.

Les origines familiales de M. J. Minckwitz posent problème. Son père était-il vraiment le célèbre écrivain et philologue Johannes Minckwitz (1812–1885)<sup>2</sup>? Outre le fait que ce dernier n'apparaît dans aucun document officiel concernant M. J. Minckwitz qui nous soit connu, deux indices dans les mises en page qu'on va lire jettent un doute sur cette ascendance : l'avocat Robert Süpfle (1864–1903) dont il sera question dans la lettre 5 et qui selon M. J. Minckwitz avait été un « ami de feu [s]on père », n'avait que 21 ans à la mort de Johannes Minckwitz; dans la lettre 14, l'auteure présente le maire de Karlsruhe, Karl Schnetzler (1846–1906), comme ayant fréquenté la maison paternelle « il y a une douzaine d'années », ce qui nous ramène vers 1886, date difficilement conciliable avec celle de la mort de Johannes Minckwitz, survenue en 1885. L'épistolière évoque, en revanche, régulièrement sa mère, avec qui elle vit tout au long des années que couvre la correspondance avec les deux maîtres parisiens; mais à part le fait que celle-ci était née à Dresde, information que nous donne la lettre 22, nous ne disposons pas d'autres renseignements sur ce personnage non plus.

Le *curriculum vitae* inséré par M. J. Minckwitz dans la version publiée de sa thèse nous fournit quelques informations, parcimonieuses, il est vrai, sur son enfance et sa jeunesse<sup>3</sup>. Née à Leipzig le 13 janvier 1868, c'est sa mère qui lui aurait appris le latin, matière qui, à l'époque, n'était pas enseignée aux filles dans les écoles publiques. Ayant passé, à l'âge de 18 ans, un examen d'enseignante pour écoles de filles, elle aurait donné pendant cinq ans, de 1886 à 1891, des cours privés, à des étrangers avant tout (le *curriculum* ne précise pas les matières).

<sup>2</sup> L'idée est suggérée par Hausmann, qui s'appuie sur un article de L. Fränkel de 1906 dans la *Deutsche Allgemeine Bibliographie*, voir [http://lexikon.romanischestudien.de/index.php?title=Minckwitz,\\_Maria\\_\(Marie\)\\_Helene\\_Johanna](http://lexikon.romanischestudien.de/index.php?title=Minckwitz,_Maria_(Marie)_Helene_Johanna), consulté le 10 octobre 2017. Fränkel écrit : « [Johannes] M[inckwitz] hat dann nochmals geheirathet und ist da Vater der vortrefflichen Romanistin Dr. Marie Joh. M. (geb. 1868) geworden, welche von ihm den tieferen philologischen Feinsinn geerbt hat », <http://www.deutsche-biographie.de/pnd117047643.html>, consulté le 20 mars 2018.

<sup>3</sup> *Beiträge zur Geschichte der französischen Grammatik im siebzehnten Jahrhundert. I. Der Purismus bei Uebersetzern, Lexikographen, Grammatikern und Verfassern von Observations und Remarques. II. Gilles Ménage und seine Observations sur la langue française*. Inaugural-Dissertation der I. Section der Hohen Philosophischen Facultät der Universität Zürich zur Erlangung der Doctorwürde, vorgelegt von Marie J. Minckwitz. Genehmigt auf Antrag der Herren Prof. Dr. H. Morf und Prof. Dr. J. Ulrich (Berlin : Verlag von Wilhelm Gronau, 1897) [Separat-Abdruck aus Band XIX der *ZfSL*], s. p.

Nous sommes un peu mieux renseignés sur les années qui suivent, grâce à une série d'autres documents et études, ainsi qu'aux lettres qu'on lira ici. Au semestre d'hiver 1891–1892, M. J. Minckwitz s'inscrit à l'université de Zurich, en histoire de la langue et de la littérature françaises (branche principale) et en histoire de la langue et de la littérature anglaises (branche secondaire). Au bout de trois ans, en février et mars 1894, elle passe avec succès, nous l'avons dit, ses examens de fin d'études. C'était le vingtième doctorat zurichois en sciences humaines accordé à une femme. Sa thèse, consacrée aux grammairiens du XVII<sup>e</sup> siècle, reçoit de Heinrich Morf<sup>4</sup> la mention *diligentissime et sagaciter conscripta*<sup>5</sup>. Après avoir passé le semestre d'été 1894 à Zurich encore, M. J. Minckwitz part pour Paris en hiver 1894, et y restera jusqu'en septembre 1895. Lors de son séjour dans la capitale française, elle fréquente, entre autres, les cours de Paul Meyer, certainement au Collège de France et peut-être aussi à l'École des chartes, et de Gaston Paris, à l'École pratique des Hautes Études (EPHE). Elle a eu le privilège de participer aux fameuses « réunions du dimanche » que celui-ci avait pris l'habitude d'organiser à son domicile et qui étaient réservées aux élèves que le savant tenait pour particulièrement doués. Dans son *curriculum vitae* toujours, elle affirme, sans autre précision, avoir passé quelque temps en Angleterre aussi. À la fin du texte, elle énumère, par ordre alphabétique, tous les professeurs chez qui elle aurait suivi des cours et séminaires : « Baechtold<sup>6</sup>, Blümner<sup>7</sup>, F. Brunot<sup>8</sup>, Des-

<sup>4</sup> Sur Heinrich Morf (1854–1921), professeur de philologie romane à l'université de Zurich de 1889 à 1901, année de son départ pour Francfort, voir Richard Trachsler, « Heinrich Morf (1854–1921). Le bâtisseur déchu », in *Portraits de médiévistes suisses (1850–2000) : une profession au fil du temps*, éd. par Ursula Bähler et Richard Trachsler (Droz : Genève, 2009), 141–76.

<sup>5</sup> Quant aux rapports de thèse de Morf et d'Ulrich, le deuxième rapporteur, ainsi qu'à ceux des examens écrits et oraux, voir Bolliger, « Ruhm der Liberalität? », 73–4. Bolliger note que ce n'est que trois ans après les examens que Minckwitz publiera son travail, ce qui, paraît-il, était fort inhabituel à l'époque. La lettre 4 suggère un travail de refonte important imposé par Morf.

<sup>6</sup> Jakob Baechtold (1848–1897), professeur de littérature allemande à l'université de Zurich, spécialiste de la littérature suisse.

<sup>7</sup> Hugo Blümner (1844–1919), professeur d'archéologie et de philologie classique à l'université de Zurich, dont il fut recteur en 1888–1889.

<sup>8</sup> Ferdinand Brunot (1860–1938), chargé de cours, puis professeur d'histoire de la langue française en Sorbonne.

chanel<sup>9</sup>, L. Duvau<sup>10</sup>, Faguet<sup>11</sup>, É. Gebhart<sup>12</sup>, Gilliéron<sup>13</sup>, Hitzig<sup>14</sup>, Hoffmann<sup>15</sup>, Kägi<sup>16</sup>, Larroumet<sup>17</sup>, P. Meyer, Morf, Morel<sup>18</sup>, G. Paris, Petit de Julleville<sup>19</sup>, É. Picot<sup>20</sup>, P. Passy<sup>21</sup>, Pizzo<sup>22</sup>, G. Rossignol<sup>23</sup>, G. Schirmer<sup>24</sup>, L. Stein<sup>25</sup>, L. Tobler<sup>26</sup>, Ulrich<sup>27</sup>, Th. Vetter<sup>28</sup>. » Outre la philologie romane et anglaise, ce sont avant tout les langues méridionales et la philologie classique qui semblent avoir été les sujets privilégiés de M. J. Minckwitz.

Son mariage avec le philologue roumain Alexandru Philippide (1859–1933) conclu en octobre 1895 à Saint-Hilier ne durera que trois mois et s'avérera désastreux. Le diagnostic de Minckwitz est clair : son mari a dû être affecté

<sup>9</sup> Émile Deschanel (1819–1904), professeur de langue et littérature françaises modernes au Collège de France.

<sup>10</sup> Louis Duvau (1864–1903), enseignait la grammaire comparée à l'EPHE, dont il a été directeur-adjoint de 1891 à 1902.

<sup>11</sup> Émile Faguet (1847–1916), suppléant, puis professeur de poésie française en Sorbonne.

<sup>12</sup> Émile Gebhart (1839–1908), professeur de littérature méridionale en Sorbonne.

<sup>13</sup> Jules Gilliéron (1854–1926), enseignait la dialectologie de la Gaule romane à l'EPHE.

<sup>14</sup> Hermann Hitzig (1843–1918), professeur de philologie classique à l'université de Zurich.

<sup>15</sup> S'agirait-il de Karl Hofmann (1819–1890), professeur de philologie germanique et romane à l'université de Munich ?

<sup>16</sup> Adolf Kägi (1849–1923), professeur de grammaire comparée, de sanscrit et de philologie classique à l'université de Zurich.

<sup>17</sup> Gustave Larroumet (1852–1903), professeur de littérature moderne en Sorbonne.

<sup>18</sup> Il s'agit certainement d'Alfred Morel-Fatio (1850–1924), hispaniste, suppléant par intermittences (1884), puis successeur (1907) de Paul Meyer au Collège de France, à la chaire de langues et littératures de l'Europe méridionale.

<sup>19</sup> Louis Petit de Julleville (1841–1900), professeur de littérature française du Moyen Âge et d'histoire de la langue française en Sorbonne.

<sup>20</sup> Émile Picot (1844–1918), professeur de langue roumaine à l'École des langues orientales vivantes.

<sup>21</sup> Paul-Édouard Passy (1859–1940), fondateur, en 1886, de l'Association phonétique internationale, enseignait la phonétique générale et comparée à l'EPHE.

<sup>22</sup> Giuseppe Pizzo (1856–1930), professeur de langue et littérature italiennes à l'École polytechnique de Zurich.

<sup>23</sup> Jean-Pierre Rossignol (1803–1893), professeur de langue et littérature grecques au Collège de France.

<sup>24</sup> Gustav Schirmer (1860–1934), privat-docent de langues et littératures anglaises et irlandaises à l'université de Zurich.

<sup>25</sup> Ludwig Stein (1859–1930), professeur de philosophie à l'université de Berne.

<sup>26</sup> Ludwig Tobler (1827–1895), frère aîné d'Adolphe Tobler, professeur de langue et littérature germaniques anciennes à l'université de Zurich.

<sup>27</sup> Jakob Ulrich (1856–1906), professeur de philologie romane à l'université de Zurich.

<sup>28</sup> Theodor Vetter (1853–1922), professeur de langue et littérature anglaises à l'université de Zurich, ainsi qu'à l'École polytechnique de Zurich.

de troubles psychiques graves par lesquels il a semé la terreur autour de lui (lettre 5). Les différentes publications en hommage à Philippide se voileront d'un silence pudique au sujet du caractère pour le moins difficile du linguiste roumain<sup>29</sup>. On trouvera cependant ailleurs des témoignages accablants de l'attitude misogyne de Philippide combinée à une psychologie des peuples des plus irréflechies que nous ne prendrons pas la peine de citer<sup>30</sup>. Le reste de la tragédie se lira ici<sup>31</sup>.

Ne profitant d'aucun appui solide – même G. Paris n'était apparemment pas en mesure de l'aider autrement que par des paroles encourageantes et des lettres de recommandation –, M. J. Minckwitz ne trouvera pas de poste stable, du moins dans les années que couvrent ses missives à G. Paris et à P. Meyer. Elle se voit systématiquement devancée par de jeunes hommes (et une fois au moins par une jeune femme aussi, voir lettre 25) bénéficiant de réseaux plus efficaces. À plusieurs reprises, elle se plaint amèrement de la misogynie ambiante qui règne dans le monde académique et, au-delà, dans la société tout court. Caractéristique, sans doute, des femmes auxquelles on fait constamment sentir leurs prétendues insuffisances, ses lettres se présentent comme un mélange douloureux d'autodénigrement et de fierté, de déférence et d'audace, d'un sentiment d'infériorité internalisé, donc, et d'un cri de revendication d'une reconnaissance tant professionnelle que personnelle.

Divorcée, gagnant sa vie dans des conditions constamment précaires<sup>32</sup> et acceptant, en plus, des corvées de politesse (voir lettres 15 et 22) – alors que Philippide, de son côté, se remarie au bout de quelques mois, avec une jeune

<sup>29</sup> Ainsi, Iorgu Jordan passe sous silence tout ce qui pouvait ternir l'image de son maître. Le caractère difficile de Philippide se réduit pour lui à ce que celui-ci aurait été atteint de « scepticisme » et de « misanthropie » et dominé par des « contradictions multiples » (I. Jordan, *Alexandru I. Philippide* [București : Editura științifică, 1969], 26, 41). En note, il récuse comme étant « invraisemblables » certaines « légendes » mises en circulation par Mihail Sevastos, sans pour autant préciser la nature de ces rumeurs (29, n. 1).

<sup>30</sup> On se reportera à *Alexandru I. Philippide în dialog cu contemporanii*, II, ediție îngrijită, prefață, traduceri, note și indice, de I. Oprișan (București : Editura Minerva, 1987) et Lucian Nastasă, *Intelectualii și promovarea socială (Pentru o morfologie a câmpului universitar)* (Cluj-Napoca : Editura Limes, 2004), 62–5.

<sup>31</sup> Précisons que contrairement à ce que note le site anglais de Wikipedia dont l'auteur a mal lu Nastasă, J. M. Minckwitz et Philippide ne semblent pas avoir eu d'enfant – et, bien sûr, Minckwitz n'était pas la fille d'un professeur zurichois comme le détaille la même notice, [https://en.wikipedia.org/wiki/Alexandru\\_Philippide](https://en.wikipedia.org/wiki/Alexandru_Philippide), consulté le 10 novembre 2017.

<sup>32</sup> L'expression « nouvelle crise » que Minckwitz utilise dans la lettre 6 pour parler de la catastrophe de son mariage suggère que sa vie d'avant avait déjà été difficile.

Roumaine de 17 ans<sup>33</sup>, et continue allègrement sa carrière universitaire, soutenu par une solidarité masculine qui ne s'embarrasse guère d'histoires privées (ne mentionnons ici que son amitié avec Hermann Suchier, voir lettre 22<sup>34</sup>) –, M. J. Minckwitz se crée une patrie intellectuelle et spirituelle à elle, matérialisée, on le verra, dans la revue *Romania* et nourrie des souvenirs de son séjour parisien, de son amour et son admiration profonds de la France, ainsi que d'une haute conception du travail scientifique et des valeurs morales inhérentes à la science désintéressée telles que son maître G. Paris les développa dans son *discours de réception* à l'Académie française<sup>35</sup>. C'est au nom de ces valeurs aussi qu'elle se prononcera sur l'Affaire Dreyfus (lettre 14).

M. J. Minckwitz se sentait certainement beaucoup plus proche de G. Paris que de P. Meyer. Dans les trois missives adressées à Meyer, le ton semble légèrement surfait et adapté à l'humeur sarcastique de celui-ci. Il en va tout différemment des lettres à G. Paris, écrites dans un registre beaucoup plus naturel. La profonde sympathie que M. J. Minckwitz portait à G. Paris se montre de façon émouvante dans ce que l'on pourrait prendre comme une prémonition dans sa dernière lettre, datée du 14 novembre 1902 : « Je suis inquiète en réfléchissant à cette activité énorme qui pourrait miner à la fin votre précieuse santé! », lui écrit-elle, et ajoute : « Est-ce que vous vous soignez toujours quand il le faut? » G. Paris meurt quatre mois plus tard à peine. Les « Gedenkblätter » que publiera M. J. Minckwitz en 1904 se lisent comme un vibrant hommage à l'homme et au savant que fut G. Paris, mais aussi comme un texte autobiographique qui témoigne de l'importance du personnage pour sa propre existence, en tant que chercheuse et en tant que femme, importance dont les 29 lettres qui nous sont parvenues ne sauraient être qu'un faible reflet<sup>36</sup>. Au regard de sa vie, l'un des plus beaux éloges qu'elle puisse faire à G. Paris est celui d'avoir œuvré à l'émancipation des femmes dans le monde académique : « Noch harrt der Geschlechterstreit in der

<sup>33</sup> Nastasă, *Intellectualii și promovarea socială*, 64.

<sup>34</sup> En revanche, nous n'avons pas trouvé trace d'un rapport personnel entre G. Paris et Philippide. Le philologue français ne consacre qu'un seul et bref compte rendu aux travaux de son homologue roumain, plus précisément à un article de Philippide dans les *Mélanges Suchier, Forschungen zur Romanischen Philologie* (Halle : Niemeyer, 1900) consacré à « Lateinischer und Rumänischer Wortaccent », en y intégrant une note très sévère de Louis Havet, *Romania* 29 (1900) : 579–80.

<sup>35</sup> Voir n. 71.

<sup>36</sup> M. J. Minckwitz, « Gedenkblätter », *ZfSL* 27 (1904) : 261–88.

wissenschaftlichen Arbeitsberechtigung einer unparteiischen Schlichtung. G. Paris ist auch hier ein untrüglicher Wegweiser »<sup>37</sup>.

À la fin de sa notice consacrée à M. J. Minckwitz, Frank-Rutger Hausmann écrit : « [sie] ging möglicherweise vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs nach Paris, wo sich ihre Spuren verlieren »<sup>38</sup>. Le fait est que M. J. Minckwitz continuera pendant la Première Guerre mondiale à envoyer ses comptes rendus depuis Munich. Tout le reste nous est, pour l'instant, inconnu, et nous espérons donc que l'édition de la présente correspondance donne l'élan à une étude approfondie de la vie et de l'œuvre d'une femme philologue tombée, comme tant d'autres sans doute, dans les oubliettes de l'histoire<sup>39</sup>.

### Documents et critères d'édition

Les lettres de M. J. Minckwitz à G. Paris et à P. Meyer sont conservées au Département des manuscrits de la Bibliothèque nationale de France (BNF), dans les fonds Gaston Paris (NAF 24449, f. 354–408<sup>40</sup>) et Paul Meyer (NAF, 24424, f. 218–223) respectivement. À ce jour, nous n'avons pas retrouvé les contreparties<sup>41</sup>. Quelques rares lettres mises à part auxquelles la correspondance fait allusion et qui semblent s'être perdues, nous sommes en présence de la totalité des lettres adressées par M. J. Minckwitz à G. Paris. En revanche, nous ne possédons que trois missives de M. J. Minckwitz à P. Meyer, et il est difficile de dire dans quelle proportion des lettres se sont perdues<sup>42</sup>.

À part l'accentuation des majuscules, que nous avons ajoutée, l'orthographe, la ponctuation et la disposition en paragraphes des originaux ont été maintenues, ainsi que les ratures. Les soulignements ont été rendus par des italiques.

<sup>37</sup> Minckwitz, « Gedenkblätter », 283.

<sup>38</sup> Voir Hausmann, « Minckwitz, Maria (Marie) Helene Johanna », *Romanistenlexikon*, [http://lexikon.romanischstudien.de/index.php?title=Minckwitz,\\_Maria\\_\(Marie\)\\_Helene\\_Johanna](http://lexikon.romanischstudien.de/index.php?title=Minckwitz,_Maria_(Marie)_Helene_Johanna), consulté le 11 novembre 2017.

<sup>39</sup> L'œuvre de Minckwitz comporte un nombre considérable d'articles et de comptes rendus dont il conviendra de faire un relevé complet à partir des revues et des journaux cités ici même dans les lettres et notes.

<sup>40</sup> Les missives à G. Paris sont mal classées ; nous en avons rétabli l'ordre chronologique.

<sup>41</sup> Quelques bribes de lettres qu'elle avait reçues de G. Paris sont citées par Minckwitz dans ses « Gedenkblätter ».

<sup>42</sup> Les « Gedenkblätter », 264 mentionnent une lettre du *Nouvel An* de Meyer de 1903 et confirment donc l'idée que la correspondance entre celui-ci et Minckwitz a continué.

Dans la présentation des lettres, seule a été uniformisée la disposition des « hors-textes », c'est-à-dire les en-têtes comprenant les dates et les lieux, ainsi que les formules de salutations.

Le fait que le français n'était pas la langue maternelle de M. J. Minckwitz se montre dans un certain nombre de constructions maladroites voire fautives. Pour ne pas falsifier le caractère des lettres, nous avons renoncé à une correction tacite de ces constructions. Ainsi, le lecteur trouvera tantôt un ajout entre crochets, tantôt un [sic] et tantôt, quand le problème dépasse l'unité d'un syntagme bien circonscrit, une note en bas de page. En revanche, nous ne signalons pas les problèmes de la ponctuation largement calquée sur celle de l'allemand (virgules avant conjonctions, notamment) et que nous avons scrupuleusement maintenue. L'impression d'une certaine pédanterie susceptible de naître à la lecture de nos interventions, même réduites au strict nécessaire et respectant les usages de l'époque ainsi que certains effets de style idiosyncrasiques<sup>43</sup>, sera contrebalancée, nous l'espérons, par le gain d'authenticité.

Les notices biographiques sont données à la première occurrence du nom, y compris dans l'introduction.

\*  
\*\*

### Abréviations

AF	Académie française
EPHE	École pratique des Hautes Études
NAF	Nouvelles acquisitions françaises
ZfSL	<i>Zeitschrift für französische Sprache und Literatur</i>

Le *Romanistenlexikon* que Frank-Rutger Hausmann est en train de publier dans la collection « Beihefte : Romanische Studien » (Munich : AVM) sera cité par la seule référence électronique aux entrées consultées.

### Remerciements

Nos remerciements chaleureux vont à Iona Booth, Marie Burkhardt, Alain Corbellari, Dumitru Chihai, Melita Lajqi, ainsi qu'à Fanny Mailliet.

<sup>43</sup> Nous avons ainsi renoncé à marquer d'un [sic] un certain nombre de tournures problématiques récurrentes, comme « s'approcher » au lieu d'« approcher » et des archaïsmes, probablement involontaires, dont relève notamment la place des pronoms dans quelques constructions syntaxiques (« on m'a voulu persuader »).

### Lettres de Maria Johanna Minckwitz à Gaston Paris

1.

Lundi, le 15 avril [1895]<sup>44</sup>

Monsieur,

Je viens de recevoir une lettre de la part de M. Koschwitz<sup>45</sup>, datée du 12 avril, réponse vraiment charmante. En voilà le contenu principal :

Natürlich werde ich mit Vergnügen mein Möglichstes tun, für Sie eine passende Stellung zu finden. – Bitte, bewegen Sie M. Gaston Paris, den ich bestens grüsse, mir ein Empfehlungsschreiben für Sie zuzusenden und ausserdem schicken Sie mir beglaubigte Abschriften Ihrer Zeugnisse. Ich werde mich dann um Ihre Anstellung bemühen, wie ein guter Papa um die seiner Tochter.....

Vous êtes si bon pour moi, Monsieur, que j'ose vous envoyer ces quelques lignes, même pendant les vacances, croyant que l'affaire vous intéresse aussi un peu. Je vous aurais porté la lettre de M. Koschwitz moi-même si je n'avais pas eu peur de devenir importune et d'abuser trop de votre bonté pour vos élèves.

Veillez agréer, cher Maître, que j'admire de tout mon cœur, l'assurance de la plus haute reconnaissance de votre très dévouée

J. Minckwitz  
5 rue Thérèse.

2.

Paris, le 8 août, 1895.  
5 rue Thérèse<sup>46</sup>

Monsieur,

Cher Maître

Demain vous allez célébrer l'anniversaire de votre naissance<sup>47</sup> et vous permettez certainement à votre élève très dévouée et très reconnaissante de se servir de cette occasion pour vous présenter ses félicitations sincères et affectueuses!

Comme toujours quand je suis profondément touchée, cher Maître, je ne sais pas exprimer en français tout ce qui m'est dicté par le cœur. Vous avez eu tant de bonté et d'indulgence pour moi pendant tout mon séjour à Paris que je ne saurais pas du tout vous dire combien j'ai été heureuse d'avoir eu l'idée de venir en France!

<sup>44</sup> BNF, NAF 24449, f. 402.

<sup>45</sup> Eduard Koschwitz (1851–1904), professeur, à cette époque, de philologie romane à Greifswald et recteur de cette université. Cofondateur, avec Gustav Körting, de la ZfSL (1879) où va paraître la thèse de Minckwitz. Pour plus de détails, voir Hausmann, « Koschwitz, Eduard », *Romanistenlexikon*, [http://lexikon.romanischestudien.de/index.php?title=Koschwitz,\\_Eduard](http://lexikon.romanischestudien.de/index.php?title=Koschwitz,_Eduard), consulté le 12 novembre 2017.

<sup>46</sup> BNF, NAF 24449, f. 362–3.

<sup>47</sup> G. Paris est né le 9 août 1839.

Aujourd'hui je ne saurais vous envoyer d'autres nouvelles de ma part, que celle, que je me vois obligée de travailler encore assidûment à la Bibliothèque Nationale jusqu'au 1<sup>er</sup> septembre. Alors je vais quitter Paris pour me reposer un peu moi aussi.

Mais demain votre temps sera occupé par des choses plus agréables que la lecture des lettres de pauvres femmes savantes comme moi, c'est pourquoi je n'ose ajouter autre chose que quelques lignes d'un poème roumain d'Eminescu, que je viens de traduire dans mes heures de loisir et qui me semblent être faites expressément pour vous :

Mag immerhin dies Jahr entfliegen,  
Versinken zur Vergangenheit,  
Doch deiner Seele bleibt erhalten  
Ihr voller Schatz in Ewigkeit<sup>48</sup>!

J'espère, cher Maître, que vous voudrez bien présenter mes compliments respectueux à Madame Paris<sup>49</sup>, que j'admire de tout mon cœur, et embrasser pour moi votre petite fée de fille<sup>50</sup>, dont j'ai conservé un souvenir bien tendre.

Agréez, Monsieur, l'assurance de la plus profonde admiration de votre très dévouée

J. Minckwitz.

### 3.

Jași, le 17/29 octobre 1895  
7, Strada Lățescu 7<sup>51</sup>

Monsieur,  
Cher Maître,

Que je me réjouis d'avoir reçu de vos nouvelles dans ma nouvelle patrie! Je vous remercie, à vous et à [sic] Madame Paris, de tout mon cœur ~~pour~~ de vos bons souhaits pour l'avenir. Me voilà bien éloignée, quatre jours et quatre nuits, de Paris, où j'ai reçu tant de richesses intellectuelles, tant de preuves de bonté et d'hospitalité, surtout de la part de mes chers maîtres, de sorte que je ne cesserai jamais de me considérer comme une élève et une amie très dévouée de la France.

Vous avez raison, cher maître, en supposant que mon mari est l'auteur des travaux sur la langue et la littérature roumaine dont vous avez bien voulu me parler

<sup>48</sup> Il s'agit du poème intitulé « Cu mâine zilele-ți adaogi... », publié par Titu Maiorescu dans le recueil *Poezii* (București : Editura Librăriei Socec & Comp., 1883). Minckwitz consacrera une étude à Mihai Eminescu (1850–1889), le plus célèbre poète romantique de Roumanie, dans la *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 128 (1900) : 1–4.

<sup>49</sup> En 1891, G. Paris avait épousé en secondes noces Marguerite Savary (1852–1917), née Mahou; c'est par ce mariage qu'il était devenu propriétaire du château de Cerisy-la-Salle.

<sup>50</sup> Marguerite Paris, dite Griette, née en 1892; elle sera l'une des innombrables victimes de la grippe espagnole en 1919.

<sup>51</sup> BNF, NAF 24449, f. 364–5.

dans votre lettre. Et vous avez encore raison de penser que je ne saurais que profiter de ses conseils en ce qui regarde mes études philologiques bien modestes, comme vous le savez. Assurément la bonne semence que vous, surtout, m'avez consacrée, ne sera pas entièrement prodiguée, je l'espère sincèrement au moins.

Pour le moment, je lutte avec beaucoup de difficultés. Ma connaissance de la langue roumaine est tout à fait insuffisante, en ce qui regarde la vie de pratique de tous les jours. Je suis embarrassée pour les moindres bagatelles. Cette situation est maladroitement et comique à la fois. En tout cas je me vois corrigée de la vanité de me croire très savante. Mon mari doit avoir beaucoup de patience pour quelques mois en voyant son épouse réduite de temps en temps au rôle des sourds-muets. Mais où dans le monde, n'y aurait-il pas quelques nuages obscurcissant le soleil? Peu à peu j'espère que je vais surmonter cet obstacle fâcheux, comme tant d'autres auparavant.

Il y a une très belle bibliothèque (celle de mon mari) à ma disposition; je n'aurais donc pas d'excuse en cas de paresse, que les livres me manquent pour des travaux de romaniste. En outre il y a la bibliothèque de l'Université de Jași. Notre chère « Roumanie », comme mon mari me l'a promis, sera aussi installée dans notre maison, j'aurais [sic] donc toujours un peu de vos nouvelles ~~de vous~~, cher maître, indirectement, c'est vrai. Mais directement aussi, de temps en temps, n'est-ce pas?

J'espère que vous et Madame Paris serez en bonne santé pendant tout l'hiver. Et votre petite fée de fille? Que je voudrais la voir de nouveau en montant chez vous le dimanche! Qui va occuper ma place à votre gauche cet hiver?

Mon mari, ma mère (qui a bien voulu m'accompagner) et moi vous envoient [sic], à vous et à Madame Paris, mille compliments. Madame Paris, n'aurait-elle pas une photographie de votre petite fée pour moi? Cher maître, vous me voyez bien intrépide, mais aux nouvelles-mariées on accorde ça [sic] et là une petite faveur???<sup>52</sup>

Veillez croire à l'admiration et à la reconnaissance profondes de votre très dévouée

J. Philippide-Minckwitz.

### 4.

Jassy, le 30 décembre 1895  
7 Strada Lățescu<sup>53</sup>

Monsieur,  
Cher Maître,

C'est la fin de l'année qui s'approche et je ne voudrais à aucun prix qu'elle s'écoule sans que je vous présente, à vous et à Madame Paris, mes vœux les plus sincères pour l'avenir.

<sup>52</sup> Les trois points d'interrogation figurent dans l'original.

<sup>53</sup> BNF, NAF 24449, f. 366–7.

Veillez croire, cher maître, au dévouement respectueux que je vous dois sous beaucoup de points de vue, à la reconnaissance surtout que je ressens en me souvenant de mon séjour, hélas trop court à Paris.

Me voilà installée à peu près dans ma nouvelle patrie, réconciliée, si j'ose employer ce terme peu gracieux [*sic*], à mes devoirs de femme de ménage. Peu à peu je gagne un peu plus de temps pour mes études, d'autant plus que nous menons ici une vie presque solitaire.

Au mois de janvier j'espère envoyer la copie de ma thèse de Zurich à Monsieur Morf pour obtenir enfin le droit de la faire imprimer. Ayant rempli ce devoir, je me consacrerai entièrement à mes études du moyen âge. J'ose espérer que votre conseil si précieux ne me manquera pas si je vais le demander, bien entendu, pas trop souvent?

Cette année nouvelle j'aurai moi-même la chère Romania à ma disposition, comme je vous l'ai déjà annoncé dans une lettre que vous avez peut-être reçue.

Je m'estimerai bien heureuse si je recevais une fois de vos nouvelles! Naturellement je comprends que peu à peu le souvenir d'une élève simple comme moi s'effacera dans votre mémoire, mais laissez-moi espérer que les petits efforts que je ferai pour vous rappeler le résultat de l'année que j'ai passée à Paris, vous fourniront la preuve que moi aussi je n'ai pas été tout à fait insensible à tout ce qu'il y a de beau et de sublime dans vos écrits et dans vos conférences.

Veillez croire, cher maître, au dévouement respectueux et à l'admiration profonde de votre très dévouée

J. Minckwitz-Philippide.

## 5.

Avril, 1896<sup>54</sup>.

Monsieur,  
Cher Maître

Je viens de recevoir par l'intermédiaire de M. Duvau le certificat que vous avez bien voulu m'envoyer pour m'aider un peu dans les projets que j'ai dû former pour l'avenir. Peut-être M. Duvau vous a-t-il déjà parlé de ma triste situation. Moi, je ne l'ai pas encore pu faire jusqu'à présent, étant tout à fait découragée et hélas, bien souffrante. Mais aujourd'hui je vois que c'est absolument mon devoir de vous écrire quelques lignes pour vous exprimer ma profonde reconnaissance de cette nouvelle preuve de bonté que vous avez bien voulu me donner.

Comme vous le savez peut-être déjà, j'ai dû quitter la Roumanie au mois de janvier. Le 8 janvier, par un froid terrible, un froid de Russie, ma pauvre mère et moi nous avons été tout d'un coup, en robes de chambre, dans la rue d'une ville presque inconnue, sans savoir où diriger nos pas. Mon mari dans un accès de folie furieuse, je ne saurais même aujourd'hui m'expliquer autrement sa conduite, m'ayant voulu

tuer tout d'un coup à l'aide d'une hache qu'il tenait près de lui déjà depuis une demi-heure à peu près, ma mère avait eu l'idée de lui arracher les lunettes et de me sauver de cette manière d'une mort certaine. Un moment plus tard nous étions dans la rue. Le consul allemand étant absent à cause d'une invitation, il ne nous restait [d']autre moyen que d'errer dans les rues jusqu'au soir. Vers 9 heures du soir un ami de mon mari, me reconnut en passant et nous conduisit à un hôtel. Tout à fait épuisées, malades nous avons quitté la Roumanie pour nous réfugier en Allemagne. Je dois même cacher mon séjour, car de la part de mon mari j'ai reçu (Vienne, poste-restante) des lettres impérieuses où il demande mon retour et m'accuse de l'avoir rendu furieux en lui lançant des regards de diable!

Je ne vois aucun espoir pour l'avenir, cher maître. Parce que j'ai observé dès notre arrivée en Roumanie, que mon mari souffrait d'une nervosité incroyable. Presque chaque jour il me faisait des scandales, des scènes sans que je sùs [*sic*] pourquoi. Il ne m'a présentée à personne de ses connaissances, il me tenait presque enfermée dans une maison tout à fait isolée. Même les lettres qui arrivaient pour moi, le rendaient irrité. À Iassy on m'a voulu expliquer que mon mari a toujours été comme cela, qu'il a le caractère violent, qu'il est excentrique. On m'a même voulu persuader de retourner chez lui, mais le consul allemand nous a averti[es], que le lendemain son employé, envoyé par lui pour prendre de nos nouvelles, a vu une porte largement ouverte, et le piano de maman presque coupé en deux à coups de hache. En effet, c'est mon mari, qui l'a fait pendant la nuit sans s'inquiéter de notre sort. Donc, l'état de folie semble bien avancé déjà.

Vous ne m'en voudrez pas, cher maître, que j'ose vous écrire de telles choses faites à [*sic*] attrister tout le monde? Mais vous avez été si bon pour moi pendant toute l'année que j'ai été à Paris, que je ne saurais faire autrement.

Ma santé est tout à fait ébranlée, c'est pourquoi je vous prie de ne pas être choqué des expressions mal choisies que j'ai peut-être employé[es] dans cette lettre. En tout cas, vous saurez au moins ma situation et vous comprendrez un peu mieux pourquoi j'ai hésité d'abord de m'adresser directement à vous pour vous demander un certificat.

J'espère, cher maître, que vous êtes en bonne santé, de même que toute votre famille! Que cette année accomplisse tout ce que vous désirez et attendez.

Pour le moment, j'ose seulement ajouter, que toutes mes lettres sont expédiées par M. Robert Süpfle<sup>55</sup>, avocat à Karlsruhe (Kaiserstrasse, 92[D]), ami de feu mon père; de même il reçoit toutes les lettres qui me sont envoyées.

Votre très dévouée et reconnaissante

J. Minckwitz-Philippide.

<sup>54</sup> BNF, NAF 24449, f. 354-5.

<sup>55</sup> Robert Süpfle (1874-1932) sera nommé à la Cour suprême de l'Empire allemand en 1910.



## 6.

Karlsruhe i./B.  
d.<sup>56</sup> 7. August 1896<sup>57</sup>

Monsieur,  
Cher Maître

C'est le 9 août qui s'approche et me rappelle en même temps la fête que vous allez célébrer, je l'espère de tout mon cœur, en bonne santé et entouré de tous ceux qui vous sont chers. Mais moi aussi, votre élève dévouée et reconnaissante, j'ose vous demander un moment de souvenir en vous envoyant pour votre fête mes félicitations les plus sincères. J'espère de tout mon cœur, cher maître, que l'année qui s'est envolée de nouveau, vous laisse une grande satisfaction quant à vos succès et de même la joie profonde et intime que le bonheur, ressenti au foyer, répand dans le cœur de celui qui se sent aimé et admiré de toute une famille. Peut-être, cher maître, vous trouverez mon français un peu obscur, mais je suis sûre que Madame Paris, si elle veut bien me faire l'honneur de lire ma lettre comprendra ce que j'ai voulu dire. Pour le moment je vous prie de lui dire, que je l'admire encore autant que le soir que j'ai passé l'année dernière à votre [...] <sup>58</sup>. Peut-être en apprenant qu'il y a une nouvelle crise dans ma triste vie elle voudra bien se rappeler mon souvenir dans ses prières!

Pour le moment, je ne veux rien ajouter, cher maître, sinon que je n'oublierai jamais la bonté que vous avez eue pour moi et que je suis votre conseil en travaillant autant que possible pour trouver l'oubli du passé.

J'avais espéré pouvoir vous envoyer une copie de ma thèse de Zurich, mais elle va être d'abord publiée prochainement dans la « Zeitschrift für Neufanzösisch [»] (Behrens) <sup>59</sup>. Je dois donc attendre. Naturellement je n'oublie pas le Willehalm <sup>60</sup>.

Votre très dévouée J. Minckwitz-Ph.

(Voilà mon adresse : Karlsruhe, Kaiserallee 97 III.)

<sup>56</sup> D[en] = le.

<sup>57</sup> BNF, NAF 24449, f. 356–7.

<sup>58</sup> Mot illisible : « domicile » ou « maison » selon toute vraisemblance.

<sup>59</sup> La thèse de Minckwitz paraît d'abord dans la *ZfSL* XIX (1897), et ensuite, la même année, sous forme de plaquette chez Wilhelm Gronau à Berlin. Dietrich Behrens (1859–1929), professeur de langues modernes à l'université de Giessen, était l'éditeur de la revue en question (voir Hausmann, « Behrens, Dietrich (Dierk) », *Romanistenlexikon*, [http://lexikon.romanischstudien.de/index.php?title=Behrens,\\_Dietrich\\_\(Dierk\)](http://lexikon.romanischstudien.de/index.php?title=Behrens,_Dietrich_(Dierk)), consulté le 11 novembre 2017).

<sup>60</sup> Dans l'*Annuaire de l'EPHE, IV<sup>e</sup> section. Sciences historiques et philologiques* (Paris : Imprimerie Nationale, 1896), 65–6, on lit à propos de l'enseignement de G. Paris en 1895 : « La conférence du dimanche a été consacrée à l'étude de la chanson d'*Aliscans* sous ses divers aspects. Le travail y a été très actif. [...] L'exposé de Minckwitz avait porté sur le *Willehalm* de Wolfram d'Eschenbach. [...] Plusieurs des travaux lus à la conférence ont paru au directeur d'études offrir assez d'intérêt pour pouvoir, après révision, être réunis en un volume que publierait la Bibliothèque de l'École ». Dans cette lettre, ainsi que dans celles qui suivent, il semble être question de la version écrite de l'exposé de Minckwitz. Le volume annoncé ne paraîtra cependant jamais.

## 7.

Karlsruhe i. Baden  
le 7 novembre 1896  
97 Kaiserallee III <sup>61</sup>

Monsieur,  
Cher Maître,

Voilà enfin le petit travail sur le Willehalm que vous m'avez demandé au mois d'août.

Ici à Karlsruhe, j'ai à lutter avec des difficultés incroyables aussitôt que j'ai besoin de livres ou de revues. J'emprunte autant que possible à la bibliothèque de Heidelberg. Néanmoins je me heurte continuellement à des obstacles imprévus ou à des frais [...] <sup>62</sup> suffire cette année qui a été si désastreuse pour moi. C'est pourquoi je vous prie, cher maître, de vouloir bien m'excuser si je suis peut-être en retard!

Jusqu'à présent j'ai cherché en vain de me laisser convaincre par l'argumentation de M. Suchier concernant l'épisode de l'enlèvement d'Orable <sup>63</sup>. Mon argumentation à moi est peut-être encore trop insuffisante je l'avoue moi-même mais peut-être aurez-vous la bienveillance de lire ce que j'ai écrit à ce sujet dans un stîle [*sic*] qui laisse beaucoup à désirer. En tout cas il est tout à fait impossible que Wolfram ait connu les rédactions conservées des « Enfances et de la Prise d'Orange », datant – comme M. Suchier l'avoue lui-même – du commencement du 13<sup>e</sup> siècle. Mais j'espère y revenir plus tard, parce que je prépare un travail étendu sur « Wolfram et ses sources françaises » <sup>64</sup>.

Figurez-vous, Monsieur, qu'ici à Karlsruhe je me vois dans l'impossibilité d'avoir la « Romania ». J'ai été tout à fait consternée quand j'ai voulu emprunter le 16<sup>e</sup> tome qui contient « Eilhart d'Oberg et sa source française » <sup>65</sup>. Personne ne semble travailler ici à Karlsruhe aussitôt que les examens sont passés et qu'on est devenu professeur au gymnase. On n'aspire à autre chose qu'à gagner l'argent nécessaire, et la science ne semble presque plus exister pour ceux qui ont quitté l'université.

Je suis bien triste dans mon isolement à Karlsruhe qui va peut-être durer encore jusqu'au mois d'octobre de l'année prochaine. Dans l'intervalle je dépends pour mes travaux de la bonne volonté de gens trop occupés ou trop insoucieux pour aider une femme aussi triste que moi.

En tout cas je n'ai pas le droit de me plaindre trop amèrement. M. M. Morf et Weeks <sup>66</sup> alternativement m'accablent de preuves de bonté et de sympathie.

<sup>61</sup> BNF, NAF 24449, f. 358–61.

<sup>62</sup> Passage illisible (encre effacée).

<sup>63</sup> Il s'agit de la thèse d'habilitation de Hermann Suchier, *Über die Quelle Ulrichs von dem Türlin und die älteste Gestalt der prise d'Orange* (Paderborn : Schöningh, 1873). G. Paris en avait rendu compte dans *Romania* 2 (1873) : 111–2.

<sup>64</sup> Ce travail ne paraîtra jamais.

<sup>65</sup> Ernest Muret, « Eilhart d'Oberg et sa source française », *Romania* 16 (1887) : 288–363.

<sup>66</sup> Raymond Weeks (1863–1954), philologue et phonéticien américain, avait participé avec Minckwitz à la conférence du dimanche chez G. Paris en 1895, où il avait présenté un exposé

C'est M. Morf qui m'a si chaudement recommandée à M. Behrens, que toute ma thèse de Zurich va être publiée dans la *Zeitschrift für frz. Sprache* Band XIX.3 : il espère de cette manière me faire un peu connaître et me procurer enfin une place de professeur à un lycée.

Quant à M. Weeks, je suis touchée jusqu'aux larmes chaque fois que je reçois une de ses lettres. En apprenant la terrible catastrophe, il m'a tout de suite écrit pour m'offrir même de l'argent ! Je ne sais pas du tout pourquoi il est si bon envers moi ! Je crois qu'il restera toujours prêt à me servir. Son indignation reste toujours la même. Encore l'autre jour il m'a écrit : Dans notre pays, qu'on appelle « sans loi » en Europe, un homme qui aurait osé traiter sa femme comme vous avez été traitée eut [sic] été tué dans les vingt-quatre heures après la tentation du crime ou chassé hors de la communauté ! Je lui ai répondu : Mais, Monsieur, en Europe, il y a des pays où la femme ne vaut pas mieux qu'une esclave, surtout quand elle est seule dans le monde, sans protection de père et frère !

Mais j'ai peur de vous ennuyer, Monsieur. Que je regrette Paris, mes chers maîtres et la Bibliothèque nationale pendant cet hiver. J'espère y revenir avec certitude avant l'exhibition [sic] de 1900<sup>67</sup>. Mais en attendant je dois me contenter de mille beaux souvenirs que m'a laissés la France.

Agréez, Monsieur, l'assurance de la profonde reconnaissance et admiration de votre très dévouée

M<sup>68</sup>. J. Minckwitz-Philippide

P.S. Au mois de septembre d'octobre j'ai eu l'indiscrétion de vous demander quelques informations concernant le Willehalm. Je suppose que vous n'avez pas eu le temps de répondre. Du reste M. Salmon<sup>69</sup> a eu la bienveillance de me fournir des renseignements.

sur « Le roman italien des *Nerbonesi* » (*Annuaire de l'EPHE, IV<sup>e</sup> section*, 66) ; il fut nommé professeur de philologie romane à l'université du Missouri dès 1895 ; de 1908 à 1909, il enseignera à l'université d'Illinois, puis de 1909 à 1929 à l'université de Columbia. Avec Henry Alfred Todd il fondera en 1910 la *Romanic Review*.

<sup>67</sup> Il s'agira de la cinquième exposition universelle organisée à Paris.

<sup>68</sup> C'est ici pour la première fois que Minckwitz signe de M[aria] J[ohanna].

<sup>69</sup> Amédée Salmon (1857–1920) avait participé avec Minckwitz à la conférence du dimanche en 1895, où il avait présenté un exposé sur « Le manuscrit de Berne de chansons narbonnaises » (*Annuaire de l'EPHE, IV<sup>e</sup> section*, 65). Salmon deviendra professeur de langue et littérature françaises à l'université de Reading.

8.

Karlsruhe i/B.  
97 Kaiserallee III  
le 7 février, 1897<sup>70</sup>.

Monsieur,  
Cher Maître,

Je profite d'un moment de loisir, pour vous envoyer mes félicitations les plus sincères pour le 28 janvier<sup>71</sup> ! Je suis un peu en retard, néanmoins j'ai pris une très vive part à ce grand événement – même de loin. Grâce à votre bonté j'ai pu une fois assister à une séance de l'Académie en 1895<sup>72</sup>. J'ai donc pu m'imaginer maintenant le jour de votre réception ! Et encore j'ai eu la bonne chance de recevoir le samedi suivant le numéro du journal des Débats où votre beau et magnifique discours était imprimé<sup>73</sup> ! Quelle surprise pour moi ! Le journal était envoyé de la part d'un de mes chers maîtres à Paris<sup>74</sup>, qui s'était imaginé que moi, je serais bien heureuse de connaître votre discours en détail. Je me réjouis de tout mon cœur, cher maître, de ce qu'il y a encore tant de belles choses dans le monde, même pour moi ! On a parlé de vos élèves sans nombre à l'étranger, qui vous saluent avec la plus grande admiration. J'espère que vous voudrez bien me compter [sic] moi aussi. Peut-être l'avenir me permettra de vous montrer que je n'ai pas été toute une année en vain à Paris, et que moi, j'aime la science comme on doit l'aimer.

Pour le moment je suis bien occupée. C'est que j'ai à préparer douze conférences, en français et en anglais, que je dois faire à Brème vers le 15 février. Ces conférences vont décider de mon avenir.

Les conférences françaises sont choisies du 17<sup>e</sup> siècle. En parlant de l'Académie, je parlerai naturellement vers la fin de la conférence du dernier événement d'importance : de votre fête de réception.

J'espère que vous ne serez pas mécontent de cette lettre un peu confuse. J'ai dû écrire presque continuellement du matin jusqu'au soir depuis des semaines, et même ma main commence à trembler un peu.

Vers la fin du mois de mars je reviendrai à Karlsruhe. J'espère que mon petit travail sur le Willehalm vous viendra alors à propos.

Pour le moment, je vous prie de croire à mon plus sincère dévouement.

Je suis, cher maître, comme toujours, votre très reconnaissante

M. J. Minckwitz-Ph.

<sup>70</sup> BNF, NAF 24449, f. 368–9.

<sup>71</sup> C'est le jour de réception de G. Paris à l'AF, où il avait été élu le 28 mai 1896.

<sup>72</sup> Il s'agissait de la réception de José-Maria de Heredia à l'AF, voir Minckwitz, « Gedenkblätter », 281–2.

<sup>73</sup> Le discours de G. Paris rendait hommage à Louis Pasteur et était un vibrant plaidoyer pour la science désintéressée (voir Bähler, *Gaston Paris et la philologie romane*, 209–35). Il fut publié à plusieurs endroits et aussi comme plaquette (Paris : Calmann-Lévy, 1897).

<sup>74</sup> S'agirait-il de Paul Meyer ?

9.

Karlsruhe, le [...] <sup>75</sup> [18]97  
97 Kaiserallee <sup>76</sup>

Monsieur,  
Cher maître,

Je prends la liberté de vous renvoyer le manuscrit du « Willehalm » et j'ose espérer qu'il viendra à propos. J'ai fait soigneusement toutes les petites corrections que vous avez exigées dans votre lettre du mois de *novembre* dernier et j'ai modifié les passages concernant la captivité de Guillaume auprès de Sinagon <sup>77</sup>. Si je n'ai pu supprimer toutes mes hésitations sur ce point-là, je vous prie de croire que j'ai beaucoup réfléchi avant d'exprimer mes doutes. + <sup>78</sup> J'ai même écrit une fois à M. Cloëtta <sup>79</sup> qui m'a répondu d'une manière très aimable sans pouvoir résoudre les questions que je lui ai posées. Comme presque tous les romanistes il ne s'occupe point du Willehalm. Néanmoins il m'a demandé pourquoi je ne publie pas mon travail qui lui semble bien intéressant d'après les quelques indications que je lui ai faites.

J'espère que la conclusion 5° est écrit[e] en bon français. Est-ce qu'on peut dire : manuscrit *cyclique*? Je connais toutes les expressions que je devrais employer en allemand, mais en français, c'est quelquefois trop difficile pour moi.

Il y a quelques semaines déjà que j'ai quitté la belle ville de Brème où j'ai passé quelques semaines agréables à l'occasion de quelques conférences que j'étais invitée à y faire. À mon départ j'ai reçu une profusion de fleurs.

Veillez croire, Monsieur, au dévouement profonde de

M. J. Minckwitz-Ph.  
97 Kaiserallee, Karlsruhe.

[En bas du f. 374r :] + Du reste, si vous êtes mécontent on pourrait retrancher les pages 9–12.

<sup>75</sup> Date indéchiffrable.

<sup>76</sup> BNF, NAF, 24449, f. 374–5.

<sup>77</sup> Épisode du *Moniage Guillaume II*, l'une des deux versions en vers du *Moniage Guillaume* du cycle de Guillaume d'Orange.

<sup>78</sup> Ce signe, qui marque un ajout à la fin de la lettre, se trouve dans l'original.

<sup>79</sup> Wilhelm Arnold Cloëtta ou Cloetta (1857–1911), romaniste suisse, professeur de philologie romane à Iéna (1893–1909), puis à Strasbourg (1909–11), futur éditeur des *Deux versions en vers du Moniage Guillaume* (Paris : Firmin Didot, 1906 et 1911, 2 vol.); voir aussi Hausmann, « Cloëtta, Wilhelm Arnold », *Romanistenlexikon*, [http://lexikon.romanischstudien.de/index.php?title=Cloëtta,\\_Wilhelm\\_Arnold](http://lexikon.romanischstudien.de/index.php?title=Cloëtta,_Wilhelm_Arnold), consulté le 13 novembre 2017.

10.

Karlsruhe, le 5 août, 1897  
97 Kaiserallee <sup>80</sup>

Monsieur,  
Cher Maître,

Il y a deux ans que j'ai pris l'habitude de vous écrire en vue du 9 août, votre fête de naissance, sans me rappeler qu'en France on célèbre plutôt les fêtes de patron. Néanmoins je persiste dans ma faute pour la raison suivante : à cette époque de l'année je vous sais à la campagne <sup>81</sup>, dégagé une fois de mille besognes, vous reposant du surmenage de la vie de Paris. C'est le moment propice pour vous envoyer mes félicitations les plus sincères. J'espère de tout mon cœur qu'à ce moment vous vous portez bien ainsi que Madame Paris à qui j'envoie mille compliments, que vous êtes content des résultats de l'année scolaire qui vient de se terminer, des séances de l'Académie, de vos travaux, enfin de tout ce qui vous intéresse plus ou moins.

Le 12 juillet j'ai pris la liberté de vous envoyer un exemplaire de ma thèse de doctorat, dont j'avais reçu le tirage à part ce jour même. J'espère bien qu'il vous est parvenu. J'ai voulu d'abord l'accompagner d'une lettre, mais en réfléchissant j'ai changé d'avis et je l'ai ajournée jusqu'aujourd'hui, vous croyant trop occupé ou même à la veille de votre départ pour la campagne.

Cette thèse est publiée sous mon nom de fille [*sic*] avec l'autorisation de tous mes professeurs à Zürich qui se sont vivement indignés du traitement barbare que j'ai subi en Roumanie. Même devant la loi j'ai maintenant le droit d'adopter de nouveau l'*honnête* nom de mon père. Au mois de mai je n'ai appris que par hasard de la part du consul allemand à Jassy, que M. Philippide a fait prononcer le divorce le 2 décembre 1896 et s'est remarié tout de suite. En apprenant ces nouvelles je suis retombée dans une profonde mélancolie, mais je ne me suis point étonnée de sa conduite. Après toutes les tristes expériences que j'ai faites dans un mariage de trois mois (!) je vois M. Ph. capable de commettre tous les crimes possibles dans ce monde. Il connaît bien son pays, et il agit en conséquence. L'année dernière, au mois de juillet, il a même osé venir à Karlsruhe, pour une dizaine de jours, il m'a suivie partout dans mes sorties, en voiture, sans que je m'en aperçusse. À la fin la police qui commençait déjà à s'apercevoir de ses extravagances, l'a obligé de quitter Karlsruhe dans les 24 heures. La tentative d'assassinat qui avait été mandé[e] ici de la part du consul à Jassy, ses lettres de menaces, dans lesquelles il me recommandait la lecture de la vie de « Pietro Aretino », dont il avait étudié la méthode de calomnie pour me *perdre exprès* (comme il se vantait) aux yeux de tous les romanistes de l'Europe, ont été cause de son expulsion. –

<sup>80</sup> BNF, NAF 24449, f. 370–1.

<sup>81</sup> G. Paris avait pris l'habitude de passer les mois d'été au château de Cerisy-la-Salle.

Ces jours-ci j'ai reçu beaucoup de lettres bienveillantes de la part de quelques professeurs romanistes célèbres qui m'ont accusé réception à [sic] ma thèse. M. Rajna<sup>82</sup> p. ex. m'a écrit le jour même de son départ : parto oggi stesso, pur [sic] dar principio al mio solito periodo di vagabondaggio estivo. Il s'intéresse vivement à mon travail et me propose déjà un travail analogue sur la période correspondante de l'histoire de la langue italienne. J'ai été profondément touchée de sa bonté, d'autant plus que je suis une inconnue pour lui. Je n'ai jamais eue jusqu'à présent la bonne chance de me rendre en Italie. Et dans toutes ces lettres de grands maîtres romanistes, dont l'énumération vous fatiguerait peut-être, il y a le même refrain : nous espérons que vous allez persévérer dans votre zèle, toute publication de votre part nous sera la bienvenue. Voilà déjà un petit encouragement pour moi. J'en avais grandement besoin, d'autant plus que je n'ai pas encore su trouver une place de professeur. Toutes mes tentatives jusqu'à présent ont échoué [sic]. En terminant cette lettre, cher maître, qui, j'espère, sera la bienvenue, je vous prie de vouloir bien une fois, à l'occasion, parler de moi avec bienveillance de moi à M. Tobler<sup>83</sup> dans une de vos lettres. Vous me rendriez un grand service en le faisant. Croyez à la profonde admiration de votre très dévouée

M. J. Minckwitz<sup>84</sup>

11.

Karlsruhe, le 30 déc.  
1897<sup>85</sup>

Monsieur,  
Cher Maître,

La fin de l'année s'approche, et comme je reprends peu à peu mes anciennes habitudes je ne veux pas manquer cette année de vous exprimer les vœux bien sincères que je forme pour vous et tous ceux qui vous sont chers.

Je n'ai pas besoin, cher maître, de vous assurer de nouveau que je garde un souvenir bien tendre de mes chers maîtres de Paris et de mon séjour en France. Pour

<sup>82</sup> Pio Rajna (1847–1930), professeur de langues et littératures néo-latines à l'Institut des études supérieures de Florence, grand ami de G. Paris.

<sup>83</sup> Adolf Tobler (1835–1910), romaniste suisse, professeur de philologie romane à l'Université de Berlin depuis 1867. G. Paris, ayant fait la connaissance de Tobler en 1856–1857, à Bonn, avait lié une inaltérable amitié avec celui-ci (Hausmann, « Tobler, Adolf », *Romanistenlexikon*, [http://lexikon.romanischstudien.de/index.php?title=Tobler,\\_Adolf](http://lexikon.romanischstudien.de/index.php?title=Tobler,_Adolf), consulté le 12 novembre 2017).

<sup>84</sup> C'est probablement à cette lettre que G. Paris avait réagi en écrivant à J. M. Minckwitz : « Je suis très heureux pour vous que vous soyez complètement dégagée du triste lien où votre vie a failli être étouffée. Vous voilà tout à fait libre, pouvant recommencer à travailler, à penser, à vivre; je vous en félicite, et soyez sûre que je ferai tout mon possible, si l'occasion m'en est donnée, pour vous aider sur le chemin que vous parcourrez avec tant de force et de courage » (cité dans Minckwitz, « Gedenkblätter », 281).

<sup>85</sup> BNF, NAF, 24449, f. 372–3.

moi, la France, c'est une autre patrie, intellectuelle, et l'étude de la littérature et de la langue françaises, surtout du moyen âge, me tiendra toujours le plus au cœur.

J'avais espéré pouvoir vous envoyer à ce moment de l'année un abrégé (en allemand) du discours brillant de M. van Hamel<sup>86</sup>; qui a bien voulu m'autoriser à en faire une traduction allemande. C'est dans la « Wissenschaftliche Beilage » der « Münchener Allgemeinen Zeitung » que cet abrégé doit être publié! Il y a plus de trois semaines que le manuscrit est entre les mains du rédacteur, et le journal qui paraît tous les jours sauf le dimanche<sup>87</sup>.

Avez-vous eu le temps, cher maître, de feuilleter ma thèse?

Et le pauvre « Willehelm » qu'est-ce qu'il est devenu?

Quant à moi, je mène presque une vie récluse [sic]. Je travaille toujours et je suis toujours en recherche d'une position quelconque. C'est une des caractéristiques de notre « fin de siècle », si riche en monuments et en nécrologues [sic], d'être impitoyable pour les vivants et surtout pour les femmes qui luttent pour leur existence!

Voulez-vous bien faire mes compliments à M<sup>me</sup> Paris? Que je voudrais voir une fois votre petite fée de fille qui doit avoir grandi depuis que je l'ai vue. Elle a les yeux si beaux, et elle a été très aimable envers moi.

Voulez-vous bien demander une fois à M<sup>me</sup> Paris, cher maître, si elle aura la bonté de me donner un petit renseignement qu'elle saurait bien me donner – mais qui devrait bien rester un secret pour vous jusqu'au moi[s] d'août de 1899? Je serais si heureuse d'avoir ce renseignement.

Que le nouvel an vous trouve, cher maître, en bonne santé, entouré de toute votre famille!

Je pense si souvent à vos belles conférences en étudiant vos œuvres et admirant le génie que vous manifestez dans toutes les branches de la science philologique.

Agrérez, cher maître, les hommages respectueux de votre très dévouée

M. J. Minckwitz.

<sup>86</sup> A. G. van Hamel, « Das Suchen nach l'âme française' in der Literatur und Sprache Frankreichs », *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 7 (1898) : 1–5. La note 1 précise : « Auszug aus der am 21. Sept. 1897 zu Groningen gehaltenen Rektoratsrede, frei nach dem Holländischen von Dr. M. J. Minckwitz ». Anton Gerard van Hamel (1842–1907), théologien et philologue hollandais, ancien élève de G. Paris à l'EPHE, fut le premier professeur de philologie française à l'université de Groningue (1884–1907), dont il fut également recteur en 1896–1897.

<sup>87</sup> Anacoluthie.

12.

Karlsruhe, le 4 février 1898  
97 Kaiserallée 97<sup>88</sup>

Cher Maître,

Je suis profondément touchée qu'au milieu de tant de travaux et d'obligations vous ayez pensé à moi. Je vous remercie de tout mon cœur de l'encouragement que vous m'avez bien voulu donner en rendant compte de ma thèse dans le « Journal des savants »<sup>89</sup>. Je ferais de mon mieux, cher maître, pour mériter par des travaux consciencieux la bonne opinion que vous professez de mes facultés.

Du reste, j'ai toujours étudié sous votre direction, directement ou indirectement, d'abord chez M. Morf, votre élève dévoué, après au moins une année chez vous<sup>90</sup>, année remplie jusqu'au bout de beaux souvenirs. Combien de choses que vous avez dites surtout aux conférences du dimanche, se sont empreintes dans mon cœur et ressuscitent maintenant que je suis à l'écart de beaucoup de souffrances. J'espère donc faire des progrès en travaillant autant que possible.

Je me réjouis, en faisant lecture ça [sic] et là du « Figaro », d'avoir des nouvelles de vous. L'autre jour j'y ai vu une petite note concernant la réception de M. G. d'Annunzio au Collège de France<sup>91</sup>. En vouant beaucoup de temps aux poètes modernes, je crois, vous augmentez encore le charme de vos études et de vos conférences de philologie, charme exquis pour lequel aucun autre philologue ne saurait rivaliser avec vous. Chez vous, je n'ai jamais éprouvé que les études de philologie peuvent être arides.

<sup>88</sup> BNF, NAF, 24449, f. 376–7. À partir de cette date, Minckwitz met un accent sur « Kaiserallée », ainsi que, très souvent, deux fois le numéro de la rue, avant et après le nom.

<sup>89</sup> Dans le compte rendu très élogieux que G. Paris publia dans le *Journal des savants* (1897) : 747–8, citons le passage suivant : « Ce petit ouvrage est la thèse que M<sup>me</sup> Minckwitz a présentée à l'Université de Zurich pour obtenir le grade de docteur et qui a été agréée sur la proposition des professeurs Morf et Ulrich. Elle le méritait assurément. L'auteur, qui possède les meilleures méthodes de la philologie contemporaine et qui est douée d'un esprit très judicieux et d'un goût très large, y apporte véritablement des 'contributions' utiles non pas seulement à l'histoire de la grammaire française au XVII<sup>e</sup> siècle, mais à l'histoire même de la fixation de notre langue littéraire à cette époque » (747). La seule critique du philologue : « Il y a dans cet excellent petit livre trop de fautes d'impression » (748).

<sup>90</sup> vous : leçon incertaine.

<sup>91</sup> C'est le 21 janvier 1898 que fut mise en scène, au Théâtre de la Renaissance à Paris, *La cité morte* de D'Annunzio, avec Sarah Bernhardt dans le rôle d'Anna. D'Annunzio assista à la première. Une courte notice dans *Le Figaro* du 24 janvier 1898 évoque la réception du poète italien, la veille, par G. Paris au Collège de France. On y lit notamment ceci : « Le jeune et célèbre écrivain s'est montré ravi de l'accueil qu'il a reçu ; il a surtout fort apprécié l'original et fin esprit de M. Gaston Paris avec lequel il s'est longuement entretenu de linguistique et des chroniques italiennes de Stendhal et d'Anatole France ».

À propos des poètes, je ne veux pas oublier de vous mander que l'autre jour j'ai reçu une lettre fort aimable de M. Paul Heyse<sup>92</sup>. Il a lu ma thèse, et comme il est poète, j'ai été bien heureuse d'apprendre de sa part, que ma manière d'écrire lui plaît infiniment. C'est pourquoi (à cause de ce « charme » comme il l'explique) il a entrepris d'en faire la lecture, quoi que les jours soient bien loins [sic], où il était disciple de M. Diez. Comme M. Heyse plaide pour la cause des femmes<sup>93</sup> « Hochbegabte Frauen haben das Recht an der höchsten geistigen Bildung des Volkes mitzuarbeiten » (c'est un peu sa devise), je m'estime heureuse de lui avoir plu.

En terminant cette lettre trop longue peut-être, je dois vous avertir encore, que le 15 janvier ici à la Bibliothèque quelqu'un m'a averti[e], que dans le « Journal des Savants » il y aurait une critique de ma thèse. L'inconnu m'expliqua en outre que les initiales : G. P. veulent dire : Gaston Paris, et pour aider mon ignorance supposée il a ajouté le fait surprenant, que vous êtes « Membre de l'Académie française ». C'était si drôle pour moi, ce renseignement. En outre, M<sup>me</sup> Bernays<sup>94</sup>, veuve du célèbre professeur, avait fait envoyer une copie de votre critique à ma mère qu'elle savait souffrante. Mais je vous remercie beaucoup de m'avoir envoyé deux exemplaires de cette critique si précieuse pour moi.

Peut-être je trouverai-je une petite position au cours de cette année 1898 qui m'a déjà amené cette preuve de votre bienveillance.

Au moment où je termine ma lettre, je viens de recevoir une lettre de M. Weeks, elle contient quelques nouvelles de son petit fils, qui est presque Français. Le voilà qui crie à son petit chat : Attention ! Saute pour la France ! Vous le voyez, cher maître, partout dans le monde nous subissons le charme de la France si riche en âmes nobles et généreuses. Ma mère me charge de vous transmettre mille compliments pour vous et M<sup>me</sup> Paris, quant à moi je voudrais en outre embrasser votre petite fée de fille qui sait déjà réciter des poésies allemandes.

Agréez, cher maître, les hommages respectueux de votre très dévouée

M. J. Minckwitz.

<sup>92</sup> Paul Heyse (1830–1914), écrivain et traducteur, Prix Nobel allemand de littérature (1910), avait commencé en 1850 une thèse de doctorat à Bonn, sous la direction de Fr. Diez, thèse qu'il ne terminera pas en raison d'une aventure sentimentale qui l'éloigna de la ville rhénane. Il écrira finalement une thèse sur le refrain dans la poésie des troubadours sous la direction d'I. Bekker, à Berlin, mais abandonnera par la suite sa carrière de philologue au profit de celle d'écrivain ; voir Hausmann, « Heyse, Paul », *Romanistenlexikon*, [http://lexikon.romanischestudien.de/index.php?title=Heyse,\\_Paul](http://lexikon.romanischestudien.de/index.php?title=Heyse,_Paul), consulté le 11 novembre 2017.

<sup>93</sup> des femmes : leçon incertaine.

<sup>94</sup> Il s'agit sans doute de Louise Uhde, née Rübke, qui avait épousé en 1880, en secondes noces, le germaniste Michael Bernays (1834–1897), mort à Karlsruhe. Leur fille, Marie Bernays (1883–1993), notons-le pour la circonstance, sera l'une des premières femmes à passer le doctorat à l'université de Heidelberg (dans le cadre d'un projet lancé par Max Weber) et luttera toute sa vie pour les droits de la femme.

[En marge du f. 377r :] Je semble être hantée des fautes d'impression<sup>95</sup>; il y en a de fâcheuses dans ma traduction du discours de M. van Hamel.

13.

Karlsruhe, le 25 mars, 1898  
97 Kaiserallée, 97<sup>96</sup>

Cher Maître,

Quand j'étais à Paris vous aviez bien voulu me donner la permission de vous rendre ça [*sic*] et là une petite visite pour vous demander des renseignements. Voulez-vous bien me permettre de vous demander aujourd'hui votre avis par lettre? – Le sujet du travail que je prépare à présent, va certainement vous intéresser un peu. On a mis (ici à Karlsruhe) à ma disposition un manuscrit du « Trésor » de Br. Latini<sup>97</sup>, datant du 14<sup>e</sup> siècle, mais copié d'une très ancienne rédaction. Chabaille<sup>98</sup> (en 1863) ne l'a pas connu du tout. Peu à peu, en copiant ce manuscrit, je me suis demandé, si le texte de Chabaille n'exigeait point une révision. C'est pourquoi j'ai formé le projet de publier une édition critique du Trésor, accompagnée d'un glossaire et de recherches biographiques, les sources etc. Croyez-vous, cher Maître, qu'un tel travail serait le bienvenu? J'espère n'avoir pas besoin de vous assurer que ce travail serait exécuté minutieusement. Il exigera beaucoup de temps et de patience, mais moi, je suis prête à vouer toutes mes forces à cette entreprise. Du reste, j'ai ici à la bibliothèque, un professeur très aimable, M. Holder<sup>99</sup>, le celtologue, grand ami et grand admirateur de la France qui me fournit beaucoup de renseignements concernant la grande littérature occasionnée surtout depuis le livre de Sundby<sup>100</sup>. Le nombre des manuscrits du « Trésor », comme je sais déjà, est considérable, mais cela ne m'effraye point. Je ferais de manière que [*sic*] ce travail contenterait mes chers maîtres à Paris.

Si vous approuvez de [*sic*] ce projet, voulez-vous bien m'en informer? Naturellement je suppose, qu'aucun des philologues célèbres de la France s'occupe [*sic*] déjà

<sup>95</sup> Allusion au compte rendu de G. Paris de la thèse de Minckwitz, voir n. 89.

<sup>96</sup> BNF, NAF, 24449, f. 378–9.

<sup>97</sup> Brunetto Latini (1220–1294), homme politique et écrivain italien, auteur, notamment, d'un livre à caractère encyclopédique écrit en français sous le titre *Li Livres dou Tresor*.

<sup>98</sup> Polycarpe Chabaille (1796–1863), éditeur du *Livres dou Tresor* de Brunetto Latini (Paris : Imprimerie Impériale, 1863).

<sup>99</sup> Alfred Holder (1840–1916), bibliothécaire à la Bibliothèque du Land de Bade à Karlsruhe (dont il deviendra le directeur en 1911), spécialiste, entre autres, des langues celtiques, auteur, notamment, du *Alt-celtische Sprachschatz* (1896–1913); après ses études de philologie classique et germanique, terminées en 1862, il avait passé quelque temps à Paris pour y travailler dans les bibliothèques.

<sup>100</sup> Johannes Thor Sundby (1830–1894), professeur de philologie romane à l'université de Copenhague, avait consacré sa thèse de doctorat au *Trésor* de Brunetto Latini : *Brunetto Latinos levnet og skrifter* (1869), trad. italienne par Rodolfo Renier, *Della vita e delle opere di Brunetto Latini* (Firenze : Le Monnier, 1884).

de ce même projet. Alors, certainement, je ne saurais faire mieux que mettre [...] <sup>101</sup> à la disposition du savant qui en voudrait peut-être profiter un peu.

Pour le moment, en tout cas, j'ose vous demander, si je pourrais préparer et vous envoyer un petit article pour la « Romania » concernant les traductions de Salluste dans le Trésor. (Éd. Chab[aille] p. 506–509, p. 511–515). Peut-être pourrais-je citer le texte d'après le manuscrit de Karlsruhe (inconnu jusqu'à présent) avec les variantes de Chabaille<sup>102</sup>?

Naturellement, cher Maître, je m'estimerai heureuse de faire pour cet article toutes les corrections ~~toutes les corrections~~ et changements que vous jugeriez nécessaires.

Je serais si heureuse de sentir une fois de nouveau votre main de maître. Je me sens un peu isolée à Karlsruhe. Quelquefois je regrette vivement de manquer de grandes intelligences pour me frotter contre. Mais que faire? Je travaille, et j'attends patiemment un meilleur avenir.

Depuis quelques semaines ma table est ornée de *votre* photographie. C'est un cadeau de M. Holder. Une fois il m'a montré une photographie représentant les professeurs de l'École des Hautes Études, que lui avait envoyé M. Chatelain<sup>103</sup>; en voyant ma joie de vous avoir reconnu tout de suite au milieu de ce groupe, il a commandé votre photographie chez Pirou<sup>104</sup> pour me surprendre. J'ai pleuré de joie en recevant ce cadeau précieux. M. Holder va souvent à Paris, il a connu M. Paulin Paris<sup>105</sup>, il connaît très bien M. Arbois de Jubainville<sup>106</sup> et me parle avec tant d'admiration de vous sans vous connaître en personne. Il m'a aussi parlé de M. Duvau, dont il apprécie les travaux si consciencieux. Je voudrais, que M. Lemaître, qui semble croire (d'après un article dans le Figaro)<sup>107</sup> que l'Allemagne est complètement aveugle pour les mérites de la France, pourrait voir une fois le soir nos deux têtes rapprochées l'une de l'autre à la bibliothèque pour nous communiquer une idée charmante évoquée d'un souvenir de Paris. Et tout le monde *intellectuel*, j'en suis sûre, partage notre admiration – et le reste, cela ne devrait point compter avec un homme tel que M. Lemaître.

Mais, pardon, cher Maître, ma lettre est devenue trop longue.

<sup>101</sup> Encre effacée à cet endroit.

<sup>102</sup> *de Chabaille* : leçon incertaine.

<sup>103</sup> Émile Chatelain (1851–1933), latiniste et paléographe, directeur d'études à l'EPHE.

<sup>104</sup> Eugène Pirou (1841–1909), photographe parisien, connu pour ses portraits de célébrités et pour avoir photographié les événements de la Commune de Paris.

<sup>105</sup> Paulin Paris (1800–1881), père de G. Paris. C'est sur son initiative que fut créée, en 1852, au Collège de France, la première chaire de langue et littérature françaises du Moyen Âge, qu'il occupa jusqu'en 1872.

<sup>106</sup> Henri d'Arbois de Jubainville (1827–1910), directeur des archives de l'Aube de 1851 à 1880, fut le premier titulaire de la chaire de langue et littérature celtiques au Collège de France.

<sup>107</sup> Jules Lemaître (1853–1914), écrivain et critique, membre fondateur, puis président de la Ligue de la patrie française qui luttait contre la révision du procès Dreyfus. Nous n'avons pas pu identifier l'article dont il est question ici.

L'autre jour, j'ai fait une conférence à Baden-Baden, qui a très bien réussi. J'y ai fait la connaissance du « Curdirector », M. Haag<sup>108</sup>, qui écrit ça [*sic*] et là des essais, il a été grand ami de Maxime du Camp<sup>109</sup> (qui, bon patriote, aimait tout de même la France l'Allemagne) auquel il a consacré une intéressante mémoire [*sic*]. – Voulez-vous bien présenter mes hommages à M<sup>me</sup> Paris et lui exprimer ma profonde reconnaissance de sa charmante lettre; je suivrai tous ses renseignements. J'espère que la petite fée Griette se porte bien.

Agrérez, cher Maître, les compliments que vous envoie ma mère et veuillez croire à la profonde reconnaissance et admiration de votre très dévouée<sup>110</sup>

M. J. Minckwitz.

#### 14.

Dimanche, le 1<sup>er</sup> mai [1898]  
97 Kaiserallée 97  
Karlsruhe<sup>111</sup>.

Cher Maître,

Je suis si heureuse de savoir que mon projet de publier une édition critique du « Trésor » de Br. Latini ait été approuvé de votre part. Je suis bien occupée des mille préparations que je dois faire pour réaliser mon plan. En attendant, j'ai averti M. Rajna qui me prodigue mille bontés, sans doute par amitié *pour vous*, cher Maître. Comme ces travaux qui me ramènent en plein moyen-âge me donnent presque l'oubli de mon triste passé, je suis contente des progrès assez lents que je fais.

Aujourd'hui, mon intention est de vous informer de quelques détails concernant l'article que je suis en train de préparer pour la « Romania » :

Les discours de César et de Caton, traductions de Salluste, insérées dans le Trésor de Brunetto Latini.

Cet article va être composé de trois parties : d'abord du texte, après d'une courte caractéristique de la valeur *historique* de la traduction, enfin, d'une tentative d'en établir la provenance.

J'ai commandé (c'est à dire plutôt M. Holder) des manuscrits intéressants de Berne pour faire des collations. En attendant j'ai fait une petite trouvaille dans l'édition Chabaille, p. XXXIII. Chab. y fait mention d'un manuscrit : Bibliothèque impériale (7160 ancien fonds) qui contient un ouvrage intitulé : *Lis [sic]*<sup>112</sup> *fés des Romains compilés ensemble de Saluste etc.*

Auriez-vous la bonté d'informer M. Chatelain, que je vais lui adresser une lettre pour lui demander quelques petits renseignements concernant ce manuscrit qui

<sup>108</sup> Haag : leçon incertaine, personnage non identifié.

<sup>109</sup> Maxime du Camp (1822–1894), le célèbre écrivain voyageur et photographe, était mort à Baden-Baden, où, à partir de 1861, il passait plusieurs mois par an.

<sup>110</sup> *très dévouée* : leçon incertaine.

<sup>111</sup> BNF, NAF, 24449, f. 403–4.

<sup>112</sup> C'est « Li fés ».

me paraît très important ? Je vais expédier cette lettre quelques jours après celle que je prends la liberté de vous envoyer aujourd'hui. Je suis sûre, que M. Chatelain étant averti de votre part, ne dira pas « non ».

J'ai fait de mauvaises expériences en m'adressant pour des renseignements à d'anciens camarades d'études. C'est pourquoi j'ai pensé, que M. Chatelain pardonnera à une amie dévouée de la science qu'elle risque lui paraître indiscreète.

Depuis quinze jours, je suis bien inquiète. Ici, à Karlsruhe, se prépare l'établissement définitif d'un « Mädchengymnasium » qui va être organisé de la part du magistrat de la ville<sup>113</sup>. Je me suis présentée l'autre jour à M. le Ministre d'État Nokk<sup>114</sup>, munie de ma thèse et de votre critique dans le Journal des Savants. Il m'a très bien accueillie et m'a envoyé[e] faire la ronde chez une foule de personnes. J'ai presque oublié ma timidité, en faisant tout d'un coup la découverte que le *maire* de Karlsruhe<sup>115</sup> qui m'a tout de suite reconnue, est un ancien ami qui a connu feu mon père et fréquentait ma maison paternelle il y a une douzaine d'années. Il m'a tout de suite promis toute sa protection. Peut-être, l'hiver prochain, je peux donc espérer une amélioration de ma situation pénible et penser de nouveau à de courts séjours à Paris ! Quelle joie pour moi que l'idée de revoir mes chers maîtres, de revoir la France que j'aime de tout mon cœur et de continuer mes travaux.

Le dimanche de Pâques, j'ai reçu un exemplaire de la médaille frappée à l'occasion de votre élection à l'Académie<sup>116</sup>. C'est si beau, cher Maître ! M. Holder, qui vous envoie mille compliments, a tant regretté de n'avoir pas été informé du projet ! Je crois qu'il y a beaucoup de monde en Allemagne qui l'a su trop tard. J'ai été profondément touchée de la dédication [*sic*], surtout des mots :

Nous *aimons* autant que nous admirons !

C'est si vrai ! Moi, j'ai eu la même pensée depuis longtemps, depuis le moment que j'ai quitté la France sans savoir quand je pourrais y revenir et vous revoir.

Quant à la désolante affaire Dreyfus, que je plains de tout mon cœur, elle me rappelle un passage du Trésor : « Nous avons pieca perdu les droiz nons de pitié et de merci » – d'après mon humble avis, « nous » veut dire de nos jours : *toutes les nations soi-disant civilisées* de l'Europe. La nouvelle génération, y compris la mienne, ne connaît plus une « juste indignation ». Je me sens vieillie, si je vois commettre impunément des torts, je me révolte, – et ce n'est plus « la mode » – Ma mère, qui

<sup>113</sup> Le « Lessing-Gymnasium » fut le premier lycée de jeunes filles en Allemagne. Fondée par une association privée en 1893 il connut des problèmes financiers et fut repris en 1897 par la ville de Karlsruhe.

<sup>114</sup> Wilhelm Nokk (1832–1903), juriste et politicien, président du ministère de la justice, du culte et de l'enseignement du grand-duché de Bade (1881–1901) et en même temps président du ministère d'État du grand-duché de Bade (1893–1901).

<sup>115</sup> Karl Schnetzler (1846–1906), d'abord « *Bürgermeister* » (1875–1892), puis « *Oberbürgermeister* » (1892–1906) de Karlsruhe.

<sup>116</sup> Médaille frappée en 1897 par les élèves et amis de G. Paris en souvenir de son élection à l'AF.

est toujours souffrante, me charge de vous transmettre ses meilleurs compliments. Voulez-vous bien me rappeler au bon souvenir de M<sup>me</sup> Paris et embrasser pour moi la petite demoiselle Griette? – Quant à moi, cher Maître, je suis comme toujours votre très dévouée et reconnaissante

M. J. Minckwitz.

[En marge du f. 404v :] J'ai été si heureuse de voir une note concernant ma thèse dans la chère Romania<sup>117</sup>!

## 15.

Karlsruhe, le 8 juillet [1898]  
97 Kaiserallée<sup>118</sup>

Cher Maître,

Je vous demande pardon de vous envoyer encore une lettre au moment où je vous sais à la veille de votre départ pour la campagne. Mais je ne vous prie que d'en faire la lecture; je n'ai pas besoin de réponse pour le moment.

Ce que j'ai à vous communiquer, concerne mon travail sur le *Trésor* de Br. Latini. Ayant fait lecture de l'article de M. P. Meyer dans la Romania, t. XIV<sup>119</sup> que vous aviez bien voulu m'indiquer au mois de mai, j'ai vu que je dois abandonner l'idée de vous envoyer un article sur « les traductions de Salluste, insérées dans le *Trésor* [»]. Plus que la moitié de mon article ne contiendrait rien de nouveau.

Mais je trouve à présent bien nécessaire de ne plus retarder la communication publique de mon dessein de faire une édition critique du *Trésor*, de peur qu'aucun ne s'embarque à mon insu dans la même expédition.

J'ai donc pensé que vous, cher Maître, serez de mon avis ~~dans les~~ quant aux démarches que ~~j'ai~~ je dois entreprendre. Pour que mon dessein soit enfin annoncé dans la « Romania », je vous propose de vous envoyer au commencement du mois d'août un petit article (tout court) pour les « Mélanges », contenant quelques « leçons intéressantes » du manuscrit de Berne (ms. 646), que Chabaille a ignorées ou négligées. Certes, l'article ne contiendra pas beaucoup de choses, mais il servirait de prétexte, pour ainsi dire, pour pouvoir ajouter une petite note, annonçant mon projet<sup>120</sup>.

<sup>117</sup> Note parue dans *Romania* 26 (1897) : 629; on y lit, après l'indication du titre : « Cette étude sort du cadre de la Romania; nous la signalons cependant parce qu'elle contient d'intéressantes remarques sur l'histoire du lexique français, et notamment des listes de vieux mots rayés au XVII<sup>e</sup> siècle, par l'action des puristes, de la langue littéraire ».

<sup>118</sup> BNF, NAF, 24449, f. 405–6.

<sup>119</sup> P. Meyer, « Les premières compilations françaises d'Histoire ancienne », *Romania* 14 (1885) : 1–81.

<sup>120</sup> La courte annonce se trouve en effet dans *Romania* 27 (1898) : 521. Le 28 août 1898, P. Meyer écrit à G. Paris : « Je regrette bien que vous ayez annoncé dans le dernier n° [de la Romania] une édition de Brunet Latin par Mme Minckwitz et une des vœux du Paon par Bonnier. Vous ne pouvez pas ignorer qu'ils sont l'un et l'autre hors d'état de mener à bien un pareil travail. Il

J'ai voulu tout d'abord vous annoncer ce petit article, cher Maître, pour être sûre de votre approbation. Je serais heureuse, si ce petit article pouvait être publié dans un numéro prochain.

Aussitôt que je suis sûre, que l'annonce est faite dans la Romania, je vais avertir aussi M. Neumann<sup>121</sup> pour « le Literaturblatt » mais pas avant.

J'envverrais l'article tout de suite, mais il n'est pas encore achevé. Ce n'est pas ma faute. J'ai entrepris à contre-cœur un travail bien pénible pour M. Trübner, Strassbourg [sic]. Il s'agit du registre [sic] « pour le 'germanische Grundriss' »<sup>122</sup>. M. List<sup>123</sup> étant tombé malade, M. Trübner m'a prié[e] de continuer ce travail fatigant et je n'ai pas osé refuser. C'est un travail ingrat en tout cas.

M. Holder a été agréablement surpris de recevoir une lettre de votre part, cher Maître. Je crois qu'il reverra Paris plus tôt que moi, qui viendrai assurément l'année prochaine. – Du reste, il m'a chargé[e] de vous demander une petite information qui ne presse pas du tout. Je lui avais demandé si la Bibliothèque ici à Karlsruhe pourrait me procurer de Paris le manuscrit du *Trésor* qui se trouve à la Mazarine, 3871 (1260). Il m'a déclaré qu'il n'aimerait pas recevoir *directement* un refus, ne connaissant pas les « statuts » de cette Bibliothèque. Auriez-vous la bonté, cher Maître, de m'informer au mois d'août (quand j'aurai écrit de nouveau) si nous pouvons espérer l'envoi ou non?

Je ne pourrai faire que de très courts séjours à Paris à la fois, parce que j'espère être admise comme professeur dans le « Mädchengymnasium » de Karlsruhe cet hiver. C'est pourquoi je serais si heureuse, de ~~commander~~ recevoir quelques manuscrits étrangers ici à la Bibliothèque de Paris, pour pouvoir examiner soigneusement tous les textes ~~à~~ négligés de la part de Chabaille.

faudrait voyager bien des années et avoir des connaissances qu'ils ne possèdent pas plus l'un que l'autre pour en venir à bout » (BNF, NAF, 24449, f. 130–1). G. Paris répond le 20 août : « Pour les annonces de Mme Minckwitz et de Bonnier, je ne comprends pas vos objections. Ce sont deux faits que nous annonçons au public sans les approuver aucunement. Je regarde comme l'un des devoirs de la Romania de renseigner autant que possible sur la publication projetée, de façon à ce qu'il n'y ait pas de double emploi. Et comment refuser une telle insertion à ceux qui la demandent? » (BNF, NAF, 24425, f. 301–2). Minckwitz ne publiera son article que dans *Romania* 37 (1908) : 111–9 sous le titre « Notice de quelques manuscrits du *Trésor* de Brunet Latin ».

<sup>121</sup> Fritz Neumann (1854–1934), professeur de philologie romane à Fribourg-en-Brigau, puis à Heidelberg, co-éditeur, avec le germaniste médiéviste Otto Behaghel (1854–1936), du *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie*, voir Hausmann, « Neumann, Friedrich (Fritz) Heinrich Georg », *Romanistenlexikon*, [http://lexikon.romanischestudien.de/index.php?title=Neumann,\\_Friedrich\\_\(Fritz\)\\_Heinrich\\_Georg](http://lexikon.romanischestudien.de/index.php?title=Neumann,_Friedrich_(Fritz)_Heinrich_Georg), consulté le 10 novembre 2017.

<sup>122</sup> *Le Grundriss der germanischen Philologie* édité par Paul Hermann et qui paraissait chez Karl J. Trübner à Strasbourg entre 1891 et 1893. Étant donné la date de cette lettre, il pourrait s'agir de la deuxième édition, qui paraîtra à partir de 1901.

<sup>123</sup> Un certain W. List s'était en effet chargé du « Namen-, Sach- und Wortverzeichnis » de la première édition dudit *Grundriss*.



Mais, naturellement, je ne sais pas, si c'est possible.

Pardonnez, cher Maître, que j'ai écrit une si longue lettre pour vous mettre au courant du ~~sujet~~ travail qui me tient au cœur. Encore une fois, je n'ai pas besoin de réponse pour le moment.

Agréez beaucoup de ~~notre~~ compliments de notre part pour vous et M<sup>me</sup> Paris.

À bientôt, j'aurais une nouvelle occasion de vous écrire. Comment va la petite fée ?

Agréez l'expression de ma plus haute admiration et reconnaissance.

Votre très dévouée

M. J. Minckwitz.  
97, Kaiserallée, Karlsruhe

16.

Karlsruhe, le 6 août  
1898.  
97 Kaiserallée<sup>124</sup>.

Cher Maître,

La voilà de nouveau, vous direz sans doute en recevant le 9 août (ou plus tard) ma petite lettre de félicitations ! Cher Maître, elle vient du cœur. Si elle savait seulement vous exprimer tous les souhaits que je préférerais mille fois vous adresser en personne : Bonne santé pour vous et pour tous ceux qui vous sont chers, de longues années fécondes en travaux de grand maître, – enfin, pour y mêler encore un peu plus directement l'égoïsme qui se cache déjà sous le[s] vœux que je viens de préférer, la même bonté encourageante pour votre élève, dont jusqu'à présent vous n'avez jamais dédaigné la mince pioche.

Il y a plus de trois ans que je ne vous ai pas vu. Ces années me semblent une éternité, elles cachent tant de choses sinistres pour moi, de sorte que cet espace de temps si court en réalité, me semble avoir avalé la plupart des illusions qui rendent l'existence humaine si chère et précieuse.

Mes regards se tournent invariablement vers le passé et de plus en plus je réussis au moins en coupant court aux jours funestes qui ont suivi de si près mon séjour si heureux à Paris, en France. J'espère presque avec certitude y revenir pour quelques semaines en 1899. Cette idée de vous revoir, de revoir enfin tous mes chers maîtres à Paris a pour moi un effet calmant dans cet état de suspension où je me trouve depuis des mois quant à la possibilité d'être nommée professeuse dans le « Mädchenschule »<sup>125</sup>. Ces affaires marchent lentement à cause de l'opposition qu'un tel établissement – le premier de ce rang en Allemagne – cause surtout en Prusse. Et la Grande-Duchesse de Bade est Prussienne<sup>125</sup>.

Je vous dois encore des remerciements, cher Maître, pour votre dernière lettre, écrite dans un moment où ~~enfin~~ vous auriez dû jouir enfin d'un peu de repos. Je me

<sup>124</sup> BNF, NAF, 24449, f. 382–3.

<sup>125</sup> Louise de Prusse (1838–1923), devenue grande-duchesse de Bade par son mariage avec Frédéric I de Bade (1826–1907) en 1856.

fais des reproches de vous avoir écrit dans un tel moment. C'est que j'étais un peu inquiète à cause de la publication du Trésor. L'année dernière déjà j'ai eu la mauvaise chance de commencer une étude consciencieuse sur Houdar de La Motte<sup>126</sup> qui faisait de lents progrès à cause du manque de certains livres que je ne savais pas me procurer à Karlsruhe.

En attendant M. Dupont a écrit une thèse sur le même sujet. J'en ai rendu compte ces jours-ci pour la « Zeitschrift » de M. Behrens<sup>127</sup>. La première partie, La Motte comme poète m'a complètement déçu[e]. J'ai vu que je peux encore risquer la publication de cette partie de mon étude. Mais la même chose pourrait arriver pour le Trésor. Et ce serait fâcheux !

Merci donc de votre bonté de vouloir annoncer mon projet dans le Nr. de juillet de la Romania. M. Holder a commandé (est-ce là la juste expression ?) quelques manuscrits de la Bibl. nat. par voie diplomatique. Quant à la Mazarine il persiste dans son idée de vouloir savoir d'abord, si les statuts en permettent l'envoi. – Est-ce que la petite fée Griette va encore réciter un poème allemand le jour de votre fête ? Comment va M<sup>me</sup> G. Paris ? – Je suis très curieuse aujourd'hui, je risque encore une question de plus. Est-ce qu'il y a encore le chien noir dans votre maison, qui me prodiguait mille caresses tous les dimanches quand j'arrivais pour les conférences ? Il ou plutôt elle (parce qu'il y avait des petits) n'aimait pas les messieurs, seulement moi.

Vous voyez, cher Maître, « jusqu'au chien du logis »<sup>128</sup> ; le mot de Molière s'applique de mille manières.

[En marge du f. 383v :] Ma mère joint mille compliments pour vous aux miens.

Votre très dévouée

M. J. Minckwitz.

17.

Karlsruhe, le 28 décembre 1898.  
97 Kaiserallée 97<sup>129</sup>

Cher Maître,

Une lettre de nouvel an de ma part, sera-t-elle la bienvenue ? J'ai un peu hésité avant de la commencer en pensant à la correspondance qui va s'étaler devant vous ces jours-ci.

Mais ayant une fois pris cette habitude, je ne peux rien y changer. Je risque de vous écrire comme je l'ai déjà fait le 6 août dernier quoique je n'aie reçu point de réponse de votre part à ma petite lettre de félicitations. Aujourd'hui encore je vous

<sup>126</sup> Houdar de la Motte (1672–1731), poète et dramaturge français, connu surtout aujourd'hui pour la querelle qu'avait déclenchée son adaptation très libre de l'*Iliade* effectuée sur la base de la traduction française d'Anne Dacier.

<sup>127</sup> Ce compte rendu, très circonstancié, de Paul Dupont, *Un poète-philosophe au commencement du dix-huitième siècle : Houdard de la Motte* (Paris : Hachette, 1898), a paru dans la *ZfSL* 20 (1898) : 260–73.

<sup>128</sup> Célèbre hémistiche des *Femmes savantes*.

<sup>129</sup> BNF, NAF, 24449, f. 384–5.

envoi, cher Maître, mes meilleurs souhaits pour vous et pour tous ceux qui vous sont chers, surtout pour M<sup>me</sup> Paris et votre petite fée qui grandit si vite! Cette année qui s'approche vous verra encore plus fêté, plus admiré, plus aimé et – je l'espère de tout mon cœur – en bonne santé.

De ma part, les bonnes nouvelles se font attendre. Ma situation reste toujours la même, sans aucune amélioration. Le « Mädchengymnasium » a été inauguré au mois de septembre, le magistrat de Karlsruhe m'a posé[e] comme candidat pour le français et le latin, mais le « Oberschulrat » m'a refusée avec une énergie qui serait digne d'un meilleur but. On a préféré un jeune philologue de 22 à 23 ans qui n'a jamais vu la France et qui jusqu'à présent n'a rien fait excepté qu'il s'est donné la peine d'être né « homme ». Grand mérite que certainement je ne saurais lui disputer. L'intelligence masculine prédomine, c'est à dire elle sert de prétexte pour écraser les femmes *honnêtes* et pauvres qui n'ont pas encore acquis le droit d'exister dans ce monde. – Mais je travaille et continue mes recherches sur Brunet Latin pendant les quelques heures de loisir qui me restent le soir après avoir lutté pour gagner mon existence d'une manière peu conforme à l'éducation que j'ai reçue et ce qui est pire, peu conforme à la constitution frêle que vous me connaissez. Mais que faire? Je lutte aussi longtemps que possible. Au reste, j'ai fait un petit progrès : je suis abonnée de la « Romania » et j'espère venir cette année à Paris!

Prochainement, je vais publier un compte rendu du nouveau livre de M. *van Hamel* (qu'il a bien voulu m'envoyer) dans le « Litteraturblatt » (Neumann – Behagel<sup>130</sup>). Mon petit article pour la Romania n'est pas encore prêt, c'est que tant de livres me manquent. Le dictionnaire de Godefroy<sup>131</sup> p. ex. n'existe pas même à Heidelberg! – M. Holder, lors de son séjour à Paris, a tant regretté de ne pas vous trouver rentré au Collège de France! Ma mère joint ses meilleurs souhaits et ses meilleurs compliments aux miens. Je suis comme toujours, cher Maître, avec l'expression de la plus haute admiration et reconnaissance, votre très dévouée

M. J. Minckwitz.

<sup>130</sup> Voir n. 149.

<sup>131</sup> Frédéric Godefroy, *Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du IX<sup>e</sup> au XV<sup>e</sup> siècle* (Paris : Vieweg, 1881–1899<sup>1</sup>), 10 vol.

[En marge du f. 385r :] Voulez-vous bien avoir la bonté de *ne jamais* mentionner mon nom à Mlle Schirmacher<sup>132</sup>? Je n'ai pas l'honneur d'être de ses amies, mais je sais que, par curiosité, elle s'efforce d'apprendre tout ce que je fais.

– Et mon pauvre « Willehalm » qu'est-ce qu'il est devenu?

18.

Carlsruhe, le 18 avril 1899  
97 Kaiserallee 97<sup>133</sup>

Cher Maître

Le 17 février deux manuscrits de la Bibliothèque Nationale,

Cod. Par. franc. iiii (ancien 7365)  
– 12581 (ancien 198)

ont été envoyés par voie diplomatique au « Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der Auswärtigen Angelegenheiten » pour *trois mois*. En quelques semaines déjà ce terme va expirer. Auriez-vous la bonté – comme vous avez bien voulu me promettre déjà lors de mon séjour à Paris<sup>134</sup>; de demander une prolongation? (Si c'est possible encore de trois mois, car l'un des manuscrits a formé la base de l'édition du Trésor de Chabaille.) Je suis sûre, que sur votre demande la prolongation sera accordée. Je ne vous donnerais point cette peine, si je n'avais pas déjà eu de très mauvaises expériences en m'adressant à l'administration de la Landesbibliothek à Karlsruhe. Vers la fin du mois de décembre j'avais exprimé le désir de ne pas [*sic*] recevoir ces deux manuscrits qu'au mois d'avril, parce qu'étant chargée de quarante heures de classe par semaine à une école publique de Karlsruhe, je n'aurais pas assez de loisir pour pouvoir profiter suffisamment de l'envoi. On m'avait promis d'exécuter ma demande, mais les manuscrits me furent annoncés comme étant à ma disposition dès le 17 février.

C'est pourquoi je crois, cher Maître, que de votre bienveillance seule je saurais espérer un meilleur résultat. J'ai écrit aujourd'hui parce que par voie diplomatique toutes les affaires se traînent et que seulement un mot décisif de la part de M.

<sup>132</sup> Käthe Schirmacher (1865–1930), écrivain, journaliste, féministe et femme politique, de tendance de plus en plus conservatrice et antisémite; après des études à Paris, où elle avait passé l'agrégation, et à Liverpool, elle s'était inscrite à l'université de Zurich en 1893, en philologie romane et anglaise; elle avait passé le doctorat en 1895, un an après Minckwitz, avec un travail sur Théophile de Viau. De Zurich elle était retournée à Paris où elle vivait au moment de la rédaction de cette lettre. Nous n'avons trouvé aucune trace d'un contact personnel entre K. Schirmacher et G. Paris. Voir aussi Hausmann, « Schirmacher, Käthe », *Romanistenlexikon*, [http://lexikon.romanischestudien.de/index.php?title=Schirmacher, Käthe](http://lexikon.romanischestudien.de/index.php?title=Schirmacher,_Käthe), consulté le 10 novembre 2017.

<sup>133</sup> BNF, NAF, 24449, f. 384–5.

<sup>134</sup> Ce séjour a dû se faire en mars-avril 1899 (voir également lettre 19).

Deslisle<sup>135</sup> au Ministère de Carlsruhe (?)<sup>136</sup> pourrait empêcher le renvoi des manuscrits vers le 15 mai suivant.

Je veux bien espérer, cher Maître, que le voyage à Barcelone<sup>137</sup> n'ait pas été accompagné d'un temps fâcheux. À Paris, la pluie et un froid de loup (comme disait M. Paul Meyer<sup>138</sup>) nous ont un peu adouci les regrets que nous avons ressentis en quittant la « douce » France.

Merci encore du charmant accueil que vous avez bien voulu nous faire. Je me rappelle surtout les paroles si touchantes de vous et de M<sup>me</sup> Paris (que j'aime de tout mon cœur) que vous m'avez adressées tous les deux, quand après le déjeuner nous étions assis près autour d'une petite table dans votre bibliothèque. Ce que vous m'avez dit, c'était du baume pour mon âme toujours saignante.

Le séjour à Paris, quelque court qu'il fût, m'a fait du bien ! Dorénavant, étant assise à ma table d'écrire [*sic*] où il y a en face de moi votre photographie (mais en réalité vous avez l'air beaucoup plus jeune) je forme encore plus que jamais mes meilleurs vœux pour le bonheur de vous, de M<sup>me</sup> Paris et de votre petite fée. Ma mère y joint ses meilleurs compliments. Votre très dévouée

M. J. Minckwitz.

19.

Le 3 août 1899.  
Baden-Baden  
(aux soins de M. J. Wagner<sup>139</sup>,  
31 Gernsbacher Strasse)<sup>140</sup>

Cher Maître,

Encore quelques jours et l'Allemagne, aussi bien que la France, va célébrer le 9 août ! En pressentant les bruits de fête qui, cette année, vont se mêler à la vie paisible que vous aimez mener pendant les vacances d'été, j'ai pensé agir dans votre sens en vous écrivant dès aujourd'hui. Je serai peut-être comme à l'avant-garde d'une longue suite d'ovations dont certainement vous ne sauriez point vous étonner, ayant semé depuis de longues années, à pleines mains, des grains de sagesse et de bonté. Maître chéri, en ce moment j'aimerais tant venir vous voir un moment pour vous *dire* ce que ma pauvre plume s'efforcera en vain d'exprimer en bon français. Du fond de mon

<sup>135</sup> Léopold Delisle (1826–1910), administrateur général de la Bibliothèque nationale de 1874 à 1905.

<sup>136</sup> Le point d'interrogation entre parenthèses se trouve dans l'original.

<sup>137</sup> Nous ne disposons pas d'autres informations sur ce voyage de G. Paris en Espagne.

<sup>138</sup> M. J. Minckwitz et sa mère avaient également rencontré P. Meyer lors de leur séjour à Paris.

<sup>139</sup> Nous n'avons pas pu identifier ce personnage.

<sup>140</sup> BNF, NAF, 24449, f. 388–9.

cœur je vous souhaite surtout de longues années de santé, de bonheur et la conservation intacte des précieux dons de génie, qui jusqu'à présent ont illuminé votre vie !

D'apparence je viens les mains vides. Mais ce n'est pas ma faute. Dans un article que j'ai préparé depuis longtemps pour M. Neumann (Litteraturblatt) j'ai parlé (bien affectueusement, cela s'entend) de vous et de la fête qui s'approche<sup>141</sup>. M. Neumann a reçu cet article au mois de ~~mars~~ mai, il l'accueillit avec beaucoup d'empressement – mais quant [*sic*] va-t-il le publier ?

C'est la même chose pour la Beilage der Allgemeinen<sup>142</sup> ! J'ai été exacte – mais la publication se fait attendre !

En outre, je vous prie d'agréer la dédicace d'un petit livre que je prépare de longue main, un petit livre bien cher à moi-même, parce que c'est le produit de mes rares heures de loisir et qui va s'intituler :

« Ein Kranz romanischer Dichtungen »<sup>143</sup>

Ce sera une collection de poésies de *toutes* les langues romanes, traduites en vers allemands, une collection où il y a quelquefois deux lignes bien simples d'apparence mais qui m'ont fait rêver des semaines entières pour trouver l'expression presque littérale et en même temps poétique. Vous y trouverez *tous vos amis poètes*, grâce à l'avis précieux que M<sup>me</sup> Paris a bien voulu me donner l'année passée. J'ai gardé comme un souvenir bien précieux l'aimable lettre qu'elle m'a écrite à ce sujet, d'autant plus que je l'admire aussi bien pour sa grâce que pour sa bonté !

J'avais espéré, cher maître, d'avoir ce petit livre prêt pour le 9 août ! Ce n'est pas ma faute si je n'ai pas su réaliser ce projet. La vérité, c'est que je suis trop fière de confier mon petit bijou à un éditeur quelconque. ~~Quant~~ Ce doit être un éditeur de premier ordre, et la lutte que je mène depuis si longtemps pour obtenir une place de professeur dans un de nos lycées de jeunes filles continue encore et retarde toutes mes démarches. Mais, si vous agréez la dédicace, le livre va porter la date du 9 août 1899 !

Je ne veux pas terminer ma longue lettre sans vous exprimer encore ma profonde reconnaissance du prolongement du prêt des deux manuscrits du Trésor de la Bibl. nat. que vous avez bien voulu obtenir de la part de M. Deslisle [*sic*]. Il y a deux jours que j'ai achevé la collation minutieuse de la rédaction qui a servi de base à Chabaille. J'ai tellement travaillé cet été que j'ai les yeux bien fatigués, et ma mère étant souffrante, nous nous sommes rendues à Baden-Baden, pour nous reposer un peu.

Brunet Latin me devient bien familier maintenant, mais c'est un travail de longue haleine. Qu'il me faut bien de [*sic*] courage pour persister dans cette entreprise dans un pays où on écrase l'intelligence de la femme à force des moyens les plus viles !

<sup>141</sup> Voir n. 149.

<sup>142</sup> « Compte rendu de van Hamel, "Het letterkundig leven van Frankrijk" », *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* (1900) : 6–7.

<sup>143</sup> Ce livre ne semble jamais avoir vu le jour.

Ma mère joint ses meilleurs vœux aux miens, elle se rappelle avec beaucoup de plaisir la réception du dimanche de Pâques où elle a seulement regretté aussi vivement que moi de ne pas revoir vous [*sic*] à côté de M<sup>me</sup> Paris. Cher maître, je vous baise la main!

Votre bien dévouée et affectueuse élève

M. J. Minckwitz

20.

Karlsruhe, le 28 décembre [1899]  
97 Kaiserallee 97<sup>144</sup>

Cher Maître,

Depuis longtemps je n'ai pas eu de vos nouvelles. Est-ce que je peux espérer d'en avoir à ce moment de l'année? En tout cas, je peux vous assurer que j'ai souvent, bien souvent, pensé à vous et à M<sup>me</sup> Paris. Au mois d'août p. ex. quand ma mère et moi avons joui de la lecture de « Penseurs et Poètes »<sup>145</sup> et plus tard quand j'ai reçu de votre part : la littérature normande avant l'annexion<sup>146</sup>; et encore quand j'ai dû faire dix conférences publiques à Stuttgart depuis le 2 octobre jusqu'au 4 décembre (dix conférences de lundi), dont les trois premières étaient consacrées à Mistral. Par conséquent j'ai souvent parlé de vous<sup>147</sup>! En attendant<sup>148</sup> le numéro de décembre du « Litteraturblatt »<sup>149</sup> qui vient de paraître, contient enfin mon article sur *van Hamel*, où profitant de son étude sur vous, j'avais parlé de la reconnaissance profonde que tous vos élèves vous doivent. J'avais espéré de voir cet article inséré dans le numéro d'août. Mais ce plaisir m'a été complètement gâté. Je n'ai jamais de chance, je n'ai jamais la main heureuse.

Aujourd'hui je viens de recevoir la nouvelle de M. Neumann qu'il va (bientôt!?) publier mon petit article sur « la littérature normande ». J'en ai écrit deux, l'un pour la « Beilage »<sup>150</sup>, l'autre pour le « Litteraturblatt »<sup>151</sup>. Vous voyez, cher maître, que l'exemplaire que vous avez bien voulu me faire envoyer n'a pas été « gaspillé ». Peut-être (je suis bien hardie, mais ayant les yeux bien ouverts je m'aperçois que les ignorants

<sup>144</sup> BNF, NAF, 24449, f. 380–1.

<sup>145</sup> Le recueil de G. Paris, *Penseurs et Poètes*, avait paru en 1896 déjà, chez Calmann Lévy.

<sup>146</sup> G. Paris, *La littérature normande avant l'annexion (912–1204) : discours lu à la séance publique de la Société des antiquaires de Normandie, le 1<sup>er</sup> décembre 1898*, tiré à part (Paris : Émile Bouillon, 1898).

<sup>147</sup> G. Paris avait consacré un long article à Mistral dans *Penseurs et Poètes*, 62–161.

<sup>148</sup> Pour sauver la construction syntaxique de la phrase, il faut admettre une virgule ici.

<sup>149</sup> Compte rendu de A. G. van Hamel, *Het letterkundig leven van Frankrijk* (Amsterdam : P. N. van Kampen & Zoon, 1898), *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie* 20 (1899) : 405–9.

<sup>150</sup> *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 9 (1900) : 7.

<sup>151</sup> *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie* 21 (1900) : 100.

le sont encore beaucoup plus que moi) peut-être ça [*sic*] et là un « Recensionsexemplar » envoyé à mon adresse ne serait pas donné en vain – et non seulement pour le bénéfice de la pauvre femme sans position que je serai encore en 1900, malgré tous mes efforts. Nous avons partout au détriment de l'honneur de l'État le népotisme qui fait obtenir les places les plus importantes même si l'on est tout à fait incapable et indigne. Vous comprenez, que ma condition inaltérée m'empêche de faire marcher d'un pas rapide mes travaux sur Brunet Latin. Mais il ne faut pas croire que j'abandonnerai mon projet aussi longtemps qu'il n'y a quelqu'un de plus puissant que moi pour me l'arracher. En tout cas, j'ai les mains liées. Mais en tout cas je suis fière et pleine d'ironie en me voyant toujours la seule abonnée de la Romania à Karlsruhe, où il y a des soi-disant « romanistes » qui n'ont jamais vu Paris et qui usurpent trois places (positions?) à la fois! Tandis que moi je dois mener la vie de Sparte et me voir privée des livres nécessaires pour mes travaux.

Mais le nouvel an s'approche! Nous vous envoyons, cher Maître, à vous et à M<sup>me</sup> Paris nos meilleurs souhaits, surtout quant à la « santé ». Moi, j'ai été à deux reprises souffrante cet hiver, je comprends donc l'immense valeur de la « santé ». – Je voudrais bien voir une fois « la petite fée ». Mais quand reviendrai-je à Paris?

Votre très dévouée et bien reconnaissante

M. J. Minckwitz

21.

le 13. I 1900<sup>152</sup>.

Cher Maître,

Je prends la liberté de vous envoyer le petit compte-rendu de « la littérature normande » dans la « *Beilage der Allgemeinen Zeitung* »<sup>153</sup>. – (Naturellement j'ai signalé dans l'article destiné pour le « *Literaturblatt* » l'article de la « Romania » où vous mentionnez des corrections à faire<sup>154</sup>...) – Hier, du reste, j'en ai lu l'épreuve.

J'ose en même temps vous demander une petite faveur. Auriez-vous la bonté de me faire envoyer de la part du secrétariat de l'École des Hautes Études l'annuaire de 1899? Je m'intéresse vivement à tout ce qu'on fait maintenant dans la section historique et philologique.

Agréez, cher Maître, nos meilleurs compliments pour vous et Mme Paris.

Votre très dévouée

M. J. Minckwitz  
97 Kaiserallee  
Karlsruhe

<sup>152</sup> BNF, NAF, 24449, f. 390. Il s'agit d'une carte postale.

<sup>153</sup> Voir n. 150.

<sup>154</sup> « Chronique », *Romania* 28 (1899) : 642.

22.

Karlsruhe, le 9 déc. [19]00  
97 Kaiserallée 97<sup>155</sup>

Cher Maître,

Dans le numéro de juillet de la « Romania » il y avait une petite note (p. 478) où vous parliez « *des amis ou compagnons d'études* » auxquels vous auriez destiné des exemplaires « Des Poèmes et Légendes du Moyen-Âge »<sup>156</sup>. Certes, moi, qui étudie toujours et soigneusement cette revue chérie, publiée par mes chers maîtres, moi, j'avais lu cette petite note, mais l'idée de réclamer un exemplaire ne me serait jamais venue. Où prendre le courage pour m'enhardir à un tel point ?

Quelle surprise donc que de recevoir lundi dernier votre envoi précieux ! J'ai pleuré en voyant votre écriture qui m'est si chère et si familière à la fois et qui m'évoque toujours de si chers souvenirs ! Merci de tout mon cœur, cher Maître, surtout pour cette sorte d'encouragement que vous ne manquez jamais de me donner de temps en temps. J'aurais écrit tout de suite, mais spontanément je me suis tout de suite adressée à Monsieur Neumann, pour lui annoncer un compte-rendu pour le « Literaturblatt » et qu'il a accepté « als sehr willkommen »<sup>157</sup>.

Vous verrez donc mieux de cette manière combien j'aurai profité de cette lecture que je ne viens que de commencer – et pour cause : c'est que M. Trübner a réclamé mon secours pour la table alphabétique du t. I. Grundriss von Paul, travail immense et fatigant (j'ai déjà composé celle de t. III des Grundrisses von Paul)<sup>158</sup>. J'ai déjà la fiche 3250 entre les mains. Naturellement, je ne fais pas cette besogne à cause du misérable gain qu'elle me rapporte, mais je n'ai pas voulu offenser M. Trübner, éditeur si fêté en Allemagne.

Mon pauvre « Brunet Latin » souffre sous cette sorte de « interludes ». Mais je fais toujours de petits progrès lents mais sûrs. Je suis assez timide et lente quant à mes publications, parce que, cher Maître, vous avez trop loué mon début, ma pauvre thèse de doctorat, et je me vois donc dans la nécessité de ne rien risquer de prématuré.

L'article de Monsieur Toynbee : B. L's obligations to *Solinus* m'a un peu surprise<sup>159</sup> ; ça [sic] et là je ne suis pas de son opinion, mais nous verrons cela plus tard, n'est-ce pas ?

Rien n'est changé dans ma situation. Ici à Karlsruhe je n'ai rien à espérer, je fais donc des recherches ailleurs pour trouver une position comme « Oberlehrerin ». Mais, est-ce que l'année nouvelle me portera un peu de bonheur ? Ici-bas c'est toujours le mal qui triomphe. M. Suchier ne se gêne point de garder comme ami un

<sup>155</sup> BNF, NAF, 24449, f. 391–2.

<sup>156</sup> G. Paris, *Poèmes et légendes du moyen-âge* (Paris : Société d'édition artistique, 1900). La note se trouve dans *Romania* 29 (1900) : 478.

<sup>157</sup> Le compte rendu va paraître dans le *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie* 23 (1902) : 335–6.

<sup>158</sup> Voir lettre 15.

<sup>159</sup> Paget Toynbee, « Brunetto Latini's obligations to *Solinus* », *Romania* 23 (1894) : 62–77.

homme qui a fait une *tentative d'assassinat* contre sa femme. C'est une bagatelle qui ne compte pas à ses yeux de grand savant<sup>160</sup>. Moi, femme pauvre et obscure, je suis plus fière, je ne permets point à qui que ce soit de s'appeler mon ami, je ne veux ~~point~~ avoir affaire qu'à des gens *honnêtes*. C'est votre avis aussi, n'est-ce pas, cher Maître ! Comment [en marge du f. 392v :] va [sic] M<sup>me</sup> Paris et M<sup>lle</sup> Griette ? Agréez mes meilleurs compliments pour vous et pour tous ceux qui vous sont chers de notre part.

M. J. Minckwitz

[En marge du f. 391v :] Dresde est la ville natale de ma mère ! Figurez-vous, si nous avons été touchées en lisant la préface de votre beau livre<sup>161</sup> ? Dresde que j'ai vu enfant en visite chez mes aïeuls.

23.

le 30 déc. [19]00<sup>162</sup>

Cher Maître,

Aujourd'hui je ne vous envoie que deux mots de peur de vous ennuyer.

Je suis encore sous le charme de l'impression créée par la lecture des Poèmes et légendes du moyen-âge, surtout de quelques pages de « Josaphat »<sup>163</sup> ; le parallèle, établi entre la doctrine bouddhique et l'esprit évangélique a pris sous votre plume de grand maître une forme tout à fait exquise, voilà encore une des nombreuses feuilles de laurier qui vous sont dûes [sic] de la part de tous ceux qui aspirent à quelque chose de plus pur et de plus noble que les chimères qui troublent l'existence terrestre.

Que le nouvel an vous trouve en bonne santé, ainsi que M<sup>me</sup> G. Paris, votre petite fée et tous ceux qui vous sont chers ! C'est étrange ! Depuis longtemps je ne vous ai pas vu, mai *lu*, c'est pourquoi en prenant la plume, j'ose toujours vous parler comme pendant ces jours heureux et bien éloignés, hélas, où j'ai pu m'appeler votre élève, assistant à toutes vos conférences et travaillant de mon mieux sous votre direction !

Voilà qu'à présent pullulent de tous côtés des études sur Guillaume d'Orange – et mon « pauvre Willehalm », qu'est-il devenu ?

J'ai oublié de vous dire, que l'auteur d'une Étude sur « Hartmann v. Aue », M. Piquet<sup>164</sup> (qui du reste vous a dédié son œuvre) ayant fait lecture de mon compte-rendu (que je vous ai envoyé) m'a écrit une charmante lettre de remerciements, me croyant « Herr Professor ». N'osant lui dire que je ne suis que « femme », je lui ai

<sup>160</sup> On trouve une trace de ce rapport amical dans les lettres échangées entre Suchier et Philippide, voir *Alexandru I. Philippide în dialog cu contemporanii*, II, 82–122.

<sup>161</sup> La préface des *Poèmes et légendes du moyen âge* est datée de « Dresde, 25 mars 1900 ».

<sup>162</sup> BNF, NAF, 24449, f. 393.

<sup>163</sup> Paris, *Poèmes et légendes du moyen-âge*, 181–214.

<sup>164</sup> M. J. Minckwitz, « Felix Piquet, *Études sur Hartmann d'Aue*, Paris, Leroux, 1898 », *ZfSL* 22 (1900) : 5–10. – Félix Piquet (1855–1942), professeur de langue et littérature allemandes à l'université de Lille.

écrit, que vous, cher Maître, sauriez lui expliquer pourquoi je ne serai jamais « professeur » en Allemagne.

[En marge du f. 393v :] J'y joins le compte-rendu de *Clément etc.*<sup>165</sup> Estienne<sup>166</sup>. Ma mère et moi envoyons nos meilleurs compliments et souhaits à vous et M<sup>me</sup> Paris. Votre très dévouée

M. J. Minckwitz

#### 24.

le 6 août 1901<sup>167</sup>

Cher Maître,

Le temps s'envole et me voilà (pour le moment) dans une situation où je n'ai que le temps de vous écrire quelques mots pour vous exprimer – comme c'est mon habitude – nos plus sincères vœux pour votre fête. Je veux bien espérer que vous-même ainsi que tous ceux qui vous sont chers se portent bien, que votre séjour à la campagne (?)<sup>168</sup> vous fasse oublier le surmenage de la vie de Paris et que surtout, avant tout, la santé de M<sup>lle</sup> Griette soit tout à fait rétablie.

Le rude hiver a causé beaucoup de maladies. Je n'en veux pas parler aujourd'hui et non plus de moi : je n'aurais rien d'intéressant ou d'agréable à mander. Je lutte comme toujours sans rien d'atteindre [*sic*] de solide. Ci-joint ~~sous-bande~~ je me permets de vous envoyer sous-bande un article sur Poèmes et lég. du Moyen-âge que je viens de publier dans la *Strassburger Post*<sup>169</sup>. Avez-vous reçu celui que je vous ai envoyé (*Allgemeine Zeitung*<sup>170</sup>) [?] Un autre article va paraître dans *Neumann, Zeitschrift*<sup>171</sup> (je l'ai déjà envoyé il y a longtemps.) De même pour « Villon » (*Hachette*)<sup>172</sup>. J'en parlerai au moins 3 fois (chez *Behrens Zeitschrift etc.*<sup>173</sup>) – Est-ce qu'il n'y aura pas prochainement un Nr. de la « Romania » ? Je n'en ai reçu que le Nr. *janvier, février, mars*. – Vous voyez, cher Maître, je suis « semper idem » quant à l'amour et l'admiration que je vous porte. Ma mère se joint aux souhaits que je vous envoie, à vous et M<sup>me</sup> Paris, que j'aime tant. Votre très dévouée

M. J. Minckwitz.

<sup>165</sup> *etc.* : leçon incertaine.

<sup>166</sup> M. J. Minckwitz, « Louis Clément, Henri Estienne et son œuvre française, Picard, 1899 », *ZfSL* 22 (1900) : 155–69.

<sup>167</sup> BNF, NAF, 24449, f. 394.

<sup>168</sup> Le point d'interrogation entre parenthèses se trouve dans l'original.

<sup>169</sup> Nous n'avons pas eu accès à cet article.

<sup>170</sup> *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 21 (1901) : 6–7.

<sup>171</sup> *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie* 23 (1902) : 335–6.

<sup>172</sup> G. Paris, *François Villon* (Paris : Hachette, 1901).

<sup>173</sup> *ZfSL* 24 (1902) : 145–52. Nous n'avons pas retrouvé les deux autres comptes rendus annoncés. La réaction positive de G. Paris au compte rendu dans la *ZfSL* est citée par Minckwitz dans les « Gedenkblätter », 282 : « Chère Madame, je viens de recevoir et j'ai lu avec beaucoup d'intérêt votre article sur mon Villon ; je ne dis rien des éloges dûs [*sic*] à votre..., mais toutes vos critiques et suggestions me paraissent très justes, et c'est surtout de celles-là que je vous remercie » (les points de suspension sont de Minckwitz).

[En marge du f. 394v. :] Mon adresse reste toujours : 97 Kaiserallée 97, Karlsruhe (Bade).

#### 25.

Karlsruhe, le 27 déc. [19]01.

97 Kaiserallée 97<sup>174</sup>.

Cher Maître,

Encore quelques jours, et le nouvel an s'annoncera partout par une vraie cohue de lettres. Je préfère donc vous écrire déjà aujourd'hui pour vous envoyer l'expression de mes meilleurs souhaits pour vous ainsi que pour M<sup>me</sup> Paris.

Je veux espérer de tout mon cœur, que M<sup>lle</sup> Griette se porte bien cette année, de sorte qu'elle puisse passer l'hiver à Paris, ce qui n'avait pas été possible l'année dernière.

De ma part, il n'y a rien d'intéressant à mander. Tous mes efforts pour obtenir même une place modeste dans une école supérieure de jeunes filles ont échoué ; l'été dernier j'ai été suppléante à Bochum (Westfalen), d'où je vous avais envoyé mes compliments pour votre fête, mais les crises industrielles sont survenues pour empêcher<sup>175</sup> que mon occupation y devint permanente. Du reste, l'air étouffant qui y règne à cause du charbon qu'on y gagne, aurait miné ma santé en peu d'années, j'en suis sûre. Néanmoins je n'aurais pas refusé un emploi permanent si on me l'avait offert. À Karlsruhe je n'ai rien à espérer. La parente d'un des ministres d'État a été suppléante pour quatre semaines et on l'a tout de suite placée avantageusement. Moi, j'ai été suppléante dans la même école et *sept* mois ! et on ne m'a rien donné ! C'est le népotisme qui règne et je n'y peux rien changer.

Plus triste encore que mon expérience de mariage est la conviction à laquelle je suis lentement arrivée, que ce n'est pas la bonté [*sic*] du travail qui l'emporte à la fin, mais le « Vetterning ».

Mes travaux sur « Brunetto Latini » sont arrêtés, j'ai les mains liées. Les livres me manquent, et les manuscrits d'Italie sont inaccessibles pour moi. Je suis bien triste de rester mi-chemin [*sic*].

Mais je ne veux point continuer à vous ennuyer, cher Maître. Mais ne suis-je point malheureuse ? Pour tout bonheur j'aurais le travail, et encore m'est-il refusé, quoique dès ma tendre jeunesse on m'ait habitué[e] à travailler soigneusement et consciencieusement à mon instruction.

J'ai encore une question à vous poser. Monsieur le professeur *Schumann*<sup>176</sup> (*Dresden*, Redaction des *Dresdener Anzeigers*, Breite Str.) m'a demandé pour son journal deux comptes-rendus de votre « Villon » (*Hachette*) et de vos « Poèmes et

<sup>174</sup> BNF, NAF, 24449, f. 395–6.

<sup>175</sup> Ce signe, qui marque un ajout à la fin de la lettre, se trouve dans l'original.

<sup>176</sup> Paul Schumann (1855–1927), historien et critique d'art, responsable de la rubrique culturelle du *Dresdener Anzeiger*.

Légendes du moyen-âge »<sup>177</sup>. Je les ai envoyés au mois de sept., mais il m'a chargé de lui procurer des exemplaires de ces deux livres. Serait-ce possible, de lui envoyer des « Recensionsexemplare »? Je ne pourrais pas lui donner les miens, où vous avez bien voulu inscrire mon nom. Ceux-là je compte garder [sic] comme trop précieux jusqu'au dernier moment de ma vie.

Monsieur Behrens (Zeitschrift für frz. Spr. u. Litt.) va publier prochainement mon compte-rendu de votre Villon<sup>178</sup>. Il y a d'autres comptes-rendus qui se font attendre depuis longtemps, p. ex. chez M. Neumann (Littbl.) celui de vos « Poèmes et Légendes » que je lui avais envoyé après Pâques<sup>179</sup>.

Veillez croire, cher Maître, à l'admiration et l'amour qu'ose vous vouer inaltérablement

Votre très dévouée M. J. Minckwitz

[En marge du f. 395r :] x la fréquentation des écoles supérieures a tout de suite diminué.

## 26.

Munich, le 7 août [19]02.  
30 Schönfeldstr. 30<sup>180</sup>

Cher Maître,

Il y a bien longtemps que je n'ai pas eu de vos nouvelles mais je veux bien espérer que votre santé ne vous cause point d'inquiétude et que toute votre famille ainsi que vos plus chers amis se portent bien. Voilà le meilleur souhait que je sache proférer pour votre fête que vous célébrez sans doute loin de Paris, peut-être à Cerisy? Mais je suis sûre que vous êtes entouré à ce moment des soins de M<sup>me</sup> Paris et de M<sup>lle</sup> Griette, une grande demoiselle à présent, que j'aurais de la peine à reconnaître en revoyant un jour Paris et mes chers maîtres que je regrette toujours.

Voulez-vous bien me permettre de vous écrire une longue lettre aujourd'hui? D'abord, j'ai à vous exprimer mes plus vifs regrets de ce que cette lettre ne sera pas accompagnée du tirage à part de mon compte-rendu sur votre Villon. (J'en ai parlé dans la « Zeitschrift Behrens [»]<sup>181</sup>). J'avais écrit deux fois à l'éditeur M. Gronau, qui m'a promis (il y a quinze jours) d'envoyer les exemplaires aussitôt que possible, mais jusqu'à présent ni le numéro de la Ztschrft. ni les tirages à part ne sont venus. J'avais tant espéré de vous démontrer le jour même de votre fête que je pense toujours à vous avec autant d'admiration que d'amour, mais je n'y ai pas réussi cette fois. Je suis sûre que c'est seulement un retard de quelques jours, mais qui gâte la petite joie que j'avais voulu vous procurer.

<sup>177</sup> Nous n'avons pas eu accès au *Dresdner Anzeiger*.

<sup>178</sup> Voir n. 173.

<sup>179</sup> Voir n. 171.

<sup>180</sup> BNF, NAF, 24449, f. 397-8.

<sup>181</sup> Voir n. 173.

Quant à moi, j'ai changé de domicile. Ma mère me voyant en proie à une vive mélancholie [sic] a fait preuve d'une grande énergie (quoiqu'elle soit souffrante) en décidant qu'il faudrait quitter cette abominable ville de Karlsruhe. Nous voilà installées à Munich, à quelques pas de distance de la bibliothèque qui me fournit beaucoup de livres et de revues philologiques. Certainement, ce n'est pas Paris, mais toujours une agréable ville sauf le climat qui laisse beaucoup à désirer.

Je prends la liberté de vous demander encore deux renseignements. Vous ne m'en voudrez pas, cher Maître? D'abord, j'ai entrepris à [sic] écrire un article sur l'*Académie française* pour la nouvelle Zeitschrift de MM. Thureau, Koschwitz et Kaluza<sup>182</sup>. Est-ce qu'on peut se fier aux renseignements donnés par Pellisson<sup>183</sup>, y a-t-il un, ou des ouvrages concernant l'histoire de l'Académie au 18<sup>e</sup> et au 19<sup>e</sup> siècle que vous voudriez bien me recommander? Je parlerai naturellement de votre beau discours de réception qui, dans sa portée, est plus actuel que jamais, en ce moment où tous les pays et toutes les nations respectent si peu la science pure et désintéressée. Mais y a-t-il un autre ou plusieurs discours des dernières années que vous daigneriez me signaler comme trop importants pour n'être pas mentionnés?

Une autre chose qui me tient au cœur. Vous vous rappelez [sic] peut-être, cher Maître, qu'il me faut faire le voyage d'Italie pour pouvoir continuer mes travaux sur Brunetto Latini? Pour pouvoir faire ce voyage je voudrais donner des leçons particulières. Auriez-vous la bonté de faire la même chose qu'a fait[e] M. Weeks, qui m'a envoyée [sic] à ma grande surprise, une lettre de recommandation à l'ambassade d'Amérique? Il y a aussi une ambassade de France ici qui joue un important rôle, même à la cour de Bavière. L'ambassadeur se nomme : le comte Henri d'Aubigny<sup>184</sup> (Brienner Strasse, Munich). Je pourrais donner des leçons d'allemand à des Français, et naturellement, je n'ai pas l'accent bavarois, mais pur du nord.

Mais en ce moment, je vous vois perdre la patience [sic]. Est-ce que cette lettre ne va jamais finir. Pardonnez-moi et soyez bon comme toujours envers votre élève dévouée, qui vous salue de tout son cœur.

[En marge du f. 398v :] Veuillez agréer aussi pour vous et M<sup>me</sup> Paris, les meilleurs compliments de ma mère

<sup>182</sup> Gustav Thureau (1863-1918), à l'époque privat-docent de philologie romane à Königsberg (Hausmann, « Thureau, Gustav », *Romanistenlexikon*, [http://lexikon.romanischstudien.de/index.php?title=Thureau,\\_Gustav](http://lexikon.romanischstudien.de/index.php?title=Thureau,_Gustav), consulté le 9 novembre 2017), et l'angliciste Max Kaluza (1856-1921) fondèrent en 1902, avec Eduard Koschwitz, la *Zeitschrift für französische und englischen Unterricht*. L'article de Minckwitz sera publié dans cette revue en 1904 sous le titre « Die französische Akademie ».

<sup>183</sup> Paul Pellisson (1624-1693) écrivit la première *Histoire de l'Académie française depuis son établissement jusqu'en 1652*; cet ouvrage fut par la suite élargi et réédité à plusieurs reprises.

<sup>184</sup> Jules Henrys d'Aubigny (1844-1922), ambassadeur de France à Munich de 1897 à 1904.

27.

le 25 août 1902  
30 Schönfeldstr.  
München<sup>185</sup>

Cher Maître,

Je viens de recevoir la « Zeitschrift » (Behrens) et prends la liberté de vous envoyer mon article sur « Villon »<sup>186</sup>.

Merci de votre lettre du 9 août et des renseignements que vous avez daigné me fournir, merci aussi de la lettre de recommandation à M. d'Aubigny. Peut-être me servira-t-elle à quelque chose. Nous voilà en pleines vacances, peut-être le ministre de Fr[ance] n'est-il pas même en ville en ce moment.

Cher Maître, j'ai vu dans la Zeitschrift que M. Welter cherche un traducteur allemand pour Rousselot : Abriß der Experimentellen Phonetik<sup>187</sup>. Je vais lui écrire que je suis prête à fournir une traduction exacte et aussitôt que possible! Auriez-vous la bonté de me seconder un peu, en me recommandant aussi de votre part à M. Welter? – Samedi dernier M. van Hamel et sa femme m'ont rendu une courte visite ayant terminé le voyage de Bayreuth.

Agrérez les meilleurs compliments de votre part pour vous et Mme Paris.

Votre toute dévouée M. J. M.

28.

Le 17. IX. [19]02<sup>188</sup>

Cher Maître,

Savez-vous que vous m'avez fait pleurer « twice running »? D'abord vous m'avez envoyé une lettre où vous avez parlé avec tant d'indulgence de mon article sur Villon<sup>189</sup> et de toute sorte de bons services que vous voulez daigner me rendre – et depuis vous m'invitez à vous envoyer un compte-rendu sur le Willehalm pour la Romania<sup>190</sup>.

Merci, maître chéri, je vois votre bonne intention de me rendre utile. L'idée d'être encore bonne à quelque chose soulage toujours mon pauvre cœur heurté. Je ferai de mon mieux et j'ose même vous avouer qu'ayant appris (il y a quelques semaines)

l'existence de cette thèse hollandaise, j'avais demandé un exemplaire à l'auteur (dont il m'a annoncé du reste l'envoi sans qu'il me soit parvenu jusqu'à présent) et j'avais pensé que peut-être mon compte-rendu serait le bienvenu à mes chers maîtres de la « Romania ». Mais je suis intimidée et je n'aurais point osé m'offrir de mon propre accord! Du reste, je sais couramment lire le hollandais et vous vous rappelez peut-être que j'ai publié, il y a quelques années, une traduction du discours de recteur de M. van Hamel. Du reste, le sujet du Willehalm n'a pas cessé de m'occuper au milieu d'autres travaux. J'ose espérer que vous serez content de moi.

Voulez-vous bien me permettre de vous dire encore un mot de M. Welter! Merci d'abord de votre recommandation. Je regrette de vous avoir encore causé la peine de lui écrire. J'avais pensé que de retour à Paris, vous lui disiez un mot en le rencontrant un jour.

M. Welter m'a écrit qu'il cherche un traducteur bénévole, c'est à dire quelqu'un qui fera la traduction « zu seiner Übung ». De cette manière, ce travail si important pourrait tomber entre les mains d'un jeune étourdi qui ne sait ni manier son style allemand ni comprendre la nécessité d'une traduction minutieuse. Moi, qui ne suis point mercenaire, vous le savez, je serais donc prête à sacrifier mon temps pour l'amour de la science – mais j'ai une arrière-pensée.

Je pense publier un petit livre bien travaillé sur « Elisabeth Barrett-Browning [«], l'amie dévouée de la France, dont le poème « Aurora Leigh » figure dans les programmes de l'université de Paris (pour<sup>191</sup> je ne sais plus quel examen). Ce petit livre comptera à peu près cent vingt pages. Si M. Welter consentait à en devenir l'éditeur je lui rendrais le service de lui fournir la traduction du « phonetischen Abriß ». Naturellement, je ne pourrais lui donner mon petit livre pour rien. Il m'a coûté beaucoup de temps et de frais : les œuvres de E. Browning etc. coûtent si chères. Du reste, le livre trouverait beaucoup de lecteurs. Je l'ai préparé en publiant une série d'articles sur E. Browning, en partie dans la « Beilage der Allgemeinen Zeitung »<sup>192</sup>, que je ne compte pas insérer dans le livre. En 1806 [sic] il y a de plus le centenaire de E. Browning. Le moment serait donc bien choisi.

Voulez-vous bien parler à H. Welter aussitôt que vous aurez l'occasion de lui parler à Paris?

<sup>185</sup> BNF, NAF, 24449, f. 399, carte postale.

<sup>186</sup> Voir n. 173.

<sup>187</sup> L'abbé Jean-Pierre Rousselot (1846–1924), fondateur de la phonétique expérimentale. Il est certainement question ici du deuxième tome des *Principes de phonétique expérimentale* (Paris/Leipzig : Welter, 1901–1908). Aucune traduction en allemand ne paraît avoir vu le jour (voir aussi lettre suivante).

<sup>188</sup> BNF, NAF, 24449, f. 400–1.

<sup>189</sup> Voir n. 173.

<sup>190</sup> M. J. Minckwitz, « Bijdrage tot de Beoordeeling van den Willehalm. Proefschrift der verkrijging van den graad van Doctor in de Nederlandsche Letterkunde, aan de Rijks-Universiteit te Groningen... door Johanna Maria Nassau Noordewier », *Romania* 32 (1903) : 317–22.

<sup>191</sup> Après pour : mot biffé illisible.

<sup>192</sup> « Briefliche Aeusserungen der englischen Dichterin E. Browning », *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 234 (1899) : 1–3; « Englische Dichterstimmen zur Burenfrage », *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 19 (1900) : 4–6. Voir également « Elisabeth Barrett-Browning und George Sand », *Die Grenzboten* 61 (1902) : 368–72, 63 (1904) : 472–8, 526–32; 65 (1906) : 650–8; « Einige Beziehungen der englischen Dichterin E. Barrett-Browning zu Frankreich, insbesondere zur französischen Literatur », *ZfSL* 30 (1906) : 322–42; « Traductions classiques d'Elisabeth Barrett-Browning », *Revue germanique* (1911) : 400–20; « Zu den 'Casa Guidi Windows' », *Anglia* 38 (1926) : 179–94. En revanche, le livre annoncé n'a pas vu le jour.



Merci de la bonne nouvelle de M. Morf. J'avais cru qu'il m'avait tout à fait oubliée, depuis qu'il est devenu un professeur tout-puissant dans ma propre patrie! Je lui souhaite tout le bonheur possible.

Maître chéri, je voudrais bien vous dire « bonjour » moi aussi un de ces jours, mais j'ai les mains liées, vous le savez. Je le fais donc à la [sic] distance, mais de tout mon cœur

Votre tout dévouée J. Minckwitz

## 29.

Munich, le 14 novembre [1902]  
30 Schönfeldstr. pt.<sup>193</sup>

Cher Maître,

Me voilà avec mon compte-rendu, que vous aviez bien voulu me demander pour la « Romania »<sup>194</sup>.

En serez-vous content? J'ai peur que mon style ne vous déplaie, mais je n'ai personne ici que je puisse consulter pour le faire châtier. C'est donc en tremblant un peu, que mes mains mettent sous enveloppe le petit manuscrit. Je serais désolée si je contribuais à vous faire perdre du temps. Je suis inquiète en réfléchissant à cette activité énorme qui pourrait miner à la fin votre précieuse santé! Est-ce que vous vous soignez toujours quand il le faut? Pardonnez cette indiscretion à l'amour de votre ancienne élève qui est assez égoïste pour désirer toujours de très bonnes nouvelles de votre part.

Avez-vous vu mon petit compte-rendu de vos « Poèmes et Légendes... » dans le no d'octobre du *Literaturblatt*<sup>195</sup>? J'espère que oui.

Grand merci de l'envoi de la 7<sup>e</sup> édition des « Extraits de la Chanson de Roland »<sup>196</sup>. J'en parlerai dans les « Modern Language Notes »<sup>197</sup>.

Quant au « Willehalm », je vous prie de croire que j'ai étudié l'esprit assez curieux de Wolfram de beaucoup plus près que p. ex. M. Becker<sup>198</sup> qui aime à précipiter ses conclusions. Je compte refondre mon ancienne étude sans que je puisse dire que la thèse hollandaise ait faite [sic] beaucoup d'impression sur mes vues.

Voulez-vous bien transmettre mes meilleurs compliments à M. Paul Meyer? Dans ma lettre du nouvel an, je vais lui raconter un peu la vie nouvelle que nous menons à Munich. Mais faut-il dire tout exprès que j'ai la nostalgie de Paris? Le « Willehalm »

<sup>193</sup> BNF, NAF, 24449, f. 407–8. pt. : parterre, pour rez-de-chaussée.

<sup>194</sup> Voir n. 190.

<sup>195</sup> Voir n. 171.

<sup>196</sup> G. Paris, *Extraits de la Chanson de Roland*, publiés avec une introduction littéraire, des observations grammaticales, des notes et un glossaire complet (Paris : Hachette, 1902 [1891]).

<sup>197</sup> Ce compte rendu ne semble pas avoir vu le jour.

<sup>198</sup> Voir Philippe August Becker, *Die altfranzösische Willehalmssage und ihre Beziehung zu Wilhelm dem Heiligen : Studien über das Epos vom Moniage Guillaume* (Halle : Niemeyer, 1896).

a reconduit mes pensées vers le temps heureux où j'ai été, travaillant de mon mieux, sous la direction de deux grands maîtres, toujours bienveillants et généreux! Je vous en remercie de nouveau de tout mon cœur.

Je ne veux oublier d'ajouter, que ma mère et moi ont [sic] éprouvé une grande joie en apprenant que vous avez daigné accepter « l'ordre pour le mérite » ... de notre patrie<sup>199</sup>.

J'espère toujours vous revoir un jour! En attendant je vous prie de croire que je reprends toutes mes études avec un grand zèle dans cette grande ville, que je préfère à Karlsruhe!

Agréez nos meilleurs compliments pour vous et M<sup>me</sup> Paris! J'ai peur que Mlle Griette ne sera ne se soit envolée de la maison paternelle avant que je la revoie!

Agréez donc encore une fois les hommages respectueux et affectueux de votre toute dévouée

M. J. Minckwitz.

## Lettres de Maria Johanna Minckwitz à Paul Meyer

### 1.

Karlsruhe, le 28 décembre 1898.  
97 Kaiserallée 97<sup>200</sup>

Cher Maître,

Il y a longtemps que je n'ai pas eu de vos nouvelles. Certes, vous ne m'avez point encouragé[e] à vous écrire, mais le nouvel an s'approche et jusqu'à présent au moins vous ne m'avez pas encore informée du déplaisir que vous éprouvez en recevant des lettres de nouvel an. « Birth-day letters », c'est autre chose, j'en conviens, et je vais me corriger de cette faute de vous en envoyer à l'avenir.

Mais pour le jour du nouvel an vous me permettrez de vous envoyer nos meilleurs souhaits, à vous et à M<sup>me</sup> Meyer<sup>201</sup>. Grondez-moi un peu pour cette ténacité de vous envoyer une lettre de félicitations, mais donnez-moi un petit signe de vie – car – cette année, je l'espère – je reviendrai pour quelque temps à Paris et je n'aurais [sic] pas le courage d'aller vous voir, si vous m'ignorez, pauvre femme savante qui sait si bien apprécier vos travaux de maître (voilà mon seul crime) et qui sait se rappeler minutieusement les indications si précieuses que vous avez bien voulu lui donner dans vos conférences de 1894–95.

Ma mère est toujours plus ou moins souffrante, et, naturellement, le voyage à Paris que je rêve depuis longtemps, dépend surtout de l'état de sa santé. Mais si je ne viens pas cette année, je ne viendrai jamais. L'exposition de 1900, cette année

<sup>199</sup> Quant à cette distinction et à la réaction de G. Paris, voir Bähler, *Gaston Paris et la philologie romane*, 146–7.

<sup>200</sup> BNF, NAF, 24424, f. 218–9.

<sup>201</sup> En 1892, P. Meyer avait épousé en secondes noces Madeleine Réville (1857–1940), fille du pasteur Albert Réville (1826–1906), professeur d'histoire des religions au Collège de France.

remplie de fêtes et de bruit, n'est pas faite pour des femmes « déshéritées » comme moi et qui ne connaissent plus d'autre joie que le travail acharné. Et après peut-être la vie à Paris sera-t-elle si chère que je ne saurais venir du tout!

Il y a une quinzaine de jours que j'ai dû renvoyer à Paris quelques manuscrits du Trésor de Brunet Latin que j'ai collationnés avec le manuscrit de Karlsruhe. Mais je ne veux plus parler de mes travaux, cela vous ennuie, cher Maître.

Avant de terminer ma lettre, je veux seulement vous informer du fait tout à fait extraordinaire pour Karlsruhe (!) que je suis abonnée de la Romania. Pour moi, c'est déjà un grand progrès! Cet abonnement est le seul luxe que je me suis permis jusqu'à présent. C'est à dire « luxe » aux yeux des dignes représentants de la science qui se trouvent à Karlsruhe et au nombre desquels se trouvent certains philologues qui (à ce que dit M. Holder) ont peut-être entendu parler une fois dans leur vie de la « Romania ».

À ce moment, je pense, M. van Hamel avec sa femme se trouve (ou trouvent?) à Paris. Il m'a parlé dans une lettre de son projet d'aller voir nos chers maîtres, entre autre[s] ce « vaillant » intellectuel que M. P. M. Je ne vous donne que les initiales. M. van Hamel, qui doit avoir une femme charmante, a bien voulu m'envoyer un recueil d'études fines et spirituelles sur la « vie littéraire en France »<sup>202</sup>. J'ai été profondément touchée de la manière dont il a parlé de vous et de M. Gaston Paris. La lecture de ces deux volumes écrits en hollandais, est pour moi ce qu'on appelle en anglais « a treat ». Chose étrange qu'il ait pensé à moi en distribuant des exemplaires, à moi qui vis dans un isolement intellectuel dont personne ne se soucie quoique peut-être je sois, avec ma mince pioche, du nombre si restreint des lutteurs qui servent la science sans ambition, par pur amour de la vérité!

Encore une fois, Monsieur, agréez nos meilleurs souhaits et si vous êtes mécontent de ma lettre, consolez-vous en pensant : cette femme est encore de ce monde, elle est assez punie de tout ce qu'elle peut faire de méchant.

Croyez-moi comme toujours

Votre très dévouée

M. J. Minckwitz.

## 2.

Karlsruhe, le 15 janvier 1899<sup>203</sup>.

Cher Maître,

Si cette lettre arrive par hasard le 17 janvier, il ne faut pas m'en vouloir : ce n'est pas une « birthday-letter », je vous assure. Je ne vous envoie en vérité que deux mots pour vous exprimer ma reconnaissance de votre bon envoi du commencement de l'année<sup>204</sup>. J'ai tout de suite coupé les feuilles pour examiner l'état mental où vous

<sup>202</sup> Van Hamel, *Het Letterkundig Leven in Frankrijk*.

<sup>203</sup> BNF, NAF, 24424, f. 220-1.

<sup>204</sup> Nous ne saurions préciser de quel texte de Meyer il s'agit ici.

vous trouvez – comme vous avez bien voulu mentionner dans votre lettre qui pétille encore (heureusement) du même feu railleur que je vous ai connu à Paris, mais, mauvais juge que je suis (« juge » n'a pas de féminin n'est-ce pas?) je n'ai pu y puiser la moindre trace de décadence. Au contraire, je vois la même pioche (pas du tout lourde mais maniée à coup sûr) de grand maître qui renverse tous les obstacles et fraye le chemin à ceux qui ont le courage et la persévérance de profiter de vos indications. – Vous n'aimez pas les félicitations, eh bien, permettez-moi de présenter mes meilleurs compliments à Mme Meyer, qui y entre pour quelque chose. Je crois, en partie vous êtes redevable à elle que vous n'êtes pas entré dans la bonne voie de ceux qui fabriquent (pardon) des livres pour le goût du grand public. Si je ne me trompe pas, la plupart de nos savants (en Allemagne au moins) échange les travaux scientifiques approfondis contre des études superficielles mais lucratives, parce que leur femme conformément à l'éducation qu'elle a reçue, ne sait que gaspiller l'argent qu'elle exige d'un mari trop heureux de se montrer indulgent.

Moi – si j'étais p.ex. M. Paul Meyer et avait [*sic*] en outre la bonne chance de vivre à Paris, c'est à dire au centre intellectuel de l'Europe, je choiserais certainement un sujet plus intéressant que M. Brunet Latin. Mais n'oubliez pas, cher Maître, qu'ici à Karlsruhe je n'ai pas le choix, et si, au bout de dix années on ne s'intéresse point aux résultats obtenus, je vais me contenter de la joie si pure que me procure le travail difficile, auquel du reste je ne peux consacrer que mes heures de loisir.

Au mois de mars j'espère venir à Paris. Grondez-moi alors de cette lettre ennuyeuse et si vous voulez alors fonder une société de mécontents, dont vous seriez le président, nommez-moi membre de cette société. J'ai l'ambition d'en vouloir être – et – peut-être pour la première et unique fois de ma vie – plus de titres d'y entrer que le président lui-même.

Agréez, cher maître, les meilleurs compliments de ma mère pour vous et pour M<sup>me</sup> Meyer.

Votre très dévouée et reconnaissante

M. J. Minckwitz.

## 3.

Le 15 janvier 1900

97 Kaiserallee<sup>205</sup>

Cher Maître,

Permettez-moi de vous remercier du fond de mon cœur du bon envoi que vous avez bien voulu me faire le 9 janvier. Nous avons toute de suite lu le discours sur Giry<sup>206</sup>, la meilleure lecture du reste que vous eussiez pu m'envoyer. Elle semble faite pour moi

<sup>205</sup> BNF, NAF, 24424, f. 222-3.

<sup>206</sup> Voir *Funérailles de M. Arthur Giry, le 15 novembre 1899* [discours d'Alfred Croiset, de Paul Meyer, de Gabriel Monod, de Paul Viollet] (Paris : Firmin-Didot, 1899). – Arthur Giry (1848-1899) avait été professeur de diplomatique à l'École nationale des chartes et directeur adjoint à l'EPHE (1892); lors de l'Affaire Dreyfus, il avait été expert au procès de Zola, devant la Cour de cassation et à Rennes; il avait été l'un des fondateurs de la Ligue des droits de l'homme.

et la triste disposition d'humeur où je suis toujours au commencement de l'année. J'admire M. Giry – maintenant on a même le triste privilège de dire tout court Giry, sans le « monsieur [»] et encore plus depuis que je sais le haut [*sic*] estime que vous lui portez, cher Maître. L'exemplaire que vous avez bien voulu m'envoyer, n'est pas gaspillé, je vous assure. Et vous avez encore raison en m'avertissant que l'Allemagne ne connaît pas cette touchante façon d'honorer la mémoire de ses grands patriotes. Il y a encore bien d'autres choses qui lui manquent, je vous assure. Vous direz sans doute que moi, je suis mauvaise patriote. C'est du reste ce qu'on me reproche souvent ici à Carlsruhe, surtout quand je commence une phrase par : en France. Mais on ne me comprend pas du tout. Certainement je ne souffre point de cette maladie qu'on a appelé la gallomanie. Mais, je ne suis pas aveugle, je vois beaucoup de choses chez nous qui me révoltent et que je voudrais voir corrigées. Le vrai patriotisme est devenu rare partout. Il fait si rarement son apparition qu'on le chasse aussitôt qu'il se manifeste. Moi, j'ai l'idée assez stupide du reste, qu'il faut penser, vivre et agir jusqu'au moment suprême d'une manière dont la patrie serait honorée aux yeux de tout le monde.

Mais elle est encore embêtante, ma pauvre lettre. J'ai oublié de vous dire que j'aime beaucoup la réponse de « votre honnête savoyard »<sup>207</sup>. Pour moi ce n'était pas une douche, au contraire. Mais tout de même – sans connaître la belle Hélène<sup>208</sup>, dont le nom se trouve bien souvent, je crois, sur les affiches de nos théâtres en Allemagne – j'ai prêté attention à ce que dit M. Lavedan<sup>209</sup>. Lui, je n'ai presque [*sic*] besoin de vous l'annoncer, n'est point « de mon goût ». Mais depuis que j'ai quitté mon île du diable, c'est à dire la Roumanie, j'ai compris qu'ici bas Dieu a bien voulu souffrir qu'il y ait des hommes sans moralité créés, il me semble, pour faire pleurer les femmes honnêtes et les rendre martyres d'une façon plus discrète qu'aux premiers temps de la foi chrétienne persécutée, mais pas moins cruelle.

Vous allez me gronder, cher Maître ? C'est aujourd'hui ma fête. J'ai le droit d'être triste et méchante ce jour-là. C'est ma mère chérie qui m'y a même autorisée. Que voulez-vous : cette lettre que voici ꞑ vous parviendra le 17 janvier. J'ai peur d'exprimer nos vœux pour ce jour-là. Vous l'avez défendu, mais tout de même j'y *pense*.

J'avais même préparé une toute petite bagatelle pour ce jour-là sans en parler, d'une façon discrète qui ne vous aurait point déplu quoi que vous soyez toujours

<sup>207</sup> Il doit s'agir ici d'une allusion à la lettre de Meyer.

<sup>208</sup> *La Belle Hélène* est un opéra bouffe de Henri Meilhac (1831–1940) et de Ludovic Halévy (1834–1908), avec musique de Jacques Offenbach. Dans son *Discours de réception à l'Académie française*, Lavedan évoque cette œuvre (voir note suivante). Que Meyer et Minckwitz désapprouvent le côté 'frivole' de la France tel qu'ils le voient sans doute incarné tant par Meilhac que par Lavedan n'a rien de surprenant.

<sup>209</sup> Henri Lavedan (1859–1940), journaliste et auteur de pièces comiques, anti-dreyfusard, membre de la Ligue de la patrie française, élu à l'AF au fauteuil de Meilhac. Il est sans doute question ici de son *Discours de réception* du 28 décembre 1899.

« grognon, grumbling, despondent »<sup>210</sup> ? Mais vous savez, je n'ai jamais la main heureuse. On me fait attendre ce que j'avais préparé de longue main (au mois de mai de l'année dernière). Mais vous ne m'en voudrez pas, n'est-ce pas ? J'ai pleuré, mais les larmes n'y font rien. – Dieu vous bénisse ce jour-là, cher Maître, vous et M<sup>me</sup> Meyer, à qui nous envoyons nos meilleurs compliments.

Votre très dévouée

M. J. Minckwitz.

[En marge du f. 223v :] Voulez-vous bien dire à M. Picot (j'espère qu'il se porte bien) qui semble m'avoir oubliée, que l'autre jour dans un compte-rendu (Clément, H. Estienne) j'ai parlé de ses conférences sur l'Italie<sup>211</sup> ?

<sup>210</sup> Nous ne saurions dire de quel petit texte de Minckwitz il est question ici. Le syntagme « grognon, grumbling, despondent » est sans doute une autodescription de Meyer.

<sup>211</sup> Voir n. 166.

## Joseph Bédier vu par Paul Meyer

Alain Corbellari (Lausanne et Neuchâtel)

RÉSUMÉ : Les relations entre Joseph Bédier et Paul Meyer, on le sait, n'étaient pas excellentes et contrastaient avec l'amitié attentive qui s'était développée entre Bédier et Gaston Paris. À la lumière de la correspondance échangée par Gaston Paris et Paul Meyer (dont la publication est imminente), on revient ici sur les relations difficiles de Bédier et de l'autre fondateur de la *Romania*, en s'efforçant de dépassionner un peu le débat : c'est moins une inimitié personnelle que Meyer avait contre Bédier qu'une antipathie de principe contre les chercheurs qui ne pratiquaient pas la philologie selon ses vues.

MOTS CLÉS : philologie romane; études médiévales; Bédier, Joseph; Meyer, Paul; correspondance; édition de texte

SCHLAGWÖRTER : Romanische Philologie; Mediävistik; Bédier, Joseph; Meyer, Paul; Briefwechsel; Textedition

Dans son hommage à Bédier, Ferdinand Lot écrivait :

En apparence, il y a un demi-siècle, Bédier est un jeune homme parfaitement respectueux des gloires consacrées – il le restera toujours –, respectueux des maîtres, – il le sera toujours. Il s'exprime assez mal. Il semble un peu gauche. On le croit timide et sans originalité. C'est ainsi qu'un Paul Meyer se l'est représenté, presque jusqu'à la fin de sa vie. L'erreur est formidable!

Acceptant ce jugement sans sourciller dans ma thèse, j'en concluais que

Paul Meyer reprocha toujours à Bédier de se commettre dans des revues aussi peu scientifiques que la *Revue des Deux Mondes*; liant cette propension à certains conformismes sociaux avoués de Bédier, Paul Meyer y trouvera prétexte à juger l'auteur des fabliaux « timide et sans originalité »<sup>2</sup>.

J'ai même osé le mot de « jalousie », et Charles Ridoux m'a emboîté le pas en jugeant qu'« il semble bien que Paul Meyer a pu ressentir une certaine jalousie lorsque, vers le tournant du siècle, commença à briller la jeune gloire de Bédier<sup>3</sup> ».

<sup>1</sup> Ferdinand Lot, *Joseph Bédier* (Paris : Droz, 1939), 17.

<sup>2</sup> Alain Corbellari, *Joseph Bédier écrivain et philologue* (Genève : Droz, 1997), 35.

<sup>3</sup> Charles Ridoux, *Évolution des études médiévales en France de 1860 à 1914* (Paris : Champion, 2001), 969.

Or, au vu de la passionnante *Correspondance* de Gaston Paris et de Paul Meyer, dont l'édition, préparée par le même Charles Ridoux, devrait bien-tôt paraître (ce qui me donne ici l'occasion d'en offrir amicalement quelques extraits à Frank-Rutger Hausmann<sup>4</sup>), il me semble que le jugement de Ferdinand Lot, et moins encore l'accusation de jalousie, ne rendent pas compte de manière adéquate de l'attitude de Paul Meyer.

Non que ce dernier ait été incapable de jalousie. Au contraire : la *Correspondance* montre bien que Paul Meyer était extrêmement susceptible et n'accordait pas facilement son satisfecit à des savants qui lui paraissaient marcher sur ses plates-bandes. Dans une lettre du dimanche 21 juillet 1901, il insiste par exemple avec une certaine hargne sur son rôle de pionnier dans l'étude de l'anglo-normand :

Tous ces farceurs, tels que Vising, qui prétendent donner leur avis sur la littérature anglo-normande, n'en savent absolument rien, sinon ce que je leur ai appris.

De fait, la *Correspondance* n'est pas avare en jugements à l'emporte-pièce, volontiers méchants, avec parfois une gratuité qui frise le sadisme<sup>5</sup>, sur les collègues et les proches du philologue. Des philologues aujourd'hui encore de grande réputation ne sont pas mieux traités que les autres : se désolant de l'homonymie qui le lie à Meyer-Lübke, Paul Meyer l'appelle « cet animal de Meyer qui déshonore ce nom » et « envisage de faire des démarches à la chancellerie pour changer de nom<sup>6</sup> » !

Charles Ridoux, qui a montré dans sa thèse une visible affection pour ce savant méticuleux, austère et mal aimé (et pour cause!), a décelé chez lui un tempérament « saturnien<sup>7</sup> » que la *Correspondance* documente abondamment : la neurasthénie de Paul Meyer s'y lit presque à chaque lettre. Se plaignant, avant son second mariage, de ne pas voir « 30 jours consécutifs dans

<sup>4</sup> Chaque fois que je parlerai de la *Correspondance* sans autre précision, c'est à cet échange que je ferai référence, sans préciser les destinataires, puisqu'une lettre de Paul Meyer y est toujours adressée à Gaston Paris et vice-versa. Cette édition sera le troisième volume de la collection « L'Europe des philologues » aux Edizioni del Galluzzo (Florence). Je donnerai les dates exactes, dans la mesure où il est possible de les préciser, mais pas les numéros d'ordre dans l'édition, non encore définitivement arrêtés au moment de l'écriture de cet article.

<sup>5</sup> Ne le voit-on, par exemple, ponctuer son récit de l'accident de vélo du fils de son collègue Émile Picot, James, d'un « c'est bien fait », qui ne peut être (éventuellement!) excusé que par l'exaspération que pouvait causer, à la fin du XIX<sup>e</sup> siècle, la multiplication des bicyclettes sur les routes de France (lettre du 2 octobre 1896) ?

<sup>6</sup> Paul Meyer, Lettre du 7 août 1889.

<sup>7</sup> Ridoux, *Évolution des études médiévales*, 965.

[son] existence [qu'il] voudrait revivre<sup>8</sup> », il confie même à son vieux complice (qu'il n'épargne lui-même d'ailleurs pas toujours !) qu'il « ne trouve pas bien amusant de travailler, mais [que] tout autre chose [l]'ennuie bien davantage<sup>9</sup> ».

Précisons pour les férus de révélations biographiques que la *Correspondance* n'apporte pas la clé de ce tempérament spleenétique (de fait, nous manquons par trop de renseignements sur l'enfance et la jeunesse de Paul Meyer) ; mais au fond qu'importe : il suffit de se souvenir du rôle essentiel que joua Paul Meyer dans la révision du procès de Dreyfus pour que lui soit pardonnée une brusquerie de caractère que les témoins ont été unanimes à souligner.

Il résulte donc de la lecture de la *Correspondance* que, loin d'être un cas isolé, l'antipathie de Paul Meyer envers Bédier n'a sans doute rien de directement personnel, mais s'apparente plutôt à ce qu'il faut bien appeler la règle de son comportement envers les jeunes chercheurs, et même envers la majorité des médiévistes de son temps. La « jeune gloire de Bédier » a dû être le cadet des soucis de cet homme qui s'enfonça de plus en plus, à la fin de sa vie, dans la neurasthénie et même dans une sénilité relativement précoce. Assurément, Paul Meyer se désolait de voir les postes importants de sa discipline échoir à des personnes qu'il jugeait médiocres, et les nombreuses allusions à des commissions de nomination qui émaillent la *Correspondance* montrent que Paul Meyer n'hésitait pas à donner son avis haut et fort. Il n'en reste pas moins que l'on a souvent l'impression qu'il choisit ses candidats parce qu'ils sont les moins mauvais, plutôt que parce qu'il les estimerait irréprochables. Ainsi, dans le cas, justement, de Bédier, l'opinion qu'il manifeste dans une lettre à Tobler, de 1903, au moment de la succession de Gaston Paris :

Ce n'est pas lui que j'avais proposé – je préférais – et de beaucoup, Jeanroy – mais on ne m'a pas écouté. Bédier est un bon diable ; il m'intéresse, mais vraiment il est trop peu philologue<sup>10</sup> [...]

doit être balancée par la remarque portée en marge de la lettre du 19 août 1894 : « Vous n'auriez pas dû admettre l'article de Jeanroy sur *felibre*. Il est absurde ! »

<sup>8</sup> Meyer, Lettre du 8 avril 1890.

<sup>9</sup> Meyer, Lettre du 19 août 1893. On renverra aussi à la déchirante lettre écrite par Paul Meyer à Mistral le 11 mars 1881, au moment du décès de sa première épouse, citée par Ridoux, *Évolution des études médiévales*, 970-1.

<sup>10</sup> Lettre citée dans Corbellari, *Joseph Bédier*, 35.

Pas de trace de jalousie dans tous ces cas ; dans la remarque de 1903 sur Bédier, on sent même le vieux maître attendri, sans doute par le souvenir de l'estime dans laquelle Gaston Paris tenait Bédier ; mais le « vraiment » lassé montre que ce manque de compétence (ou simplement de goût ?) philologique qu'il diagnostiquait était décidément rédhibitoire aux yeux de Paul Meyer.

D'ailleurs sur quoi sa jalousie aurait-elle pu s'exercer ? S'il a constamment (et si l'on ose dire, presque obsessionnellement) retravaillé les sujets traités avec prédilection par Gaston Paris, Bédier ne s'est guère aventuré sur les terres de Paul Meyer ; il n'a abordé ni la littérature occitane, ni la littérature religieuse, ni les textes historiques et romanesques dont s'est occupé Paul Meyer, et celui-ci de son côté ne s'est intéressé ni aux fabliaux, ni à la matière tristanienne, ni aux chansons de geste qui ont retenu l'attention de Bédier, à l'exception de *Girart de Roussillon*, dont l'étude, dans *Les Légendes épiques*, a précisément donné lieu à une vive controverse menée par Auguste Longnon qui fut en l'occurrence le porte-parole de Paul Meyer<sup>11</sup>. Mal lui en prit d'ailleurs, car Bédier, qui aurait peut-être été davantage intimidé si le vieux maître avait pris personnellement la plume, poursuivit Longnon de ses railleries (avec l'aide de Jean Acher<sup>12</sup>), n'hésitant pas, par exemple, à déclarer dans une lettre du 8 septembre 1908 à la marquise Arconati-Visconti que l'Allemagne, qui tentait alors de se créer un protectorat sur le Maroc, « serait battue comme un simple Longnon<sup>13</sup> ».

Certes, Bédier savait à quoi s'en tenir sur l'opinion de Paul Meyer à son sujet, mais lorsqu'il écrit, en été 1909, à Mario Roques à la veille de s'embarquer pour l'Amérique :

P. M. a une façon si parfaitement exacte de prendre la mesure de son mort que j'ai écrit au début de mon testament : « Ni fleurs, ni couronnes, ni notice de P. M. dans la *Romania* »<sup>14</sup>.

Il ne crédite pas Meyer d'avoir une dent personnelle contre lui : il sait, au contraire, qu'il appartient à la très vaste catégorie des médiévistes que mé-

prise le co-fondateur de la *Romania*, et dont les innombrables nécrologies va-chardes parues sous sa signature fournissent autant d'exemples<sup>15</sup>.

Aucun jugement de Paul Meyer sur Bédier n'est cependant aussi clair que celui que l'on lit dans une lettre de 1902 :

Vous nous avez fait un éloge chaleureux du Thomas de Bédier, mais, très certainement, vous n'aviez pas même jeté les yeux sur son texte. Je l'ai examiné, ou pour mieux dire j'en ai examiné quelques centaines de vers, qui m'ont fourni la matière de plusieurs pages de notes pour ledit Bédier, et j'arrive à cette conclusion que cet excellent homme sait mal l'ancien français et n'a qu'une idée très vague de la façon d'établir un texte. Il fait des corrections insensées, et d'une hardiesse incroyable. Il lui arrive de supprimer un vers et d'en mettre un autre de sa façon, à sa place. Tout de suite. On voit que ce n'est pas du style.

On pourrait encore longuement poursuivre la citation ; je laisserai les lecteurs découvrir la liste complète des griefs de Paul Meyer à la parution de la *Correspondance*. Exemple typique des outrances langagières de Meyer, mais féroce argumenté, ce jugement laisse aujourd'hui évidemment un peu rêveur ; on peut au demeurant être sûr qu'il ravira tous ceux qui n'ont jamais accepté le bédierisme éditorial, avec cette impression paradoxale supplémentaire que ce que stigmatise Paul Meyer ressemble furieusement aux excès d'un lachmannisme débridé !

Presque plus drôle encore est le semblant de défense de son disciple proposé par Gaston Paris qui ne trouve assez piteusement à répondre à son ami que ces lignes embarrassées :

Il est vrai que je n'avais pas regardé le texte de Bédier, pensant, d'après ce qu'il m'en avait dit, qu'il suffirait de le revoir sur les placards. Je m'étonne qu'il vous ait si peu satisfait, car ses publications antérieures sont faites avec un très grand soin. Quant à la disposition typographique, vous savez que je suis d'avis qu'il faut laisser à chaque éditeur une certaine liberté, et en général les idées de Bédier sont amusantes.

Et Gaston Paris de conclure avec optimisme : « Je suis sûr que vous arrangerez tout très facilement en une demi-heure de conversation avec lui » !

<sup>15</sup> À la date où il écrit, Bédier songe sans doute à la nécrologie de Camille Chabaneau par Paul Meyer (*Romania* 37, 1908, 624-5), dont l'ambiguïté n'a rien à envier à celles de Delbouille (*Romania* 35, 1906, 149) ou de Jakob Ulrich (*id.*, 624-5). Notons toutefois que Paul Meyer, qui s'était arrogé la quasi-exclusivité des nécrologies dans la *Romania* était parfois capable de louanges quasiment sans réserve : voir ses nécrologies de Mussafia (*Romania*, 34 (1905) : 486-9), d'Ascoli (*Romania* 36 (1907) : 326-8), émaillée d'émouvants souvenirs personnels, et de Van Hamel (*id.*, 329-30).

<sup>11</sup> Voir Corbellari, *Joseph Bédier*, 348-51.

<sup>12</sup> Voir Jean Acher, « Notes sur Raoul de Cambrai », *Revue des langues romanes* LIII (1910) : 101-60.

<sup>13</sup> Paris, Bibliothèque Victor Cousin, Ms. 263, f° 61-63.

<sup>14</sup> Paris, Bibliothèque de l'Institut, Ms. 6142.

L'opposition est ici quasiment caricaturale entre les deux types extrêmes, et toujours très actuels, de l'universitaire : l'ouvrier consciencieux et l'homme à idées. Constatons que si Paul Meyer se range résolument dans la première catégorie, Gaston Paris hésite, pour sa part, à revendiquer complètement le pôle opposé, où Bédier se retrouve bien seul.

Une autre lettre très révélatrice de la *Correspondance* vient préciser ce que Paul Meyer entend par « quelqu'un qui ne sait pas ce qu'est une édition critique » ; une expression semblable se retrouve en effet dans une lettre de 1895 à propos du romaniste Fredrick Wulff :

Il n'a pas idée de ce que doit être une édition critique, et il ne l'aura jamais. Ce qu'il devrait comprendre c'est qu'ayant démontré que tel et tel manuscrit n'ont aucune originalité, sont de mauvaises copies d'un texte dont on a de meilleurs types ; n'ont par conséquent en propre que des leçons mauvaises, les variantes en nombre considérable que fournissent ces manuscrits sont à rejeter en bloc ; il n'y a pas à les mentionner ; il n'y a qu'à en donner quelques échantillons dans la notice des manuscrits. Je désespère de lui faire entrer dans la tête que la profusion des variantes inutiles empêche de voir celles qui sont bonnes ; que toutes les fois qu'on a d'aussi grandes masses de variantes la disposition de celles-ci devient malaisée ; on ne les met plus dans un ordre régulier, on accumule les chances d'erreur.

Le grand Karl Bartsch lui-même, dans la suite de la lettre, n'est pas dispensé de ce reproche ! On imagine donc, encore une fois, que les bons éditeurs se comptaient sans doute, pour Paul Meyer, sur les doigts d'une main, et Bédier se retrouve cette fois-ci en assez bonne compagnie.

Cela dit, la leçon est toujours actuelle : combien d'éditeurs d'aujourd'hui se retrouvent embarrassés dans les choix des variantes qu'ils donnent, évitant rarement les deux extrêmes de la pléthore et de l'indigence ? Admettons-le : la philologie de Paul Meyer est encore la nôtre.

Une autre allusion révélatrice de Meyer sur Bédier se lit dans la lettre du 3 août 1894 :

J'ai fait une année de cours sur la nouvelle italienne il y a dix ans. Je suis arrivé à peu près aux mêmes résultats que Bédier, ce qui m'a dégoûté, car ce sont des résultats négatifs.

C'est ici l'un des aspects les plus originaux de Bédier qui est en cause, et on constatera que la réaction de Paul Meyer ne consiste pas tout à fait à hausser les épaules. Mais alors que Bédier consacre, dans ses *Fabliaux*, près de trois cents pages à établir ses « résultats négatifs » et à en tirer des conclusions méthodologiques capitales, dont la portée a eu valeur de changement de pa-

radigme dans la question de la recherche des origines littéraires<sup>16</sup> ; Meyer ne voit que temps perdu dans de telles recherches. De fait, au delà du savant positiviste, attaché comme de juste aux résultats « positifs », c'est bien le Paul Meyer « saturnien » qui s'exprime ici : travailler, on l'a vu, est, selon lui, déjà suffisamment pénible et peu amusant ; si en plus les résultats que l'on obtient n'apportent rien à la science, il y a vraiment de quoi se pendre !

C'est sans doute à travers ce genre de remarques que l'on peut le mieux comprendre la véritable attitude de Paul Meyer envers Joseph Bédier. La science n'est pas, pour lui, une partie de plaisir : il ne s'agit pas de jongler avec des idées, ni même – et je dirais encore moins – d'inventer de nouveaux paradigmes. En scientifique assumé, mais aussi et surtout en homme pragmatique, Paul Meyer croit à la solidité des méthodes qu'il applique et qu'il sait (ou qu'il croit<sup>17</sup> – car c'est un orgueilleux !) posséder mieux que tout le monde. Bédier est pour lui un funambule qui compense son manque d'application philologique en se livrant à des considérations qu'il estime, lui, étrangères à la vraie science. Contrairement à ce que croyait Ferdinand Lot, Paul Meyer n'a donc sans doute jamais trouvé Bédier « timide et sans originalité », puisque c'était précisément cette originalité qui était au cœur de leur dissentiment. Et mon idée qu'il reprochait à Bédier d'écrire dans la *Revue des Deux Mondes* est peut-être même déjà trop subtile ; en réalité, il me semble plus vraisemblable que Paul Meyer ne se souciait guère que Bédier écrive dans la revue de cet « idiot<sup>18</sup> » de Brunetière. Il a tout au plus dû se contenter de soupirer devant l'admiration (d'ailleurs relative, comme on l'a vu !) que Gaston Paris manifestait envers son disciple, empêchant à ses yeux à des philologues plus à son goût de prendre leur envol, et je dois avouer ici que, même si elle reste vraisemblable l'idée que j'ai exprimée jadis<sup>19</sup> que Paul Meyer avait activement bloqué à Bédier l'accès à l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres reste cruellement dépourvue de preuves concrètes.

Dans le seul cas où il aurait pu polémiquer directement avec Bédier, on l'a vu, Meyer s'est contenté, se jugeant sans doute lui-même trop vieux pour ce débat, d'envoyer un sien disciple au Front, avec le résultat que l'on sait. Plutôt donc que d'épiloguer stérilement sur de prétendus conflits, mieux vaut constater que l'on a affaire ici à deux visions inconciliables de la philologie :

<sup>16</sup> Voir Bédier, *Les Fabliaux* (Paris : Bouillon, 1895), 45–287, et Corbellari, *Joseph Bédier*, 100–26.

<sup>17</sup> Les éditeurs d'aujourd'hui ont tendance à être sévères avec les anciennes éditions de Paul Meyer.

<sup>18</sup> Meyer, Lettre du 28 août 1898.

<sup>19</sup> Voir Corbellari, *Joseph Bédier*, 35.

Paul Meyer, dans le droit fil de Renan, pense que les paradigmes de la science des anciens textes sont fixés pour l'éternité et défend l'idée d'une science purement cumulative consistant à compléter, en l'occurrence, le tableau général de la littérature du Moyen Âge en multipliant les descriptions de manuscrits, les éditions de textes et les études de détail; Bédier, tempérament au fond à sa manière plus inquiet, défend l'idée que la science doit toujours se réinventer et que les « idées générales » – auxquelles il ne faut certes pas réduire le travail philologique – sont l'instrument même de ce renouvellement.

Paul Meyer n'a fait aucune concession à Bédier, mais ce dernier en a lui-même fait bien peu à son aîné : seule, en fin de compte, l'édition du *Tristan* de Thomas témoigne d'un effort dans ce sens, que l'on peut considérer comme plus ou moins forcé, puisque Paul Meyer était l'un des commissaires du volume et que la mort de Gaston Paris en 1903, donc avant l'achèvement complet de l'entreprise (dont le deuxième tome n'allait paraître qu'en 1905) interdisait à Bédier de trop marquer son opposition au survivant des pionniers de la *Romania*. Cette édition lui offrait en même temps l'occasion de se « racherter » aux yeux de son cruel censeur... qui, on l'a vu, ne poussa guère les cris d'admiration espérés! De fait, c'est là la seule de ses éditions critiques où Bédier s'est astreint à un effort de reconstitution résolument lachmannien dans son principe, même si la pauvreté des témoins subsistants du texte de Thomas lui permettait de quelque peu biaiser la méthode, en réorientant la restitution du texte proprement dit vers celle de son archétype narratif.

Rivalité ou dialogue de sourds? C'est résolument vers la deuxième solution que je m'achemine dans la discussion de cette opposition exemplaire qui reste, je crois, fondatrice dans le champ de la philologie moderne. Loin d'avoir été rendue obsolète par Bédier, la conception défendue par Paul Meyer reste encore en gros celle de ce que l'on pourrait appeler, pour reprendre le concept de Kuhn, la « science normale<sup>20</sup> » en philologie. Il n'empêche que cette science serait bien terne (et Paul Meyer était le premier à le déplorer, admettant mélancoliquement l'avoir subie plutôt que choisie) si des Bédier ne venaient de temps à autre faire souffler le vent frais de leurs idées « amusantes »... et peut-être un peu plus que cela!

## Nationalisme ou internationalisme culturel?

### Christian Sénéchal et Ernst Robert Curtius : un non-dialogue

Claudine Delphis (Paris VII)

RÉSUMÉ : Le germaniste et critique littéraire français Christian Sénéchal (1886-1939), ami de nombreux écrivains et poètes réputés (Romain Rolland, Georges Duhamel, Charles Vildrac, André Spire, Jules Supervielle) fut vivement attaqué en 1931 par Ernst Robert Curtius. Cet article tente de retracer leurs relations entre 1921 et 1931 à partir de documents jusqu'à présent inédits.

ZUSAMMENFASSUNG: Der französische Germanist und Literaturkritiker Christian Sénéchal (1886-1939), befreundet mit namhaften Schriftstellern und Dichtern (Romain Rolland, Georges Duhamel, Charles Vildrac, André Spire, Jules Supervielle), wurde 1931 von Ernst Robert Curtius heftig angegriffen. Dieser Artikel ist ein Versuch, anhand von bisher unveröffentlichten Dokumenten, die Beziehungen zwischen Sénéchal und Curtius in der Zeit von 1921 bis 1931 nachzuzeichnen.

MOTS CLÉS : civilisation française; nationalisme; internationalisme; relations franco-allemandes; Sénéchal, Christian; Curtius, Ernst Robert

SCHLAGWÖRTER : Frankreichkunde; Nationalismus; Internationalismus; deutsch-französische Kulturkontakte; Sénéchal, Christian; Curtius, Ernst Robert

Parfois la place impartie à certains passeurs de l'histoire des relations franco-allemandes est assez singulière, pour ne pas dire étrange. C'est notamment le cas de Christian Sénéchal (1886-1939) dont le nom semble être lié à tout jamais à celui de Ernst Robert Curtius. Sénéchal, qui depuis un certain temps est las d'être confronté à la vision antinomique des cultures française et allemande défendue par de nombreux auteurs allemands, écrit en août 1931 dans la *Deutsch-Französische Rundschau*, organe officiel des sociétés franco-allemandes publié à Berlin, la remarque : « 6) *La croyance en d'irréductibles différences entre les peuples*. J'ai déjà eu l'occasion, en rendant compte du livre de E. R. Curtius sur la France, de signaler les dangers d'une *Frankreichkunde* reposant sur l'existence de différences fondamentales et éternelles entre les peuples, et spécialement entre la "deutsche Kultur" et la "civilisation française". Ainsi que le remarquait très justement Félix Bertaux dans un article d'*Europe* (et on ne le suspectera pas plus que moi de germanophobie!), nous

<sup>20</sup> Voir Thomas S. Kuhn, *La Structure des révolutions scientifiques* (1962), trad. de l'anglais par Laure Meyer, Champs (Paris : Flammarion, 1983).



sommes là en présence d'une forme nouvelle et insidieuse de nationalisme, et non moins redoutable que l'ancienne, car si nous sommes à jamais différents, et jusque dans notre essence profonde, nous ne pouvons guère espérer voir se terminer l'ère des conflits et des violences. Car là où il n'y a pas de commune mesure, on est amené fatalement à se croire supérieur au voisin. Ne pouvant songer à exposer ici la thèse contraire dans toute son ampleur, qu'il me suffise de dire qu'à la méthode des concessions mutuelles en vue de l'entente, il conviendrait de substituer celle de *l'éducation mutuelle des peuples*. Il ne s'agit pas de nous tolérer : il s'agit de nous former l'un par l'autre, de nous grandir, de nous estimer, de nous aimer<sup>1</sup>». Percevant dans les propos de Sénéchal une critique de ses théories, Curtius<sup>2</sup> s'est alors prononcé, un mois plus tard, par lettre ouverte, à son « contradicteur » avec une fureur qui consterne nombre de contemporains et qui depuis la fin des années 80 ne cesse de faire l'objet de très nombreux commentaires ou de rappels.

Malgré les efforts de certains chercheurs<sup>3</sup>, en particulier de Hans Manfred Bock<sup>4</sup>, de détacher quelque peu le nom de Sénéchal de celui de Curtius en évoquant son rôle au sein de la Ligue d'études germaniques, ses activités de rédacteur en chef avec l'éditeur Didier de la revue pour les Jeunes : *Deutsche Blätter. Illustrierte für die französische Jugend*, le nom de Sénéchal reste malgré tout dans l'écriture des rapports franco-allemands toujours lié à cette controverse avec Curtius. On oublie facilement tous les contacts étroits que Sénéchal a noués avec ses contemporains, écrivains et artistes, Romain Rolland, André Spire, Richard von Schaukal, Hermann von Keyserling, Jules Su-

<sup>1</sup> Chr. Sénéchal, « Le point de vue français », *Deutsch-Französische Rundschau*, août 1931, p. 684.

<sup>2</sup> E. R. Curtius, *ibid.*, « Le point de vue allemand », septembre 1931, p. 776–778.

<sup>3</sup> Voir par ex. l'article de Maciej Żurowski, « Christian Sénéchal, critique des années trente », in *Irruption de l'histoire dans la littérature française de l'entre-deux-guerres*. Textes réunis par René Garguilo et Aleksander Ablamowicz, Université de Silésie/Katowice et Université de la Sorbonne Nouvelle/Paris III, 1986, p. 33–44 et celui de Hermann Hofer, « Christian Sénéchal (1886–1938 [sic]) et les Stendhaliens allemands (avec des documents inédits) », in *Stendhal et l'Allemagne*. Textes recueillis par V. Del Litto et H. Harder (Actes du XIII<sup>e</sup> congrès international stendhalien Brunswick, RFA, 1978), Paris, Librairie A.-G. Nizet, 1983, p. 205–216.

<sup>4</sup> H. M. Bock, « Les associations de germanistes français. L'exemple de la Ligue d'études germaniques (LEG) », in Michel Espagne, Michael Werner (dir.), *Les études germaniques en France (1900–1970)*, CNRS Editions, 1994, p. 267–285. Parmi ses très nombreux articles consacrés aux années 20 et 30, dans lesquels le nom de Sénéchal revient fréquemment, voir aussi « Die Politik des "Unpolitischen". Zu Ernst Robert Curtius' Ort im politisch-intellektuellen Leben der Weimarer Republik », *Lendemains*, 1990, n° 59, p. 16–62.

pervielle, Henri Pourrat, Charles Vildrac, Albert Gleizes, Jean-Richard Bloch, André Martinet, pour n'en citer que quelques-uns.

L'objet de ce court article est de montrer ici que la controverse Sénéchal-Curtius ne peut être réduite à la seule année 1931, particulièrement critique dans l'histoire des deux pays, et que Sénéchal a, en réalité, cherché très tôt, dès 1921, à engager la conversation avec Curtius. Curtius n'a pas à cette époque la notoriété qu'il va connaître par la suite et ses articles et ouvrages sont encore loin de constituer la référence obligatoire pour le lecteur français et allemand s'engageant en faveur du dialogue franco-allemand ou européen. Mais Curtius se montre alors peu enclin au dialogue, ou ne le fait que par personnes interposées, souvent sous la forme de délations, dignes, pour reprendre l'expression rollandienne, de la « Foire sur la place », ce qui provoque une certaine amertume chez Christian Sénéchal qui signale à Romain Rolland<sup>5</sup> le 26 juin 1931 :

« Un misérable hasard veut que je me voie contraint de faire figure de "nationaliste", parce que le livre de Curtius sur la France, aussi et plus dangereux que les rodomontades hitlériennes, ne saurait paraître sans que sa sottise soit relevée et durement. Et le voilà se plaignant à Schlumberger et Du Bos – ses confrères bénisseurs de la même chapelle N.R.F. – que je rends la tâche difficile aux Allemands de bonne volonté. Or, comme je l'ai démontré, non seulement dans la *Revue d'Allemagne*, mais aussi dans une conférence de la Société des Études Germaniques, il y a dans ce livre des centaines d'erreurs de faits patentes, un mépris exaspérant de toutes les règles scientifiques touchant les sources et l'interprétation des citations, une résurrection de tous les vieux clichés sur les caractères nationaux, et surtout une conception dangereuse – empruntée à Scherer – de la psychologie des peuples. Mais des flatteries adressées à quelques complices parisiens empêchent ceux-ci de réagir comme ils le devraient. Il y aurait une œuvre de déblaiement à entreprendre. Mais faudrait-il un éditeur pour avoir un moyen de se faire entendre ? Et pendant ce temps, le snobisme de nos bateleurs fait que Thomas Mann est sacré grand Européen... et adulé, encensé dans les salons. Tout est faussé, même le meilleur, et je me souviens de la réflexion pessimiste que vous faisiez sur le sort commun des meilleures idées. »

L'œuvre de « déblaiement » que Sénéchal croit devoir entreprendre dans la *Revue d'Allemagne* et lors d'une conférence sous l'égide de la Société des Études Germaniques, n'est pas pour plaire à Curtius, et cette remarque de Sénéchal parue dans la *Deutsch-französische Rundschau* dirigée par Otto Grautoff, ancien traducteur de Romain Rolland, met le feu aux poudres. Plutôt

<sup>5</sup> Lettre inédite. Fonds Romain Rolland, BnF.

que d'accepter une discussion, Curtius refuse d'analyser les arguments (présentés en six points) avancés par Sénéchal, et s'en prend à l'homme avec virulence : il le traite alors de « subalterner Skribent », de commis aux écritures subalterne, le ravalant au rang de gratte-papier ou de plumitif, de « engstirniger Schulmeister », de « petit maître d'école aux vues étriquées », qui veut forcer à « revenir sur les bancs de son école toute l'Allemagne intellectuelle qui s'intéresse tant soit peu à la France pour lui prêcher ses vérités »<sup>6</sup>. Sénéchal n'est pas « un adversaire à sa mesure » – souligne Curtius, « mais si ce pédant prétentieux, cet épicier de la psychologie des nations peut déposer ses crottes de mouches dans des revues allemandes, il serait peut-être indiqué de lui taper un peu sur les doigts et de réduire ses proportions intellectuelles à la mesure qui lui convienne »<sup>7</sup>.

La violence des propos de Curtius, qui accuse même « Sénéchal et les gens de son espèce » de pratiquer « la politique d'empoisonnement des puits de la pensée » (« moralische Brunnenvergiftung »), a bouleversé Sénéchal, connu parmi ses contemporains pour être un pacifiste de la première heure, proche de la Ligue des droits de l'homme : peu de temps après, il est victime d'un accident de voiture où il a failli perdre la vie, faute d'inattention due à la fièvre dont il souffre depuis les attaques « personnelles » de Curtius<sup>8</sup> et à une « surchauffe »<sup>9</sup> provoquée par un emploi du temps trop plein. Contrairement à ce que Curtius prétend, il n'a pas l'intention d'élargir son champ d'action en Allemagne et de livrer des articles à d'autres revues allemandes qu'à celle de son ami Küchler, *Die Neueren Sprachen*. Sénéchal est si occupé que c'est impossible. Il vient de publier un ouvrage sur l'Abbaye de Créteil ; il travaille depuis plusieurs années déjà à une histoire de la littérature contemporaine des trente dernières années ; en plus de son travail de professeur au lycée Buffon,

<sup>6</sup> Dans la *Deutsch-Französische Rundschau* de septembre 1931 (p. 777), Curtius écrit : « Er will das gesamte geistige Deutschland, soweit es sich für Frankreich interessiert, auf seine Schulbank zwingen und ihm die wahre Lehre predigen ».

<sup>7</sup> Extrait traduit par Michael Nerlich, « Curtius trahi par les siens. Annotations aux actes d'un colloque sur "le grand Européen cosmopolite" », *Romanische Forschungen*, 109<sup>e</sup> volume, cahier 3/4, 1997, note 104, p. 463.

<sup>8</sup> Entretien avec sa fille, Marie-Claire Sénéchal-Clouaire, juin 2016.

<sup>9</sup> Terme utilisé par Sénéchal lui-même dans une lettre inédite du 16 décembre 1931 à R. von Schaukal : « Je suis dans un état perpétuel de "surchauffe". Il me faut répondre à de nombreux engagements, articles, traductions, faire mon métier au lycée – et surtout achever mon histoire des grands courants spirituels de la littérature française contemporaine qui devrait être prête pour le printemps prochain, l'éditeur étant Elwert à Marburg a. d. Lahn ». Fonds/Nachlass Richard von Schaukal, ZPH 846, Archivbox 13, Wienbibliothek im Rathaus.

il est, depuis 1930, secrétaire général de la revue mensuelle *Poésie* ; il projette de consacrer un ouvrage à Romain Rolland, un autre à R. M. Holzapfel ; il vient de traduire deux ouvrages de Hermann von Keyserling, d'entamer une traduction du *Panideal* de Holzapfel et promeut les œuvres de ses amis, vérifiant avec soin leur traduction en allemand, et il est un relais actif entre la France et l'Outre-Rhin dans les échanges scolaires et familiaux.

Il est difficile à Sénéchal de répondre<sup>10</sup> à la cascade d'injures que Curtius lui inflige sur plus de deux pages et plus difficile encore de lui faire comprendre qu'il n'est pas l'un de ces petits gredins qui hantent la planète :

« Monsieur le Directeur [Grautofff]

Un accident qui m'a tenu immobilisé plusieurs jours, m'a empêché de vous adresser le mois dernier la réponse que vous m'aviez demandée. Je vous aurais d'ailleurs écrit comme je le fais aujourd'hui.

On ne peut répondre à des injures que par des injures, et c'est à quoi je ne me sens pas disposé. Quant aux fausses allégations de votre collaborateur, votre public ne s'en soucie pas plus que moi. Je me bornerai donc à renvoyer vos lecteurs à ce qui a paru sous ma signature dans la *Revue d'Allemagne* (janvier 1931) et la *D.F.R.* (août). Nul homme de sang-froid ne saurait rien trouver qui dépasse le cadre d'une discussion objective, loyale et courtoise.

Permettez-moi de regretter que la *D.F.R.*, créée pour la pacification des esprits, se soit prêtée à des excès de langage qui ne peuvent desservir que ceux qui les commettent ou les favorisent.

Cet incident m'aura du moins apporté une grande joie, puisque non seulement de nombreux amis d'Allemagne, mais encore certains de vos compatriotes que je n'ai pas l'honneur de connaître, ont pu s'indigner et me défendre avec plus de véhémence que je ne le ferais, moi-même, si j'avais à le faire. En particulier, la lettre si courageuse, de M. le Professeur Lerch m'a profondément ému et m'a aidé à surmonter allègrement le dégoût que m'inspirent de telles polémiques.

Pour clore ce vain débat, je souhaite de tout mon cœur qu'au milieu de dissensions plus graves, de pareilles incartades ne viennent plus troubler davantage notre œuvre commune.

Veillez croire, Monsieur le Directeur, à mes sentiments distingués.  
Christian Sénéchal.

P.S. Il ne sera peut-être pas inutile que je transcrive ici pour ceux de vos lecteurs qui ne pourraient pas se reporter au texte même de la *Revue d'Allemagne*, un passage de l'article incriminé : « Et souvent, certes, nous aurions à rendre hommage à la conscience du lecteur de livres, à la finesse des observations

<sup>10</sup> *Deutsch-Französische Rundschau*, novembre 1931, p. 936-937.

psychologiques, à la chaleureuse sympathie de certains passages, au souci des nuances, à la liberté du jugement... J'ai donc lu le livre de Curtius, sinon avec joie, du moins avec un intérêt réel, avec profit. Et je souhaite que nous tentions un jour, nous aussi, de tracer de l'Allemagne une Allemagne aussi consciencieuse, aussi complète, encore que je craigne que l'entreprise ne soit prématurée." Et parmi mes réserves et mes critiques, fermes, mais mesurées, et toujours fondées sur des faits et des arguments, on pouvait lire encore : "... un esprit aussi précis que E. R. Curtius... Or Curtius a précisément écrit ses pages les plus solides, les plus fines et les plus vibrantes..." Also, ein "Angriff"! »

On sait qu'avant d'envoyer sa réponse à Curtius par l'intermédiaire de Grautoff, il s'est concerté auprès de Walther Küchler, professeur à Hambourg, avec lequel il entretenait des liens d'amitié depuis 1926 et avec qui il collaborait régulièrement dans la revue *Die Neueren Sprachen*. Si aucune lettre de Sénéchal adressée à Küchler n'a été retrouvée à ce jour, des lettres de Küchler à Sénéchal montrent que Küchler partage largement le point de vue de Sénéchal<sup>11</sup> sur les écrits de Curtius et approuve la réponse « mesurée » de Sénéchal à Curtius, comme le montre une lettre du 10 septembre 1931 :

« Soeben erhalte ich den Eilbrief aus Paris mit dem Entwurf Deiner Antwort auf den erstaunlichen Ausfall von C. Du kannst allerdings auf diese Ausführungen, die anstatt sachlicher Erörterungen oder gedanklich begründeter Zurückweisungen nur Beleidigungen und tatsächliche Unrichtigkeiten enthalten, nicht anders antworten, als mit der von Dir gegebenen kurzen Charakteristik der Entgegnung und der Versicherung, daß damit C. für Dich abgetan ist. Ich billige durchaus alle Streichungen, durch die Du Deine eigene Entgegnung in der Form milderst. Dieser démesure kann man nur die mesure gegenüber stellen. Der Artikel von C. ist so unwürdig und so plump, daß ich weder begreife, wie er ihn hat schreiben können, noch wie Grautoff ihn in s. Zt. hat veröffentlichen können. Ich würde so etwas in den *N[eu]eren Sp[rachen]* nie z. Abdruck gebracht haben, oder, wenn der Verfasser auf Ab-

<sup>11</sup> Cette lettre manuscrite (qui respecte dans sa retranscription le style télégraphique de W. Küchler) fait partie d'un lot de lettres mis aux enchères par Artcurial (Paris) en juin 2016. La provenance de ces lettres, qui appartiennent désormais à un particulier, est signalée par « collection particulière ». Voir aussi l'extrait d'une lettre dactylographiée du 23 juillet 1931 de W. Küchler à Sénéchal, contenu dans cette même collection : « Von Elisabeth erfuhr ich bereits einiges über Deinen Vortrag im Institut Germanique und über den Eindruck, den Deine Kritik, die ja mit der meinigen wohl in der Hauptsache zusammentrifft, gemacht hat. Ich freue mich, nun auch von Dir es bestätigen zu hören (*sic*), und auch, daß A德勒 so treffende Worte gesagt hat. Wenn er sagte, daß der Verfasser habitué aux louanges aveugles sei, so trifft er, glaube ich, hier durchaus das Rechte, ebenso wie, wenn er ihn mehr als einen Essayisten als einen Gelehrten charakterisiert. »

druck bestanden hätte, eine Fußnote beigegeben haben, die den Standpunkt der Redaktion z. Ausdruck brächte. Ich erhielt gestern v. Zeiger einen Brief, in dem er mir ganz aufgeregt und unter schärfster Missbilligung des Curtius'schen Artikels Mitteilung machte. Ich hätte – ohne Deine Sendung – den Artikel erst morgen (11.) z. Gesicht bekommen. Ich werde dann erfahren, auf Grund welcher Äußerung von Dir C. von dem "hinterlistigen Nationalismus" sprechen kann, der in s. Frankreichbuch bes. zu finden sei. Von *Hinterlist* hast Du sicher nichts gesagt. Möglich ist – vielleicht bei uns allen – daß in unseren objektivsten Aussagen Imponderabilien mitschwingen, die durch unsere nationale Eigenart und Bildung in uns mitwirken. Oft, ohne daß man sich dessen bewusst ist. Daß ein derartiger Vorwurf C., der zweifellos in s. Verständigungsbestrebungen bona fide ist, schwer getroffen hat, ist begreiflich. Aber das gibt ihm nicht das Recht in dieser unwürdigen Weise seinem Zorn und (ganz sicher) seiner verletzten Eitelkeit Luft zu machen. So zerschlägt er selbst die zarte Pflanze, die er mithelfen wollte groß zu ziehen. Was wird Boucher sagen ? Denn unbegreiflicher Weise – gerade v. Verständigungsgedanken her – hat C. auch die *R[evue] d'Allemagne* angegriffen. Alles in diesem Artikel ist töricht und verkehrt. Ich brauche heute auf Einzelheiten nicht einzugehen. »

Avant de rédiger sa réponse, Sénéchal s'est confié à plusieurs amis, dont le poète André Spire. Il lui écrit au moment où il vient juste de prendre connaissance des calomnies de Curtius, alors qu'il participe aux Décades de Pontigny (initiées par son ancien maître Paul Desjardins) au cours desquelles, avec le critique suisse Hans Zbinden, il présentait l'œuvre de Holzapfel et ses rapports à la religion :

« Il n'y a eu pour moi – écrit-il à André Spire<sup>12</sup> – qu'un côté sombre, et seulement dans les derniers jours, où je reçus communication de la réponse que Curtius a publiée à mon article de la *Revue d'Allemagne* (que vous avez lu du reste, vous vous en souvenez !) et qui n'est qu'une suite d'injures grossières ad hominem, sans qu'il soit un instant question du sujet du débat. J'ai montré la chose à P. Desjardins, à Schlumberger et à Madame Mayrisch (dont le mari a fondé le fameux comité de documentation franco-allemand). Le jugement de ces deux derniers (amis de Curtius !) a été accablant pour mon adversaire :

<sup>12</sup> Archives André Spire. Lettre inédite, non datée, écrite sur papier entête de l'« Abbaye de Pontigny » et portant la mention au crayon d'André Spire : « Reçu le 18 septembre, réponse 18 ». Je remercie Marie-Brunette Spire de m'avoir transmis la correspondance de Sénéchal à son père. La correspondance d'André Spire n'a pu être retrouvée, car au lendemain de la mort de Sénéchal, la maison (à Bombon, en Seine et Marne) dans laquelle les archives de Sénéchal avaient été déposées en 1940 a été occupée par la Wehrmacht, et nombre de ses cartons de même que la majeure partie des ouvrages allemands contenus dans sa bibliothèque ont disparu.

“Saugrob”, m’a dit Mme Mayrisch. Or l’histoire est loin d’être achevée : une réponse est nécessaire, mais la rédaction en est délicate. Et les complications apparaissent et se multiplient ».

À Romain Rolland, mis au courant de la lettre ouverte de Curtius<sup>13</sup> par les deux universitaires allemands Walther Küchler et Eugen Lerch, Sénéchal répond :

« La reprise des cours, cette polémique odieuse, le déséquilibre physique, tout a en effet contribué à m’empêcher de me plonger dans mon travail personnel, mon salut. Je le répète, votre affectueuse lettre m’a tiré définitivement de cette boue de dégoût où je me débattais. J’ai adressé ce matin seulement ma réponse à Grautoff, quelque chose de bref, dédaigneux – et triste ! Oui, l’intervention de Lerch – vous voyez, mon Grand Ami, qu’il y a une belle famille spirituelle d’âmes qui vous aiment, et se pressentent, même quand elles s’ignorent. Et qui se trouvent ! Cet incident m’aura en même temps que l’amitié des uns, [montré] la pusillanimité des autres. La *Revue d’Allemagne* ne m’a pas lâché, mais sous prétexte de ne pas aigrir les débats, a gardé une attitude d’une si piètre prudence que Curtius est presque prié de bien vouloir rester dans le comité de rédaction, alors qu’il a exprimé d’une manière odieusement perfide, par des sous-entendus, des phrases inachevées, des accusations contre la *Revue* et tous les germanistes français de ma génération. Je possédais des documents – des lettres de Curtius lui-même – qui auraient prouvé la mauvaise foi de ce malade, mais j’ai eu des scrupules d’étaler des affaires personnelles devant un public qui a mieux à faire que d’assister à un

<sup>13</sup> Lettre de Romain Rolland du 12 octobre 1931 : « L’article de Lerch m’a appris aussi la honteuse attaque, dont vous avez été l’objet de la part de Curtius. J’en suis indigné. Du moins, Lerch vous a vengé. Et Küchler m’a écrit qu’il avait envoyé aussi un article pour protester contre Curtius, et qu’il s’étonnait qu’on ne l’eût pas publié. Curtius devient un cas pathologique : les compliments intéressés de la *N.R.F.* lui ont tourné la tête ; son orgueil et sa dureté feront le vide autour de lui. », Fonds R. Rolland, BnF. Cette lettre souvent citée à partir d’une copie dactylographiée de Marie Rolland-Koudacheva est désormais consultable sur l’original, les originaux des lettres de R. Rolland à Chr. Sénéchal ayant été déposés à la BnF en juin 2016 par Marie-Claire Sénéchal-Clouaire. La lettre de Küchler (du 29 septembre 1931) à R. Rolland concernant la controverse Curtius-Sénéchal a été aussi conservée dans ce même fonds : « Sie haben vielleicht Kenntnis erlangt von dem unwürdigen Ausfall, den im Septemberheft der *Deutsch-Französischen Rundschau* E. R. Curtius gegen unseren Freund Sénéchal gemacht hat. Ich muß Ihnen versichern, daß ich mit vielen meiner Landsleute diesen Brief auf schärfste verurteile und nicht begreifen kann, daß der Herausgeber, der mit der *Deutsch-Franz. Rundschau* doch der Verständigung zwischen unseren Völkern dienen will, ihn abgedruckt hat. Ich habe vor mehr als acht Tagen einen kleinen Artikel, in dem ich besonders auf den Aufsatz von Sénéchal (im Augustheft) eingehe, um ein sachliches und würdiges Gegenstück zu Curtius zu geben, an den Herausgeber geschickt, mit der Ersuchung um Veröffentlichung im Novemberheft, aber höchst seltsamer Weise gar keine Antwort erhalten ».

pugilat. Songez que j’ai en 1924 écrit un long article élogieux sur Curtius et traduit pour *La Vie des Peuples* son article sur Gide, et que cela m’a valu des lettres de gratitude et de remerciement des deux “bonshommes”. Tout cela, pour m’accuser 7 ans plus tard de l’avoir importuné de longues lettres – in-existantes, et de me jeter à la face tout un seau d’épithètes malsonnantes, de qualifier ce que j’écris de “chiures de mouche”.

Mais ne parlons plus de cet être répugnant que Paul Desjardins (je me trouvais justement à Pontigny pour la décade sur les conversions religieuses, avec H. Zbinden, quand le libelle a paru), Jean Schlumberger et Mme Mayrisch de Saint-Hubert, ont durement qualifié, alors qu’ils l’ont accueilli amicalement en 1921<sup>14</sup>. Seul le pauvre Charles Du Bos, qui médit sur mon compte jusque dans le salon de Daniel Halévy, parce que lui et Curtius s’encensent mutuellement dans les revues, doit se refuser à voir clair »<sup>15</sup>.

Deux mois plus tard, Sénéchal donnera une nouvelle fois sa version des faits à l’écrivain autrichien Richard von Schaukal, dont il s’efforce de faire connaître l’œuvre en France :

« Mon Cher Ami,

Je devais donner dans la *Revue d’Allemagne* une étude sur votre œuvre<sup>16</sup>. Elle était déjà fortement avancée. Mais je ne puis – pour la raison que je vais vous exposer – donner l’article qui m’avait été demandé par le directeur de la revue. En effet, j’ai en janvier 1930 rendu compte dans la dite *R. d’A.* du livre de Curtius : *Frankreich*. J’avais rendu hommage aux qualités de l’ouvrage, mais fait trois réserves importantes sur un ton objectif. Or Curtius, adulé par une chapelle littéraire, celle de la *N.R.F.*, ne peut supporter la moindre critique. Il a considéré dans son orgueil mes critiques comme une attaque. Il a donc lancé contre moi deux de ses amis français, Charles Du Bos et J. Schlumberger. [Ici, je suis obligé de laisser de côté maint et maint incident] Le Directeur de la Revue, qui est un collègue de Paris, très lié avec moi, a été ennuyé de l’affaire, parce que Curtius fait partie du Comité de rédaction franco-allemand de la *R.d’A.* Or en août, je publiais dans la *Deutsch-Französische Rundschau* dirigée par l’aventurier louche<sup>17</sup> qu’est Otto Grautoff, un article : “Point de vue

<sup>14</sup> Sénéchal fait erreur : Curtius a participé à la deuxième décade de Pontigny (sur le thème « Arts et Lettres : Le Miroir de noblesse, culture de fierté par la fiction ») du 14 au 24 août 1922. Il s’y rendra une deuxième et dernière fois en 1924.

<sup>15</sup> Lettre inédite du 15 octobre 1931, Fonds R. Rolland.

<sup>16</sup> Le 1<sup>er</sup> février 1933, il écrira à Schaukal : « Un article va paraître dans la *Revue d’Allemagne*, où j’ai repris pied, depuis que Curtius a disparu du Comité de Rédaction ». Fonds R. von Schaukal.

<sup>17</sup> Cet adjectif pour caractériser Grautoff revient à plusieurs reprises dans la correspondance de Sénéchal, entre autres dans une lettre à Romain Rolland du 26 janvier 1933 à propos des réactions de Grautoff qui venait de lire un de ses articles dans la revue *Se connaître*

français”, où j’exposais en 6 points quelques opinions françaises sur les conditions d’un véritable rapprochement franco-allemand. Tous ceux qui ont discuté ces opinions ont été courtois et m’ont même donné souvent raison – sauf Curtius, qui a profité de l’occasion non pas pour me répondre par des arguments mais pour m’adresser une lettre publique d’insultes et d’accusations mensongères (n° de septembre). Il feignait de croire que je l’aie accusé de “hinterlistiger Nationalismus”, alors que j’avais seulement dit que sa conception de la psychologie des peuples aboutissait à un “nationalisme insidieux”. Or *hinterlistig* ne signifie pas : *insidieux*, car *hinterlistig* = perfide, sournois, *tückisch*, alors que *insidieux unbewusst gefährlich* (une maladie insidieuse !) En réalité il recherchait un prétexte. – La lettre était un tissu de grossièretés et de mensonges. Le professeur Lerch de Münster a spontanément répondu une lettre très noble et courageuse. Et moi-même j’ai clos le débat par une lettre très courte et dédaigneuse. L’incident est terminé. Mais je ne saurais publier un article dans une revue dont la couverture porte encore le nom d’un insulteur et d’un menteur. Voilà où en est la question. Je vous envoie un résumé de la conférence<sup>18</sup> que j’ai faite en juin à la Sorbonne sur le même sujet de *Frankreich*. Vous y verrez ma thèse exposée brièvement mais nettement »<sup>19</sup>.

Sénéchal ne digère pas les attaques de Curtius et le moins que l’on puisse dire, c’est qu’il les rumine. On le comprend ... La vindicte personnelle de Curtius substitue le brouhaha et les commérages à sa mission humaniste plus fondamentale, celle d’une coopération intellectuelle entre les peuples que des théories sur de prétendues différences ne peuvent que défaire.

(5<sup>e</sup> année, n° 1, janvier-février 1933, p. 1–2) : « Une réaction assez curieuse est celle du sieur Grautoff qui m’assomme de félicitations et me réclame un article immédiatement, tout en me priant de ne pas lui garder rancune de l’incident Curtius, où son attitude fut si louche. » Grautoff voulait-il nuire à Sénéchal, comme il l’a fait si souvent quand il savait que l’un ou l’autre était proche de Romain Rolland, jugeant que ceux-ci lui avaient après la guerre extorqué la place privilégiée qu’il avait occupée auprès de Romain Rolland avant le début de la guerre de 1914 ? Cette hypothèse ne peut être tout à fait exclue, car pour reprendre une expression de Romain Rolland, « c’est un homme qui suinte la haine, – et pendant des années. Malheur à qui l’a blessé ! Il ne le montre pas, au 1<sup>er</sup> moment. Il attend, il attend, il sait que le moment viendra : et quand le moment est venu, il est là, embusqué » (Lettre de R. Rolland à son traducteur autrichien, Paul Amann, in *Survies d’un Juif européen. Correspondance de Paul Amann avec Romain Rolland et Jean-Richard Bloch*, édition établie, présentée et annotée par Cl. Delphis, Leipziger Universitätsverlag, 2009, p. 260). Sans doute Grautoff n’était-il pas sans savoir les liens d’amitié qui unissaient Sénéchal à Romain Rolland...

<sup>18</sup> Chr. Sénéchal, « La psychologie des peuples, à propos du livre de E. R. Curtius, *Frankreich* », *Bulletin de la Société des Études Germaniques* (Association des Amis de l’Institut Germanique et de la Bibliothèque Maurice Cahen), Séance du 9 juin 1931 [3 pages non numérotées].

<sup>19</sup> Lettre du 16 décembre 1931, Fonds R. von Schaukal.

Mais comment expliquer ce coup de sang de Curtius en 1931 ? Curtius est connu pour son ardeur polémique, notamment contre les germanistes français, comme ce fut le cas en 1925, contre le germaniste Félix Bertaux, dont le nom est désormais aussi fréquemment associé à celui de Sénéchal<sup>20</sup>. S’agit-il d’une rancœur longuement accumulée par Curtius qui arrive à son paroxysme en 1931, et cela d’autant plus que Sénéchal se réfère à Bertaux ? Une lettre de Curtius datant du 28 août 1921<sup>21</sup> montre que dès la première prise de contact certaines remarques de Sénéchal (cette lettre de Sénéchal n’a malheureusement pas été retrouvée) ont été ressenties par Curtius comme des critiques, et que Curtius n’a guère eu envie d’entamer un dialogue avec cet agrégé d’allemand, ancien élève de l’école normale de Saint-Cloud, disciple de Charles Andler, ancien élève de Paul Desjardins, qui d’instituteur s’est hissé au grade de professeur de lycée de Chambéry où il enseigne depuis 1920. Comme on le voit dans la réponse de Curtius, l’harmonie n’est pas de mise :

« Sehr geehrter Herr

Ich bestätige Ihnen dankend den Empfang Ihres Briefes, und habe mit Interesse von Ihren Bemerkungen zu meinem Aufsatz Kenntnis genommen. Ich bedauere freilich, daß Sie den Aufsatz selbst nicht gelesen haben, sondern sich nur auf das im *Lit. Echo*<sup>22</sup> abgedruckte Fragment beziehen. Auf alle Ihre Bemerkungen einzugehen muss ich mir versagen, da das ein ganzes Buch erfordern würde. – Von den Bemühungen der Fachwissenschaft (der Germanisten in Frankreich, der Romanisten in Deutschland) erwarte ich wenig. Nicht die Philologen, sondern nur die führenden literarischen Persönlichkeiten haben die Macht, den öffentlichen Geist zu beeinflussen. – Sie schreiben von Deutschland : un clan belliqueux entraîne par ses mensonges un peuple entier dans une aventure sanglante. Aber in Frankreich selbst war eine starke literarische Propaganda für den Krieg. Ich verweise Sie auf Barrès (ein Buch von mir : *Maurice Barrès und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus* ist 1921 in Bonn erschienen), auf Agathon’s Buch über die französische Jugend, auf die Nachweise in Paul Reboux, *Les Drapeaux*.

<sup>20</sup> Voir la liste des articles autour de la polémique Curtius-Bertaux établie par Frank-Rutger Hausmann et la lettre ouverte de Curtius du 14 novembre 1925, in Ernst Robert Curtius, *Briefe aus einem halben Jahrhundert. Eine Auswahl*. Herausgegeben und kommentiert von Frank-Rutger Hausmann, Baden-Baden, Verlag Valentin Koerner, 2015, p. 176-180.

<sup>21</sup> Collection particulière. Lettre manuscrite.

<sup>22</sup> *Das Litterarische Echo*, cahier 22, 22<sup>e</sup> année, 15 août 1921, p. 1389-1390.

Über meinen Aufsatz schreibt mir einer der ersten Schriftsteller<sup>23</sup> (der keineswegs Internationalist ist) : je viens de relire votre article judicieux.... Il me paraît qu'on n'a rien dit de mieux sur la question. Mais je crains que le moment ne soit mal choisi pour faire entendre les vérités que vous énoncez avec tant de fermeté et de prudence; les oreilles aujourd'hui sont plus fermées que jamais, et les esprits plus rétifs. – Ein anderer Schriftsteller, der dem Nationalismus sehr nahe steht, schreibt : Votre article pose le problème avec un sens des nuances sans lequel les bonnes volontés ne sauraient aboutir à aucun apaisement. Même parmi ceux d'entre nous qui ont connu tout ce que la détresse peut faire naître de haine, soyez convaincu que votre langage doit trouver des oreilles attentives.

Solche Aeusserungen lassen mich hoffen, daß mit der Zeit der kleine Kreis derjenigen, die sich um eine vorurteilslose Analyse der Situation bemühen, doch wachsen wird.

Mit den besten Empfehlungen  
Ihr sehr ergebener  
ER Curtius »

En fait, l'avis de Sénéchal importe peu à Curtius car celui-ci espère au même moment que son article sur « Les problèmes culturels franco-allemands » publié par la revue *Der Neue Merkur* (juin 1921, p. 145–155) aura les honneurs de la *Nouvelle Revue Française*, par le biais d'une traduction effectuée par Alice Mayrisch, amie de Gide, auquel il avait d'ailleurs soumis son article lors de leur première rencontre à Colpach<sup>24</sup>. Mais Christian Sénéchal ne se laisse pas distraire et faute d'avoir pu instaurer un dialogue avec Curtius, il traduira tout l'article de Curtius et le publiera dans la revue *La Vie des Peuples* le 25 septembre 1921 (p. 182–191), avec la « note du traducteur » suivante :

« Or, dans le numéro de juillet du *Litterarisches Echo* paraissait un extrait de l'article publié par le *Neue Merkur* du mois de juin 1921 (numéro consacré exclusivement à l'étranger : Auslandsheft).

Ce passage, jugé évidemment capital et caractéristique par la *Revue littéraire*, nous parut si lourd d'erreurs de faits, que sans attendre la lecture de l'ar-

<sup>23</sup> « Cet écrivain de tout premier ordre » est en fait Gide, et la citation est extraite d'une lettre de Gide à Curtius en date du 24 juillet 1921, in *Deutsch-französische Gespräche 1920–1950. La correspondance de Ernst Robert Curtius avec André Gide, Charles Du Bos et Valéry Larbaud*, éditée par Herbert et Jane M. Dieckmann, Vittorio Klostermann, Frankfurt/Main, 1980, p. 36.

<sup>24</sup> Sur leur rencontre à Colpach, organisée par Aline Mayrisch, voir Raimund Theis, « À la recherche de la meilleure France. Gide et Curtius », *Bulletin des Amis d'A. Gide*, vol. XVI, n° 60, octobre 1988, en particulier les pages 123–127 et André Gide – Aline Mayrisch, *Correspondance 1903–1946*. Edition établie et annotée par Pierre Masson et Cornel Meder. Introduction de Pierre Masson, Gallimard, 2003, p. 240.

ticle entier, nous adressâmes à E. R. Curtius une lettre où nous nous contentions de lui opposer des faits et de préciser des points de méthodes de discussion. Après la lecture de l'article intégral, nous n'avons rien à reprendre, ni à ajouter. Or l'auteur nous répondit par une lettre qui mérite d'être résumée, parce qu'elle permettra au lecteur de mieux comprendre l'article : 1° M. Curtius renonce à discuter nos observations, « parce que cela exigerait tout un livre ». – Alors nous nous demandons pourquoi le professeur allemand s'est borné à écrire ces quelques pages qui prétendent embrasser « les problèmes culturels franco-allemands ». 2° M. Curtius n'attend guère de résultats des efforts des germanistes français et des romanistes allemands; il attend tout des « personnalités littéraires directrices ». – Bien qu'ignorant le reste de l'article, nous avons exprimé l'idée que l'on trouve dans la dernière partie de l'article, à savoir : « en pénétrant objectivement » jusqu'à « nombreux esprits ». M. Curtius avait-il changé d'avis depuis les sanctions? 3° M. Curtius, à une phrase que nous avons écrite sur le rôle prépondérant du clan pangermaniste de gouvernement dans la déclaration de la guerre, nous parle de la « forte propagande littéraire française en faveur de la guerre » et nous renvoie à son livre sur M. Barrès (que nous avons lu et que nous analyserons ici-même), au livre d'Agathon sur la *Jeunesse française* et au roman de P. Reboux : *Les drapeaux*. Il faut avouer que la documentation est bien mince et que mettre le pangermanisme sur le même plan que le nationalisme français, revient à confondre la cause à l'effet, un parti d'expansion avec un parti de défense, un parti de gouvernement avec un parti d'opposition. 4° M. Curtius nous cite deux fragments de lettres qui lui furent adressées, l'une par « l'un des premiers écrivains français », « nullement internationaliste », l'autre par un écrivain qui « touche au nationalisme ». Pour tous les deux, l'article de E. R. Curtius est judicieux, ferme et prudent, il pose le problème avec un sens des nuances, sans lequel les bonnes volontés ne sauraient aboutir à aucun apaisement. « Le premier ajoute que les oreilles sont plus fermées que jamais, le second qu'un tel langage doit trouver des oreilles attentives même parmi ceux qui ont connu tout ce que la détresse peut faire naître de haine... » On peut sans nul doute être d'un avis différent sans être « *siegeskrank* », (maladie de la victoire, Hugo Stinnes). M. Curtius espère qu'avec le temps le petit cercle s'agrandira, de ceux qui s'efforceront vers une analyse impartiale de la situation.

Nous laissons au lecteur le soin de conclure. »

On ne sait pas si Curtius a pris alors position sur cette note ou commenté la traduction de Sénéchal. Il est fort possible que Sénéchal ait fait parvenir à Curtius un exemplaire de *La Revue des Peuples*, car il connaît, comme beaucoup de ses contemporains, les difficultés que rencontrent les intellectuels allemands à se procurer revues et journaux français. Lorsque Gide signale

à Curtius dans sa lettre du 22 octobre 1921 qu'une traduction de son étude vient de paraître dans *La Revue Rhénane* du 1<sup>er</sup> octobre (p. 845–848), Curtius dans sa réponse (11 novembre)<sup>25</sup> ne réagit pas à la nouvelle et ne mentionne pas non plus qu'une autre traduction est parue cinq jours plus tôt... Curtius ne tient-il pas à ce que Gide prenne connaissance de la note du traducteur Sénéchal? En revanche, lorsqu'en 1924 Gide écrit à Curtius qu'il vient de recevoir un courrier dont « l'écriture est d'un maître d'école »<sup>26</sup>, la réponse de Curtius révèle un dédain et mépris surprenants :

« La lettre que vous me communiquez de M. Sénéchal n'a aucune importance. C'est un cuistre de province qui me harcèle depuis des années, tantôt par des réprimandes, tantôt par des "satisfecit". Il y a comme ça quelques personnes en France (inconnues de tout le monde) qui me contrôlent et auxquelles je réponds le moins possible. Ce sont en général des professeurs. Moi, je hais la pédagogie sous toutes les formes, parce qu'elle fausse l'esprit nécessairement. Elle *utilise* les valeurs spirituelles; rien de plus odieux »<sup>27</sup>.

Ces propos sont d'autant plus incongrus que quelques mois auparavant, Curtius avait autorisé Sénéchal à traduire un article qu'il avait consacré à Gide, comme l'indique une lettre du 10 février 1924<sup>28</sup>, d'où il ressort aussi qu'il lit régulièrement les articles de Sénéchal, en particulier un article que celui-ci a rédigé sur les publications d'universitaires allemands et leur image de la France :

« Sehr geehrter Herr

Ich gebe Ihnen gerne die Erlaubnis, einen Ausschnitt aus einem meiner Bücher in der *Vie des Peuples* zu übersetzen. Autobiographische Daten möchte ich Ihnen nicht geben, denn "le moi est haïssable". Es wird Ihren Lesern genügen, zu wissen, daß ich Privatdozent in Bonn war, dort im Sommer 1914 Vorlesungen über Gide, Rolland, Claudel, Suarès, Péguy hielt, dann Soldat war, dann Professor in Marburg. Jetzt habe ich einen Ruf an die Universität Heidelberg erhalten und werde im April dorthin übersiedeln. Einen kurzen Überblick über meine literarische Tätigkeit hat René Lalou in *Vient de paraître* (déc. 1923) gegeben. 1923 habe ich einen *Balzac* (Bonn, Verlag Cohen) veröffentlicht.

Über meine politische Stellung habe ich mich ausgesprochen in der *Revue de Genève* (Dec. 1922).

Daß ich in meinem *Barrès* hie und da polemisch werden mußte, ist selbstverständlich. Er hat in *Colette Baudoche* und anderen Büchern mein Volk karikiert und verleumdet. Da kenne ich keine Compromisse. Warum Sie mir einen Vorwurf<sup>29</sup> daraus machen, daß ich die Rede des Pfarrers Scheer citiert habe, verstehe ich nicht. Worauf es mir ankam, ist daß ein Franzose 1914 so sprach. Das ist weiter nichts als eine historische Feststellung. Ausserdem kenne ich das Elsass, da ich dort geboren und aufgewachsen bin<sup>30</sup>.

Mit vorzüglicher Hochachtung  
Ergebenst  
Ernst Robert Curtius »

Gide et Curtius se livrent à l'égard de Sénéchal à un jeu assez étrange. Tout en mettant en garde Curtius sur ce fameux correspondant à « l'écriture de maître d'école », Gide répond à Sénéchal :

« Monsieur,

Il ne m'est malheureusement pas possible de vous satisfaire. A la campagne, je n'ai presque aucun de mes livres sous la main. Mais sans doute sera-t-il temps de rétablir le texte exact des citations, après que votre traduction sera faite; un ami pourrait s'en charger, à défaut de moi-même et [je] me tiens à votre disposition pour cela, si toutefois je suis encore en France au moment voulu.

<sup>29</sup> Dans un article de la *Vie des Peuples* intitulé « L'Allemagne à l'école de la France », n° 46, 10 février 1924, p. 556–571, Sénéchal avait, dans une note de bas de page (note n° 5, p. 560), signalé le point suivant : « Dans son chapitre sur la morale du nationalisme et la question d'Alsace-Lorraine, Curtius accuse Barrès d'avoir trompé les Français sur l'état d'esprit régnant dans le "Pays d'Empire", tout comme l'a fait la presse pangermaniste. Et pour montrer quel était en réalité cet état d'esprit, il cite le discours que prononça le Pfarrer Scheer en 1914 à Lyon, mais il omet de dire – *sciemment ou non* – dans quelles circonstances. Or, le détail est extrêmement important, le pasteur Scheer parla à Lyon non pas devant un auditoire quelconque, mais dans le congrès pacifiste qui eut lieu à Lyon à la Pentecôte de 1914. Il y parla ainsi que Ruyssen, Quidde, Séverine et un délégué italien. Et en dépit du ton acerbe et brutal de l'orateur, le public très nombreux et mêlé ne parut pas accueillir ses idées comme si elles eussent rencontré en lui des idées préconçues. Seule, au contraire, la réponse du délégué de la *Paix par le Droit*, Jacques Denis, provoqua quelques murmures, lorsqu'il s'écria : *Il y a des guerres saintes* (D'après les notes d'un témoin) ». (Remarque : les italiques ont celles de la revue elle-même).

<sup>30</sup> Il convient de rappeler ici que Sénéchal connaît aussi l'Alsace, mais sous un autre angle. Après deux graves blessures au début de la guerre, qui lui ont valu de longs séjours dans les hôpitaux de Brest et d'Orléans, il a été envoyé comme « instituteur des armées » en Alsace, à Strueth, dans les environs de Dannemarie. C'est là qu'il conçoit une partie du petit ouvrage *Deutschland singt. L'Allemagne chante. Chants et poèmes de guerre allemands, publiés depuis le mois d'août 1914*. Recueillis et traduits sans commentaires par Ch. Sénéchal. Préface de M. Auguste Ehrhard, Paris, Editions de la Sirène, 1918.

<sup>25</sup> *Deutsch-französische Gespräche 1920–1950*, p. 41–42

<sup>26</sup> Lettre du 15 septembre 1924, *ibid.*, p. 78.

<sup>27</sup> Lettre du 17 septembre 1924, *ibid.*

<sup>28</sup> Collection particulière. Lettre manuscrite inédite, écrite à Marburg (Rosenberg 15 a).

Curtius est-il avisé de votre projet ?

Veuillez croire à mes sentiments cordiaux,  
André Gide »<sup>31</sup>.

Quelques jours plus tard, le 29 septembre 24, Gide écrit à nouveau à Sénéchal :

« Cher Monsieur,

Vous trouverez ci-joint, à peu près toutes les phrases citées. J'y joins votre petit index<sup>32</sup> qui vous aidera à les replacer dans le texte.

Je vous prie encore une fois de m'excuser de ne vous envoyer les volumes. J'aurais eu plaisir, si j'étais à Paris, à vous en envoyer quelques-uns. Du moins ai-je le dernier paru, sous la main, que vous recevrez par même courrier.

Je suis très heureux de voir paraître en français la belle étude de Curtius. Vous avez certainement raison : c'est une des meilleures, peut-être la meilleure qu'on ait écrite sur mon œuvre. Vous serez aimable de bien vouloir m'adresser le N° de *la Vie des Peuples* où votre traduction paraîtra.

Veuillez croire, Monsieur, à mes sentiments les meilleurs.  
André Gide ».

Sans doute flatté d'avoir trouvé en la personne de Christian Sénéchal un traducteur, et d'aider ainsi son ami Curtius, Gide est passé du « Monsieur » au « Cher Monsieur »... Quant à Curtius, il livre maintenant à Sénéchal toutes les références<sup>33</sup> qui manquaient dans son étude, précisant aussi qu'il est très

<sup>31</sup> Archives Sénéchal-Clouaire. Je remercie Marie-Claire Clouaire d'avoir mis à ma disposition ces deux lettres manuscrites inédites (15 et 29 septembre 1924, écrites à Cuverville) de Gide à son père.

<sup>32</sup> « L'index » signalé par Gide n'a pu être retrouvé. Mais cette lettre manuscrite contient deux remarques, cette fois-ci tapées à la machine : « (1) Je ne puis repérer la première citation ; et crois que le mieux serait de laisser tomber toute la phrase qui la contient. La précédente et la suivante se rejoignent fort bien. (2) Même remarque pour la seconde phrase citée. Traduire par : "qui tiennent la vie de l'esprit pour la plus importante et qui lui donnent le pas sur toute autre". »

<sup>33</sup> Collection particulière. Lettre inédite dactylographiée en date du 10 décembre 1924, écrite à Heidelberg, Scheffelstr. 4 : « Sehr geehrter Herr, | Ich beeile mich, Ihre Fragen zu beantworten. | 1. Das Citat auf p. 52 ist aus Hofmannsthal *Der Tor und der Tod*. | 2. Der Satz auf p. 47 lautet auf französisch : "L'émotion que nous donna la vie, c'est celle-là que je veux dire". Er stammt aus einer der frühen Schriften von Gide vor 1900. Die Stelle kann ich momentan nicht finden. | 3. "Sie bewegt sich im Medium des Gedankens". Medium hat hier natürlich nicht den Sinn von Somnambule, sondern bedeutet ungefähr dasselbe wie Sphäre, Ebene, Schicht. Diese Kunst bleibt sozusagen immer innerhalb der Gedanklichkeit. | 4. "zuzuwachsen" auf p. 45 hat den Sinn von "durch sein Wachstum sich einfügen" oder sich zu solcher Bedeutung entwickeln, daß die Zukunft ihn als grossen Schriftsteller zählen wird. | 5. S. 62 :

intéressé par les écrits de Sénéchal sur « Balzac et Duhamel »<sup>34</sup>, le remerciant pour « le grand soin qu'il apporte à cette traduction », pleinement conscient du fait que cette traduction lui aura ravi de « précieuses heures » qu'il aurait pu consacrer à ses propres travaux. Revirement total de la part de Curtius... Puis, quand la traduction de Sénéchal paraît dans *la Vie des Peuples* sous le titre « Curtius : André Gide vu par un critique allemand » en mars 1925<sup>35</sup>, c'est Curtius qui deux mois plus tard, le 1<sup>er</sup> mai 1925, demande à Sénéchal :

« Sehr geehrter Herr

Würden Sie mir die Freude machen, mir Ihre Übersetzung meines Artikels über Gide zugehen zu lassen ? Ich bekam ihn erst vor einigen Tagen zufällig in der Provence bei André Gide<sup>36</sup> zu Gesicht. Gide lobte Ihre Übersetzung sehr, und hält es für wünschenswert, dass das ganze Buch übersetzt würde. Aber es wird schwer sein, einen Verleger zu finden. Grasset ?

Mit besten Empfehlungen

Ihr sehr ergebener ER Curtius »<sup>37</sup>

"das Tabu der Verdrängungen" ist ein Ausdruck aus dem Sprachgebrauch der Psychoanalyse. | Ich mache Sie aufmerksam, daß auf p. 77 der ersten Auflage der *Wegbereiter* Zeile 4 von unten sich ein Druckfehler befindet : statt "Egoismus" soll es "Egotismus" heissen. | Auch ich bedauere sehr, dass ich nicht Gelegenheit hatte, Sie in Pontigny kennen zu lernen. Vielleicht wird es ein anderes Mal möglich sein. | Ihre literarischen Pläne interessieren mich sehr, sowohl die Balzararbeit wie die über Duhamel. / Ich bemerke eben noch zwei Fragen aus der Nachschrift Ihres Briefes : | 1. Das Goethe-Citat auf pp. 66/7 ist aus *Wilhelm Meister : Lehrjahre*, 8. Buch, 5. Kapitel. [Curtius a ajouté cette référence à la main]. | 2. Die Polarität, von der ich auf p. 66 spreche, meint dasselbe wie der Ausdruck "Doppelheit der Lebensrichtung". Diese Polarität bedingt das Sein von Gide in dem Sinne, dass sein Schaffen aus dieser Spannung hervorgeht. | Ich danke Ihnen sehr für die grosse Sorgfalt, die Sie der Übersetzung gewidmet haben und weiss sie um so mehr zu würdigen, als ich annehme, dass dadurch Ihren eigenen Arbeiten manche kostbare Stunde entzogen wurde. | Mit den besten Empfehlungen | Ihr sehr ergebener | ER Curtius ».

<sup>34</sup> « Georges Duhamel I », *La Vie des Peuples*, n° 51, 10 juillet 1924, p. 456-483 ; « Georges Duhamel II : le romancier », *ibid.*, n° 52, 10 août 1924, p. 681-713. Son projet d'écrire un essai sur Balzac n'a, semble-t-il, pas abouti, bien qu'il ait pris contact avec Stefan Zweig à propos de la recherche balzacienne en Allemagne et Autriche. Voir la réponse de Zweig à Sénéchal du 9 février 1925, Fonds H. Hofer, NAF 28914, BnF.

<sup>35</sup> « Curtius : André Gide vu par un critique allemand », *La Vie des Peuples*, n° 59, 10 mars 1925, p. 402-445. Dans le cahier précédent, Sénéchal avait consacré un long article à Curtius lui-même, intitulé : « Ernst Robert Curtius », n° 58, 10 février 1925, p. 255-266.

<sup>36</sup> Lettre manuscrite (inédite) de remerciements de Gide à Sénéchal, datée du 28 mars [1925], écrite à Brignoles : « Cher Monsieur | On me renvoie de Cuverville la *Vie des Peuples*, où je lis votre traduction de l'étude de Curtius, avec un intérêt et un plaisir très vifs – je ne veux point vous le laisser ignorer et vous prie de croire à mes sentiments reconnaissants et bien cordiaux | André Gide ». Archives Sénéchal-Clouaire.

<sup>37</sup> Collection particulière. Lettre manuscrite inédite sur papier à en-tête : « Professor Ernst Robert Curtius | Heidelberg, Scheffelstrasse 4 ».



Curtius qui, en 1931, prétend avoir, dans le passé, trop souvent répondu aux sollicitations de Sénéchal « par manque d'expérience », n'est pas un « débutant » en 1925<sup>38</sup>, quand cette même année d'aucuns n'hésitent pas à « le classer aux yeux des plus compétents parmi les quatre ou cinq critiques européens » et à le considérer comme « un des hommes les plus charmants et les plus vivants qui soient »<sup>39</sup>.

Ces quelques nouvelles pièces au dossier Sénéchal-Curtius permettent de mieux comprendre le profond dépit qu'éprouve Sénéchal devant la réponse de Curtius en 1931. Considéré par nombre de ses contemporains comme un homme sensible, déférent, respectueux de la personnalité d'autrui, comme l'ami des poètes, et selon le mot de Jules Supervielle comme « le plus scrupuleux des critiques<sup>40</sup> », Sénéchal a peut-être lui-même compris, dans son for intérieur, que Curtius traversait une crise grave... rejoignant en quelque sorte l'avis de son ami Romain Rolland déclarant au lendemain de cette affaire : « Curtius devient un cas pathologique : les compliments intéressés de la N.R.F. lui ont tourné la tête<sup>41</sup> ».

Il est souvent difficile de sonder les cœurs et d'analyser les motivations qui expliquent l'acrimonie, mais le moins que l'on puisse dire est que le débat sur les relations intellectuelles entre la France et l'Allemagne est souvent comme perverti par les rivalités et jalousies personnelles. Sur la question de savoir s'il y a des différences intellectuelles entre les nations ou si au contraire ce qui les unit l'emporte sur ce qui les distingue, il y a des êtres humains qui jouent à la guerre ou croient en la paix, mais ils sont comme maltraités par les forces de l'histoire.

<sup>38</sup> « Vielleicht habe ich damals, unerfahrener Neuling, der ich war, den Fehler begangen, das eine oder das andere seiner ellenlangen Belehrungsschreiben zu beantworten ».

<sup>39</sup> « Ernst Robert Curtius et les lettres françaises en Allemagne », *Chronique des lettres françaises*, n° 17, 3<sup>e</sup> année, septembre 1925, p. 683.

<sup>40</sup> Lettre de Jules Supervielle à André Spire du 20 décembre 1930, citée in Jules Supervielle, *Œuvres poétiques complètes*, édition publiée sous la direction de Michel Collot, Bibliothèque de La Pléiade, Gallimard, 1996, note 1, p. 807. Peu de temps avant sa mort, Sénéchal publiera le tout premier ouvrage consacré à Supervielle : *Jules Supervielle, poète de l'univers intérieur : essai précédé de vers inédits du poète* « Compagnons du silence », Paris, Librairie des Lettres/J. Flory, 1939, 239 pages.

<sup>41</sup> Sur les relations Curtius-Rolland, voir Bernard Duchatelet, « La correspondance Curtius – Romain Rolland », in Jeanne Bem et André Guyaux (dir.), *Ernst Robert Curtius et l'idée d'Europe*, Paris, Honoré Champion, 1995, p. 145–165. Lettre du 12 octobre 1931, souvent citée dans les ouvrages ou articles. Un ouvrage consacré à Christian Sénéchal suivi de sa correspondance avec Romain Rolland et André Spire est actuellement en préparation.



Fig. 1 : Christian Sénéchal vers 1930 (Fonds Clouaire-Sénéchal)

## TransPacífico

### Unsichtbare Kontinente und Archipele der Sichtbarkeit in den Literaturen zwischen Asien und Amerika

Ottmar Ette (Potsdam)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Der Aufsatz entwirft anhand der polyvalenten literarisch-ästhetischen wie literaturtheoretischen Beziehungen zwischen Jean-Marie Gustave Le Clézio, Claude Lévi-Strauss, Édouard Glissant und Khal Torabully eine Landschaft der Theorie, die sich ausgehend von einer beweglichen *Insel-Welt* hin zu einer *Inselwelt* im transarchipelischen Sinne entwickelt. Die geographische und kulturelle Diversität des Südpazifiks wird hierbei nicht kontinental gedacht, sondern *poly-nesisch*, da sie die Polyrelationalität von Mensch und Natur innerhalb von komplexen Globalisierungsprozessen zur Darstellung bringt. In der poetischen Verdichtung oszillieren die Tropen multivektoral, um eine symbiotische Form des ZusammenlebensWissens zu ermöglichen.

**SCHLAGWÖRTER:** Le Clézio, Jean-Marie Gustave; Glissant, Édouard; Torabully, Khal; Lévi-Strauss, Claude; Transarchipel; Pazifik; Landschaft; Insel; Literaturtheorie; Coolitude

Der Literaturnobelpreisträger Jean-Marie Gustave Le Clézio hat in seinem 2006 erschienenen Reisetext<sup>1</sup> *Raga: approche du continent invisible* (Raga – Annäherung an den unsichtbaren Kontinent) den ozeanischen Raum als seine Landschaft der Theorie<sup>2</sup> gewählt und das bewegliche Bild einer Insel-Welt und Inselwelt entworfen, die durch die transarchipelischen Beziehungen zwischen den einzelnen Inseln und Inselgruppen charakterisiert wird<sup>3</sup>. Diese Annäherung an den „unsichtbaren Kontinent“, der ausschließlich aus

<sup>1</sup> Zu literarischen Inszenierungsformen des Reisens bei Le Clézio vgl. Bernadette Rey Mimoso-Ruiz, Hrsg., *J.M.G. Le Clézio. Ailleurs et origines: parcours poétiques*. Actes du Colloque 9, 10 & 11 décembre 2004 (Toulouse: Editions Universitaires du Sud, 2006); Isa Van Acker, *Carnets de doute: variantes romanesques du voyage chez J.M.G. Le Clézio* (Amsterdam und New York: Rodopi, 2008); sowie Claude Cavallero, *Le Clézio: témoin du monde. Essai* (Paris: Editions Calliopées, 2009).

<sup>2</sup> Vgl. zu diesem Konzept die Kapitel 1 (dritte Dimension des Reiseberichts), 2 und 11 von Ottmar Ette, *Literatur in Bewegung: Raum und Dynamik grenzüberschreitenden Schreibens in Europa und Amerika* (Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2001).

<sup>3</sup> In vielen Werken Le Clézios stehen Uferlandschaften für die „Utopie einer anderen Welt“ ein; vgl. hierzu Luc Resson und Bruno Tritsmans, „Ecritures du rivage: mythes, idéologies, jeux“, *L'Esprit Créateur* (Baton Rouge) LI, 2 (2011): 1.

den Inseln und den diese verbindenden Meeren besteht, geht dabei von einer höchst komplexen und aus verschiedenen Zeiten entstammenden und nur aus unterschiedlichen Logiken heraus verstehbaren Vielverbundenheit aus, die vorwiegend, aber keineswegs ausschließlich von der Insel Raga beziehungsweise Pentecoste, der Pfingstinsel im Archipel des jungen südpazifischen Inselstaates Vanuatu, her entworfen wird.

Die keineswegs allein geographisch, sondern kulturell begründete Diversität der Geschichte(n) innerhalb des südpazifischen beziehungsweise ozeanischen Raumes wird immer wieder betont. So heißt es etwa im Kapitel „L'art de la résistance“ (Die Kunst des Widerstands):

Gibt es heute ein „pazifisches“ Bewusstsein (wie man von einem „lateinamerikanischen“ oder „afrikanischen“ Bewusstsein sprechen könnte)? Die extreme Zerstückelung dieses unermesslichen maritimen Raumes und der gemeinsame Kampf gegen die Kolonialmächte scheinen Bande zwischen den Völkern geknüpft zu haben.

Zahlreiche Inseln sind noch heute unter Vormundschaft oder gar unter einem kolonialen Regime: der Tahiti-Archipel, die Markisen-Inseln, die Loyalty-Inseln oder Neu-Kaledonien, ebenso Hawaii, Guam, Samoa. Andere sind mit größerem oder geringerem Erfolg zur Unabhängigkeit gelangt – und haben nun die Schwierigkeiten der Autonomie kennengelernt, also Arbeitslosigkeit, wirtschaftliche Unterentwicklung, die Übermacht der Industriestaaten oder der rücksichtslose Tourismus. Aber die Informationen zirkulieren. Es entstehen Bande zwischen den Inseln, zwischen den Archipelen. Selbstverständlich geht es dabei vor allem um wirtschaftliche Interessen, um Marktchancen.

Gleichwohl zeichnet sich ein anderer Typus von Beziehungen ab, etwas, das aus Erinnerungen, Gefühlen besteht. Vielleicht ist etwas übrig von den alten Schwingungen, etwas vom Klang der Schlitztrommeln, der von Insel zu Insel drang, von den Masken, den Tätowierungen, den auf die Erde gezeichneten ruerues oder von dieser undeutlichen und fluktuierenden Stimme der Mythen, welche früher diese Völker vereinigten, von einem Rand zum anderen in diesem unendlichen Ozean.<sup>4</sup>

Der Text lässt Inseln und Archipele in einem endlosen Ozean entstehen, die in ihrer geschichtlichen, kulturellen und sprachlichen Verschiedenartigkeit einen Bewegungs-Raum abstecken, innerhalb dessen alles mit allem verbunden werden kann. So entsteht ein *anderer Typus* von Kontinent: ein Kontinent, der aus Inseln gemacht ist, die alles Kontinuierliche ebenso unterlau-

<sup>4</sup> J.M.G. [Jean-Marie Gustave] Le Clézio, *Raga: approche du continent invisible* (Paris: Seuil, 2006), 109.

fen wie alles im traditionellen Sinne Kontinentale. Hier wird nicht ein Kontinent so als Insel gedacht, wie man die Kontinente Australien oder Amerika als riesige Inseln ansprechen könnte, sondern gleichsam *poly-nesisch* eine Polyrelationalität zugleich vorgefunden und erfunden, die auf der Alltagsebene zunehmend erlebt und auch gelebt werden kann. In diesem Dreieck von Vorgefundenem, Erfundenem und Erlebtem oder noch zu Lebendem entsteht eine aus der Landschaft heraus destillierte Theorie, innerhalb derer ein Kontinent als eine sich ständig neu aufeinander beziehende transarchipelische Polylogik verstanden werden kann und verstanden werden soll. Dieser Kontinent neuen Typs ist unsichtbar und gleichwohl real, ragt aus den Wassern empor und ist doch in ihnen wie durch sie verbunden.

Der reale Jean-Marie Gustave Le Clézio bezieht sich in seinem Text über *Raga* auf eine nicht weniger reale Reise, die er als Teil des von Édouard Glissant, dem berühmten, Anfang 2011 verstorbenen martinikanischen Dichter und Kulturtheoretiker initiierten Projekts *Les peuples de l'eau* (Die Völker am Wasser) unternahm. Er nutzte dabei zum Teil die Möglichkeit, an Bord der Fregatte *La Boudeuse* – der Name dieses Schiffes nimmt jenen des Flaggschiffs der Expedition von Bougainville in die Südsee geradezu augenzwinkernd wieder auf – die ozeanische Inselwelt zwischen den Kontinenten Amerikas, Asiens und Australiens kennenzulernen. Dieser Dreimaster, dessen Name folglich direkt und unübersehbar auf die großen Entdeckungsreisen des 18. Jahrhunderts in den pazifischen Raum und damit auf die zweite Phase beschleunigter Globalisierung verweist, war 2004 von Korsika aus zu einer Weltumsegelung aufgebrochen, zu der für einzelne Teilabschnitte zwölf Schriftsteller und Journalisten eingeladen wurden, die jeweils an einer der Expeditionen teilnahmen.

Wenn schon früh in Le Clézios *Raga* die stolze Silhouette der „außerordentlichen *Boudeuse*, auf der ich einen Teil meiner Reise unternahm“, in einer Bucht vor der Insel liegend eingeblendet wird<sup>5</sup>, dann ist es keineswegs ein Zufall, wenn die Insel Raga am Ende des Bandes „vom Bordfenster der zweimotorigen Canadair von Vanair aus“ aus dreitausend Meter Höhe ein letztes Mal gesehen wird<sup>6</sup>. Der Text verknüpft hier sehr bewusst die entscheidenden Fortbewegungsmittel der zweiten und der vierten Phase beschleunigter Globalisierung, die Fregatte und das Flugzeug, miteinander, um damit zugleich Kontinuitäten und Diskontinuitäten in den Blick zu nehmen. Die

<sup>5</sup> Le Clézio, *Raga*, 56.

<sup>6</sup> Le Clézio, *Raga*, 122.

nicht mit Le Clézio zu verwechselnde Erzählerfigur weiß sich als Teil dieser Kontinuitäten, weiß sich als Teil dieser Brüche, die sich doch immer noch als vektorisierte, die alten Bewegungen in die neuen einispisenden Dynamiken verstehen lassen.

Ebenso wenig ist es überraschend, dass in *Raga* das Bild von *La Boudeuse* vom so ganz anderen Bild der Dampfschiffe jener *Blackbirders* abgesetzt wird, die vor allem in den letzten Jahrzehnten des 19. und bis weit über die Wende zum 20. Jahrhundert hinaus mit ihrer barbarischen Menschenjagd nach billigen und letztlich versklavten Arbeitskräften die ozeanische Inselwelt heimsuchten und entvölkerten.<sup>7</sup> In diese Zeit der dritten Phase beschleunigter Globalisierung fällt die bislang wohl dunkelste Epoche jener rücksichtslosen Ausplünderungen, die zunächst im großen Stil von England und Frankreich, bald aber auch von den USA, Australien und (zumindest vorübergehend) dem Deutschen Reich aus ins Werk gesetzt wurden. Im weiteren Verlauf dieses Kapitels wird auf diese Verbindungen zwischen der ersten, der zweiten, der dritten und der vierten Phase beschleunigter Globalisierung in Le Clézios *Raga* noch einmal ausführlicher zurückzukommen sein.

Jedoch erscheint es an dieser Stelle als noch dringlicher, auf jene Passagen im Text des französischen Schriftstellers aufmerksam zu machen, welche die buchstäbliche Eroberung der ozeanischen Inselwelt durch weitgereiste Anthropologen und Wissenschaftler, aber auch Sensationsreporter, Filmmacher und Geschichtenerzähler unterschiedlichster Couleur ins Bewusstsein einer weltweiten, aber gewiss auch europäischen und französischen Leserschaft zu rufen versuchen. Waren es nicht sensationslüsterne Filmemacher, die 1962 mit einem „Doku-Schocker“ den gesamten Raum für die Europäer in eine „verlorene Welt“ von „Kannibalen“ verwandelten, die als „Überlebende aus der Steinzeit“ noch gänzlich von der Magie geprägt seien und von der Zivilisation nichts wüssten?<sup>8</sup> Zum Schlimmsten aber zählten auch „jene patriotischen Schriften der Kolonialzeit, als sich die Großmächte um den Besitz der Inseln und ihrer Bewohner bekriegten, wie etwa *Erromango* von Pierre Benoit, das in der Zwischenkriegszeit erschien und wo dieser Autor „das französische Schicksal der Neuen Hebriden“ unterstreicht“<sup>9</sup>. Und

<sup>7</sup> Kritik an einigen Fehlern, die Le Clézio bei derartigen historischen Rückblicken unterliefen, äußerte Gilles Bounoure in seiner Rezension von *Raga* in *Le Journal de la Société des Océanistes* (Marseille) 125 (2007): 337.

<sup>8</sup> Le Clézio, *Raga*, 121.

<sup>9</sup> Le Clézio, *Raga*, 121.

habe – so die Erzählerfigur in *Raga* – „in seiner Folge nicht ein Journalist in den sechziger Jahren Neu-Kaledonien als den größten Flugzeugträger der französischen Marine bezeichnet?“<sup>10</sup>

Zweifellos waren diese für die Bewohner Ozeaniens, aber auch anderer Teile der Tropen bedrohlichen Entwicklungen schon weitaus früher absehbar gewesen. Denn bereits Mitte des 20. Jahrhunderts arbeitete der französische Anthropologe und Mythenforscher Claude Lévi-Strauss in einem beeindruckenden kleinen Band heraus, wie weit die Zerstörung der längst traurig gewordenen Tropen gleichsam transtropisch fortgeschritten war. Nicht umsonst tauchte schon zu Beginn der nachfolgend zitierten Passage der Verweis auf jenes militärische „Wunderwerk“ des Flugzeugträgers auf, in dem sich die Entwicklungslinien des Dampfschiffs und des Flugzeugs miteinander verbinden und es den Weltmächten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erlaubten, die Insel-Strategie der iberischen Mächte der ersten Phase beschleunigter Globalisierung mit Hilfe dieser neueren Transportmittel aus der dritten Phase zu modernisieren und auf einen neuen technologischen Stand zu heben, wie er im militärischen Kontext für die vierte Globalisierungsphase kennzeichnend werden sollte. Im Kapitel „La Quête du Pouvoir“ (Die Suche nach Macht) liest man bereits Mitte der fünfziger Jahre in einer brillanten Analyse des Mythologen und strukturalistischen Zeichenlesers:

Wie könnte heute, wo die polynesischen Inseln in Beton versenkt in Flugzeugträger verwandelt wurden, die schwer auf dem Grund der Südsee verankert sind, wo ganz Asien das Antlitz eines Krankenreviers angenommen hat, wo die Armenviertel Afrika auffressen, wo die kommerzielle und militärische Luftfahrt die naive Schönheit des amerikanischen oder melanesischen Urwalds entstellt, noch bevor sie dessen Jungfräulichkeit zerstören könnte, wie also könnte heute die vorgegebene Evasion der Reise etwas anderes erreichen, als uns mit den unglücklichsten Formen unserer historischen Existenz zu konfrontieren? Dieser großen abendländischen Zivilisation, die Wunder geschaffen hat, die wir genießen, ist es sicherlich nicht gelungen, sie ohne ihren Widerpart hervorzubringen. Wie bei ihrem berühmtesten Werk, an dem sich Architekturen von einer unbekanntenen Komplexität entfalten, fordern die Ordnung und Harmonie des Abendlands die Eliminierung einer ungeheuren Masse schädlicher Nebenprodukte, die unsere Erde längst infiziert haben. Was ihr, ihr Reisen, uns zunächst und in erster Linie zeigt, ist unser Abfall, ins Gesicht der Menschheit geschleudert.<sup>11</sup>

<sup>10</sup> Le Clézio, *Raga*, 121.

<sup>11</sup> Claude Lévi-Strauss, *Tristes Tropiques* (Paris: Plon, 1984), 36.

Der in den Augen der Europäer noch fortbestehende Zauber der alten Entdeckungsreisen – und die *Traurigen Tropen* werden nicht müde, seinen nunmehr der Vergangenheit angehörenden Glanz ein letztes Mal zu beschwören – hat nach gerade erst überstandem Zweiten Weltkrieg und am Vorabend der vierten Phase beschleunigter Globalisierung einem Entsetzen angesichts all jener Zerstörungen Platz gemacht, welche die tropischen Inselwelten wie ganze Kontinente im globalen Maßstab erfasst haben. Daher verwundert es nicht, dass Claude Lévi-Strauss in seinem auf Brasilienaufenthalte zwischen 1934 und 1939 zurückgehenden und 1955 erschienenen Band *Tristes Tropiques* auch den rhetorischen Figuren und Figurationen der Tropen ausgehend von konkreten Reisebewegungen seiner Erzählerfigur nachspürte. Im ersten, bedeutungsvoll mit „Das Ende der Reisen“ (*La fin des voyages*) überschriebenen Teil seines Bandes findet sich unter der Überschrift „Abreise“ ein denkwürdiges *incipit*:

Ich hasse die Reisen und die Forschungsreisenden. Und gleichwohl stehe ich nun im Begriff, von meinen Erfahrungen zu erzählen. Aber wieviel Zeit brauchte ich, um mich dazu durchzuringen! Fünfzehn Jahre sind vergangen, seit ich zum letzten Mal Brasilien verlassen habe, und während all dieser Jahre habe ich mir oft vorgenommen, dieses Buch anzugehen; und jedesmal haben mich eine Art von Scham und Abscheu daran gehindert.<sup>12</sup>

Der oftmals poetisch verdichtete Band über die Tropen oszilliert in ständigen Wendungen und Richtungswechseln zwischen dem Schreiben und dem Nicht-Schreiben, dem Reisen und dem Nicht-Reisen, der Geste des Entdeckens und der Scham im Bewusstsein des eigenen Anteils an der von Europäern weltweit verübten Zerstörung. Traurig werden diese Tropen in einem ästhetisch durchdachten Spiel von Spiegelungen entworfen, in welchem die (rhetorische) Figur des europäischen Entdeckers in einem rousseauistisch eingefärbten Ethnologen und Tropenforscher reflektiert wird, der sich als letztes Glied einer langen Kette der Entdecker, Forscher und Zerstörer zu begreifen beginnt.

In manchen Lesern mag da Unbehagen aufkeimen. Denn demontiert hier nicht ein Protagonist der Globalisierung, der an ihr als Reisender wie als Wissenschaftler Anteil hat, jene Mythen, die sich von der ersten Phase beschleunigter Globalisierung bis in die Gegenwart von Lévi-Strauss gehalten haben? Die reiche Fülle der Tropen blitzt in ihrer Diversität an Völkern, Lebensbedingungen und Kulturen just in jenem Augenblick auf, in dem die von den

<sup>12</sup> Lévi-Strauss, *Tristes Tropiques*, 9.

Europäern ausgehende Destruktion zur Falle geworden ist und ihr Werk zu vollenden scheint: Alles ist dem unwiderruflichen Untergang geweiht, das Ende der Tropen steht unmittelbar bevor. Wird hier nicht der Strukturalist Claude Lévi-Strauss zum Dekonstruktivist *avant la lettre*?

Doch das *Nevermore*, das alle Seiten dieses Bandes durchzieht, reißt an einer Stelle dieses Reiseberichts am Ende aller Reisen auf: Ein allerletztes Mal noch bietet sich dem Forscher des 20. Jahrhunderts jene unerhörte Möglichkeit, die sich den Columbus und Juan de la Cosa, den Vespucci und Villegaignon, den Alvar Núñez Cabeza de Vaca oder Hans Staden lange Jahrhunderte zuvor so oft und so eindrucksvoll geboten hatte:

Es gibt für den Ethnographen keine aufregendere Perspektive als jene, der erste Weiße zu sein, der in eine indigene Gemeinschaft eindringt. Bereits 1938 ließ sich diese höchste Entlohnung nur noch in wenigen Weltregionen erringen, die so selten geworden waren, daß man sie an den Fingern einer Hand abzählen konnte. Seither haben sich diese Möglichkeiten weiter verringert. Ich werde also die Erfahrung der alten Reisenden von neuem erleben und damit zugleich jenen entscheidenden Augenblick des modernen Denkens, an dem dank der großen Entdeckungen eine Menschheit, die sich völlig und vollständig glaubte, plötzlich – als wäre es eine Gegen-Enthüllung – die Ankündigung erhielt, daß sie nicht alleine war, daß sie Teil einer umfassenderen Einheit war, und daß sie zunächst, um sich überhaupt zu kennen, ihr verkennbares Bild in diesem Spiegel betrachten mußte, dessen von den Jahrhunderten vergessener Teil für mich allein seinen ersten und letzten Widerschein werfen sollte.<sup>13</sup>

Die Erfahrung dieses „einzigsten totalen Abenteuers, das sich der Menschheit anbietet“<sup>14</sup>, öffnet sich im Zeichen jenes welthistorischen Prozesses, der mit Christoph Columbus, Juan de la Cosa, den Brüdern Pinzón oder Amerigo Vespucci begann, auf ein Bild völliger Zerstörung – in gewisser Weise so, wie es Las Casas' kurzgefaßter Bericht über die grauenvollen Zerstörungen in den Kolonien, seine *Brevísima relación de la destrucción de las Indias*, bereits auf für das europäische Gedächtnis unvergessliche Weise entworfen hatte. Europa wusste, was es zerstörte, ohne doch zu kennen, was es nie mehr geben sollte. Das Ende der Tropen und ihrer Bewohner war seit Beginn des 16. Jahrhunderts nicht zuletzt auch eine Trope des europäischen Denkens und Schreibens: in Hayden Whites Sinne in der Form der Tragödie, mit deutlichen Übergängen zur Apokalypse. Früh schon wurden die Tropen von den

<sup>13</sup> Lévi-Strauss, *Tristes Tropiques*, 387.

<sup>14</sup> Lévi-Strauss, *Tristes Tropiques*, 82.

Europäern nur insofern als Fülle erfahren, als sie stets auch zugleich als Falle gefühlt werden konnten.

Auf der Grundlage eben dieses Mechanismus wird in einer entscheidenden Passage von *Tristes Tropiques* ein letzter, von der europäischen Zivilisation noch nicht erfasster Stamm „entdeckt“ und damit zugleich „verdeckt“, zum Verschwinden gebracht: für immer ausgelöscht. Im Verschwinden der Tupi-Kawahib zeigt sich nicht zuletzt auch das Desaster eines europäischen Dursts nach einem Wissen, das nicht auf ein Wissen vom Zusammenleben mit dem Anderen gerichtet ist und dessen globales Triumphieren mit allen zu Gebote stehenden literarischen Mitteln als globales Scheitern vorgeführt wird. Wir hatten bei unserer Untersuchung der zweiten Phase beschleunigter Globalisierung bereits gesehen, wie diese höchst problematische Dimension der Zerstörung durch ein absolutes Wissen-Wollen bereits von Cornelius de Pauw in aller Deutlichkeit erkannt und gegeißelt worden war.

Nicht mehr die Karavellen, wohl aber die Flugzeuge skizzieren Kartographien und Choreographien, aus denen die Regenwälder und Urwälder dieses Planeten Stück für Stück verschwinden: Das Gesicht der Welt entstellt. Die Tropen des Diskurses signalisieren planetarische Räume, die nicht allein im Zeichen der Fülle, sondern im Zeichen einer apokalyptischen Falle stehen – einer Apokalypse, die gewiss nicht mehr nur die amerikanischen Tropen, sondern die Tropenwelt überhaupt transtropisch erfasst. Eine Menschheit, die sich in der Fülle ihrer Möglichkeiten wähnt, sitzt in der Falle, in ihrer Falle.

So ist Amerika allein von Amerika aus nicht mehr zu begreifen. Denn die Erzählerfigur in Lévi-Strauss *Taurigen Tropen* zeigt auf, wie vor dem Hintergrund der Zerstörung der Tropen Amerikas, Asiens und Afrikas die Entwicklungen in den Amazonasgebieten nur aus der weltumspannenden Dimension der Tropen heraus noch verstanden werden können. Dies stellt, wie wir sahen, keineswegs ein neues Phänomen dar: Denn bereits im 16. Jahrhundert bauten die iberischen Mächte jene weltweiten Infrastrukturen auf, die Mexico über den Hafen von Veracruz und die Karibik nicht nur transatlantisch mit Europa verbanden, sondern über den Hafen von Acapulco und die Philippinen transpazifisch mit dem Handel in Asien verknüpften<sup>15</sup>. Die europäischen Sammlungen von Reiseberichten wie etwa die höchst einflussreiche von Giovanni Ramusio konzentrierten sich am Ausgang der ersten

<sup>15</sup> Vgl. hierzu ausführlich Serge Gruzinski, *Les Quatre Parties du monde: histoire d'une mondialisation* (Paris: Éditions de la Martinière, 2006).

Phase beschleunigter Globalisierung nicht auf einzelne Kontinente oder Regionen, sondern enthielten neben Reisen in die Neue Welt ganz selbstverständlich auch Berichte über die Tropen in Afrika und Asien.

Die disziplinären und mehr noch disziplinierenden Ordnungen unserer Wissenschaften haben – von der Anthropologie und Ethnologie über die Geschichtswissenschaft bis hin zu den Philologien – im 19. und 20. Jahrhundert diese Zusammenhänge weiter in den Hintergrund gedrängt und dank ihrer Spezialisierung auf einzelne Areas verschleiert, ja zum Verschwinden gebracht. Es ist heute zweifellos an der Zeit, nicht nur im Bereich der Klimatologie die Tropen transtropisch zu verstehen und die auch in Zukunft notwendigen Area Studies durch TransArea Studies anders auszurichten und neu zu perspektivieren. Zugleich sind territorial verankerte Geschichtsauffassungen durch vektoruell fundierte Formen von Bewegungsgeschichte zu erweitern und zu transformieren. Denn wir kommen an einer schlichten Tatsache nicht länger vorbei: Die Geschichte(n) und Kultur(en) Europas sind ohne die Einbeziehung transarealer Prozesse ebenso wenig zu verstehen wie etwa das Klima Norwegens ohne den Golfstrom aus den Tropen. Nur in diesem vektoriiellen Sinne lassen sich die Archipele der Sichtbarkeit zu neuen, nur auf den ersten Blick noch unsichtbaren Kontinenten (und Kontinuitäten) zusammenfügen.

### 1. Die magnetische Insel in einem weltweiten Polynesien

In seinem erstmals im November 2007 veröffentlichten Prosatext *La terre magnétique: les errances de Rapa Nui, l'île de Pâques* (Das magnetische Land. Die Irrfahrten der Osterinsel Rapa Nui), der im Rahmen der vom Verfasser selbst herausgegebenen und bereits erwähnten Buchreihe „Peuples de l'Eau“ erschien, entwarf der martinikanische Dichter, Kulturtheoretiker und Philosoph Édouard Glissant das literarische Bild einer Insel, die sich auf verschiedensten Ebenen – wie es schon der Untertitel dieses Werkes ankündigte – in unsteter Bewegung befindet. Diese „Irrfahrten“ der Osterinsel inmitten der sie umgebenden Meeresflächen (aus amerikanischer Sicht) weit draußen im Pazifik stehen dabei stets im Zeichen des Weltweiten, eines den gesamten Planeten umfassenden Koordinatensystems, innerhalb dessen die Insel zum im mehrfachen Sinne *verrückten* Fokus, ja zum sichtbaren Bezugspunkt des gesamten Erdballs, eben der *terre*, wird:

Die Zugvögel bringen das Ei hierher, das erste Ei (das die Welt enthält) garantiert, nachdem man die Meeresströmungen und das Schwindelgefühl der

Lüfte beherrscht hat, die Macht für das laufende Jahr. Ebenso nimmt der runde, heilige Stein, den man *den Nabel der Welt* nennt, in etwa die Form eines Eis an, er ist poliert und aus einer Materie gemacht, die man anderswo auf der Insel nicht findet; und er befindet sich am Meeresufer und nicht im Zentrum des Landes (*terre*). Er liegt am Zusammenfluß der Winde mit der Meeresströmungen.<sup>16</sup>

Besitzt die Welt also doch ein verborgenes Zentrum? Man würde den Kulturtheoretiker der *Poétique de la Relation*<sup>17</sup> gründlich missverstehen, wollte man in dieser Passage die Abkehr von einem Denken vermuten, das sich über lange Jahrzehnte vehement gegen Strukturen zur Wehr setzte, die alles und alle zu zentrieren suchten. Denn dieser „Nabel der Welt“, von dem wir gleich eingangs erfahren, dass ihn von weither über den Pazifik gekommene japanische Pilger aufsuchen und verehren<sup>18</sup>, bildet für Glissant sehr wohl einen Kreuzungspunkt aller Konfluenzen von Wasser, Luft und Erde, bündelt ein planetarisches Beziehungsgeflecht der vier Elemente, das zwischen den Luft- und den Meeresströmungen am Rande des magnetischen Landes der Osterinsel in einer dezentrierten Position entstand und mit einem alten Mythos verwoben wird, demzufolge die Zugvögel das Ei, das die Welt enthält, hierher, auf dieses Eiland, gebracht hätten. Rapa Nui, die Osterinsel, wird von all jenen Bewegungen erzeugt, welche dieses Ei-Land durchqueren.

Doch Rapa Nui bildet kein übergeordnetes Zentrum, demgegenüber alles andere bloße Peripherie wäre. Die Insel liegt weit draußen im Meer. Zugleich lässt der lyrische und vielfach fragmentierte Text Édouard Glissants von Beginn an keinen Zweifel aufkommen: Dieses Land ist mit der ganzen Welt, mit dem gesamten Erdkörper auf intimste Weise verbunden und verwoben. Die Osterinsel ist *ein* Mittelpunkt – aber in Form eines Schnittpunktes ohne Hierarchie, ohne Peripherie, ohne zentrierende Hysterie.

Die nur den Zugvögeln, nicht den Menschen bekannten Wege der Insel als Schiff auf einer Irrfahrt bewirken, dass die Insel *zugleich* von Dauer und vergänglich, dauerhaft und flüchtig ist: „Die Insel ist ephemer und verloren.“<sup>19</sup> In diese flüchtige Beständigkeit, die gewiss auch jene der Literatur und des Schreibens selbst ist, schreiben sich die plattentektonisch getriebenen Be-

<sup>16</sup> Édouard Glissant, *La terre magnétique: les errances de Rapa Nui, l'île de Pâques*. En collaboration avec Sylvie Séma (Paris: Seuil, 2007), 39.

<sup>17</sup> Vgl. Édouard Glissant, *Poétique de la Relation* (Paris: Gallimard, 1990).

<sup>18</sup> Glissant, *Poétique de la Relation*, 17.

<sup>19</sup> Glissant, *Poétique de la Relation*, 42.

wegungen der Insel wie der Vorstellungen und Phantasien ihrer Bewohner ein:

Die Insel wandert, und niemand weiß, wieviele Zentimeter im Jahr, und so wird sie vielleicht das Schicksal der archipelischen Länder erfahren, die eines Tages, von dem ebenfalls niemand weiß, von den unvermeidlichen Reibungen zwischen den Platten in die Tiefe gerissen werden, und das Imaginäre der Bewohner der Osterinsel steuert durch den Raum des Pazifik und unter dem Mond des großen Dreiecks, auf der Suche nach dem verlorenen Wort. Das ist fast wahr.<sup>20</sup>

Dieses Fast-Wahre, dieses *presque vrai* der Literatur, nimmt die Bewegungen der Insel und ihrer Bewohner auf und gibt beiden jenes „verlorene Sprechen“ wieder, wann und wo auch immer die Insel für immer im Meer versinken mag. Ihre (zweifellos mit dem Attribut des göttlichen Auges versehene) Dreiecksform nimmt die Dreiecksform des gesamten polynesischen Archipels in sich auf und bildet somit das fraktale Muster einer Insel, die eine Insel der Inseln ist:

Das offene Dreieck ist das polynesisches Dreieck, das an einer seiner Ecken dieses andere Dreieck, das entfernteste und einsamste überhaupt, markiert, das die Gesamtheit abschließt und diese ganze Oberfläche stützt: das magnetische Land.<sup>21</sup>

In dieser Dreiecksform, die in der christlichen Ikonographie das Göttliche in seiner Anwesenheit repräsentiert, aber auch das Dreieck im Zentrum eines menschlichen Körpers sein könnte, vergegenständlicht und objektiviert sich eine *Landschaft der Theorie*, die im Rahmen jener Tradition, die den karibischen Raum schon so früh prägte, ganz selbstverständlich eine Theorie im weltweiten Maßstab ist. Das (lebendige) Dreieck der Insel Rapa Nui im Dreieck des polynesischen Archipels<sup>22</sup> bildet die fraktale Konfiguration nicht allein der Insellandschaften des Pazifik, sondern beinhaltet zugleich als Eiland in der Eiform des von Zugvögeln (hervor)gebrachten Eis jenen Nabel der Welt, von dem aus die Rundung der Erde gedacht und in ihren weltweiten Dimensionen überdacht werden kann. Denn einerseits ist die Osterinsel auf eine geradezu extreme Weise eine *Insel-Welt*, die eine in sich abgeschlos-

<sup>20</sup> Glissant, *Poétique de la Relation*, 48.

<sup>21</sup> Glissant, *Poétique de la Relation*, 48.

<sup>22</sup> Vgl. zur spezifischen Problematik Rapa Nuis im Schnittpunkt unterschiedlicher Geschichten und Insel-Projektionen Grant McCall, „Rapanui: Traum und Alptraum. Betrachtungen zur Konstruktion von Inseln“, in *Trauminseln? Tourismus und Alltag in Urlaubsparadiesen*, hrsg. von Heide Weinbäupl und Margit Wolfsberger (Wien: Lit Verlag, 2006), 263–78.

sene Welt mit ihrem eigenen Raum, ihrer eigenen Zeit und folglich auch ihren eigenen Bewegungsmustern repräsentiert. Wie keine andere Insel auf diesem Planeten ist sie – wie gleich zu Beginn des Bandes betont wird – von anderen Ufern, von anderen Ländern durch gewaltige Distanzen getrennt und damit *isoliert*<sup>23</sup>.

Dies ist ein Faktum, das in der Darstellung der Genese des Textes auch durch die Tatsache bewusst in Szene gesetzt wird, dass es dem Dichter in seinem fortgeschrittenen Alter nicht mehr möglich war, eine so weite und anstrengende Reise wie die zur Osterinsel selbst in Angriff zu nehmen. So sollte anstelle Édouard Glissants dessen Lebenspartnerin Sylvie Séma die Reise unternehmen und dem gleichsam zuhause gebliebenen Verfasser dieses poetischen Reiseberichts durch Skizzen und Notizen, durch Zeugnisse und Zeichnungen mit jenen Grundlagen für ein Schreiben versorgen, das explizit auf die Beglaubigung durch das eigene In-Augenschein-Nehmen verzichtet, um von einem anderen Ort des Schreibens aus diese Welt literarisch zusammenzufügen. *Une île peut en cacher une autre*.

Das *magnetische Land* ist folglich ein Reisebericht, der nicht auf der Reise des Schriftstellers aufruht. Die Funktionen von Reisendem und Schreibendem werden weitgehend aufgetrennt und damit Grundlagen der Gattung des Reiseberichts insofern aufgekündigt, als der Schreibende auf den Bericht einer – ihm freilich sehr vertrauten – Reisenden wie auch auf andere Zeugnisse zurückgreift, die ihm zur Verfügung stehen. Das von Sylvie Séma, der auf die Osterinsel gleichsam stellvertretend Reisenden, Vorgefundene wird mit dem am heimischen Schreibtisch Erfundenen zu etwas gemeinsam Hergestelltem und mehr noch gemeinsam Erlebten. Dabei sei nicht verschwiegen, dass dem Text zugleich eine geradezu testamentarische Dimension zuwächst, insofern der Schriftsteller aus der Perspektive der Reisenden in eine „andere Welt“ rückt, als wollte er die Wege der Reisenden aus einem Jenseits kommentieren und mit seinem literarischen Wort – dem einst verlorenen Wort, auf dessen Suche sich die Insel gemacht hat – begleiten. Durch den Tod des Schriftstellers wenige Jahre später ist diese ganz eigene Dimension des Textes offenkundig und folglich lesbar geworden.

Andererseits ist diese geographisch extrem isolierte, eine eigene Welt für sich bildende Insel nicht nur eine abgeschlossene Insel-Welt, sondern zugleich eine *Inselwelt*, insofern sich in ihr eine ganze Welt von Inseln überlagert und bündelt. So schaffen sich in dem kleinen Eiland Rapa Nui mit

<sup>23</sup> Vgl. Glissant, *La terre magnétique*, 10.

seinen Vulkanen die vier Elemente von Feuer und Erde, Luft und Wasser in den Meeres- und Luftströmungen, aber auch in den Bewegungen der tektonischen Erdplatten wie des feurigen Magmas, das mit dem pazifischen Feuerring verbunden ist, einen Bewegungs-Ort vielfältigster planetarischer Konfluenzen, an dem sich eine Welt von Inseln immer wieder neu konfiguriert.

Rapa Nui wird in diesem Sinne als fraktale Vervielfachung des Insularen zu einer *InselInsel*<sup>24</sup>; in der sich nicht nur die verschiedensten Inseln Polyneziens überkreuzen und überschneiden, sondern das vielgestaltige Gemachtsein dieser (Poly-) Insel aus anderen Inseln noch dadurch vervielfacht wird, dass die von der Lebenspartnerin des Erzählers bereiste Insel vom Erzähler selbst von anderen Inseln aus – seien es die der Antillen oder der *Ile de France* – niedergeschrieben und weltweit verwoben wird. Die ganze Welt in einer Insel, die die ganze Welt ist, ohne doch deren Zentrum zu sein oder sein zu wollen.

Diese relationale und zugleich transarchipelische Sichtweise, die sich immer wieder gerade zwischen der Osterinsel und den Antillen entwickelt, prägt die poetische und poetologische Prosa Édouard Glissants und knüpft zweifellos an seine berühmte „Poetik der Relation“ an, die er ausgehend von den Antillen zunächst innerarchipelisch entwickelte, bevor er sie hemisphärisch auf den gesamten amerikanischen Kontinent ausweitete. In seiner 1981 in *Le discours antillais* angelegten und 1990 in *Poétique de la Relation* entfalten Theorie, die sich in einem kritischen Dialog mit wesentlich stärker zentrierenden Vorstellungen schärfte, wie sie Jean Bernabé, Patrick Chamoiseau und Raphaël Confiant in ihrem vielbeachteten, aber auch vielüberschätzten *Eloge de la créolité* von 1989 ausformulierten<sup>25</sup>, ließ Glissant keinen Zweifel daran aufkommen, dass seine Raumkonzeption der Antillen zugleich relational und hemisphärisch gedacht war. Denn Glissant begriff die Antillen als „Multi-Relation“, die keineswegs als verstreute Fleckchen Erde in einem „See der USA“ zu begreifen seien, sondern gleichsam den „Ästuar der Amerikas“<sup>26</sup> bildeten. Es ist, als hätte Édouard Glissant den an-

<sup>24</sup> Zum Begriff der InselInsel vgl. das siebte Kapitel in Ottmar Ette, *ZusammenLebensWissen: List, Last und Lust literarischer Konvivenz im globalen Maßstab* (Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2010).

<sup>25</sup> Vgl. Jean Bernabé, Patrick Chamoiseau, Raphaël Confiant, *Eloge de la Créolité* (Paris: Gallimard Presses Universitaires Créoles, 1989); vgl. hierzu auch das elfte Kapitel meines bereits erwähnten Bandes *Literatur in Bewegung*.

<sup>26</sup> Édouard Glissant, *Le discours antillais* (Paris: Seuil, 1984), 249.



spruchsvollen Versuch unternommen, jene Landschaft José Lezama Limas als eine Landschaft der Theorie zu entwerfen, in der doch alles stets in Bewegung, *forme en devenir*, sein muss und nicht zu einer festen Form gerinnen darf.

Die hemisphärische Sicht weitet sich in *Das magnetische Land* konsequent zu einer transarchipelischen Dynamik, deren Relationalität sich nunmehr weltweit entspannt und zugleich auch den amerikanischen Kontinent umfasst: ein Polynesien, ein Vielinselland im globalen Maßstab. Dies zeigt der bereits angesprochene Mikrotext im Zentralstück des gesamten Bandes mit seiner makrogeographischen Dimensionierung mit größtmöglicher Präzision:

Rapa Nui sein, Aufbewahrungsort des Einzigartigen und des ganz Gewöhnlichen, dieser Kräfte, welche die Völker des Pazifik und Südamerikas getragen haben. [...] Papa Kiko singt ein Klagelied der Quechua von den Höhen der Anden, und er tanzt zum Schlag des Tambourins annäherungsweise eine Schrittfolge aus Vanuatu, mit einer totalen Tiefgründigkeit. Pirù perfektioniert das Einsammeln des Mülls, wenn dieser auch ständig überquillt. Der Insel-Körper der Insel ist in ihnen, seine Geheimnisse haben in den Venen der Vulkane der Bewohner Wohnsitz, untrennbar zirkulierend. Da die Insel so weit entfernt ist von jedem Maß und von jeder Berechnung und von jedem Blick und von jeder Annäherung, liegt sie für immer im *Blickwinkel von oben*, der mit seinen Gaben die dort unten versammelten Archipele gesegnet hat.<sup>27</sup>

Die Verbindung der aufgrund der gewaltigen Distanzen scheinbar isolierten Insel-Welt mit den Inselwelten der Archipele, aber auch den Anden des kontinentalen Amerika lässt eine Welt entstehen, die im Blick von oben wie aus der Perspektive des Schöpfers die dynamische, mobile Relationalität eines Planeten hervorbringt, in der die Gesänge räumlich weit voneinander entfernter Kulturen von verschiedenen Punkten aus hörbar werden, ohne doch miteinander zu verschmelzen. Die offenkundig transkulturelle Anlage dieser polyphonen Orchestrierung von Pazifik und Amerika dynamisiert eine transareale Modellierung im weltweiten Maßstab. Von der Insel-Welt und Inselwelt der Osterinsel wird das Archipele und Kontinente miteinander verbindende Planetarische – und dies eröffnet eine geradezu österliche Dimension – neu begreifbar, neu erlebbar, neu lebbar.

<sup>27</sup> Glissant, *La terre magnétique*, 92.

## 2. Exklusionen und Inklusionen: von Coolies und Korallen

Der 1956 in Port-Louis auf Mauritius geborene Dichter, Filmemacher und Kulturtheoretiker Khal Torabully<sup>28</sup> entfaltet aus einem verdoppelten historischen Weltbewusstsein heraus seit den achtziger Jahren sein Projekt der *Coolitude*. Es bildet den poetisch wie poetologisch reflektierten Versuch, auf der Grundlage der Inklusion all jener von der Geschichte Ausgeschlossenen eine Vision und Revision historischer wie aktueller Globalisierungsprozesse zu entwickeln, die all jene als lebendige Subjekte zur Sprache, zum Sprechen bringen will, welche sich zumeist unter elenden Umständen als Lohn- und Kontraktarbeiter weltweit verdingen mussten.

Die *Coolies* zählen zu den eigentlichen transtropischen Protagonisten der dritten Phase beschleunigter Globalisierung, eine Tatsache, die uns erst in der vierten Phase beschleunigter Globalisierung die Kulturtheorie und die poetische Praxis des aus Mauritius stammenden Schriftstellers in aller Lebendigkeit vor Augen geführt hat.

Der mit einer Arbeit über die Semiologie des Poetischen in Lyon promovierte Khal Torabully, der Gründungsmitglied einer französischen Forschergruppe über Globalisierung (*Groupe d'Études et de Recherches sur les Mondialisations*, GERM) ist, hat in seinen poetischen wie in seinen poetologischen Texten den vorwiegend aus Indien, aber auch aus China und anderen Ländern stammenden *Coolies* nicht nur ein literarisches Denkmal, gleichsam einen Gedächtnisort, setzen wollen, sondern auch eine Poetik globaler Migration entwickelt, wie sie bereits in seinem 1992 erschienenen Band *Cale d'Étoiles – Coolitude* (Sternendock – Coolitude) zum Ausdruck kommt:

Coolitude, um den ersten Stein meines Gedächtnisses allen Gedächtnisses zu legen, meine Sprache aller Sprachen, meinen Teil des Unbekannten, den zahlreiche Körper und zahlreiche Geschichten immer wieder in meinen Genen und in meinen Inseln hinterlegt haben.

Dies ist der Gesang meiner Liebe zum Meer und zur Reise, die Odyssee, welche meine zur See fahrenden Völker noch nicht geschrieben haben ... und meine Mannschaft wird im Namen derer auftreten, welche die Grenzen auslöschen, um das *Land des Menschen* zu vergrößern.<sup>29</sup>

In diesem mit homerischen Anklängen versehenen Gesang der Liebe tritt an die Seite der Memoria all jener Vergessenen und von der Geschichte

<sup>28</sup> Zum Werk von Khal Torabully vgl. Véronique Bragard, *Transoceanic Dialogues: Coolitude in Caribbean and Indian Ocean Literatures* (Frankfurt am Main, Berlin und New York: Peter Lang, 2008).

<sup>29</sup> Torabully, *Cale d'Étoiles – Coolitude*, 7.

Verschlungenen, eine unverkennbar prospektive Dimension. Denn es geht dem *poeta doctus*, der aus einer Familie stammt, die einst auf der Suche nach Arbeit von Indien nach Mauritius gekommen war, nicht um eine abgeschlossene Vergangenheit, deren verschlossenes Grab man mit mitgebrachten Steinchen pflichtschuldigen Angedenkens ehren müsste. Ausgehend von jenen kollektiven wie individuellen Erfahrungen, welche die weitgehend entrechteten Lohn- und Kontraktarbeiter insbesondere in der dritten Phase beschleunigter Globalisierung erdulden mussten, wird eine auf Zukunft gestellte und die aktuelle Globalisierung mit ihren Migrationen neu beleuchtende Poetik entwickelt, die sich schon früh in ihrer globalen Relationalität gerade im Bereich der Tropen äußert. So heißt es wiederum in französischer Sprache:

Ihr aus Goa, aus Pondicheri, aus Chandernagor, aus  
Cocame, aus Delhi, aus Surat, aus London, aus Shanghai,  
aus Lorient, aus Saint-Malo, Ihr Völker aller Schiffe,  
die Ihr mich mitnahmt zu einem anderen Ich, mein Sternendock  
ist mein Reiseplan, mein Spielraum, meine Vision des  
Ozeans, den wir alle durchqueren, auch wenn wir die  
Sterne nicht unter demselben Winkel sehen.

Sage ich Coolie, sage ich auch jeden Steuermann ohne eine  
Registrierung an Bord; ich sage jeden Menschen, der zum Horizont  
seines Traumes aufbrach, welches Schiff auch immer er nahm oder  
nehmen musste. Denn wenn man den Ozean überquert, um auf die  
Welt  
anderswo zu kommen, dann liebt es der Seemann einer Reise ohne  
Rückkehr,  
sich in seine Geschichten, in seine Legenden und in seine Träume zu  
versenken. Die  
Zeit einer Abwesenheit von Gedächtnis.<sup>30</sup>

<sup>30</sup> Torabully, *Cale d'Étoiles – Coolitude*, 89: „Vous de Goa, de Pondicheri, de Chandernagor, de | Cocane, de Delhi, de Surat, de Londres, de Shangai, | de Lorient, de Saint-Malo, peuples de tous les bateaux | qui m'emmenèrent vers un autre moi, ma cale d'étoiles | est mon plan de voyage, mon aire, ma vision de | l'océan que nous traversons tous, bien que nous ne | visions pas les étoiles du même angle. || En disant coolie, je dis aussi tout navigateur sans | registre de bord; je dis tout homme parti vers l'horizon | de son rêve, quel que soit le bateau qu'il accosta ou | dû accoster. Car quand on franchit l'océan pour naître | ailleurs, le marin d'un voyage sans retour aime replonger | dans ses histoires, ses légendes, et ses rêves. Le | temps d'une absence de mémoire.“

Der Begriff des Coolie ist historisch verankert, aber nicht exkludierend gedacht: Er wird von Torabully auch in einem übertragenen Sinne gebraucht und beleuchtet spezifische Phänomene einer Globalisierung „von unten“, einer Globalisierung der Migranten, die auf der Suche nach Arbeit Meere überqueren. In lyrischer Verdichtung entsteht so ein weltweites Netzwerk all jener „Reisenden“, die als Objekte einer extremen Ausbeutung die Inseln und Städte Indiens, Chinas und Ozeaniens mit den europäischen Kolonialhäfen verbinden.

Dabei wird am Beispiel der Veränderungen des lyrischen Ich deutlich aufgezeigt, dass in jedem Übersetzen, in jedem Übersetzen, in jedem Transfer stets eine Transformation enthalten ist, die das Ich zu einem anderen macht und dabei immer neue Spielräume und Blickwinkel eröffnet. Der Ozean wird zum verbindenden und zugleich trennenden Element, das auch die Städte dieses Netzwerks kolonialer Ausbeutung in Inseln verwandelt, die ihren eigenen *angle*, ihre eigene Perspektive entfalten. Die „Odyssee“<sup>31</sup> der Kontraktarbeiter, die ansonsten in fast allen Identitäts-Diskursen über so lange Zeit weitestgehend ausgeblendet war, nimmt zwischen all diesen Inseln ihren weltweiten Lauf. Doch eine Rückkehr nach Ithaca ist in den Bordbüchern und Reiseplänen nicht vorgesehen.

Der indische Coolie wird folglich in seiner historischen Gestalt präzise wahrgenommen und rekonstruiert, bleibt aber nicht auf die konkrete geschichtliche Figur beschränkt, sondern wird insofern metaphorisch und mehr noch *figural*<sup>32</sup> ausgeweitet, als all jene ins Blickfeld einer Lyrik und einer Theorie gerückt werden, die unter unmenschlichen Bedingungen eine Reise zumeist ohne Wiederkehr angetreten haben. Das, was niemals aufgeschrieben wurde, das, was dem Gedächtnis und der Erinnerung ent schlüpfte, das, was niemand in seine jeweilige Identitätskonstruktion integrieren wollte, verdichtet sich in Khal Torabullys Schriften ebenso poetisch wie poetologisch zu einem relationalen Verständnis historischer Prozesse, die nicht territorialisierend und von einem Punkt aus zentrierend zu betrachten sind, sondern bewegungsgeschichtlich – und nicht länger raumgeschichtlich – aus einer ozeanischen Perspektive (oder einer Perspektive Ozeaniens) heraus verstanden werden müssen. Die Figura des Coolie ist

<sup>31</sup> Vgl. hierzu das Kapitel „The Coolie Odyssey: A Voyage In Time And Space“ in Marina Carter, und Khal Torabully, *Coolitude: an Anthology of the Indian Labour Diaspora* (London: Anthem Press, 2002), 17–44.

<sup>32</sup> Vgl. hierzu Erich Auerbach, „Figura“, in *Gesammelte Aufsätze zur Romanischen Philologie*, hrsg. von Erich Auerbach (Bern: Francke, 1967), 55–92.

dann, erst einmal „entdeckt“, überall *présent*. Denn sie ist weit mehr als eine Figura der Memoria: Sie kündigt im vervielfachten Sinne von einer anderen Zeit.

Auch wenn die Tropen in ihrer Abhängigkeit von äußeren Mächten stets eine brennende Wunde bleiben – „Ich werde eines Tages eine andere neue Welt entdecken. | Aus ihr werde ich die Tropen herausbrennen | Und Columbus verfluchen mitsamt seiner verfluchten Wirtschaft.“<sup>33</sup> –, so bleiben sie doch eingespannt in ein weites Netzwerk von Bewegungen, als deren Begründer Christoph Columbus stellvertretend angeklagt wird. Dieser kurz eingefügte Rückblick auf die erste Phase beschleunigter Globalisierung mit ihrem weltweit sein Fangnetz auswerfenden Wirtschaftssystem öffnet sich freilich auf ein Künftiges, auf eine „Neue Welt“ in einem anderen Sinne, in der die neuen Möglichkeiten, eine andere Welt zu bauen, ausgelotet werden. Denn eine andere, in diesem Sinne neue, auf künftigem Zusammenleben in Differenz beruhende Welt ist möglich. Khal Torabullys Ästhetik ist ethisch fundiert, ihre Gestik postkolonial.

In seinem 1999 vorgelegten Gedichtband *Chair Corail, Fragments Coolies* (Korallenfleisch, Coolie Fragmente)<sup>34</sup> hat der mauritanische Dichter, der im übrigen auch als Filmemacher hervorgetreten ist und beim Internationalen Filmfestival von Cairo für *La Mémoire maritime des Arabes 2010* mit dem „Golden Award“ ausgezeichnet wurde, eine nicht wie bei Deleuze und Guattari am Rhizom<sup>35</sup>, sondern an der Koralle ausgerichtete Metaphorologie eingeführt, die an diesem symbiotischen Lebewesen des Meeres ausgerichtet ist: „In meinem Gedächtnis sind auch Zungen | Meine Coolitude ist nicht ein Stein | Sie ist Koralle.“<sup>36</sup> *Coolitude* ist kein toter Gedenk-Stein, sondern lebendig züngelnde, sprechende Koralle – allein: „Was will uns der Dichter damit sagen?“ Wird hier die Sprache nicht zu obskur, zu „schwierig“?

Nehmen wir diesen Stimulus also auf. Die für Torabullys eigenes Schreiben so wichtige Sprachenvielfalt und das Übersetzen wie das Übersetzen an andere Ufer stellen unablässige Transferprozesse dar, die immer wieder zu

<sup>33</sup> Khal Torabully, *Voices from Indentured*, unveröffentlichtes Manuskript 2011: „I will one day discover another new world. | From it I will burn the Tropics | And damn Columbus for his damned economics.“

<sup>34</sup> Khal Torabully, *Chair Corail, Fragments Coolies* (Guadeloupe: Ibis Rouge Editions, 1999).

<sup>35</sup> Vgl. hierzu Gilles Deleuze, und Félix Guattari, *Rhizom*, aus dem Französischen übersetzt von Dagmar Berger u.a. (Berlin: Merve Verlag, 1977).

<sup>36</sup> Torabully, *Chair Corail, Fragments Coolies*, 82: „Dans ma mémoire sont des langues aussi | Ma coolitude n'est pas une pierre non plus, | elle est corail.“

Transformationsvorgängen werden: „nicht mehr der Hindu-Mensch aus Calcutta | sondern Korallenfleisch von den Antillen“<sup>37</sup>. Aus diesen Mutationen, aus diesen Metamorphosen ergibt sich eine Schreibpraxis und zugleich eine Kulturtheorie, die beide unverkennbar transarchipelisch aufgebaut sind. So heißt es in Torabullys Beitrag in diesem Band programmatisch:

Das die Coolitude begründende korallene Imaginäre stellt einen Vorschlag dar, um diese Verschiedenartigkeiten zu archipelisieren, die für die Menschheiten so notwendig sind (*une proposition d'archipeliser ces diversités si nécessaires aux humanités*). Es stellt ganz konkret unser Imaginäres aus den polylogischen, archipelischen Indien in die zeitgenössische Realität, wo Ökonomie, Kulturen und Ökologie nicht voneinander getrennt werden können, so wie dies die gegenwärtige Globalisierung mit ihren wiederholten Pannen voller Gewalttätigkeiten belegt.<sup>38</sup>

Diese transarchipelische Sichtweise, die historisch auf den schmerzhaften Erfahrungen von Millionen indischer *Coolies* aufruht, welche auf ihrer verzweifelten Suche nach Arbeit Fünf- und Zehnjahresverträge unterschrieben, die sie ebenso auf die Inseln des Indischen Ozeans wie nach Ozeanien, ebenso auf die britischen *West Indies* wie auf die französischen Antillen verschlagen konnten, verbindet sich mit dem für Torabullys Schreiben entscheidenden Theorem der Koralle, das er 2011 wie folgt begründete:

Die Koralle ist in ihrem lebendigen Habitat beobachtbar, ganz im Gegensatz zum Rhizom, das sich unter der Erde befindet. Darüber hinaus erlaubt sie mir, ein agglutinierendes Verbundensein, das sich ähnlich wie ein Palimpsest aus Schichtung, aus Verdichtung, aus Sedimentierung aufbaut, und nicht nur ein erratisches Verbundensein zu entwickeln, wobei sie den egalitären Aspekt der Verbindung beibehält, steht sie doch allen Strömungen gegenüber offen. Die Koralle ist ihrem Wesen selbst nach hybrid, denn sie ist aus der Symbiose eines Phytoplanktons und eines Zooplanktons geboren. In Sachen Metaphorik der Diversität könnte es schlicht nicht besser sein. Sie ist Wurzel, Polyp und Abplattung, ist von sich verändernder Form, schmiegsam und hart und dazu noch verschiedenfarbig. Obleich sie verwurzelt ist, setzt sie doch die größte Migration auf der Erde frei, die des Plankton, die man vom Mond aus ebenso sehen kann wie das Grand Bareer Reef, das von der UNESCO als Welterbe der Menschheit eingestuft wurde. Dieser koralle-

<sup>37</sup> Torabully, *Chair Corail, Fragments Coolies*, 108: „non plus l'homme hindou de Calcutta | mais chair corail des Antilles“.

<sup>38</sup> Vgl. dazu den Beitrag in diesem Band Khal Torabully, „Quand les Indes rencontrent les imaginaires du monde“. Vgl. hierzu auch die Ausführungen Khal Torabullys, [http://www.ialhi.org/news/io306\\_8.php](http://www.ialhi.org/news/io306_8.php).

ne Archipel ist ganz einfach die auf der Erde sich am weitesten ausbreitende lebendige Skulptur, und auch sie kann man vom Mond aus sehen.<sup>39</sup>

Die Rekurrenz des Lexems *vivant* („lebendig“) am Anfang wie am Ende dieser Passage unterstreicht, in welchem starkem Maße auch im Theorem der Koralle für Torabully die Lebensprozesse von entscheidender Bedeutung sind. Auch wenn der Dichter und Theoretiker der *Coolitude* vielleicht die Tatsache nicht miteinbezogen hat, dass kein Geringerer als Charles Darwin einst mit dem Gedanken spielte, die Koralle in seinem Denken zum „Symbol der gesamten Naturentwicklung“ zu machen und als „Modell einer Evolution“ zu benutzen, „die anarchisch in alle Richtungen wächst und nicht – wie beim Baummodell – den Menschen als Krönung am Ende der Entwicklung“ versteht<sup>40</sup>: Die Koralle wird bei Torabully nicht nur zu einem Lebens-Theorem, sondern verkörpert in ihrer Lebendigkeit zugleich ein Wissen vom Überleben und vom Zusammenleben, das diese Gemeinschaft von Lebewesen in ihrer *sym-bio-tischen* Daseinsform zu Kunstwerken von gewaltigen Ausmaßen anwachsen lässt. Bereits Darwins „korallene Inspiration“<sup>41</sup> hatte sich einer langen künstlerischen und naturphilosophischen Traditionsgeschichte zu versichern gewußt, in der „die Korallen und ihre im Lebenskampf erzeugten Produkte in den Bereich der Kunst gehören“<sup>42</sup>. Hatte nicht schon der im vorliegenden Band in anderem Zusammenhang erwähnte Leon Battista Alberti darauf aufmerksam gemacht, auf welche einfache Weise komplexe Naturformen aus der Perspektive des Menschen in semantisch hochpotenzierte Kunstwerke umgedeutet werden können<sup>43</sup>?

Daß sich die Koralle beim Autor aus Port-Louis als Konkurrenzbegriff zur poststrukturalistischen Theorie des Rhizoms versteht, ist offenkundig; zugleich aber wird deutlich, daß Koralle und Rhizom durchaus in einer vergleichbaren Weise für das Nicht-Zentrierte, für das Sich-Vernetzende und für das Nicht-Hierarchische eintreten, wobei die Koralle in ihrem Oszillieren zwischen ihrer lebensspendenden (und zugleich erotischen) Fleischlichkeit – der *Chair Corail* – und ihrer bildhauerischen Dimension als Gedenk-Stein eine dynamische Verbindung zwischen Geologie und Biologie, zwischen Tierischem und Pflanzlichem, zwischen Tod und Leben,

<sup>39</sup> Khal Torabully, *Quand les Indes rencontrent les imaginaires du monde*, Tagung Ms., 10 f.

<sup>40</sup> Horst Bredekamp, *Darwins Korallen: die frühen Evolutionsdiagramme und die Tradition der Naturgeschichte* (Berlin: Verlag Klaus Wagenbach, 2006), 1.

<sup>41</sup> Bredekamp, *Darwins Korallen*, 70.

<sup>42</sup> Bredekamp, *Darwins Korallen*, 70.

<sup>43</sup> Bredekamp, *Darwins Korallen*, 11.

zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft vor Augen führt, deren poetische Valenz in Torabullys Lyrik ausgespielt werden kann. Die symbiotische Welt der Koralle verbindet sich mit einer Konvivenz, die aus der Perspektive der Tropen eine Lebens-Welt entstehen lässt, die sich unterhalb wie oberhalb der Meeresoberfläche ansiedelt und entfaltet. Als poetische Trope verkörpert die Koralle die Bewegungswelt der Tropen und ist dank ihrer Migrationen das transtropische Lebewesen *par excellence*.

Es ist faszinierend zu sehen, wie dynamisch und bewegungsgeschichtlich mobil der mauritanische Autor seinen Entwurf der Koralle anlegt, die man in einem allgemeinen Sinne gerade mit Blick auf das *Grand Barreer Reef* eher mit Starrheit und Widerständigkeit assoziieren würde. Doch Khal Torabully hört auf das Rauschen ihrer Geschichte, ihres Geschichteseins, ihrer lebendigen Sedimentation. Und er verweist auf ihre naturhafte und zugleich palimpsestartige Kunst. Erst aus dieser zutiefst lebendigen Geschichte kleinsten Lebewesen erwächst die Widerständigkeit der riesigen Korallenriffe.

Die von Khal Torabully wiederholt betonte Verbindung zwischen Koralle und Migration ist innerhalb der Bildwelten dieses Dichters und Theoretikers mit einer *Coolitude* verknüpft, die sich in das Ozeanische wie das Migratorische einschreibt. So heißt es in einem Vortrag des mauritanischen Kulturtheoretikers vor der Unesco:

Es ist unmöglich, die Essenz der *Coolitude* ohne die Reise der Coolies über die Meere zu verstehen. Diese entscheidende Erfahrung, diese Odyssee der Coolies, hinterließ eine unauslöschliche Markierung in der imaginären Landschaft der *Coolitude*.<sup>44</sup>

Die hier implizit angesprochene *Landschaft der Theorie* bereichert zweifellos die im vorliegenden Band transareal über vier Phasen beschleunigter Globalisierung entfaltete Relationalität von in sich abgeschlossener *Insel-Welt* und archipelischer wie transarchipelischer *Inselwelt* insofern, als die Lebens- und Bewegungsformen der ins Ungewisse entlassenen Coolies, aber auch die epistemologische und poetologische Metapher der Koralle nicht allein auf der Ebene einer sich verdichtenden Metaphorologie eine lebendige und weiter verlebendigende Dynamik in diese transtropischen Landschaften der Theorie einbringen. Khal Torabullys korallene Begriffswelt ist zutiefst transareal geprägt.

Dies läßt sich auch begriffsgeschichtlich belegen. In einem gemeinsam mit der britischen Historikerin Marina Carter verfassten Band wird 2002

<sup>44</sup> Khal Torabully, „The Coolies' Odyssey“, *The Unesco Courier* (Paris) (October 1996), 13.

der Begriff der *Coolitude* historiographisch insofern verankert, als seine verschiedensten Aspekte systematisch unter Einbeziehung historischer Quellen diskutiert werden. Dabei werden die oftmals brutalen Methoden der Rekrutierung billiger Arbeitskräfte immer wieder deutlich herausgearbeitet.

So wurde – um nur ein individuelles Beispiel herauszugreifen – im Jahre 1882 ein kleiner Junge namens Dawoodharree wie so häufig unter Vorspiegelung falscher Tatsachen angeworben, um auf der Pflanzung mit dem schönen Namen „Sans Souci“ auf Mauritius als Kontraktarbeiter eingesetzt zu werden. Die Leitung dieser Pflanzung lehnte es entschieden ab, den Jungen auf dessen Antrag hin wieder freizulassen:

Dawoodharree wurde gleichzeitig mit fünf oder sechs anderen Männern, die zusammen mit ihm aus Indien kamen, engagiert, und er war sich bewußt, daß er nach Mauritius gegangen war, um einen Kontrakt über fünf Jahre einzugehen, daß seine Überfahrt wie auch die Überfahrten der anderen vom Sir-dar von „Sans Souci“ Estate bezahlt worden und die diesbezüglich vom Sir-dar verauslagte Summe von dieser Gesellschaft übernommen worden war.<sup>45</sup>

Legalität, Legitimität und feudal-kapitalistische Unmenschlichkeit sind in diesem juristisch argumentierenden postabolitionistischen Dokument kaum noch voneinander zu unterscheiden. Sklaverei mag hier nur noch als Metapher sichtbar sein; doch sie ist weit mehr: von den Coolies gelebte und durchlebte Wirklichkeit. Der Kontrakt wird zum Konstrukt, durch den das tropische Versprechen der Fülle einmal mehr zur Falle wird. Für diese von der Geschichte Vergessenen entfaltet Khal Torabully *zugleich* eine Poesie und eine Poetik, ein Theorem und eine Theorie, die in der Lage sind, mit Blick auf all jene Entwicklungen, die im Verlauf der dritten Phase beschleunigter Globalisierung einen dramatischen Höhepunkt erreichten, eine sinnlich erfahrbare und mehr noch nacherlebte Landschaft zu konstruieren, die ohne die kulturtheoretischen Hintergründe des aktuellen Globalisierungsschubs nicht vorstellbar wären. Literatur lässt diese vergessenen Leben wieder lebendig werden und macht dank ihrer ästhetischen Kraft nacherlebbar, welches die Bewegungen, welches die Bahnungen sind, die palimpsestartig unsere aktuellen Bewegungsbahnen vektorisieren und noch immer mitbestimmen.

Kein Zweifel: Es handelt sich um eine transareal konzipierte Landschaft der Theorie, die ohne die politischen, sozialen und kulturellen Kontexte der 1968 politisch unabhängig gewordenen Insel Mauritius sicherlich nicht hät-

<sup>45</sup> Zit. nach Carter und Torabully, *Coolitude*, 24.

te entworfen werden können. Denn die vor ihrer Kolonisierung unbewohnte Insel im Indischen Ozean, die unter der kolonialen Herrschaft Portugals (1505–1598), der Niederlande (1598–1710), Frankreichs (1715–1810) und Englands (1810–1968) stand, bündelt wie in einem Brennspiegel viele jener historischen Entwicklungen, die charakteristisch sind für eine transarchipelige Vielverbundenheit, welche gerade im Bereich der Tropen – wie wir sahen – eine sehr spezifische Ausprägung erfahren hat. Ganz so, wie sich auf der religiösen Ebene Hinduismus, Katholizismus, Protestantismus und Islam auf engstem Raum begegnen, so lassen sich auf der sprachlichen Ebene neben dem Morisyen (einer auf dem Französischen basierenden Kreolsprache, die nahezu von der gesamten Bevölkerung verwendet wird) auch verschiedene nordindische Varianten des Hindi, südindische Sprachen wie das Tamil sowie verschiedene südchinesische Dialekte unterscheiden, wobei das Englische Amtssprache ist und das Französische nicht nur von einer Oberschicht als Muttersprache gesprochen wird, sondern in den Massenmedien vorherrscht. Ein sprachlicher, religiöser, kultureller Mikrokosmos, den Khal Torabully mit ästhetischen wie epistemologischen Mitteln auf den Makrokosmos hin zu öffnen versteht.

Die Welt der *Coolitude* ist folglich ebenso mit Blick auf die mauritanische Herkunft Khal Torabullys wie auf die weltweiten Migrationen der Coolies selbst eine in höchstem Maße nicht nur vielkulturelle, sondern auch vielsprachige Welt, in der das Über-Setzen im unterschiedlichstem Sinne von entscheidender Bedeutung ist. *Übersetzen* und *Übersetzen* gehören folglich unbestreitbar zum Kernbestand dessen, was man mit Khal Torabully und Marina Carter als *the Coolie Heritage*<sup>46</sup> bezeichnen darf. Auch wenn der vielsprachige Autor aus Mauritius in seinen Schriften wie in seinem Schreiben gewiss nicht alle sprachlichen wie translingualen Dimensionen auszuleuchten vermag, so kann doch kein Zweifel daran bestehen, wie sehr seine theoretische Prosa *und* seine lyrische Praxis von ständigen sprachenquerenden Prozessen geprägt sind – eine Tatsache, die nicht allein in seinen öffentlichen Lesungen hörbar wird.

Wenn man folglich mit guten Gründen von einem *Revoicing the Coolie*<sup>47</sup> sprechen will, dann gilt es zu berücksichtigen, dass die vielen Stimmen der *Coolitude* niemals einstimmig und einsprachig waren oder künftig sein können. Auch wenn sich Khal Torabully immer wieder gegen den Einwand oder

<sup>46</sup> Carter und Torabully, *Coolitude*, 117.

<sup>47</sup> Carter und Torabully, *Coolitude*, 214.

Vorwurf verteidigen mußte, in seinen Konzeptionen durch einen gewissen Rückbezug auf den Begriff der von Césaire und Senghor geprägten *Négritude* bisweilen essentialisierend vorzugehen<sup>48</sup>, und auch wenn man die Begrifflichkeit von der Suche nach „Identität“<sup>49</sup> terminologisch als problematisch erachten kann, steht die große Bedeutung des Denkens und Schreibens des mauritianischen Autors doch außer Frage: „In der „post-ethnischen Gesellschaft“ von Mauritius, wo der „Einschlag der Moderne“ konkurrierende ancestrale Kulturen weggerieben hat, schälte sich Khal Torabully als ein „*homme-pont*“, als eine menschliche Brücke, heraus.“<sup>50</sup>

Denn an die Stelle einer Kette wechselseitiger Exklusionen – „Der Weiße weist den Schwarzen zurück und dieser den Coolie“<sup>51</sup> – setzt der Autor von *Chair Corail, Fragments Coolies* ein Schreiben, das sich im Verbund mit Schreibformen weiß, die (in einer oftmals diasporischen Situation) vielsprachige *imaginaires polylogiques et archipéliques* entfesseln. Sie öffnen sich hin auf eine „Kontaminierung von Diskursen, Gattungen, Orten und sogar Sprachen“<sup>52</sup>, die keinerlei raumgeschichtlicher, territorialisierender Rückbindung mehr unterliegt.

Indien wird auf diese Weise neu pluralisiert, erfährt als *les Indes, las Indias* oder *the Indies* nun eine selbstgesteuerte *Orientierung*, in der Ost-Indien und West-Indien, Asien und Australien, Europa, Amerika und Ozeanien auf literarischer wie auf kulturtheoretischer Ebene in eine wechselseitige Vielgestaltigkeit und Polylogik von Relationen einbezogen und geöffnet werden. Ihr Reichtum ist auch der Reichtum transarealer Literaturen wie transarealer Studien. Denn das, was diese transareal weitaus komplexer zu verstehenden Literaturen und Theorien entfalten, wird unsere Weltsicht und unser Weltbewusstsein, nicht zuletzt aber gerade auch unser konkretes Welterleben – und dazu bedarf es keiner Sehergabe – Stück für Stück verändern und grundlegend transformieren. Die *Coolitude* ist alles Andere als ein Problem der Anderen: Sie erlaubt uns, die Literaturen der Welt weit über die Welt der Literatur hinaus anders und neu zu verstehen und begrifflich zu begreifen. Und damit unsere Welt auf polylogische Weise weiter zu machen.

<sup>48</sup> Vgl. Khal Torabully, *Quand les Indes rencontrent les imaginaires du monde*, Tagung Ms., 1.

<sup>49</sup> Vgl. auch wiederholt noch im Schlußteil von Carter und Torabully, *Coolitude*, 215 und *passim*.

<sup>50</sup> Carter und Torabully, *Coolitude*, 216.

<sup>51</sup> Khal Torabully, *Quand les Indes rencontrent les imaginaires du monde*, Tagung Ms., 7.

<sup>52</sup> Torabully, *Quand les Indes rencontrent les imaginaires du monde*, Ms. S. 9.

### 3. Inseln als Kontinente, Kontinente als Inseln

Im fünften, den Lebensmitteln gewidmeten Kapitel von Le Clézios Reisetext *Raga. Approche du continent invisible*, der an dieser Stelle ein zweites Mal im Verlauf unserer Überlegungen befragt werden soll, zeigt sich, dass es dabei nicht allein um das Leben der Menschen, sondern auch um das Leben der Inseln und die nachhaltige Sicherung dieses Lebens geht. Denn die Inseln Ozeaniens wurden von ihren ursprünglichen Bewohnern nicht einfach besetzt, so wie dies später unter der Herrschaft der verschiedenen Kolonialmächte der Fall war. Sie wurden vielmehr sehr sorgfältig bestellt und geradezu liebevoll als lebendige Wesen behandelt:

Sobald sie mit alledem fertig sind, gehört diese Erde (*terre*) ihnen. Nicht, als ob sie sie für alle Ewigkeit besäßen, sondern um von ihr zu leben und sie zu genießen. Diese Erde ist ihnen von den Geistern der Toten geschenkt worden, um deren Geschichte fortzusetzen. Sie ist ein lebendiges Wesen, das sich bewegt und sich mit ihnen zusammen ausstreckt, ist ihr Fell, auf dem sie frösteln und auf dem sie begehren.<sup>53</sup>

In dieser Passage aus dem Kapitel „Taro, Yams, Kava“ wird nicht allein eine lebendige Verbindung zwischen den Lebenden und ihren Toten, die ihnen das Land und ihre Geschichte vermachte und übergeben haben, sondern auch eine am Zusammenleben ausgerichtete Beziehung zwischen den Menschen und „ihrer“ Insel, ihrem Land, ihrer Erde, hergestellt. Denn Konvivenz meint niemals nur das Zusammenleben der unterschiedlichsten Menschen miteinander, sondern auch das (möglichst verantwortliche und auf Zukunft gestellte) Zusammenleben von Mensch und Natur, von Leben und Leben.

Dabei handelt es sich um ein Zusammenleben im fundamentalsten Sinne, geht es hier doch um eine *Symbiose*, in der die beiden verschiedenen Lebewesen, Menschen und Inseln, ein gemeinsames Leben mit all ihren Ängsten, all ihren Lüsten teilen. Die Insel wird daher nicht unterworfen und ausgeplündert, wird nicht mit Pflanzungen, Plantagen und Polizeistationen überzogen, um möglichst kontrolliert hohen Profit aus dem Land ziehen zu können, sondern in ein Lebenswissen einbezogen, das zugleich ZusammenLebensWissen und ÜberLebensWissen ist. Denn es soll ermöglichen, auch unter schwierigen Bedingungen die Lebensgrundlagen aller Lebewesen nachhaltig sicherzustellen. Alles ist dabei von Leben durchströmt. Die Inseln leben und bewegen sich, schwimmen mit den Menschen mitten in einem unermesslichen, eigentlich menschenfeindlichen Ozean, dessen gewaltige Aus-

<sup>53</sup> Le Clézio, *Raga*, 65.

maße im Text immer wieder beschworen werden. Schwimmende, sich verlagernde Inseln auch hier.

Über dieses über lange Besiedlungszeiträume hinweg aufgebaute Ökosystem brechen – wie Le Clézios *Raga* eindrucksvoll vorführt – die verschiedenen Phasen beschleunigter Globalisierung mit aller Wucht – und aller Perfidie – herein. Dabei ist aufschlussreich, dass die Erzählerfigur jenen Zeitraum, den wir als vierte Phase beschleunigter Globalisierung bezeichnet haben, mit jener „Welle, die heute alle Küsten der Welt überschwemmt, bis in den entlegensten Archipel hinein“<sup>54</sup>, identifiziert. Und weiter: „Die Globalisierung (*mondialisation*) ist zweifellos in erster Linie jene der Epidemien.“<sup>55</sup> Nicht weniger schlimm als die Verfehlungen einzelner, die ihre Liebesspartner ganz bewusst mit dem Aids-Virus anstecken – und damit ein (wie wir sahen) die Jahrhunderte durchlaufendes Globalisierungsthema weiterspinnen –, seien die großen pharmazeutischen Konzerne, „die sich weigern, zu geringeren Kosten jene Medikamente zu verteilen, welche die Entwicklung von Aids verlangsamen, so dass sie die Kranken aus den ärmsten Ländern zum Tode verurteilen“<sup>56</sup>. Die Krankheiten erscheinen hier nicht als Geißeln der Natur: Sie sind auf vielfältige Weise mit dem Handeln des Menschen und seinen sehr spezifischen Interessen verbunden und erweisen sich in der Form von Epidemien oder Pandemien einmal mehr als Leitindikatoren beschleunigter Globalisierung.

Doch nicht allein auf der Ebene von Epidemien und Seuchen sind verschiedene historische Phasen beschleunigter Globalisierung in *Raga* präsent. Während die iberischen Seefahrer und „Entdecker“ der ersten Welle diesen aus Inseln bestehenden Kontinent nur auf der Suche nach reicheren Regionen durchsegelt hätten und auf ihrem Weg nach dem sagenumwobenen Südkontinent diese Inselwelt ebenso wenig als Kontinent zu erkennen vermochten, wie dies die Bougainville und Cook der zweiten Phase taten, brach mit der dritten Phase beschleunigter Globalisierung das Unheil vervielfacht über die Welt Ozeaniens herein. Im Kapitel „Blackbirds“ wird unter Verweis auf wissenschaftliche Untersuchungen herausgearbeitet, was die sogenannten „Entdeckungen“ und Forschungsreisen der Europäer und US-Amerikaner im pazifischen Raum an Menschenleben kosteten.

<sup>54</sup> Le Clézio, *Raga*, 93.

<sup>55</sup> Le Clézio, *Raga*.

<sup>56</sup> Le Clézio, *Raga*, 94.

Diese Zahlen sind schockierend und erinnern an jene der Bewohner der Antillen, die im Verlauf der ersten Phase beschleunigter Globalisierung weitestgehend der Vernichtung preisgegeben wurden. Die schlichten Zahlenkolonnen lesen sich wie die Sterberegister und Opferzahlen einer Entwicklung, die wie eine Naturkatastrophe über die Area der Neuen Hebriden hereingebrochen wäre. Und doch haben wir es hier nicht mit den Folgen einer Pandemie zu tun, sondern mit einer von Menschenhand hervorgerufenen und gesteuerten Katastrophe:

1800: Schätzungen zufolge etwa 1000000 Bewohner  
 1882: 600000 (Schätzung lt. Speiser)  
 1883: 250000 (Schätzung lt. Thomas)  
 1892: weniger als 100000 (*Colonial Office* in London)  
 1911: 65000 (Volkszählung der britischen Regierung)  
 1920: 59000 (*idem*)  
 1935: 45000 (*idem*)<sup>57</sup>

Der scharfe, katastrophentartige Einbruch der Bevölkerungszahlen während des Zeitraums der dritten Phase beschleunigter Globalisierung verweist nicht allein auf die Auswirkungen von Epidemien, die von den Globalisierern eingeschleppt wurden, sondern vor allem auf die Folgen einer rücksichtslosen Ausplünderung der Bevölkerung, die unter sklavereiähnlichen Bedingungen zur Zwangsarbeit in den Plantagen der Globalisierer von den sogenannten „Blackbirds“ herangezogen wurden. Denn in einer Biopolitik brutalsten Ausmaßes wurden die Inselbewohner von regelrechten Menschenjägern – von denen wir auch noch in anderen Teilen der Tropen hören werden – in französische, britische, US-amerikanische, australische und deutsche Kolonien deportiert. Mit langanhaltenden Folgen:

Insgesamt wurden in dieser zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts 100000 Melanesier erfaßt, wobei der größte Teil dieser Männer und Frauen niemals mehr in ihr Geburtsland zurückkehrte. Diesen Blutzoll spürt man noch heute, hundert Jahre danach. Der Eindruck der Verängstigung, der auf diesen Küsten liegt, die Isolierung der Dörfer, die hoch oben in den Flanken der Gebirge angelegt wurden, sprechen noch immer von der verfluchten Zeit, als jedes Auftauchen eines Segels am Horizont bei den Bewohnern Furcht und Schrecken verbreitete.<sup>58</sup>

Gerade in der vierten Phase beschleunigter Globalisierung scheint eine spezifische Sensibilität für all jene Prozesse und Entwicklungen, Zerstörungen

<sup>57</sup> Le Clézio, *Raga*, 47.

<sup>58</sup> Le Clézio, *Raga*, 54.

und Grausamkeiten entstanden zu sein, die sich in der dritten Phase in so starkem Maße beobachten lassen, die aber in der europäischen Geschichtsschreibung lange Zeit bestenfalls ignoriert, zumeist aber – und dies nicht selten bis heute – vorsätzlich eskamotiert und ausgeblendet wurden. Die ästhetische Auseinandersetzung mit früheren Globalisierungsphasen ist zu einem festen Bestandteil der Gegenwartsliteraturen an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert geworden, wofür in der Folge noch ein weiteres, anderen kulturellen Areas entstammendes Beispiel analysiert werden soll. Anders als viele wissenschaftliche Disziplinen wissen die Literaturen der Welt sehr genau, dass sich die aktuelle Phase beschleunigter Globalisierung nur dann adäquat verstehen lässt, wenn man sehr bewusst die gelebten Ereignisse und Vektorisierungen aus früheren Phasen beschleunigter Globalisierung miteinbezieht. *Une mondialisation peut en cacher une autre.*

Die Literaturen der Welt haben dabei längst die Funktion übernommen, diese zerstörerischen Phänomene, Massaker und Massenvernichtungen nicht nur punktuell, sondern in einem transarealen Bewegungszusammenhang aufzunehmen und dabei nicht allein mit den Mitteln und Möglichkeiten eines historiographischen Gedächtnisses beziehungsweise einer geschichtswissenschaftlichen Erinnerungspolitik, sondern auch mit anderen Formen einer Memoria zu experimentieren, die nicht bloß der schieren „Aufarbeitung“ des Vergangenen, sondern weit mehr der Gestaltung von Zukunft zugewandt sind. So heißt es im abschließenden Kapitel „Inseln“ mit unüberhörbar prospektiver Akzentuierung:

Die Insel ist in Wahrheit wohl einer jener Orte, an denen das fixierte Gedächtnis die geringste Bedeutung besitzt. Antillen, Mascarenen, aber auch die Atolle des Pazifik, die Archipele der Gesellschafts-Inseln und von Gambier, Mikronesien, Melanesien, Indonesien. Sie waren so unerträglichen, so abscheulichen Vergewaltigungen und Verbrechen ausgesetzt, daß ihren Bewohnern nichts anderes übrig bleibt, als an einem Punkt in ihrer Geschichte den Blick davon abzuwenden und wieder leben zu lernen, da sie sonst in Nihilismus und Verzweiflung versinken müßten.<sup>59</sup>

Es geht in dieser wichtigen Passage nicht um ein Ausradieren oder ein Verdrängen des Vergangenen und seiner Schrecken, sondern um eine Erinnerungskultur, die im Moment des Vergessens von neuem die Möglichkeit eröffnet, wieder leben zu lernen, um künftig von neuem selbstbestimmt leben zu können. Das Vergangene ist damit nicht verschwunden, sondern viel-

<sup>59</sup> Le Clézio, *Raga*, 123.

mehr im doppelten Wortsinn *aufgehoben*: ein paradox erinnerndes Vergessen, das auf Zukunft zielt und auf die Wiedergewinnung des Lebens aus ist. In diesem wichtigen Gnossem eines ÜberLebensWissens scheint das fundamentale Versprechen der Literatur auf: ein Wissen vom Leben *im* Leben bereitzuhalten, das auflebendige Weise *zum* Leben angeeignet und *für* das eigene Leben fruchtbar transformiert werden kann. Literatur versteht sich hier als LebensMittel<sup>60</sup>.

<sup>60</sup> Vgl. zu dieser wichtigen Dimension von Literatur Ottmar Ette, „LebensMitte(l) Literatur. Vom Lesen des Lebens als Mittel des Lebens: Überlegungen im Anschluss an Honoré de Balzac ‚La Peau de chagrin‘“, in *LebensMittel: Essen und Trinken in den Künsten und Kulturen*, hrsg. von Ottmar Ette, Yvette Sánchez und Veronika Sellier (Zürich: Diaphanes, 2013), 21–46.



## “Gruss aus Steiermark an den Lemensee”

### La correspondance Hugo Schuchardt – Eugène Ritter (1875–1900)

Anne-Marguerite Fryba-Reber (Berne)

RÉSUMÉ : Cette contribution présente l'édition annotée et précédée d'une introduction historiographique de la correspondance échangée entre Hugo Schuchardt (1842–1927) et Eugène Ritter (1836–1928). Cette correspondance, dont la première lettre conservée date de 1875 et la dernière de 1900, comprend huit lettres de Ritter et dix (six en allemand et quatre en français) de Schuchardt. Elle touche à des sujets divers (échanges de publications, requêtes pour autrui, questions institutionnelles) et offre des renseignements sur les deux épistoliers ainsi que sur le milieu romand de l'époque.

MOTS CLÉS : dialectologie; onomastique; philologie romane; généalogie; fondation Diez; Bos, Alphonse; vie intellectuelle en Suisse romande; Bridel, Doyen

SCHLAGWÖRTER : Dialektologie; Onomastik; Romanistik; Genealogie; Diez-Stiftung; französischsprachige Schweiz; intellektuelles Leben

Le réseau épistolaire tissé par le linguiste Hugo Schuchardt s'étend sur plusieurs décennies d'histoire des sciences humaines et touche à des disciplines aussi variées que la linguistique, la philologie, l'ethnographie, la géographie, la botanique, pour n'en citer que quelques-unes. Après l'inventaire rigoureux des archives par M. Wolf<sup>1</sup>, le site *Hugo Schuchardt Archiv* de l'Université de Graz (= HSA) offre dorénavant un accès facile et rapide non seulement à la correspondance adressée à Schuchardt, mais également à toute son œuvre. Sous la direction de B. Hurch, l'équipe de Graz a mis en place un outil différencié dont l'utilisation a pour objectif de reconstituer le réseau scientifique et personnel autour de la personnalité de Schuchardt<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Michaela Wolf, *Hugo Schuchardt Nachlass : Schlüssel zum Nachlass des Linguisten und Romanisten Hugo Schuchardt (1842–1927)* (Graz : Leykam, 1993). Cf. aussi HSA, “Einleitung”.

<sup>2</sup> Pour une présentation récente des archives Hugo Schuchardt, cf. le regard averti de Pierre Swiggers, “Le réseau épistolaire de Hugo Schuchardt (1842–1927) : soixante ans d'histoire de la linguistique. Coup d'œil dans les archives d'un linguiste allotrique”, in *La correspondance entre linguistes : un espace de travail*, sous la dir. de Valentina Chepiga et Estanislao Sofía (Paris : L'Harmattan, 2017), 9–32.

Grâce aux soins portés à la correspondance par plusieurs générations de chercheurs, à commencer par Schuchardt lui-même<sup>3</sup>, par Spitzer ensuite et par bien d'autres après lui, ce trésor épistolaire, tout connu qu'il est des historiographes, est loin d'avoir livré tous ses secrets. Si les noms illustres de la linguistique de la seconde moitié du XIX<sup>e</sup> et du début du XX<sup>e</sup> siècle figurent parmi les correspondants, on y rencontrera aussi des noms tombés dans l'oubli comme celui de Walter Lampmann mentionné dans la correspondance que nous éditons. D'autres sont peu connus comme c'est le cas du Genevois Eugène Ritter, lequel n'est pourtant pas tout à fait inconnu dans le cercle des études schuchardtiennes grâce à Storost qui a édité deux lettres de Ritter dans le cadre de ses recherches autour de la fondation Diez<sup>4</sup>.

Les deux épistoliers se sont exprimés à plusieurs reprises sur les circonstances de leur rencontre mémorable au bord du lac Léman en 1867. Dès la première lettre, Eugène Ritter évoque une promenade à Yvoire et Thonon et précisera, sur un feuillet accompagnant l'avant-dernière lettre de Schuchardt (= [14]), les circonstances de cette excursion estivale. Schuchardt, de son côté, se souvient dans sa réponse (= [2]) des compagnons de l'époque en demandant de leurs nouvelles. Bien plus tard, sur l'incitation de Jakob Jud qui souhaitait connaître son parcours, le maître de Graz lui écrira, dans une lettre du 16 septembre 1917 qu'il était à Genève de mai à la fin de l'année 1867<sup>5</sup>, souvenirs qui ont été confirmés grâce à l'existence d'un fragment précisant les circonstances de sa rencontre avec Gaston Paris<sup>6</sup>. Deux dates sont désormais acquises : le 1<sup>er</sup> août 1867 et le lundi 9 septembre 1867. La première, jour de la fête nationale suisse, un petit groupe d'intellectuels genevois entraînaient le jeune Prussien de vingt-cinq ans dans une escapade qui les mena sur les rives françaises du Léman, d'abord en bateau jusqu'à Yvoire, ensuite

<sup>3</sup> Schuchardt avait publié de son vivant les lettres que lui avait adressées le bascologue Louis-Lucien Bonaparte (1813–1891).

<sup>4</sup> Jürgen Storost, *Hugo Schuchardt und die Gründungsphase der Diezstiftung : Stimmen in Briefen* (Bonn : Romanistischer Verlag, 1992), 88–90.

<sup>5</sup> "Vom Mai 1867 bis Ende des Jahres war ich in Genf", Siegfried Heinemann, "Hugo Schuchardt an Jakob Jud", *Vox Romanica* 31 (1972) : 15.

<sup>6</sup> Nous avons publié ce fragment dans l'annexe 2 de l'article suivant : "Gaston Paris et la Suisse", *Revue des langues romanes* 106 (2002) : 104–6 (105 et 107 : corriger *Thouva* en *Thonon!*). Dans le HSA, une lettre de Charles Morel (3–7486) confirme le rôle de Morel. Signalons que la transcription indique la date du [vendredi] 7 septembre 1874, alors qu'il s'agit du vendredi 7 septembre 1867, comme le montre l'original mis en ligne.

à pied jusqu'à Thonon<sup>7</sup>. L'aîné, Joseph-Marc Hornung s'était pris d'affection pour Schuchardt qui s'en souviendra avec reconnaissance à plusieurs occasions, notamment en 1886, lorsqu'il reçoit la notice nécrologique de Hornung (= [13]), puis dans une lettre du 21 septembre 1909 à Albert Secheyay<sup>8</sup>, enfin dix ans plus tard, lorsqu'il précise à Jud le rôle que Hornung a joué lors de son séjour genevois.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit dankbaren Herzens des Prof. J.-M. Hornung in Genf gedenken. Er war mein Gönner ; er hatte wie andere mir spöttisch zu verstehen gaben 'einen Narren an mir gefressen'. Ein liebenswürdiger, gescheiter, sehr gesprächiger Mann, Gegner von Mommsen. Er brachte mich überall an wo er nur konnte<sup>9</sup>.

Parmi les plus jeunes se trouvaient Ernest Stroehlin, membre du Consistoire et futur historien du protestantisme<sup>10</sup>, Eugène Ritter, secrétaire-adjoint au Consistoire<sup>11</sup> et son frère théologien Charles<sup>12</sup>. La seconde date correspond à

<sup>7</sup> Il faut compter environ 2 à 3 heures pour parcourir à pied la distance entre Yvoire et Thonon (18 km).

<sup>8</sup> Anne-Marguerite Fryba-Reber et Pierre Swiggers, "Autour des 'Principes de la linguistique' : la correspondance Albert Secheyay – Hugo Schuchardt (1909–26)", *Vox romanica* 76 (2017) : 1–23.

<sup>9</sup> Fryba, "Gaston Paris", 105. Fils du peintre Joseph Hornung (1792–1870), le Genevois Joseph Marc Hornung (1822–1884) a enseigné à Lausanne la littérature comparée (1850–1853), puis le droit avant d'être nommé, en 1866, à l'Académie de Genève à une chaire de droit public et pénal. Collègue et ami du philosophe et écrivain Henri-Frédéric Amiel (1821–1881) dont il fut du reste l'exécuteur testamentaire partiel, Hornung a certainement présenté Schuchardt à Amiel, lequel n'a toutefois pas noté le nom du jeune linguiste dans son *Journal intime*. C'est également par l'entremise de Hornung que Schuchardt a connu le poète genevois Henri Blavalet (1811–1870), qui était, en 1867, président de la Section de littérature de l'Institut national genevois.

<sup>10</sup> Successeur de Théophile Droz à la chaire d'histoire des religions à l'Université de Genève (1880–1893), Stroehlin, consacré ministre de l'église de Genève le 8 décembre 1867, soutiendra une thèse à Strasbourg en 1870. Cf. Philippe Borgeaud, "L'histoire des religions à Genève : origines et métamorphoses", *ASDIWAL* 1 (2006) : 13–22.

<sup>11</sup> Établi par Calvin, le Consistoire avait à l'origine la fonction d'un tribunal des mœurs. Se transformant au fil des siècles, cette institution devient, après 1849, l'organe administratif destiné à surveiller les intérêts de l'église protestante. Il est composé de membres de la Compagnie des Pasteurs et de membres laïques, tel Eugène Ritter, qui n'a pas fait d'études de théologie à la différence de son frère Charles. Sur les mutations de l'église à Genève, on consultera Henri Heyer, 1555–1909. *L'Église de Genève. Esquisse historique de son organisation suivie de ses diverses constitutions, de la liste de ses pasteurs et professeurs et d'une table biographique* (Genève : Jullien, 1909).

<sup>12</sup> Charles Ritter (1838–1908) a échangé une correspondance volumineuse avec des philosophes et écrivains de son époque, tels Renan, Taine, Sainte-Beuve et Amiel dont il fut un

l'invitation de Charles Morel à Vevey où Gaston Paris et son hôte accueillirent au débarcadère l'auteur du *Vocalismus des Vulgärlateins* qui arrivait de Genève<sup>13</sup>.

La correspondance comporte dix-huit lettres et cartes postales (dix lettres de Schuchardt à Ritter et huit lettres de Ritter à Schuchardt) et recouvre une période vingt-cinq ans (1875–1900) comportant quatre interruptions : 1. 1875–1877 (= [1–4]), 2. 1883 (= [5–9]), 3. 1886 (= [10–16]), 4. 1894 (= [17]) 5. 1900 (= [18])<sup>14</sup>. Grâce à la passion des archives commune aux deux savants, les lettres conservées à Genève et à Graz<sup>15</sup> permettent de reconstituer les enjeux du dialogue entre l'érudit genevois et le maître de Graz. Sans contenir des révélations fracassantes, elles ne sont pas dénuées d'intérêt, en particulier pour l'histoire de la romanistique : échanges de travaux scientifiques et demandes de comptes rendus, conseils bibliographiques pour autrui, état de la philologie romane en Suisse romande, fondation Diez, liens personnels de Schuchardt avec la Suisse, autant de préoccupations que nous révèle cette correspondance entre les deux savants dans ce dernier quart du XIX<sup>e</sup> siècle.

La première lettre nous apprend que Schuchardt a fait un compte rendu des *Recherches sur le patois de Genève*, ce dont Ritter le remercie pour s'empres- ser aussitôt de lui envoyer un second opuscule sur les noms de famille. Par la même occasion, il lui annonce un travail en cours (il s'agit d'une étude sur la chanson nationale genevoise dont l'édition paraîtra vingt-cinq ans plus tard<sup>16</sup>). Cette lettre (= [1]) nous apprend également que Ritter regrette n'avoir ni le 'goût' ni l'aptitude pour faire une étude scientifique du patois genevois,

proche. À la mort de son frère cadet, Eugène Ritter a publié des extraits de cette correspondance : *Charles Ritter, ses amis et ses maîtres. Choix de lettres* (Lausanne : Payot, 1911).

<sup>13</sup> Charles Morel (1837–1902) est un ami de longue date de Gaston Paris qu'il a connu à Bonn et avec qui il a cofondé la *Revue critique d'histoire et de littérature* en 1866. En 1867, il se trouve à Paris où il est répétiteur de la conférence de philologie latine et d'antiquités romaines à l'*École des Hautes études*, cf. Fryba, "Gaston Paris", 90–1.

<sup>14</sup> La liste chronologique des lettres figure dans l'Appendice.

<sup>15</sup> Il est probable que certaines missives se soient perdues, en particulier entre 1867 et 1875. Les lettres de Schuchardt sont conservées à la BGE, ms.fr. 2560, f. 368–383, celles de Ritter au HSA. Elles nous ont été transmises sous forme de scans. Nous remercions les deux institutions de nous avoir donné l'autorisation de publier ces lettres.

<sup>16</sup> Les références bibliographiques exactes figurent dans l'édition des lettres.

comme souhaité par Schuchardt en conclusion de son compte rendu<sup>17</sup>, d'où cette autoappréciation de la part de Ritter :

Il faudrait en effet aller étudier le patois chez les paysans, le comprendre dans leur bouche, le leur parler, mais quand on ne sait pas le patois par tradition d'enfance, il faut pour l'étudier plus tard, pour le saisir avec justesse dans toutes les nuances de la prononciation, il faut une oreille plus délicate et plus fine que la mienne. Je ne saurais non plus aller courir les villages, me lier d'entretien avec le tiers et le quart, que voulez-vous ? Je suis un homme de cabinet.

On constatera que l'heure de la linguistique de terrain n'a pas encore sonné à Genève, même si on a l'impression que Ritter est parfaitement au courant des qualités requises en dialectologie (rôle de l'ouïe, déplacements sur le terrain, fréquentation d'autres milieux sociaux). Le second travail dont il est question dans cette première lettre est un opuscule sur les *Noms de famille*<sup>18</sup>, sujet traité par Ritter dès 1866 en marge de sa fonction de secrétaire-adjoint du Consistoire (1863–1881), bien avant sa nomination définitive à la chaire d'histoire de la langue française (1874). L'érudit genevois serait-il un précurseur de l'onomastique romande ? Si l'on en croit le profit que la génération suivante, celle des maîtres d'œuvre des grands dictionnaires et atlas, a tiré des opuscules de Ritter, la réponse pourrait bien être positive<sup>19</sup>. Conscient du handicap d'être "autodidacte, avec tous les inconvénients qui en résultent" comme il le confie à Schuchardt dans la lettre [3], Ritter se rendra compte rétrospectivement que ce qu'il considérait comme une faiblesse ne l'avait pas pour autant empêché de faire une carrière scientifique et institutionnelle, ni, finalement, d'avoir été reconnu par l'Institut de France qui lui décerna le titre de correspondant en 1918<sup>20</sup>. En 1875 pourtant, son souci majeur est

<sup>17</sup> "Sollte er [Ritter] nicht die Neigung und die Fähigkeit zu einer wissenschaftlichen Darstellung dieses Idioms besitzen ?" Hugo Schuchardt, \*Ritter, Recherches, *Literarisches Centralblatt für Deutschland* 33 (1875) : 1078. Les deux comptes rendus que Schuchardt a rédigés sur des publications de Ritter se trouvent en ligne sur le site HSA.

<sup>18</sup> Les références exactes figurent dans l'édition de la correspondance. Cf. *infra*.

<sup>19</sup> Nous avons esquissé par ailleurs le rôle institutionnel de Ritter, à qui la faculté des lettres doit notamment les nominations d'Ernest Muret et de Ferdinand de Saussure en 1891. Cf. Anne-Marguerite Fryba-Reber, *Philologie et linguistique romanes : institutionnalisation des disciplines dans les universités suisses (1872–1945)* (Leuven, Paris et Walpole MA : Peeters, 2013), 280–4.

<sup>20</sup> Dans son esquisse autobiographique, Ritter s'exprime sur son *cursum honorum* en ces termes : "Mes travaux sur l'histoire ecclésiastique et littéraire de la Savoie m'avaient fait élire membre correspondant, honoraire, ou agrégé, de sept Sociétés savantes de Savoie et d'Italie. La publication des lettres de Roumanille à V. Duret m'avait valu le titre de *soci* du félibrige. L'Université de Lausanne m'avait nommé docteur ès lettres, *honoris causa* [en 1904]. Tout cela

d'être à la hauteur de sa fonction académique. Dans son *Esquisse autobiographique*, Ritter se souvient de cette période en ces termes :

Je fis paraître la leçon d'ouverture de mon cours, des *Recherches sur le patois de Genève*, la notice d'un manuscrit français du xv<sup>e</sup> siècle, trois ou quatre articles de revue ; j'envoyai à M. Littré quelques remarques pour le Supplément de son Dictionnaire<sup>21</sup>.

Notons que cette première lettre conservée est, semble-t-il, restée sans réponse (connue) de la part de Hugo Schuchardt, à cette époque professeur de philologie romane à Halle (du 1<sup>er</sup> avril 1873 au 30 septembre 1876<sup>22</sup>) où il poursuit principalement ses recherches dans le domaine de la linguistique romane et parallèlement découvre le celtique, comme en témoigne son séjour au Pays de Galles durant l'été 1875 consigné dans ses *Keltische Briefe* (1876 et 1878).

Deux ans plus tard Schuchardt adressera à Ritter un appel à contribution depuis Graz (= [2]) en faveur de la fondation Diez dont le caractère international lui tient tout particulièrement à cœur<sup>23</sup>. Mine de renseignements sur l'état de la philologie et de la linguistique en Suisse romande, la réponse de Ritter nous apprend que Jules Cornu (qui vient d'être nommé professeur extraordinaire de philologie romane à Bâle<sup>24</sup>) avait devancé Schuchardt en demandant, au printemps 1877, à Ritter de se charger des souscriptions genevoises. Ce que le Genevois fit en envoyant une contribution personnelle et en insérant un article dans le *Journal de Genève* qui n'eut, nous révèle-t-il, aucun écho, le nom de Diez étant inconnu parmi le "public cultivé". Déplorant

s'était fait avec simplicité, et sans démarches de ma part", Eugène Ritter, *Esquisse autobiographique* (1836–1928) (Genève : Villard & Rabot, 1929), 57.

<sup>21</sup> Ritter, *Esquisse*, 51.

<sup>22</sup> Sur les raisons qui ont poussé Schuchardt à accepter la chaire de Graz, cf. HSA sous Hugo Schuchardt, *Lebensdokumente*.

<sup>23</sup> "En dehors de son but propre, qui est elle-même, la science peut en avoir d'autres ; il n'y en a certainement pas de plus noble que celui-ci : rapprocher et réconcilier les peuples. *La vraie science est internationale*, et en dépit d'autres internationales, rouge ou noire, elle considère ce titre comme un titre d'honneur", Hugo Schuchardt, "Chronique", *Romania* 6 (avril 1877) : 311 [nous soulignons]. L'argument du caractère international de la science avancé par Schuchardt (en opposition à l'initiative berlino-prussienne lancée par Adolf Tobler en février 1877) trouvera des échos en Suisse pendant plusieurs générations. À Lausanne, lors de l'inauguration de l'Université, le philosophe Charles Secrétan (1815–1895) dénombre quatre internationales, rouge, noire, dorée et blanche, cette dernière étant celle des esprits, Fryba, *Philologie*, 213–4. À Berne, Karl Jaberg (1877–1958), lecteur assidu de Schuchardt, saisira plusieurs occasions pour affirmer hautement le caractère international de la science, Fryba, *Philologie*, 343–5.

<sup>24</sup> Fryba, *Philologie*, 153–6.

l'isolement dans lequel travaillent les savants des six cantons romands, Ritter exprime son enthousiasme devant le projet de Schuchardt en l'assurant notamment de sa présence aux congrès à Rome, ce qu'il confirmera du reste dans un article de la *Revue politique et littéraire*<sup>25</sup> [4]. Enfin, grâce aux efforts de Ritter, l'Institut national genevois, société savante fondée par l'homme politique radical James Fazy, versera une contribution à la Fondation Diez et de nombreuses années plus tard, Ritter saisira l'occasion du centenaire de la naissance de Diez pour rendre hommage, le 15 mars 1894, au fondateur de la philologie romane dans un discours à l'Institut national genevois, dont il est entre-temps devenu vice-président avant d'être à la tête de cette prestigieuse institution genevoise (de 1895 à 1902). Cherchant à expliquer le peu de réactions à son appel à Genève, Ritter invoque deux raisons, l'une d'ordre institutionnel, l'autre d'ordre politique. La première raison est l'absence d'une chaire de philologie romane au sein de la faculté des lettres jusqu'en 1873, date à laquelle Ritter inaugure le cours d'histoire de la langue française en insistant sur "la méthode historique et comparative qui renouvelle depuis quarante ans l'étude de la langue française"<sup>26</sup>. La seconde raison invoquée est liée au système cantonal suisse et à l'esprit de concurrence régnant entre les différents cantons ou centres culturels romands dans ce dernier quart du XIX<sup>e</sup> siècle<sup>27</sup>. On se demandera toutefois pourquoi Ritter a omis, dans cet aperçu, de mentionner le nom de son collègue neuchâtelois avec qui il correspondait. Cyprien Ayer avait, dès 1851, cherché à adapter, dans les manuels scolaires de Suisse romande, l'héritage de la grammaire générale à la nouvelle méthode historique de Diez, ce que Ritter n'ignorait pas et pour cause : à partir de 1875, il rend régulièrement compte de divers ouvrages du Neuchâtelois dans la presse romande<sup>28</sup>.

<sup>25</sup> "Saluons donc dans la *Fondation Diez* une institution qui doit contribuer à l'union de tous ceux qui, dans les divers pays de l'Europe, continuent l'œuvre du professeur de Bonn. Il faut souhaiter qu'elle arrive à être dirigée internationalement, et surtout qu'elle puisse servir de point de départ à des congrès de romanistes qui, suivant l'heureuse proposition de M. Hugo Schuchardt, auraient lieu à Rome même". Nous avons reproduit l'appel de Ritter dans l'Annexe. Cf. aussi Schuchardt, "Chronique", 313.

<sup>26</sup> Eugène Ritter, *Cours d'histoire de la langue française* (Genève : Ramboz et Schuchardt, 1876), 7.

<sup>27</sup> En particulier entre Genève et Lausanne. Sur l'antagonisme entre le naturaliste Carl Vogt et le littéraire Eugène Rambert. Cf. Fryba, *Philologie*, 258–60.

<sup>28</sup> Sur le grammairien et dialectologue gruérien Ayer, cf. Anne-Marguerite Fryba-Reber et Pierre Swiggers, eds., *L'œuvre scientifique de Cyprien Ayer (1825–1884)* (Leuven : Peeters, 2013). Les comptes rendus de Ritter sont signalés p. 26, 27 et 28. Ce recueil contient également la

Six ans plus tard, au lendemain des fêtes de Carnaval dont il ressent encore les effets au moment où il prend la plume, Schuchardt communique à Ritter une requête d'un de ses correspondants français, Alphonse Bos, à la recherche d'une grammaire allemande rédigée en français sur le modèle des grammaires latines et comportant si possible l'explication des racines allemandes en français [5]. S'étonnant que Bos ne se soit pas adressé à un de ses collègues parisiens, Schuchardt demande conseil à Ritter qui lui fournit aussitôt la référence d'un dictionnaire étymologique des racines allemandes, répondant ainsi au second volet de la demande de Bos (= [6]). Après avoir communiqué l'adresse de ce dernier, Schuchardt réitère sa demande concernant la grammaire (= [7, 8]), à laquelle Ritter répond en indiquant le cours gradué de son collègue Krauss (= [9]). Ces allers-retours entre Graz et Genève en l'espace de quinze jours s'expliquent par la difficulté de joindre Bos. Ce romaniste n'était pas seulement philologue, mais aussi médecin de la Compagnie des Messageries maritimes. Domicilié à Marseille à partir de 1884, il se trouverait "presque toujours en pleine mer", où il fait "ses études philologiques", apprend-on dans la lettre (= [8])<sup>29</sup>.

Une nouvelle pause de trois ans prend fin en juin 1886 avec l'envoi de *Romanisches et Keltisches* accompagné de la demande d'en rendre compte dans une revue suisse (= [10, 11]). Depuis Vichy où il se trouve en cure et où il découvre le recueil de dix-sept articles (= [12]), Ritter s'enquiert auprès de Schuchardt sur son ascendance vaudoise du côté maternel, ce que ce dernier s'empresse de préciser en réitérant son "attachement" à la terre natale de son grand-père, le botaniste Samuel Elisée Bridel et de son grand-oncle, le Doyen Bridel : "J'ai donc un attachement pour la Suisse romande comme on en a pour son pays natal", affirme-t-il dans la lettre (= [13]). Ayant eu vent, dès 1883, du projet d'ériger un monument à son grand-oncle (= [5]), il fait part à Ritter de son souhait d'assister à l'inauguration (= [5, 13]), mais l'affaire "traîne encore, comme font beaucoup de choses dans le canton de Vaud, et ailleurs", répond Ritter (= [14]). Il faudra patienter encore bien des années avant que le buste du Doyen Bridel soit inauguré dans l'enceinte du temple Saint-Vincent de Montreux où il se trouve toujours<sup>30</sup>. Formés dans des foyers scientifiques

correspondance de Cyprien Ayer à Eugène Ritter (1874–1881).

<sup>29</sup> Ce proche de la revue *Romania*, avait fait connaissance avec Gaston Paris et Paul Meyer en 1875 à Florence où il avait découvert un manuscrit auquel Schuchardt fait allusion et qu'il publia avec Gaston Paris. Cf. sa nécrologie par Paul Meyer dans *Romania* 42 (1913) : 144.

<sup>30</sup> L'inauguration du monument du Doyen Bridel à Montreux a eu lieu le 18 octobre 1891. Nous ignorons si Schuchardt y a assisté. On trouvera le récit de cette journée dans le *Conteur*

en France ou en Allemagne, les romanistes suisses de la génération suivant celle de Ritter ne manqueront d'ailleurs pas de rendre un hommage appuyé à Schuchardt rappelant son ascendance vaudoise dans la dédicace des *Étrennes helvétiques*<sup>31</sup> :

A Monsieur Hugo Schuchardt sont dédiées ces études de dialectologie romande à l'occasion du soixante-dixième anniversaire de sa naissance par quelques linguistes qui, sans avoir eu le privilège d'entendre ses leçons, s'efforcent de s'inspirer de ses féconds enseignements pour continuer l'œuvre inaugurée en Suisse par son grand-oncle, le doyen Bridel.

G. Bertoni, J. Cornu, L. Gauchat, K. Jaberg, J. Jeanjaquet, J. Jud, E. Muret, E. Tappolet, H. Urtef.

L'importance que revêt, aux yeux de Schuchardt, ce lien généalogique (ailleurs il dira appartenir à un quart à la Suisse romande<sup>32</sup>) s'explique-t-elle par la simple coïncidence de voir figurer, dans la galerie de ses ancêtres, un grand-oncle dialectologue? Ce lien n'est-il pas tout autant l'expression de l'amour qu'il porte à sa mère, à qui est dédié le recueil *Romanisches und Keltisches*<sup>33</sup> et avec qui il passe l'été 1886 après le décès de son père? "Nous avons de la peine à supporter la séparation", avoue-t-il (= [16]) regrettant de ne pas la voir près de lui à Graz. Toujours dans cette lettre, Schuchardt confie à Ritter se trouver dans une de ces phases de "neurasthénie" qui le paralyse dans ses activités.

La correspondance s'achève sur deux missives de Schuchardt : en 1894 (= [17]), Schuchardt recommande à Ritter un de ses étudiants qui souhaite faire un séjour à Genève. En 1900 (= [18]), six mois après le décès de sa mère (15 juin 1899), Schuchardt remercie Ritter pour un envoi et exprime son souhait de revoir bientôt le lac Léman.

Ne couvrant qu'une période limitée de l'activité des deux savants, le caractère anecdotique et fragmentaire de la correspondance n'enlève en rien

*vaudois* 29, N° 43 (24.10.1891).

<sup>31</sup> "Étrennes helvétiques offertes à M. Hugo Schuchardt", *Bulletin du Glossaire des Patois de la Suisse romande* 10–12 (Zurich : Bureau du Glossaire, 1911–1913).

<sup>32</sup> On trouve de nombreuses traces de la référence à son grand-oncle maternel dans ses travaux et dans sa correspondance. Dans une lettre à Albert Secheyne (21. 11. 1909) par exemple, Schuchardt se présente comme "à un quart romand" : "Ich gehöre zu einem Viertel der französischen Schweiz an", Fryba-Reber et Pierre Swiggers, "Autour des 'Principes de la linguistique'", 15

<sup>33</sup> "Meiner lieben Mutter zum Geburtstag". Dans sa nécrologie, Elise Richter a souligné le rapprochement opéré par Schuchardt entre l'amour divin et l'amour maternel, tous deux infinis, *Romanisches*, 419.

l'intérêt qu'elle représente pour la reconstitution du réseau schuchardtien, "où la science vibre dans toute son épaisseur, objective et subjective"<sup>34</sup>. En réalité il s'agit ici de la rencontre de deux réseaux, le réseau d'Eugène Ritter restant à découvrir et à exploiter.<sup>35</sup>

## Édition des lettres

1

[HSA 09674 00001-00003]

Champel près Genève, 22 sept<sup>e</sup> 1875

Monsieur le Professeur,

En souvenir des relations trop courtes que nous avons eues il y a 8 ou 9 ans, quand nous avons fait avec M.M. Hornung et Stroehlin une promenade à Yvoire et Thonon, je vous avais adressé un petit opuscule que j'ai publié sur le patois de Genève<sup>36</sup>. Vous en avez rendu compte dans le *Litterarisches Centralblatt*<sup>37</sup> : c'est ce qui m'encourage à vous envoyer un autre travail, un peu plus considérable, sur les noms de famille en France<sup>38</sup>.

Vous vous demandez pourquoi je ne ferais pas sur le patois de mon pays une monographie définitive, un travail étendu et complet. Hélas ! il me manque deux choses | pour cela : *Die Neigung und die Fähigkeit*. Il faudrait en effet aller étudier le patois chez les paysans, le comprendre dans leur bouche, le leur parler, mais quand on ne sait pas le patois par tradition d'enfance, il faut pour l'étudier plus tard, pour le saisir avec justesse dans toutes les nuances de la prononciation, il faut une oreille plus délicate et plus fine que la mienne. Je ne saurais non plus aller courir les villages, me lier d'entretien avec le tiers et le quart ; que voulez-vous ? Je suis un homme de cabinet.

<sup>34</sup> Swiggers, *op.cit.*, 10.

<sup>35</sup> Nous avons édité les lettres d'Ayer ainsi que celles de Clédat à Ritter, cf. "La correspondance de Cyprien Ayer à Eugène Ritter (1874-1881)", dans Fryba et Swiggers, *L'œuvre scientifique*, 101-18 et "Léon Clédat et Eugène Ritter, riverains du Rhône", dans Peter Lauwers et Pierre Swiggers, *L'œuvre grammaticale et linguistique de Léon Clédat* (Leuven : Peeters, 2010), 179-98.

<sup>36</sup> Eugène Ritter, "Recherches sur le patois de Genève", *Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire et d'archéologie de Genève* 19 (1875) : 41-59. Également paru en tiré à part en 1875, 23 p.

<sup>37</sup> Schuchardt, "Ritter, Recherches, 1078.

<sup>38</sup> Eugène Ritter, *Les noms de famille*, Collection philologique, 5<sup>e</sup> fascicule. Recueil de travaux originaux ou traduits relatifs à l'histoire littéraire, avec une préface de Michel Bréal (Paris : A. Franck, 1875). Le compte rendu de Schuchardt se trouve dans *Literarisches Centralblatt für Deutschland* N<sup>o</sup> 12 (1876) : 406.

Au reste, la brochure que vous avez eue n'est dans mon esprit qu'un premier fascicule que j'espère faire suivre de quelques autres. Je prépare, en ce moment, par exemple, une réimpression du *Céquelaino*<sup>39</sup>. Quoique cette chanson ait été imprimée à bien des reprises, on n'en a pas encore une bonne édition. |

En me recommandant à votre bon souvenir, je vous prie, Monsieur le professeur, d'agréer l'expression de mes sentiments les plus distingués.

Eugène Ritter

2

[BGE ms. fr. 02560 f. 368bis r/v, f. 369 r/v]

Graz 15. Okt. 77

Verehrter Herr!

Von allen Herren, welche ich vor 10 Jahren in Genf kennen lernte, sind Sie der Einzige, mit dem ich später wieder einmal in Berührung gekommen bin. Und dies zwar aus einem guten Grund, – weil unsere wissenschaftlichen Interessen zum grossen Theil dieselben sind. Sie werden sich daher nicht wundern, | wenn ich mich mit einer Bitte an Sie wende welche sich auf eine Angelegenheit bezieht, die mir ausserordentlich am Herzen liegt, ich meine nämlich die Angelegenheit der Diezstiftung. Der *internationale* Charakter, welchen ich für diese Stiftung immer durchaus nothwendig hielt, scheint ihr nun gesichert<sup>40</sup>. Die Italiener welche bisher Beiträge gegeben haben, haben dies nur unter der Bedingung gethan, dass die römische Akademie bei Aufstellung der Statuten mit zugezogen würde. In England | hat sich ebenfalls ein Comité gebildet (Max Müller, Prinz Bonaparte u.s.w.), welches von der Ansicht ausgeht, dass die definitive Organisation der Stiftung von den verschiedenen Comités berathen werden müsste. – Meine Bitte geht nun dahin, dass Sie in der Schweiz, diesem Lande, welches drei romanische Nationalitäten und die deutsche umschliesst, für Theilnahme an der Diezstiftung wirken möchten. Auch ein geringer Erfolg wird immer willkommen sein.

<sup>39</sup> Le *Céquelaino* (ou *Cé qu'è laino*, "Celui qui est là-haut") est une chanson commémorant la victoire des Genevois contre l'attaque du Duc de Savoie dans la nuit de 11 au 12 décembre 1602. Elle est chantée tous les ans lors de la fête de l'Escalade. Ritter consacre plusieurs notices aux récits de cet événement et proposera, vingt-cinq ans après l'annonce faite à Schuchardt, une édition du *Céquelaino*, Eugène Ritter, *La chanson de l'Escalade en langage savoyard, publiée avec d'autres documents sur cette entreprise* (Genève : Kündig, 1900).

<sup>40</sup> L'appel en question se trouve dans la *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* du 18 février 1877 (= HSA, Schuchardt-Werk Nr. 090).

Was machen meine | Freunde Henri Blanvalet, Prof. Hornung, Dr. Lampmann<sup>41</sup>?  
Ich hätte gern gehört, ob sie am Leben und wohlauf sind.

Mit hochachtungsvollsten Grüßen,  
Ihr ergebenster  
Hugo Schuchardt

3<sup>42</sup>

[HSA 09675 00004-00009]

Malagnou près Genève  
21 octobre 1877

Monsieur,

Je vous remercie du bon souvenir que vous avez gardé des trop courtes relations que nous avons eues pendant votre séjour à Genève. Mon ami M. Hornung, à qui j'ai communiqué le passage de votre lettre où vous me parliez de lui, me charge de vous transmettre ses compliments. Il m'a dit que W. Lampmann est mort depuis quelques années, il buvait et fumait trop, son cerveau en a été malade et il a perdu l'intelligence avant de perdre la vie.

M. Blanvalet est mort aussi, et M. Hornung se propose de vous envoyer la notice nécrologique qu'il a écrite sur cet homme aimable<sup>43</sup>.

M. le professeur Cornu m'avait écrit pour me demander de me charger de recueillir les souscriptions genevoises pour la fondation Diez. J'ai fait insérer à ce sujet, dans le *Journal de Genève*, au printemps dernier, un article qui n'a produit absolument aucun effet<sup>44</sup>; je n'ai à envoyer à | M. Cornu que ma modeste souscription personnelle. Vous voyez qu'il n'y a pas même ce *geringer Erfolg* dont vous vous contenteriez, me dites-vous, et qui a été obtenu, par exemple, à Halle, comme me l'écrit

<sup>41</sup> Les archives Schuchardt font état de deux lettres de W. Lampmann (datées du 09.11.1867 et du 07.12.1867, envoyées de Genève et rédigées en allemand). Cf. également Wolf, *Hugo Schuchardt Nachlass*, 248.

<sup>42</sup> De larges extraits de cette lettre ont été publiés par Jürgen Storost, *Hugo Schuchardt und die Gründungsphase der Diezstiftung. Stimmen in Briefen* (Bonn : Romanistischer Verlag, 1992), 88–90. On consultera également les notes biographiques de Storost sur les personnes mentionnées.

<sup>43</sup> Hornung a signé la rubrique 'Notice nécrologique sur divers membres' dans le *Bulletin de l'Institut national genevois* 16, n° 35 (1870) : 31–346, mais la notice nécrologique consacrée au poète Henri Blanvalet est signée Antoine Carteret, "Notice biographique sur Henri Blanvalet", *Bulletin de l'Institut genevois* 16, n° 35 (1870) : 347–61.

<sup>44</sup> "Un comité vient de se former en Allemagne pour honorer la mémoire de F. Diez par la création d'un fonds destiné à récompenser et encourager, sans distinction de nationalité, les auteurs de travaux relatifs aux langues romanes. M. le professeur Eugène Ritter, à Malagnou, s'est chargé de transmettre au comité de Berlin, les dons qui pourraient lui parvenir de Genève pour la *fondation Diez*", *Journal de Genève*, 29 avril 1877.

un de mes anciens étudiants, avec lequel je suis resté en correspondance depuis deux ans : "L'autre jour – c'est le 29 juillet dernier que m'écrivait ce jeune homme, M. Warncke – nous avons un concert pour la Diez-Stiftung; mais, quoique Mme Suchier elle-même chantât, il n'était pas bien fréquenté; je n'ai compté que six ou huit étudiants; le reste était composé de femmes et de filles de professeurs".

Si vous me demandez les causes de la froideur glaciale avec laquelle mon appel a été entendu à Genève, il me sera facile de vous répondre, mais ce sera un peu long.

Avant 1873, il n'a pas été donné dans notre Université – ou Académie, comme on l'appelait alors – un seul cours sur la grammaire comparée et l'histoire des langues romanes, ou sur l'ancien français. Je le sais trop, moi qui n'ai | été mis au courant des progrès qui ont été faits en ce siècle dans cet ordre d'études, que sept ans après avoir quitté les lares de la triste *faculté des lettres* que nous avions en 1855; moi qui, à cause de cela ai été un autodidacte, avec tous les inconvénients qui en résultent, et j'ai tous les jours une occasion nouvelle de les déplorer. Il suit de là que le nom de Diez, dans notre public cultivé, est le nom d'un inconnu.

Genève a donné naissance à une belle suite de savants distingués dans les sciences physiques et naturelles; mais M. Adolphe Pictet est le seul savant genevois qui se soit distingué par des travaux linguistiques; il était sourd, vivait isolé, et n'a point formé d'élève. Depuis quelques années, un certain nombre de jeunes gens, appartenant comme lui à quelques riches familles de notre aristocratie genevoise, M. Édouard Naville, égyptologue; M.M. Léopold Favre et Ferdinand de Saussure, indianistes; M. Camille Favre, anc. élève, je crois, de l'École des Chartes de Paris; M. Turretini, japanologue, si j'ose employer ce mot, se sont voués à l'étude des langues et des | littératures. Mais nous n'avons pas à Genève de société qui réunisse les hommes qui s'intéressent aux études de ce genre, et qui leur permette de se rencontrer et d'apprendre à se connaître les uns les autres. Il y a dans notre ville de pareilles sociétés pour la géographie, pour les beaux-arts, pour l'histoire locale, pour les sciences physiques et naturelles; il n'y en a pas pour les sciences que cultivait Diez, et qui ont aujourd'hui pour maîtres, Gaston Paris, Max Müller, Bartsch, Ascoli et faute de foyer, il n'y a pas de feu. Chacun travaille dans son cabinet, correspond avec les savants étrangers; et moi-même, par exemple, modeste bourgeois qui vis avec ma femme, mes enfants, quelques amis, je ne fréquente pas le monde brillant auquel les jeunes gens de nobles familles dont je vous ai dit les noms appartiennent par droit de naissance. Beaucoup plus âgé qu'eux tous, – je suis né en 1836 – je n'ai pu les connaître dans ces années de la jeunesse où les relations s'établissent plus facilement. Les circonstances politiques ne sont pas favorables à un rapprochement; mais j'ai déjà dépassé la longueur permise | et je vous épargne un cours d'histoire genevoise contemporaine. Si je cherche à voir au-delà du petit horizon genevois, je ne découvre rien de plus satisfaisant. Les six cent mille âmes de la Suisse française sont réparties entre six cantons qui forment chacun un petit tourbillon intellectuel<sup>45</sup>;

<sup>45</sup> Dans l'ordre alphabétique, il s'agit de Berne, Fribourg, Genève, Neuchâtel, Valais et Vaud (le Jura n'étant un canton à part entière que depuis 1979). En 1877, les petits tourbillons in-

dans chaque petit canton on fait bande à part; il n'y a pas de communication de l'un à l'autre. Une initiative qui partirait de Genève n'aurait point d'écho à Lausanne et à Neuchâtel. Tous ces isolements engendrent l'impuissance.

Je n'en suis que plus disposé à saluer avec applaudissement votre œuvre, qui sur un théâtre plus vaste, sur celui de l'Europe, tend à réunir des esprits plus profondément divisés que ceux de notre petit pays, à faire marcher la main dans la main Allemands et Français. Vous me paraissez avoir mis le doigt sur le nœud de la question en disant que c'est en Italie qu'ils se verront ensemble avec le plus de plaisir. J'ai lu avec une vive sympathie votre bel article traduit par la *Romania*<sup>46</sup>. S'il y a un congrès de romanistes à Rome, je m'empresserai | d'y prendre part, et parmi tous ceux à qui je serai heureux de serrer la main, vous êtes au premier rang; je conserve un souvenir reconnaissant de la bienveillante indulgence que vous m'avez témoignée dans vos articles sur deux de mes opuscules. Je vous envoie en même temps que cette lettre un article sur la *grammaire française*<sup>47</sup>, que j'ai publié il y a quelques mois dans une revue parisienne.

Je vous prie, Monsieur, d'agréer l'assurance de mes sentiments les plus distingués  
Eugène Ritter

4

[HSA 09676 00010-00011]

Malagnou près Genève  
19 décembre 1877

Monsieur,

Je vous envoie avec cette lettre un numéro de la *Revue politique et littéraire* de Paris où vous trouverez, aux deux dernières pages, un court article sur la Fondation Diez, que j'y ai fait insérer<sup>48</sup>.

Je l'avais communiqué le 17 novembre dernier à la Section de Littérature de l'Institut genevois, qui a décidé d'allouer à la fondation Diez une modeste souscription de cent francs.

Tout cela est peu de choses, et | je regrette vivement de n'avoir pas plus d'influence.

Agrérez, Monsieur, l'assurance de mes meilleurs sentiments  
Eugène Ritter

lectuels auxquels Ritter fait allusion émanent des institutions académiques (universités à Berne et à Genève ou académies à Fribourg, Neuchâtel et Lausanne), des sociétés savantes et des revues, dont la célèbre *Bibliothèque universelle et revue suisse*.

<sup>46</sup> "Chronique", *Romania* 6 (1877) : 311–3. Il s'agit de la traduction de l'appel lancé par Schuchardt dans la *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*.

<sup>47</sup> Eugène Ritter, "L'école de Vaugelas et la philologie moderne", *Revue politique et littéraire* 2<sup>e</sup> série, 13 (1877) : 103–8.

<sup>48</sup> *Revue politique et littéraire* 2<sup>e</sup> série, 23 (1877), 551–2. Cf. Annexe.

5

[BGE ms. fr. 02560, f. 370 r/v, f. 371 r]

Graz, 26 Jänner 1883

Verehrtester Herr Kollege,

Ich habe eine Bitte an Sie, durch deren baldige Erfüllung Sie mich sehr verpflichten würden.

A. Bos, der Mitherausgeber der altfranz. *Vie de S. Gilles*<sup>49</sup> (von Stand ist er Marinearzt), dem ich sehr gern einen Dienst erweisen würde, hat mich gebeten ihm eine französisch geschriebene *deutsche Grammatik* anzugeben, welche die Regeln, die Syntax u.s.w. enthalte. Er ist mit den Lehrbüchern, die er bisher in die Hand genommen, unzufrieden, er will keine praktischen Uebungen, sondern Etwas "à peu près comme nos grammaires latines". | Ausserdem möchte er : "un livre contenant les racines allemandes avec l'explication des mots en français".

Dieses Verlangen, welches er wohl eher hätte befriedigen können, wenn er sich an Ch. Joret<sup>50</sup> oder einen der deutschkundigen Pariser Gelehrten gewandt hätte, setzt mich in grosse Verlegenheit. Ich habe gedacht, Bücher wie A. Bos sie wünscht, müssten am Ersten in der Schweiz zu finden sein und so werden Sie es begreiflich finden, dass ich in dieser kuriosen Angelegenheit, Sie um Rath angehe, dessen Liebenswürdigkeit ich erprobt habe.

Vielleicht können Sie, selbst nicht fähig, mir auf die Spur zu helfen, mich an eine andere Adresse verweisen. Nur möchte ich die Sache bald erledigen; Bos ist, wie gesagt, Schiffarzt und als solcher nur immer | kurze Zeit in Marseille.

Ich sage Ihnen im Voraus meinen besten Dank und bin in vollkommener Hochachtung  
Ihr ergebenster  
Hugo Schuchardt

Verzeihen Sie dass ich Ihnen deutsch geschrieben habe; ich bin heute – in Folge von einem Faschingsvergnügen<sup>51</sup> – so ermüdet, dass mir der Gebrauch fremder Sprachen etwas unbequem ist.

Ich höre dass meinem Grossonkel, dem Doyen von Montreux P. Bridel, dort in diesem Sommer ein Denkmal gesetzt werden soll. Fiele das in die Ferien, so käme ich vielleicht zu dieser Gelegenheit hin; haben Sie etwa vernommen, wann das statt haben wird?

<sup>49</sup> *La Vie de saint Gilles par Guillaume de Berneville, poème du XII<sup>e</sup> siècle, publié d'après le manuscrit unique de Florence*, par Gaston Paris et Alphonse Bos (Paris : Firmin-Didot, 1881).

<sup>50</sup> Charles Joret, historien de la littérature, philologue, dialectologue et botaniste, a donné son nom à la ligne Joret, partageant le normand septentrional du normand méridional. (Il y a une lettre de lui datant de 1887 dans le HSA : Bibl. Nr. 05144.)

<sup>51</sup> On trouvera sur le site HSA une photo du jeune Schuchardt en costume de carnaval (sous : Hugo Schuchardt, Bilder).



## 6

[HSA 09677 00012-00014]

[30.1.1883]

Monsieur et cher collègue,

Parmi les ouvrages que je connais, je ne puis vous recommander que :

Dictionnaire étymologique des racines allemandes, avec leur signification française et leurs dérivés classés par familles, par Eichhoff et de Suckau. Paris, lib. Thiériot. 1855. xcvii et 612 pages in-18°.

Cet ouvrage recommandable répond bien à l'un des desiderata : *un livre contenant les racines allemandes, avec l'explication des mots en français*; mais non pas à l'autre : *eine deutsche Grammatik, welche die Regeln, die Syntax u.s.w. enthalte*.

Il y a, au commencement du livre, un Résumé grammatical de la langue allemande, qui occupe 56 pages; mais qui ne traite que la formation des mots et la flexion, et non pas la syntaxe.

Je vais prendre des informations; et puisque le temps presse, je vous envoie d'abord ce renseignement. Si vous aviez l'obligeance de me donner sur une carte-correspondance l'adresse du D<sup>r</sup> A. Bos à Marseille, je pourrais lui écrire ensuite directement, ce qui éviterait un crochet : Genève Graz Marseille

Je prendrai aussi des renseignements sur le projet d'élever au Doyen Bridel un monument, et je m'empresserai de vous transmettre ce que j'aurai appris.

Agréé, monsieur et cher collègue, mes salutations bien distinguées  
Eugène Ritter

Malagnou près Genève, 30 janvier 1883

## 7

[BGE ms. fr. 02560, f. 372 r/v. «Correspondenz-Karte». Cachet de la poste : 1. 2. 83. Adressée à : M. le Professeur Eugène Ritter, Malagnou près Genève, Schweiz (Genf)]

Verehrter Herr Kollege!

Tausend Dank für Ihre rasche freundliche Hülfe! Die Adresse von A. Bos ist : Marseille, 75 Rue de Forbin.

Mit besten Grüßen,  
Ihr ergebenster  
H. Schuchardt

## 8

[BGE ms.fr. 02560, f. 373 r/v. «Correspondenz-Karte». Cachet de la poste : 13. 2. 83. Adressée à : M. Eugène Ritter, Professeur à l'Université de Genève, Malagnou, Schweiz]

Cher Monsieur! M. A. Bos se trouve en route pour la Chine; je viens de recevoir une lettre de lui, écrite à Naples. Faites-moi le plaisir de me dire si vous avez trouvé une grammaire allemande imprimée en français exposant méthodiquement les règles de la langue. Le triangle s'est retourné



Il paraît que M. Bos est presque toujours en pleine mer et que c'est là qu'il fait ses études philologiques<sup>52</sup>.

Bien à vous  
Hugo Schuchardt

## 9

[HSA 09678 00015-00016. «Carte postale». Cachet de la poste : 19. 2. 83. Adressée à : M. Hugo Schuchardt, professeur à l'Université de Graz, Autriche)]

Cher monsieur, j'avais consulté un de mes collègues, M. Krauss<sup>53</sup>, qui m'avait, sans fausse modestie, indiqué un de ses ouvrages : Cours gradué de langue allemande,

<sup>52</sup> Eugène Ritter a reporté, sur cette carte postale, la remarque suivante à l'encre violette : "A son retour il [A. Bos] trouva ma lettre à Marseille, et me répondit le 14 mai 83 en me remerciant de mes indications".

<sup>53</sup> Il s'agit de Hermann (Oscar Carl) Krauss, auteur de plusieurs cours de langue allemande rédigés en collaboration avec A. Revaclier : 1. *Cours gradué de langue allemande*, Genève : Georg, 1881, 2. *Cours supérieur de langue allemande* (Genève : Georg, 1881); 3. *Éléments de langue allemande*, 2 vols (Genève : Georg, 1875). Il a occupé la chaire de littérature allemande à Genève à partir de 1873 à sa mort à Plainpalais (Genève) le 23 février 1889. Godel nous révèle que Krauss avait également enseigné la linguistique comparée, avant 1874, date à laquelle le prédécesseur de Ferdinand de Saussure fut chargé de cet enseignement : "Avant Wertheimer, dès 1869, le cours avait été donné par Krauss, titulaire de la chaire de langue et littérature allemandes, sous le titre de *Philologie*, puis de *Linguistique comparée*", Robert Godel, *Les sources manuscrites du Cours de linguistique générale de F. de Saussure* (Genève : Droz, 1957), 29n. Le *Journal de Genève* du 26 février 1889 consacre une courte notice à son décès : "Les Genevois appartenant aux générations qui se sont succédé depuis quelque trente ans sur les bancs du gymnase et de la faculté des lettres n'ont pas appris sans regret la mort de leur ancien professeur de langue

partie supérieure. Syntaxe. Genève, Lib. Georg. fr. 3.- J'ai envoyé sa lettre à M. Bos à Marseille, en lui disant que cet ouvrage me paraissait combler la lacune que laissait le précédent.

Votre bien dévoué  
Eugène Ritter

**10**

[BGE ms. fr. 02560, f. 374 r/v. «Correspondenz-Karte». Cachet de la poste : 16. 6. 86. Adressée à : M. Eugène Ritter, Professeur à l'Université de Genève, Schweiz]

Verehrter Herr Kollege,

Ich habe meinen Verleger beauftragt Ihnen mein demnächst erscheinendes Buch "Romanisches und Keltisches" (eine Sammlung von Feuilletons aus den Jahren 1871–1881) sofort zuzuschicken; würden Sie die Güte haben dasselbe mit ein paar Worten – seien es lobende, seien es tadelnde – irgendwo, etwa in der *Bibliothèque suisse* anzuzeigen? Wir würden Ihnen dafür sehr dankbar sein.

Mit besten Grüßen,  
Ihr ergebenster  
Hugo Schuchardt

**11**

[BGE ms. fr. 374bis, r/v. «Correspondenz-Karte». Cachet de la poste : 8. 7. 86. Adressée à : M. Eug. Ritter, Professeur à l'Université de Genève, Schweiz]

Cher Monsieur!

Ce n'est qu'aujourd'hui que je vous envoie mon livre : Auriez-vous la bonté d'en dire quelque part quelques mots?

Bien à vous  
HSchuchardt

et littérature allemandes, M. Hermann Krauss. Né à Cobourg, il n'avait pas encore terminé ses études lorsque, à la suite du mouvement révolutionnaire qui agita l'Allemagne en 1849, il dut quitter son pays et se réfugier à St-Gall d'abord, puis à Genève, qu'il ne tarda pas à considérer comme une seconde patrie; il se fit naturaliser genevois en 1857. Il donna d'abord des leçons particulières d'allemand, fut chargé en 1859 de l'enseignement de la langue et de la littérature allemandes au gymnase, puis en 1873 il devint professeur ordinaire à l'Université. Il a publié quelques ouvrages sur la grammaire et, tout récemment encore, une chrestomatie allemande. Il faisait partie du Consistoire depuis la dernière élection de ce corps. C'était un homme modeste, d'un caractère doux et affable et tous ceux qui l'ont connu conserveront de lui un excellent souvenir. Il a succombé à une fluxion de poitrine qui l'a emporté très rapidement".

**12**

[HSA 09679 00017-00019. Lettre avec en-tête et illustrations : Etablissement thermal de Vichy. Salon de lecture du casino]

Vichy (Hôtel de Genève)  
Jeudi 15 juillet 1886

Monsieur et cher collègue,

J'ai bien reçu, il y a quelques jours, votre intéressant recueil d'articles : *Romanisches und Keltisches*, et je l'ai apporté ici pour le lire. Je me ferai un plaisir d'en rendre compte, et je me propose de faire insérer mon article dans la *Gazette de Lausanne*, qui est, vous | le savez, un des meilleurs journaux de notre Suisse romande. Je voudrais rappeler au commencement de l'article, que vous n'êtes pas étranger, par votre ascendance au pays de Vaud; et que la famille Bridel (si je ne me trompe) est une de celles dont vous descendez. Vous m'obligeriez en conséquence si vous vouliez bien préciser les idées un peu vagues que j'ai à ce sujet en me donnant des renseignements qui me guident, et m'empêchent de tomber dans l'erreur en parlant de nos ancêtres vaudois.

Si vous avez la bonté de m'écrire dans le courant de juillet, vous pouvez adresser votre lettre à Vichy. Plus tard ce serait à Genève qu'il faudrait écrire.

Il y aura à dire bien des choses | intéressantes en parcourant les sujets si variés et si riches que vous avez traités dans votre livre. Je me promets beaucoup de plaisir à le lire.

Agréez, monsieur et cher collègue, mes meilleures salutations  
Eugène Ritter

Je vous ai envoyé un exemplaire d'une excellente biographie écrite sur notre pauvre Hornung par un de ses amis<sup>54</sup>. Je suis assuré que vous aurez été content de cette occasion de repasser sur les souvenirs que cet homme excellent a laissés.

**13**

[BGE ms. fr. 02560, f. 375 r/v, f. 376 r]

Graz, 21 juillet 1886

Cher Monsieur,

Je vous suis bien obligé de m'avoir envoyé la biographie de M. Hornung dont je regrette sincèrement la mort (que je ne viens à apprendre que par cette occasion). Il se montrait toujours très-aimable envers moi; il m'en ressouvient encore comme il vint tout essoufflé chez vous pour nous faire savoir que l'Institut de France m'avait

<sup>54</sup> André Oltramare, *Notice biographique sur Joseph Hornung, professeur de droit*, suivie d'un appendice contenant des pages inédites d'Hornung réunies par Emile Redard (Genève : Georg, 1885).

accordé une mention honorable pour mon *Vocalisme*<sup>55</sup>. Seulement sur la politique nous n'étions pas du même avis; nous étions alors à la veille d'une guerre franco-allemande qui n'éclata pas, et la sympathie et la confiance de M. Hornung se trouvaient du côté des Français<sup>56</sup>. |

Je vous sais beaucoup de gré de ce que vous voulez avoir la bonté de dire quelques mots sur mon livre dans la *Gazette de Lausanne*<sup>57</sup>. Vous voyez dans ce livre p. 386 que le Doyen Bridel est mon grand oncle<sup>58</sup>; je crois que parmi ceux qui vivent encore, je suis son plus proche parent, au moins *masculini generis*, car il y a une M<sup>me</sup> Berthollet qui, si je ne me trompe, est son parent au même degré que moi. Lorsque j'appris – est-ce que [ce] n'est pas vous qui me l'écri[vi]tes? – qu'on avait l'intention d'ériger une pierre commémorative au doyen dans le cimetière de Montreux, je me préparai à un voyage en Suisse pour être présent à cette inauguration; mais sur une demande que je fis à Montreux, on me répondit que l'affaire | n'était pas encore mûre. Le père de ma mère, Samuel Elisée de Bridel-Brideri (il fit reconnaître la noblesse de la famille qui signait longtemps Brideri, p. ex. Antoine Bridel de Brideri 1475 le 10<sup>ième</sup> aïeul de mon grand-père), le frère du doyen, était conseiller de légation à la cour de

<sup>55</sup> “Le rapport sur le concours pour le prix de linguistique de la fondation Volney nous apprend que six ouvrages ont été envoyés au concours de 1867, et que le prix, consistant en une médaille d'or de la valeur de 1200 francs a été partagé également entre M. J.-A. Vullers, pour son *Lexicon persico-latinum etymologicum* (x vol. in 4°) et son appendice (manuscrit) sur l'étymologie, et M. A. Schleicher, professeur de l'Université de Iéna, pour son *Compendium* (en langue allemande) de la grammaire comparative des langues indo-germaniques (1 vol. in 8°). Une mention très-honorable est accordée à M. Hugo Schuchardt pour son *Vocalisme du latin vulgaire* (2 vol. in 8°, en allemand)”. *L'Institut. Journal universel des sciences et sociétés savantes en France et à l'Étranger* 2<sup>e</sup> section, 32<sup>e</sup> année, n°373 (janvier 1867) : 72.

<sup>56</sup> Rappelons le contexte historique : après la défaite de l'Autriche face à la Prusse à Sadowa (1866), la Confédération de l'Allemagne du Nord se dote d'une constitution le 26 juillet 1867. Sur le désaccord politique, Schuchardt rappelle qu'en 1867 les opinions politiques de Hornung étaient plutôt en faveur de la France. En 1914, se souvenant la générosité de son “mécène” lors de son séjour genevois, Schuchardt précise sa propre attitude envers la France : “Ich war damals allerdings gar nicht franzosenfreundlich – weil die Franzosen und die Westschweizer sehr deutschfeindlich waren. Und warum waren sie das? Weil die Deutschen ihre eigenen Interessen in Ordnung brachten wie die Italiener die ihrige”, Fryba, “Gaston Paris”, 104–5. Il semble qu'il n'y ait pas de traces, chez Hugo Schuchardt, de l'événement politique qui eut lieu durant son séjour genevois. Organisé par la Ligue de la paix et de la liberté dont l'objectif était la création d'États-Unis d'Europe, le premier Congrès international de la paix (9–12.9.1867) rassembla dans la ville de Calvin de nombreuses personnalités représentant des orientations différentes (les plus célèbres étant Bakounine et Garibaldi).

<sup>57</sup> Le compte rendu paraîtra le 15 octobre 1886 dans la *Gazette de Lausanne*.

<sup>58</sup> Schuchardt évoque son grand-oncle à propos de la celtomanie : “Mein Grossonkel Bridel, der Dechant von Montreux entschuldigte die allzu starke Vorliebe welche er in seinen früheren Jahren für Herleitungen aus dem Keltischen gehegt hatte, später damit, zu seiner Zeit sei der Glaube allgemein gewesen, Adam habe Keltisch gesprochen”, *Romanisches*, 386–7.

Saxe Cobourg Gotha-Altenbourg<sup>59</sup>; il s'occupait beaucoup de botanique et publia un grand ouvrage sur les mousses<sup>60</sup>. J'ai donc un attachement pour la Suisse romande comme on en a pour son pays natal; et quoique je sois allemand de bon aloi, cette partie de mon sang qui est de source romane, m'empêche d'être chauvin, de nourrir des sentiments hostiles contre les “welches”<sup>61</sup>. Vous en trouverez la preuve dans mon livre, j'espère. Je suis, cher Monsieur, votre très-dévoté

HSchuchardt

14

[HSA 09680 00020-00022]

Genève (4, rue du mont de Sion)

Lundi 18 octobre 1886

Monsieur et cher collègue,

Je vous envoie avec cette lettre un exemplaire du n° de la Gazette de Lausanne où vient de paraître mon article sur votre livre. J'ai attendu un ou deux jours pour vous l'envoyer, parce que j'espérais pouvoir y joindre des renseignements sur l'état actuel du projet dont vous me parlez, d'un monument à élever au Doyen Bridel. M. A. de Montet, à qui je me suis adressé, me répond qu'il est occupé à ses vendanges, et que les vigneronns dont il est entouré ne sont pas au courant de la question; il croit qu'elle traîne encore, comme font beaucoup de choses dans le canton de Vaud, et ailleurs.

M. de Montet est l'auteur d'un excellent Dictionnaire des Genevois et des Vaudois<sup>62</sup>, où j'ai trouvé quelques renseignements à joindre aux vôtres, sur la carrière de votre grand-père, Samuel-Elisée de Bridel-Brideri. Madame Bertholet-Bridel vit encore; elle est la veuve du pasteur Bertholet, dont on a publié en 1865 | un volume de lettres, et la mère de deux demoiselles, dont l'aînée qui, amie de ma sœur, est morte dans ces dernières années<sup>63</sup>.

Je connaissais déjà votre article sur le Portugal et Camoëns, dont je possède un exemplaire magnifiquement imprimé in-4°. C'était de votre part reconnaître largement l'aimable hospitalité que vous avez rencontrée au Portugal.

<sup>59</sup> Cette hésitation de Schuchardt s'explique par les partages successifs des duchés saxons après la mort sans descendance de Frédéric IV en 1825 : duché de Saxe-Gotha-Altenbourg (1672–1825), puis duché de Saxe-Cobourg et Gotha, le duché deviendra membre de la Confédération germanique (1826–1866), de la Confédération de l'Allemagne du Nord (1866–1871) et de l'Empire allemand (1871–1919).

<sup>60</sup> Le grand-père maternel de Schuchardt est l'auteur de la somme *Muscologia recentiorum* (1797–1819) qui propose un nouveau système de classification des mousses.

<sup>61</sup> Ritter reprendra cette phrase en conclusion de son compte rendu.

<sup>62</sup> Albert de Montet, *Dictionnaire historique des Genevois et des Vaudois* (2 vols, 1878–1879).

<sup>63</sup> Le pasteur François Bertholet a épousé la fille du Doyen, Marie-Françoise-Philippine Bridel. Le volume en question est intitulé : *Lettres de F. Bertholet-Bridel publiées pour ses amis* (Lausanne : Bridel, 1865).

Mon frère et M. le prof. Stroehlin, qui étaient comme moi, et le regretté Hornung, de cette partie que nous avons faite ensemble à Yvoire et à Thonon, sont encore vivants, et ont l'un et l'autre fait diverses publications de littérature sérieuse.

M<sup>r</sup> A. Bos, au sujet duquel vous m'écriviez en janvier et février 1883, avait fini par avoir en mains ma lettre (qu'il a trouvé[e] à Marseille à son retour de Chine) il m'a remercié de mes indications en mai 1883; depuis lors il doit avoir beaucoup voyagé; car la publication de l'Évangile de Nicodème, qu'il devait faire avec M. Gaston Paris, et qui fut entreprise en avril 1877, est encore arrêtée<sup>64</sup>.

Dans ces dernières années, on a publié dans le Canton de Vaud des généalogies détaillées des familles | Chavannes et De la Harpe. Les familles Curchod, Roguin, Secrétan, Bridel sont de celles qui méritent aussi une généalogie; elles finiront peut-être par trouver quelqu'un qui se chargera de ce travail long et minutieux.

Je suis heureux, monsieur et cher collègue, de ces occasions qui se sont présentées de temps à autre, en 1875, en 1877, en 1883, en 1886, de renouer les relations qui s'étaient établies entre nous il y a une vingtaine d'années; et j'espère bien qu'elles se continueront jusqu'à la fin, et qu'elles se resserreront quelque jour, soit quand vous viendrez dans le pays romand, soit quand nous pourrions nous rencontrer à quelque congrès philologique.

Agrérez, monsieur et cher collègue, l'assurance de mes sentiments distingués et dévoués

Eugène Ritter

## 15

[HSA 09681 00023-00024. «Carte postale». Cachet de la poste : 27.XI. 86. Adressée à : M. Hugo Schuchardt, professeur à l'Université de Graz, (Styrie) Autriche]

Cher et honoré collègue,

J'ai reçu en leur temps vos cartes correspondance des 16 juin et 10 juillet, et votre lettre du 21 juillet, ainsi que votre livre : *Romanisches und Keltisches*. J'en ai rendu compte dans la *Gazette de Lausanne* du 15 octobre dernier. Je croyais vous avoir adressé un exemplaire de cet article; je ne sais si vous l'avez reçu; je vous en adresse un second. – M. Ferdinand Reverdin<sup>65</sup>, que vous avez connu à Gotha et à Genève,

<sup>64</sup> Manifestement, Ritter semble ignorer la parution de ce texte : *Trois versions rimées de l'Évangile de Nicodème par Chrétien, André de Coutances et un anonyme*, publiées d'après les manuscrits de Florence et de Londres, par Gaston Paris et Alphonse Bos (Paris : Firmin-Didot, 1885).

<sup>65</sup> Le généalogiste genevois Ferdinand Reverdin a été trésorier de la *Société d'histoire et d'archéologie de Genève* en 1873–74. L'historien Charles Le Fort et l'égyptologue Édouard Naville occupaient à cette époque les fonctions de président et de secrétaire de cette société savante qui a joué un rôle capital dans la vie intellectuelle et académique genevoise.

me charge de vous adresser ses compliments, ainsi que madame et mademoiselle Berthollet (*sic*)-Bridel.

Votre bien dévoué

Eugène Ritter

## 16

[BGE ms. fr. 02560, f. 377 r/v, f. 378 r]

Graz 1 déc. 1886

Cher Monsieur

J'implore votre pardon; votre article m'a fait d'autant plus de plaisir qu'il ne s'occupe pas seulement de moi mais aussi de ceux sans lesquels je n'existerais pas. J'aurais dû vous en remercier immédiatement et j'en avais bien l'intention; il ne s'est passé guère un seul jour que je n'aie ressenti des remords à cause de vous. Ma neurasthénie met toutes mes affaires dans un tel désordre que j'ai besoin d'une indulgence particulière de la part de tous mes amis et de tous ceux qui se trouvent en relation avec moi. Dans les derniers temps je ne me suis pas trouvé trop mal; mais il | y avait devant moi un tas énorme de choses à expédier, ma correspondance par exemple étant négligée depuis beaucoup de mois, de sorte que je ne sais où donner de la tête. En voilà assez; vous me croirez bien que je n'ai pas l'habitude de finir mon courrier à la manière de Richelieu, c'est-à-dire en jetant au feu toutes les lettres que je reçois, vous m'accorderez votre absolution et vous agréerez mes remerciements très sincères et très-retardés.

Le second exemplaire de la *Gazette de Lausanne* que vous avez eu la bonté de m'envoyer, est le bienvenu; j'allais vous le demander pour ma pauvre mère (veuve depuis un an – justement aujourd'hui est l'anniversaire de la mort de mon père) qui vit à Gotha. Nous avons | de la peine à supporter la séparation; mais à son âge il est presque dangereux de changer de domicile, de climat, de vie. Cependant elle a passé l'été avec moi d'abord à Riva, puis à Graz et enfin en Tyrol; et nous nourrissons l'espérance de pouvoir faire, l'année prochaine une visite aux bords du lac de Genève. J'aurais bien du plaisir à vous serrer la main.

Je vous prie de faire mes compliments aux personnes qui veulent bien se souvenir de moi.

Agrérez, cher collègue, l'assurance de mes sentiments très-distingués

Votre bien dévoué

Hugo Schuchardt

## 17

[BGE Ms.fr. 02560, f. 379 r/v]

Graz 14 Juli 94

Verehrter Herr Kollege,

Einer meiner Zuhörer, Herr R. Riegler<sup>66</sup>, ein intelligenter und fleissiger junger Mann beabsichtigt sich während einiger Zeit in Genf dem praktischen Studium des Französischen zu widmen. Wenn Sie ihn hierbei und vor Allem mit Hinblick darauf wie er am Besten französischen Umgang finden kann, mit Ihrem Rathe unterstützen wollten, würden Sie mich sehr verpflichten.

Mit hochachtungsvollstem Gruss

Ihr ganz ergebener

HSchuchardt

[BGE ms.fr. 02560, f. 380. Sur un feuillet à part, à l'encre violette, les remarques manuscrites d'Eugène Ritter]

J'avais fait en 1867 la connaissance de M. Hugo Schuchardt; il faisait un séjour à Genève, à la pension de M. Blanvalet. Le jeudi 1<sup>er</sup> août, avec le professeur Hornung, Ernest Stroehlin, et mon frère Charles, nous fîmes une course en bateau à vapeur; nous débarquâmes à Yvoire; après avoir visité le château, nous allâmes à pied jusqu'à Thonon.

## 18

[BGE ms.fr. 02560, f. 374ter, r/v. «Post-Karte». Cachet de la poste : 3.1.00 Adressée à : M. Eugène Ritter, Professeur à l'Université de Genève, Schweiz. Au dos : gravure noir et blanc représentant trois scènes folkloriques de Styrie et deux inscriptions en rouge : "Phot. u. Verlag Hans Schullerbaner, Graz" et "Gruss aus Steiermark"]

an den Lemanssee, den ich heuer wieder zu sehen hoffe, und dann auch Sie. Mit verbindlichstem Dank für Ihre *Notes sur M<sup>me</sup> de Staël*<sup>67</sup>.

Ihr ganz ergebener Hugo Schuchardt

<sup>66</sup> Le nom de Richard Riegler apparaît une trentaine de fois dans la correspondance Spitzer-Schuchardt (cf. Index des noms de personne dans Bernhard Hurch, Hrsg., *Leo Spitzers Briefe an Hugo Schuchardt* (Berlin : De Gruyter, 2006), 424. On trouvera, sur le site HSA, la notice nécrologique que Riegler a rédigée pour les *Neuere Sprachen*.

<sup>67</sup> Eugène Ritter, *Notes sur Mme de Staël, ses ancêtres et sa famille, sa vie et sa correspondance*, (Genève : Georg, 1899).

## Annexes

## 1. Liste chronologique de l'échange épistolaire

1. Lettre de Ritter à Schuchardt, 22 septembre 1875
2. Lettre de Schuchardt à Ritter, 15 octobre 1877 (en allemand)
3. Lettre de Ritter à Schuchardt, 21 octobre 1877
4. Lettre de Ritter à Schuchardt, 19 décembre 1877
5. Lettre de Schuchardt à Ritter, 26 janvier 1883 (en allemand)
6. Lettre de Ritter à Schuchardt, 30 janvier 1883
7. Carte postale de Schuchardt à Ritter, 1<sup>er</sup> février 1883 (en allemand)
8. Carte postale de Schuchardt à Ritter, 13 février 1883 (en français)
9. Carte postale de Ritter à Schuchardt, 19 février 1883
10. Carte postale de Schuchardt à Ritter, 16 juin 1886 (en allemand)
11. Carte postale de Schuchardt à Ritter, 8 juillet 1886 (en français)
12. Lettre de Ritter à Schuchardt, 15 juillet 1886
13. Lettre de Schuchardt à Ritter, 21 juillet 1886 (en français)
14. Lettre de Ritter à Schuchardt, 18 octobre 1886
15. Carte postale de Ritter à Schuchardt, 27 novembre 1886
16. Lettre de Schuchardt à Ritter, 1<sup>er</sup> décembre 1886 (en français)
17. Lettre de Schuchardt à Ritter, 14 juillet 1894 (en allemand)
18. Carte postale de Schuchardt à Ritter, 3 janvier 1900 (en allemand)

## 2. Index des noms de personne mentionnés dans la correspondance

## Schuchardt-Ritter

Ascoli, Graziadio (1829–1907)	[3]
Bartsch, Karl (1832–1888)	[3]
Bertholet, François (pasteur) (1814–1862)	[14]
Berthol[let]-Bridel, Marie Françoise Philippine, dite Mary (1820–?)	[13, 14, 15]
Blanvalet, Henri (1811–1870)	[2, 3]
Blanvalet (pension)	[14]
Bonaparte, Prince Louis-Lucien (1813–1891)	[2]
Bos, Alphonse (1835–1913)	[5, 6, 7, 8, 9, 14]
Bridel de Brideri, Antoine	[13]
Bridel, Philippe-Sirice (Doyen Bridel) (1757–1845)	[5, 13, 14]
Bridel-Brideri, Samuel Elisée de (1761–1828)	[13, 14]
Chavannes (patronyme romand)	[14]
Cornu, Jules (1849–1919)	[3]
Curchod (patronyme romand)	[14]
De la Harpe (patronyme romand)	[14]
Joret, Charles (1829–1814)	[5]
Diez (fondation)	[2, 3, 4]

Diez, Friedrich (1794–1876)	[3]
Eichhoff, Frédéric Gustave (1799–1875)	[6]
Favre, Camille (1845–1914)	[3]
Favre, Léopold (1846–1922)	[3]
Hornung, Joseph-Marc (1822–1884)	[1, 2, 3, 12, 13, 14, 17]
Joret, Charles (1829–1914)	[6]
Krauss, Hermann Oscar Carl (1825–1889)	[9]
Lampmann, Walter	[2, 3]
Montet, Albert de (1845–1920)	[2, 3]
Müller, Friedrich Max (1823–1900)	[2,3]
Naville, Édouard (1844–1926)	[3]
Paris, Gaston (1839–1903)	[3, 14]
Pictet, Adolphe (1799–1875)	[3]
Reverdin, Ferdinand (1844–1888)	[15]
Riegler, Richard (1874–?)	[17]
Ritter, Charles (1838–1908)	[14,17]
Roguin (patronyme romand)	[14]
Saussure, Ferdinand de (1857–1913)	[3]
Schuchardt, Ernst Julius (1809–1885)	[16]
Schuchardt, Malwina (1815–1899)	[16]
Secrétan (patronyme romand)	[14]
Stroehlin, Ernest (1844–1907)	[1, 14, 17]
Suckau, Wilhelm de (1798–1866)	[6]
Suchier (Madame)	[3]
Turrettini, François (1845–1908)	[3]
Warncke (Warnke), Karl (1854–1944)	[3]

## „Des caractères et de l'extension du patois normand“ von Charles Joret (1883) unter *typophobem* Beschuss

### Zu einem kuriosen Methodenkonflikt im ausgehenden 19. Jahrhundert

Hans Goebl (Salzburg)

ZUSAMMENFASSUNG: Das wohl bekannteste *linguistische* Opus von Charles Joret (1829–1914), einem aus der Normandie stammenden und lange Zeit in Aix-en-Provence lehrenden Philologen und Polyhistor, ist eine im Jahr 1883 in Paris publizierte Monographie zur dialektalen Struktur der Normandie, die den programmatischen Titel „Des caractères et de l'extension du patois normand“ trug. Dieses Buch wurde knapp nach seinem Erscheinen von Jules Gilliéron, dem späteren Autor des „Atlas linguistique de la France“ (1902–1910), in der damals tonangebenden Zeitschrift „Romania“ einer ganz eigenartig anmutenden Kritik unterzogen. Es ging dabei um die Frage der Existenz von Dialekten an sich und um die mit der Bestimmung von deren Grenzen verbundenen praktischen und theoretischen Probleme. Ziel des Beitrags ist die Aufzeigung der historischen und methodischen Hintergründe dieser aus heutiger Sicht recht „eigenartig“ erscheinenden Diskussionen.

SCHLAGWÖRTER: Fachgeschichte; Methodengeschichte; Joret, Charles; Typophobie; normandische Dialektologie

Lieber Freund!

Als ich durch Zufall von Deinem biographischen Interesse für den normandischen<sup>1</sup> Polyhistor Charles Joret erfuhr, hat mich diese Tatsache an das Jahr 1966 zurückerinnert, als ich an der Universität Wien eine Diplomarbeit zum gegenwärtigen Stand der normandischen Dialektologie zu schreiben hatte. Mich haben schon damals Autor und Werk in ganz besonderer Weise fasziniert: der Autor durch die ungewöhnliche thematische Breite seines Œuvres (und die geographische Weite seiner Biographie) sowie das Werk – genauer: das im Titel vermerkte Buch – durch seine methodische Ausrichtung und die

<sup>1</sup> Seit den Jahren meiner Dissertation über die normandische Urkundensprache (1970) verwende ich das Adjektiv *normandisch* für die Normandie und die Variante *normannisch* für das nordgermanische Eroberervolk.

ziemlich „schräge“ Rezeption, die es durch Jules Gilliéron (1854–1926), einen von mir ansonsten hochgeschätzten Linguisten, erfahren hat. Vielleicht können Dir bei Deinen biographischen Forschungen die nachstehenden Zeilen durch ihre eindeutig linguistische Schlagseite dienlich sein.

### 1. Charles Joret (1829–1914): Leben und Werk

Joret wurde schon von seinen Zeitgenossen als „typischer“ Sohn seiner Heimat, der Normandie, angesehen. Er wurde am 14.10.1829 in Formigny (Calvados) geboren, durchlief eine klassische Schulkarriere in Bayeux und Caen, erlernte bereits früh das Deutsche und verlegte auf dem Weg zum Lehrerberuf stufenweise seinen Wohnsitz in den Südosten Frankreichs: zunächst nach Chambéry und dann nach Grenoble, wo er 1866 die *agrégation d'allemand* erhielt. Ab 1868 unterrichtete er zum einen Deutsch an Pariser Gymnasien und verkehrte zum anderen an der in diesem Jahr gegründeten „École Pratique des Hautes Études“ (EPHE). Dabei besuchte er – was für seine wissenschaftliche Entwicklung ganz besonders bedeutsam wurde – die vor allem romanistischen Themen gewidmeten Vorlesungen des berühmten Philologen Gaston Paris (1839–1903)<sup>2</sup>. Im Jahr 1875 promovierte er an der Sorbonne mit je einer indogermanistischen<sup>3</sup> und einer literaturwissenschaftlichen Arbeit<sup>4</sup> und wurde noch im selben Jahr an die Universität Aix-en-Provence berufen, wo er bis zum Jahr 1899 eine Professur für „littératures étrangères“ bekleidete. Er war Mitglied der „Société des Antiquaires de Normandie“ und ab 1901 der „Académie des Inscriptions et Belles Lettres“. Sein Lebensabend wurde durch den progressiven Verlust des Augenlichts verdunkelt, den er – wie sein Biograph Chatelain berichtet – durch den Einsatz von Vorlesern zu kompensieren versuchte. Joret starb am 24.12.1914 in seiner Pariser Wohnung.

<sup>2</sup> Zu diesem Autor hat Ursula Bähler nicht nur die reich dokumentierte Monographie *Gaston Paris et la philologie romane* (Genf: Droz, 2004), sondern auch zahlreiche Einzeluntersuchungen verfasst. Allerdings ist darin, soweit ich sehe, von der hier skizzierten Problematik nicht die Rede.

<sup>3</sup> Charles Joret, *De rhotacismo in Indoeuropaeis ac potissimum in Germanicis linguis: commentatio philologica* (Paris: Franck, 1875).

<sup>4</sup> Charles Joret, *La littérature allemande au XVIII<sup>e</sup> siècle dans ses rapports avec la littérature française et avec la littérature anglaise* (Aix-en-Provence: Makaire und Paris: Franck, 1876; Neudruck in Genf: Slatkine, 1970).

Seine genuin linguistischen Opera machen nur einen Teil seines Gesamtwerks aus: diese betreffen neben allgemein-romanistischen Themen<sup>5</sup> vor allem sprachliche, namenkundliche<sup>6</sup> sowie historische<sup>7</sup> Probleme der Normandie. Doch hat er sich auch zu den literarischen Bezügen zwischen Frankreich und Deutschland mehrfach zu Wort gemeldet<sup>8</sup>.

Ein besonderes Kapitel stellen seine pflanzenkundlichen Beiträge dar, die, wie sein Biograph<sup>9</sup> Émile Chatelain unterstreicht<sup>10</sup>, auf lebenslang andauernden botanischen Interessen beruhten<sup>11</sup>.

Ich selber habe seine der Rose in Antike und Mittelalter gewidmete Studie von 1892 mit besonderem Interesse und noch größerer Bewunderung gelesen.

<sup>5</sup> Siehe dazu Charles Joret, *Du c dans les langues romanes* (Paris: Vieweg, 1874) und Joret, *La littérature allemande au XVIII<sup>e</sup> siècle*, 1876.

<sup>6</sup> Dazu zitieren wir Charles Joret, *Essai sur le patois normand du Bessin, suivi d'un dictionnaire étymologique* (Paris: Vieweg, 1881), *Des caractères et de l'extension du patois normand: étude de phonétique et d'ethnographie* (Paris: Vieweg, 1883), *Les dictionnaires du patois normand* (Mâcon: Protat & Frères, 1887), *[Flore populaire de la Normandie* (Caen: Delesques, 1887)], *Mélanges de phonétique normande* (Paris: Imprimerie Nationale, 1895), *Les noms de lieu d'origine non romande et la colonisation germanique et scandinave en Normandie* (Rouen: Lainé und Paris: Picard, 1913).

<sup>7</sup> Dafür stehen seine Beiträge *La crise agricole en Normandie* (Paris: Cerf, 1885), *Jean-Baptiste Tavernier: écuyer, baron d'Aubonne, chambellan du Grand Électeur, d'après des documents nouveaux et inédits* (Paris: Plon, 1886), *Les plantes dans l'Antiquité et au Moyen Âge: histoire, usage et symbolisme*, 2 Bde. (Paris: Bouillon, 1896, 1902), *D'Ansse de Villoison et l'hellénisme en France pendant le dernier tiers du XVIII<sup>e</sup> siècle*, Bibliothèque de l'École des Hautes Études 182 (Paris: Champion, 1910).

<sup>8</sup> Hier sei verwiesen auf seine Studien *La littérature allemande au XVIII<sup>e</sup> siècle*, 1876, *La légende de Saint-Alexis en Allemagne* (Paris: Vieweg, 1881), *Des rapports intellectuels et littéraires de la France avec l'Allemagne avant 1789*, Discours prononcé à la rentrée des Facultés de l'Académie d'Aix le 10 décembre 1883 (Paris: Hachette, 1884, Neudruck in Genf: Slatkine, 1970) sowie *Mme de Staël et la cour littéraire de Weimar* (Bordeaux: Feret, 1899–1900).

<sup>9</sup> Zu einer zusammenfassenden Würdigung Jorets hinsichtlich seiner Person und seines Werks siehe auch den erst im Jahr 1919 erschienenen Beitrag von Alexandre De Laborde, *Notice sur la vie et les travaux de M. Charles Joret* (Paris: Firmin-Didot, 1919).

<sup>10</sup> Vgl. Émile Chatelain, „Éloge funèbre de M. Charles Joret, membre de l'Académie“, *Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* 59, Nr. 1 (1915): 1–6, hier 4.

<sup>11</sup> Dafür stehen seine Beiträge *Flore populaire de la Normandie*, 1887, *La légende de la rose au moyen âge chez les nations romanes et germaniques* (Paris: Bouillon, 1891), *La rose dans l'Antiquité et au Moyen Âge: histoire, légendes et symbolisme* (Paris: Bouillon, 1892, Neudruck in Genf: Slatkine, 2006), *Les plantes dans l'Antiquité et au Moyen Âge: histoire, usage et symbolisme*, 2 Bde. (Paris: Bouillon, 1896, 1902), *La flore de l'Inde d'après les écrivains grecs* (Paris: Bouillon, 1901).

## 2. Das „corpus delicti“: das Buch über die Merkmale (*caractères*) und die Ausdehnung (*extension*) des normandischen Dialekts (*patois normand*) aus dem Jahr 1883

Die kurz nach ihrem Erscheinen unter „typophoben<sup>12</sup> Beschuss“ geratene Monographie präsentiert sich als Buch von 211 Seiten, das, anders als sein Titel suggeriert, inhaltlich keineswegs nur linguistisch-dialektologisch ausgerichtet ist. Es enthält drei Teile, von denen sich der erste (7–101) neben der fränkisch-normannischen Frühgeschichte der Normandie vor allem mit Vorkommen und Herkunft von 56 als nicht-romanisch anzusehenden Namenstypen beschäftigt. Erst die beiden nachfolgenden Kapitel sind als genuin linguistisch-dialektologisch einzustufen. Teil II (101–51) behandelt programmatisch den Problembereich „extension des caractères distinctifs du patois normand“ anhand von vier phonetischen Merkmalen<sup>13</sup>, zu deren intranormandischer Verbreitung sich am Ende des Buches eine in der Folge oft zitierte Karte<sup>14</sup> befindet.

Der dritte Teil (151–79) setzt die in Teil II begonnene Diskussion anhand von drei weiteren Merkmalen fort, thematisiert die sprachtypologische Gestalt des Südrands der Normandie und fragt nach den (sprachhistorischen) Gründen für die dialektale Gliederung der Normandie. Das Buch wird von einem exklusiv onomastischen Fragen gewidmeten „Appendice“ (179–86) und drei sehr genau gearbeiteten Indizes (Formes grammaticales [187–94], Noms de personnes [194–5], Noms géographiques [195–211]) beschlossen.

Der methodische Grundtenor dieses Buches ist klar erkennbar. Joret geht von der Existenz eines die Fläche der historischen Provinz Normandie in variabler Form abdeckenden Regionaldialekts (*patois*) aus, wobei ihm völlig klar ist, dass jedes der diesen Dialekttyp konstituierenden Merkmale seine

<sup>12</sup> Ich verwende das Begriffspaar *typophob* und *typophil* kontinuierlich seit dem Jahr 1986. Es bezieht sich auf Forschungseinstellungen, die klassifikatorisch-typologischen Operationen ablehnend (*typophob*) oder akzeptierend (*typophil*) gegenüberstehen.

<sup>13</sup> Es handelt sich um die folgenden vier Merkmale: 1) lat. kurzes I und langes E in offener Silbe > *ei* (statt zu *-oi* wie im Frz.), 2) lat. -ELLUS und -ELLOS zu *-é* und *-iá* (statt zu *-o* wie im Frz.), 3) lat C+A > *k-* (statt zu *š* wie im Frz.) und lat. C+E, I > *š* (statt zu *s* wie im Frz.), 4) femininer Artikel *la* > *le*.

<sup>14</sup> Auf dieser Karte sind einige die Normandie mittig von West nach Ost durchquerende Isoglossen vermerkt, die später zur Genese des Begriffs „ligne Joret“ geführt haben. Die nördlich dieses relativ schmalen Übergangstreifens liegenden Lokoklekte verfügen über eine größere „normandische Spezifität“ und einen größeren typologischen Abstand zum Französischen als die südlich davon liegenden Dialekte. Zudem scheint nördlich der Linie Joret die Siedlungsdichte der (alten) Normannen besonders hoch gewesen zu sein.

eigene Verbreitungsfläche hat und somit deren Umrandungslinien<sup>15</sup> weder untereinander noch mit den historischen Grenzen der Normandie zusammenfallen.

Diese Tatsache, die Joret schon vor der Abfassung des Buches bekannt war und die er vielleicht schon an der EPHE durch G. Paris vermittelt bekommen hatte, hat ihn auch dazu veranlasst, hinsichtlich der geographischen Verbreitung der in Teil II diskutierten Merkmale ausgedehnte Feldforschungen<sup>16</sup> durchzuführen. Überdies polemisiert Joret an zahlreichen Stellen seines Buches gegen das allgemeine Unwissen hinsichtlich der geographischen Verbreitung vieler in der Literatur kontrovers diskutierter linguistischer Merkmale, ganz abgesehen davon, dass er sich mehrfach als guten Kenner der zu dieser Frage in Frankreich und Deutschland abgeführten Diskussionen ausweist. Überdies hat er sein Buch Gaston Paris gewidmet, den er auf einem das Buch eröffnenden Widmungsblatt respektvoll als „Monsieur et cher Maître“ anspricht.

Jorets sprachtypologische Grundkonzeption geht also – durchaus im Einklang mit analogen zeitgenössischen Ansichten vor allem im Bereich der Biologie – davon aus, dass es – auf der Ebene des „Allgemeinen“ – eine in räumlicher Hinsicht gequantelt ausgeprägte bzw. auftretende Entität namens „patois normand“ gibt, die ihrerseits eine größere Anzahl von Dialektmerkmalen enthält bzw. auf diesen aufruht oder aus diesen induktiv durch einen Vorgang des Zusammenschauens hergeleitet werden kann. Dabei liegen diese Merkmale, jedes für sich genommen, auf der Ebene des „Besonderen“.

Zudem war Joret auch vollkommen klar, dass sich bei einer naiv gestellten Frage nach der „räumlichen Abgrenzung“ des *patois normand* durch die als Faktum gegebene Nichtkoinzidenz der Verbreitungsareale der zu analysierenden Merkmale methodische Probleme der „besonderen Art“ ergeben müssten<sup>17</sup>.

<sup>15</sup> Der sich hier sachlich anbietende Terminus *Isoglosse* ist erst im Jahr 1892 kreiert worden, und zwar in Lettland – also weitab von der Normandie – durch einen dort amtierenden deutschbaltischen Pfarrer namens August Bielenstein.

<sup>16</sup> Siehe dazu Joret, *Des caractères et de l'extension du patois normand*, 1883, 103–7, wo von mehreren diesbezüglichen Reisen durch die ganze Normandie und auch von der Verschickung von Questionnaires an Lehrer die Rede ist.

<sup>17</sup> Vgl. Joret, *Des caractères et de l'extension du patois normand*, 1883, 1–6.



### 3. Der seit 1875 in Frankreich kanonisierte Forschungskontext der *Typophobie*

Das Datum 1875 ergibt sich aus einer sehr harschen Rezension, die der seit 1869 an der „École des Chartes“ lehrende Mediävist Paul Meyer (1840–1917) in diesem Jahr in der seit 1872 bestehenden Zeitschrift „Romania“ zu einem Beitrag veröffentlicht hat, der ein Jahr zuvor vom austro-italienischen Indogermanisten und Semitisten Graziadio Isaia Ascoli (1829–1907) in dem von ihm 1873 gegründeten „Archivio glottologico italiano“ (AGI) publiziert worden war.<sup>18</sup>

Der knappe Titel dieses Beitrags („Il franco-provenzale“) würde nie und nimmer vermuten lassen, dass sich daran so viele Polemiken entzündet haben. Freilich nicht überall, sondern speziell in nordfranzösischen und rund um die „Romania“ versammelten Gelehrten-Kreisen. Die diskursive Kraft und Macht dieser Konstellation sollte sich sehr bald herausstellen, und zwar vor allem gegenüber Meinungs-Opponenten aus dem Süden Frankreichs, die in der im Jahr 1870 gegründeten Zeitschrift „Revue des langues romanes“ ihr zentrales Publikationsorgan sahen<sup>19</sup>.

Im von P. Meyer im Jahr 1875 vehement inkriminierten Beitrag<sup>20</sup> postuliert Ascoli, unter Verwendung von damals weit verbreiteten induktiven Typenlehren, innerhalb der bislang nur als zweigeteilt (*Langue d'Oïl* und *Langue d'Oc*) angesehenen Galloromania die Existenz eines neuen, dritten

<sup>18</sup> Graziadio Isaia Ascoli, „Il franco-provenzale“, *Archivio Glottologico Italiano* 3, fasc.1 (1874): 61–120; Paul Meyer, Rezension zu „Il franco-provenzale“ von Ascoli, *Romania* 4 (1875): 293–6.

<sup>19</sup> Es handelt sich dabei vor allem um Charles de Tourtoulon, Ferdinand Castets und Jean-Pierre Durand (de Gros): siehe dazu deren einschlägige Beiträge Charles de Tourtoulon, „Communication [...] sur les dialectes“, *Revue des langues romanes* 34 (1890): 130–75; Ferdinand Castets, Rezension zu „Les parlers de France“ von Gaston Paris, *Revue des langues romanes* 32 (1888): 303–14; Gaston Paris, „Les parlers de France“, *Revue des patois gallo-romans* 2 (1888): 161–75 (auch in: Gaston Paris, *Mélanges linguistiques: Latin vulgaire et langues romanes, langue française, notes étymologiques*, hrsg. von Mario Roques (Paris: Champion, 1909), 432–48;

Joseph-Pierre Durand (de Gros), „Notes de philologie rouergate: XVIII“, *Revue des langues romanes* 33 (1889): 47–84 sowie Hans Goebel, „Joseph-Pierre Durand (de Gros), 1826–1900: ein weitgehend vergessener Protagonist in der Ascoli-Meyer-Debatte über die Existenz von Dialekten“, in *Romanische Sprachwissenschaft: Zeugnisse für Vielfalt und Profil eines Faches*, Festschrift für Christian Schmitt zum 60. Geburtstag, hrsg. von Alberto Gil, Dietmar Osthus und Claudia Polzin-Haumann (Frankfurt/Main und Berlin: Lang, 2004), Bd. 1., 169–92.

<sup>20</sup> Die von Ascoli im Jahr 1876 im AGI publizierte Entgegnung „P. Meyer e il franco-provenzale“, *Archivio Glottologico Italiano* 2 (1876): 385–95, stellt ein Musterbeispiel typophilen Argumentierens dar. Leider ist sie die einzige typophile Programmschrift Ascolis geblieben.

Sprachtyps<sup>21</sup> namens *franco-provenzale*. Räumlich situierte Ascoli diesen neuen Sprachtyp in einem liegenden Dreieck, dessen nach links weisende Spitze sich westlich von Lyon befindet und dessen zwei Schenkel im Süden die Stadt Grenoble berühren sowie im Norden knapp südlich von Besançon verlaufen.

Überdies entsprach dieser geo-typologische Beitrag Ascolis methodisch voll und ganz einem im ersten Band des AGI publizierten Beitrag mit einem ähnlich harmlos klingenden Titel („Saggi ladini“), der sich auf romanische Dialekte und deren geo-typologische Einordnung bezog, die zwischen dem Westrand von Graubünden (Oberalp-Pass) und Triest gesprochen werden<sup>22</sup>. Kurioserweise hat dieses Buch seine „explosive“ Wirkung erst im Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg zu entfalten begonnen, als sein Autor schon längst verstorben war. Leider hat Ascoli nur seinen „Saggi ladini“ eine illustrative bzw. erklärende Karte beigegeben.

Die von Ascoli mit Blick auf die Galloromania getätigte Innovation war also insofern herausfordernd, als er ein bislang unbekanntes geographisches Raum-Konstrukt in einen Diskussionskontext einbrachte, der sich seit längerer Zeit um die Feststellung der „exakten Grenze“ zwischen der *Langue d'Oïl* und *Langue d'Oc* bemühte. Diese Diskussionen hatten letztendlich ihren Ursprung in den flächendeckenden Erhebungen von Parallel-Texten (zum biblischen Gleichnis vom „Verlorenen Sohn“) durch die Familie Coquebert de Montbret in den Jahren 1806–1812<sup>23</sup>.

Anhand der damals gesammelten Materialien war nicht für alle Erhebungspunkte eine eindeutige typologische Zuordnung zur *Langue d'Oïl*

<sup>21</sup> Ich verwende die Ausdrücke *Sprachtyp* und *Geo-Typ* in der Folge synonym.

<sup>22</sup> Siehe dazu die drei wissenschaftshistorischen Beiträge von Hans Goebel, „Ma il distintivo necessario del determinato tipo sta appunto nella simultanea presenza o nella particolare combinazione di quei caratteri: metodische und wissenschaftsgeschichtliche Bemerkungen zum Diskussionskomplex ‚unità ladina‘“, *Ladinia* 14 (1990): 219–57, „Che cos'è un geotipo? Il problema dell'unità ladina in chiave ascoliana“, in *Italia settentrionale: crocevia di idiomi romanzi*, Atti del Convegno internazionale di studi, Trento 21–23 ottobre 1993, hrsg. von Emanuele Banfi, Giovanni Bonfadini, Patrizia Cordin und Maria Iliescu (Tübingen, Narr, 1995), 103–31, „La concezione ascoliana del ladino e del franco-provenzale“, in: *Il pensiero di Graziadio Isaia Ascoli a cent'anni della scomparsa*, Convegno internazionale, Gorizia-Udine, 3–5 maggio 2007, hrsg. von Carla Marcato und Federico Vicario (Udine: Società Filologica Friulana, 2010), 147–75.

<sup>23</sup> Siehe dazu die rezente Monographie von Sven Ködel, *Die Enquête Coquebert de Montbret (1806–1812): die Sprachen und Dialekte Frankreichs und die Wahrnehmung der französischen Sprachlandschaft während des Ersten Kaiserreichs* (Bamberg: University of Bamberg Press, 2014).

oder zur Langue d'Oc vorzunehmen, so dass man sich, sporadisch und keineswegs systematisch, zu fragen begann, wie denn die räumliche Verbreitung von diversen Komponenten („Wörtern“) dieser Paralleltexte aussähe. Dabei entdeckte man, ebenso in recht vager und eher unsicherer Weise, dass die Verbreitungsareale einzelner Wörter – gegen jede theoretische Vorerwartung – weder jenen anderer, etymologisch affiner Wörter noch jenen der jeweils übergeordneten Geo-Typen entsprachen.

Die Reaktionen der Fachwelt waren zweigeteilt: sie schwankten zwischen neugieriger Akzeptanz dieser kuriosen Unsicherheit (bzw. „Entdeckung“)<sup>24</sup> und der sehr radikal vorgebrachten Forderung, darüber zunächst alle Diskussionen auf Eis zu legen und erst nach Vorliegen einer größeren Menge von systematisch gesammelten Materialien wieder aufzunehmen.

Paul Meyer – diesbezüglich stets eines Sinnes mit dem am „Collège de France“ amtierenden Gaston Paris – vertrat genau diesen zweiten Standpunkt, und zwar in der Aufstellung eines Kanons von als „sinnlos“ bzw. als „sinnvoll“ oder erwünscht bezeichneten akademischen Tätigkeiten. In diesem Sinn kommen in seiner Ascoli-Rezension aus dem Jahr 1875 die folgenden Postulate vor:

1) Dialekte als solche existieren nicht; sie sind reine Hirngespinnste („une conception assez arbitraire de notre esprit“<sup>25</sup>). Später verdichtet sich dieses Postulat zu einer richtiggehenden Proskription wissenschaftlicher Überlegungen zu dieser Frage. Als Grund für diese Nicht-Existenz wird der Nicht-Zusammenfall der Verteilungsgebiete der zum fraglichen Dialekt gehörenden Merkmale angeführt:

C'est que les phénomènes linguistiques que nous observons en un pays ne s'accordent point entre eux pour couvrir la même superficie géographique. Ils s'enchevêtrent et s'entrecourent à ce point qu'on n'arriverait jamais à déterminer une circonscription dialectale, si on ne prenait le parti de la fixer arbitrairement.<sup>26</sup>

Überdies ist knapp zuvor Hugo Schuchardt in seiner Leipziger Probevorlesung (1870) genau auf diesen Sachverhalt eingegangen, allerdings in einer deutlich positiveren Weise, als das P. Meyer im Jahr 1875 getan hat:

<sup>24</sup> Seit 1990 bezeichne ich die mit diesem Umstand einhergehenden wissenschaftlichen Unsicherheiten als *Merkmalsillusion* (bzw. als *mirage typologique* oder *typological fallacy*).

<sup>25</sup> Meyer, Rezension zu „Il franco-provenzale“, 1875, 294.

<sup>26</sup> Meyer, Rezension zu „Il franco-provenzale“, 1875, 294.

Demnach besteht der Charakter eines Dialekts weniger in der Art seiner Abänderungen<sup>27</sup> als in der Wahl derselben. Nun werden Mundarten, je näher sie sich räumlich stehen, desto mehr Abänderungen gemein haben. *Wir können daher nicht sowohl das Gebiet eines einzelnen Dialektes als die Gebiete aller seiner einzelnen Lautbehandlungen*<sup>28</sup> beschreiben.<sup>29</sup>

2) Man sollte daher bei der geographischen Behandlung dialektaler Fakten weniger auf die „géographie des dialectes“ als auf jene der „caractères dialectaux“ achten:

Ces incohérences<sup>30</sup> sont inévitables, quoi qu'on fasse, et c'est pourquoi je suis convaincu que le meilleur moyen de faire apparaître sous son vrai jour la variété de roman<sup>31</sup> consiste non pas à tracer des circonscriptions<sup>32</sup> marquées par tel ou tel fait linguistique, mais à indiquer sur quel espace de terrain règne chaque fait. Tel est le but que j'ai présenté l'an dernier à un concours académique, faisant en quelque sorte la géographie des caractères dialectaux bien plus que celle des dialectes.<sup>33</sup>

Im Jahr 1888, also fünf Jahre nach dem Erscheinen des Buches von Joret, sollte Gaston Paris diesen Sachverhalt zum Gegenstand einer berühmt gewordenen Rede machen, die er in Paris vor der Jahresversammlung der Sociétés savantes Frankreichs hielt. Er bekräftigt darin den Nicht-Zusammenfall der Verbreitungsgebiete einzelner Sprachmerkmale, leitet daraus die prinzipielle Unschärfe, ja sogar undefinierbarkeit von „Sprachgrenzen“ (wie zwischen den Langues d'Oïl und d'Oc)<sup>34</sup> ab und setzt dabei die so suggestiv wie sach-

<sup>27</sup> Schuchardt versteht darunter *Merkmale*.

<sup>28</sup> Erneut als *Merkmale* zu verstehen.

<sup>29</sup> Hugo Schuchardt, *Über die Klassifikation der romanischen Mundarten* [Leipzig 1870] (Graz: Leykam, 1900), auch in: *Hugo Schuchardt-Brevier: ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft*, hrsg. von Leo Spitzer (Halle: Niemeyer, 1928; Neudruck in Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1976), 166–88, hier 184. Kursivsetzung durch mich.

<sup>30</sup> Meyer spielt auf die Nicht-Koinzidenz von Merkmals-Arealen an.

<sup>31</sup> Meyer bezieht sich auf die diatopische Variabilität innerhalb der ganzen Romania.

<sup>32</sup> Unter *circonscription* versteht hier Meyer ein bestimmtes Dialekt-Gebiet als ganzes, dessen Gesamt-Ausdehnung mit jener eines einzigen seiner Merkmale definiert wird. Hier wird die Tatsache deutlich, dass M. nicht erkennt, dass die übergeordnete Entität des Dialekts *quantitativ*, dagegen aber die untergeordnete Entität eines einzigen Sprachmerkmals *qualitativ* relevant ist.

<sup>33</sup> Meyer, Rezension zu „Il franco-provenzale“, 1875, 294.

<sup>34</sup> Überdies hat er knapp vor dieser Stelle die von zwei Südfranzosen (Charles de Tourtoulon und Octavien Bringuier) im Jahr 1873 unternommenen Feldforschungen zur Feststellung der Grenze zwischen den Langue d'Oïl d'Oc als nutzlos bezeichnet.

lich falsche bzw. in die Irre führende Analogie von deren ineinander verfließenden Übergängen in die Welt:

Et comment, je le demande, s'expliquerait cette étrange frontière qui de l'ouest à l'est couperait la France en deux en passant par des points absolument fortuits? Cette muraille imaginaire, la science aujourd'hui mieux armée, la renverse, et nous apprend qu'il n'y a pas deux Frances, qu'aucune limite réelle ne sépare les Français du nord de ceux du midi, et que d'un bout à l'autre du sol national nos parlers populaires étendent une vaste tapisserie dont les couleurs variées se fondent sur tous les points en nuances insensiblement dégradées.<sup>35</sup>

Damit proskribierte Paris sehr bewusst alle Versuche zur induktiv-synthetischen Klassifikation der Dialektvielfalt der Galloromania und orientierte die Zeitgenossen programmatisch auf die ausschließliche Beachtung bzw. Erforschung der Verbreitungsgebiete einzelner Dialektareale. Hier liegt ganz eindeutig ein anti-klassifikatorischer Atomismus vor, wie er auch in vielen anderen Disziplinen existiert. Ich verwende dafür seit vielen Jahren den Begriff *Typophobie*<sup>36</sup>.

Allerdings findet sich wenig später in derselben Rede von G. Paris auch die folgende Passage, deren Langzeitkonsequenzen sehr positiv werden sollten:

La grande tâche qui s'impose à nous, et qui ne peut s'exécuter que par la collaboration active et méthodique des savants de la France entière, est de dresser l'atlas phonétique de la France, non pas d'après des divisions arbitraires et factices<sup>37</sup>, mais dans toute la richesse et la liberté des cet immense épanouissement<sup>38</sup>.

Pour arriver à réaliser cette belle œuvre, il faudrait que chaque commune d'un côté, chaque son, chaque forme, chaque mot de l'autre eût sa monographie, purement descriptive, faite de première main, et tracée avec toute la rigueur d'observation qu'exigent les sciences naturelles.<sup>39</sup>

<sup>35</sup> Paris, „Les parlers de France“, 1888/1909, 435–6.

<sup>36</sup> Hans Goebel, „Typophilie und Typophobie: zu zwei problembeladenen Argumentationstraditionen innerhalb der *Questione ladina*“, in *Raetia antiqua et moderna: Wilhelm Theodor Elwert zum 80. Geburtstag*, hrsg. von Günter Holtus und Kurt Ringger (Tübingen: Narr, 1986), 513–36.

<sup>37</sup> Paris spielt hier auf Kartierungen an, die nicht die geographische Verbreitung einzelner Dialektmerkmale, sondern jene großer Dialektgebiete zeigen.

<sup>38</sup> Paris verweist damit auf die zu erwartende Vielgestaltigkeit der diversen Merkmalsareale.

<sup>39</sup> Paris, „Les parlers de France“, 1888/1909, 440.

Es ist eine unerwartet glückliche Wendung der Geschichte, dass dieser (sachlich sehr präzise Appel) in den folgenden Jahren auf überaus fruchtbaren Boden gefallen ist, und zwar bei dem in dieser Rede namentlich apostrophierten Welschschweizer Dialektologen Jules Gilliéron, der damals seit fünf Jahren an der EPHE für den Unterricht der *dialectologie gallo-romane* zuständig war. Dieser hat, vielleicht inspiriert durch eigene Feldforschungen im Schweizer Kanton Wallis, zwischen 1897 und 1901 durch den pikardischen Gemischtwarenhändler Edmond Edmont (1849–1926) die Materialien für den „Atlas linguistique de la France“ (ALF) sammeln lassen. Der ALF geriet zu einem aus philologischer und formaler Perspektive als schlichtweg ideal zu bezeichnenden Datensatz, der – in der Form einer zweidimensionalen Matrix – für 638 galloromanische Messpunkte auf dem Boden Frankreichs, Belgiens, der Schweiz und Italiens<sup>40</sup> die lautschriftlich festgehaltenen Antworten auf 1421 ebendort gestellte Fragen<sup>41</sup> enthält.

Bereits vor dem Erscheinen dieses für die Weiterentwicklung der Romanistik ungemein bedeutsamen Quellenwerks<sup>42</sup> haben deutsche<sup>43</sup> und Schweizer<sup>44</sup> Forscher auf die methodische Unhaltbarkeit der typophoben Positionen von P. Meyer und G. Paris hingewiesen. Dabei soll aber unter gar keinen Umständen auf einige brillante Entgegnungen vergessen werden, die von südfranzösischer Seite auf die Rede von G. Paris gemacht wurden. In diesem Zusammenhang ist auf den schon weiter oben zitierten Philologen (baron) Charles de Tourtoulon (1836–1890), den Lehrer Ferdinand Castets (1838–1911) sowie – mit besonderem Nachdruck – auf den brillant argumentierenden Arzt und Philosophen Joseph-Pierre Durand (de Gros) (1826–1900) zu verweisen<sup>45</sup>.

<sup>40</sup> Wir sehen dabei von vier auf britischem und zwei auf damals politisch deutschem Boden gelegenen Messpunkten ab.

<sup>41</sup> Es handelt bei sich bei diesen Angaben nur um die Daten der Serie A des ALF. Daneben existieren noch die hinsichtlich Fläche und Menge der gestellten Fragen deutlich kleineren Datensätze B und C.

<sup>42</sup> Jules Gilliéron und Edmond Edmont, *Atlas linguistique de la France*, 10 Bde. (Paris: Champion, 1902–1910; Neudruck in Bologna: Forni, 1968).

<sup>43</sup> Cf. Adolf Horning, „Über Dialektgrenzen im Romanischen“, *Zeitschrift für romanische Philologie* 17 (1893): 160–87; auch in: *Meisterwerke der romanischen Sprachwissenschaft*, Bd. 2, hrsg. von Leo Spitzer (München: Hueber, 1930), 264–98.

<sup>44</sup> Cf. Louis Gauchat, „Gibt es Mundartgrenzen?“, *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 111 (1903): 365–403.

<sup>45</sup> Siehe dazu meine eingehende Würdigung: Hans Goebel, „Joseph-Pierre Durand (de Gros), 1826–1900: ein weitgehend vergessener Protagonist in der Ascoli-Meyer-Debatte über die Existenz von Dialekten“, in *Romanische Sprachwissenschaft: Zeugnisse für Vielfalt und Profil ei-*

Allerdings dauerte die Typophobie auch nach der Publikation des ALF bei der Interpretation von dessen Daten an. So haben Gilliéron und viele seiner frankophonen Kollegen und Nachfolger die Daten des ALF nur einzeln und niemals zusammenfassend-global ausgewertet und damit alle quantitativ-synthetischen Sehweisen aus der mit dem ALF neu entstandenen „géographie linguistique“ verbannt. Dagegen haben nicht-französische Forscher bei der Auswertung der ALF-Daten sehr wohl den quantitativ-synthetischen Weg<sup>46</sup> beschritten, an dessen vorläufigem Ende die moderne Dialektometrie<sup>47</sup> steht.

Wie auch immer: im Jahr 1883 stand Gilliéron noch voll im Schatten des typophoben Verdikts von Paul Meyer, das allen „Dialekten“ sowohl die begrifflich-sachliche Existenz<sup>48</sup> als auch den Rang einer „beforschenswerten“ Entität rundweg<sup>49</sup> absprach.

#### 4. Gilliérons typophobe Kritik an Joret

Gilliéron hatte in seinen reifen Tagen eine große Neigung zu Kritik und kräftig austeilender Polemik; in seinen jüngeren Jahren war sein kritisches Œuvre noch eher schmal. Die vorliegende Rezension gehört dazu. Zunächst fällt ihre Länge und kasuistische Eingängigkeit auf. An einigen Stellen verwendet Gilliéron jedoch ganz eindeutig Denkweisen und Termini von P. Meyer. So charakterisiert er die Grundtendenz des Buches von Joret wie folgt:

Se basant sur ces sept cartes, il établit des subdivisions dialectales<sup>50</sup> du normand. Aucun des caractères étudiés par M. Joret n'appartient en propre à la Normandie<sup>51</sup>: l'un manque à l'est et dépasse les limites de la province au sud-

nes Faches. Festschrift für Christian Schmitt zum 60. Geburtstag, hrsg. von Alberto Gil, Dietmar Osthus und Claudia Polzin-Haumann (Frankfurt am Main: Lang, 2004), Bd. 1, 169–92

<sup>46</sup> Dazu verweisen wir auf die auch graphisch sehr gelungene Isoglossen-Synthese des schwedischen Romanisten Arvid Rosenqvist, „Limites administratives et division dialectale de la France“, *Neuphilologische Mitteilungen* 20 (1919): 87–119.

<sup>47</sup> Siehe dazu meine diesbezügliche Habilitationsschrift *Dialektometrische Studien: anhand italoromanischer, rätoromanischer und galloromanischer Sprachmaterialien aus AIS und ALF*, 3 Bde. (Tübingen: Niemeyer, 1984).

<sup>48</sup> Letztendlich handelt es sich hier auch um logische Probleme.

<sup>49</sup> Eigentlich müsste die modale Abtönung hier viel schärfer gefasst werden: z. B. so: „... in völlig irrationaler Weise absprach“.

<sup>50</sup> Zur klassischen Typophobie gehörte auch die Polemik gegen die interne Gliederung von Geo-Typen.

<sup>51</sup> Dass es kaum Merkmale gibt, deren räumliche Verbreitung exakt jener des dazugehörigen Geo-Typs („Dialekt“) entspricht, ist auch von G. I. Ascoli (1876) in seiner Replik auf P. Meyer betont worden. Nichtsdestotrotz ist auch in der außer-französischen Sprachgeo-

ouest, l'autre n'existe que dans la partie nord, les autres ne se retrouvent que dans des domaines peu étendus du territoire étudié et se présentent ailleurs qu'en Normandie. Alors que toutes les observations de M. Joret démontrent que ce qu'on a appelé jusqu'à présent patois normand n'a pas d'existence réelle, ne peut être spécifié ni par un, ni par plusieurs caractères qui lui soient particuliers, l'auteur lui-même paraît persister à croire à son existence [...].<sup>52</sup>

Bezeichnend ist auch der letzte Satz der Rezension:

En résumé, l'ouvrage de M. Joret contient des faits intéressants, mais il ne présente pas, comme le titre le ferait attendre, les caractères ni les limites du patois normand, et il y a pour cela une bonne raison, c'est que le patois normand n'existe pas et n'a par conséquent ni caractères ni limites<sup>53</sup>. Si on en avait douté auparavant, le livre de M. Joret mettrait ce fait hors de doute, et l'auteur lui-même paraît bien s'en être, une fois son travail fini, rendu à peu près compte. S'il avait aperçu nettement cette vérité avant de commencer ses recherches, il les aurait certainement dirigées avec plus de précision et les aurait rendues plus fructueuses.<sup>54</sup>

Der im nachfolgenden Band der „Romania“ abgeführte „Schlagabtausch“ zwischen Joret und Gilliéron ist demgegenüber deutlich weniger ertragreich und in gewissem Sinn „zahnlos“ geblieben.<sup>55</sup> Joret scheint es dabei vermieden zu haben, sich über Gilliéron ernstlich mit Paul Meyer anzulegen, darin deutlich weniger „mutig“ bzw. engagiert agierend als seine damaligen südfranzösischen Kollegen Charles de Tourtoulon (Montpellier), Ferdinand Castets (ebenso Montpellier) und Jean-Pierre Durand (aus Gros in der Nähe von Rodez), denen es ja letztendlich darum ging, die Existenz des Geo-Typs

graphie lange Jahre für viele Dialekte nach „Leit-Merkmalen“ gesucht worden, deren Verbreitungsareale sich möglichst genau mit jenem des betreffenden Dialekts decken sollten. Nur zur Erinnerung: schon 1870 wusste es Hugo Schuchardt besser ...

<sup>52</sup> Jules Gilliéron, Rezension zu *Des caractères et de l'extension du patois normand* von Ch. Joret, *Romania* 12 (1883): 393–403, hier 394.

<sup>53</sup> Man beachte die kuriose Verknüpfung zweier aus logischer Sicht deutlich verschiedener Ebenen: weil es keine koinzidenten Merkmalsareale gebe, könne eine räumliche Klassifikation nur unmöglich bzw. „inexistent“ sein. Und umgekehrt: weil es keinen Geo-Typ (an sich) gebe, könne dieser (logischerweise?) weder über konstitutive Merkmale noch über Grenzen verfügen. Es ist schon sehr erstaunlich, wie lang und zäh – und vor allem „unhinterfragt“ – sich dieser aufgelegte Unsinn just in Frankreich halten konnte!

<sup>54</sup> Gilliéron, Rezension zu *Des caractères et de l'extension du patois normand*, 1883, 403.

<sup>55</sup> Charles Joret, „Le patois normand“, *Romania* 13 (1884): 114–21 und darauf Jules Gilliéron, „Réponse“, *Romania* 13 (1884): 121–5.

Okzitanisch, also ihrer eigenen Muttersprache<sup>56</sup>, gegenüber den aus Paris kommenden Nicht-Existenz-Verdikten zu verteidigen bzw. zu erweisen.

## 5. Zusammenfassung

Die hier kurz skizzierte Frontstellung zwischen *typophilem* und *typophobem* Denken bzw. Argumentieren im Zeitraum 1875–1888 kam und kommt bei näherem Zusehen allein in der Romania ziemlich häufig vor. Letztendlich handelt es sich hier um ein Unterkapitel des „Universalienproblems“, das zahlreiche Geister seit dem Mittelalter immer wieder bewegt bzw. verunsichert hat. Vor allem empirische Wissenschaften, die sowohl mit der Analyse von vielen Einzelfakten als auch mit deren gruppiertem Auftreten in der Wirklichkeit oder in deren Abbildern befasst sind, haben mit dieser Duplizität sozusagen *eo ipso* zu tun. Die Frage ist nur, wie diese Verwerfungen in den einzelnen Wissenschaften erkannt und aufgearbeitet werden. Die Romanistik hat sich dabei nur sehr mäßig ausgezeichnet.

## 6. Zitierte Literatur von Charles Joret

- Du c dans les langues romanes*. Paris: Vieweg, 1874.  
*Herder et la Renaissance littéraire en Allemagne au XVIII<sup>e</sup> siècle*. Paris: Hachette, 1875.  
*La littérature allemande au XVIII<sup>e</sup> siècle dans ses rapports avec la littérature française et avec la littérature anglaise*. Aix-en-Provence: Makaire; Paris: Franck, 1876 Neudruck: Genf: Slatkine, 1970.  
*De rhotacismo in Indoeuropaeis ac potissimum in Germanicis linguis: commentatio philologica*. Paris: Franck 1875.  
*La légende de Saint-Alexis en Allemagne*. Paris: Vieweg, 1881a.  
*Essai sur le patois normand du Bessin, suivi d'un dictionnaire étymologique*. Paris: Vieweg, 1881b.  
*Des caractères et de l'extension du patois normand: étude de phonétique et d'ethnographie*. Paris: Vieweg, 1883.  
 „Le patois normand“. *Romania* 13 (1884a): 114–21.  
 (Entgegnung auf Gilliéron, „Rezension zu *Des caractères et de l'extension du patois normand* von Ch. Joret“.)

- Des rapports intellectuels et littéraires de la France avec l'Allemagne avant 1789: discours prononcé à la rentrée des Facultés de l'Académie d'Aix le 10 décembre 1883*. Paris: Hachette, 1884b (Neudruck: Genf: Slatkine, 1970).  
*La crise agricole en Normandie*. Paris: Cerf 1885.  
*Jean-Baptiste Tavernier, écuyer, baron d'Aubonne, chambellan du Grand Électeur, d'après des documents nouveaux et inédits*. Paris: Plon, 1886.  
*Les dictionnaires du patois normand*. Mâcon: Protat & Frères, 1887a.  
*Flore populaire de la Normandie*. Caen: Delesques, 1887b.  
*La légende de la rose au moyen âge chez les nations romanes et germaniques*. Paris: Bouillon, 1891.  
*La rose dans l'Antiquité et au Moyen Âge: Histoire, légendes et symbolisme*. Paris: Bouillon, 1892 (Neudruck: Genf: Slatkine, 2006).  
*Jules de Séranon, orateur, voyageur, archéologue, historien: éloge prononcée à la séance du 14 avril 1894*. Aix: Remondet-Aubin, 1894.  
*Mélanges de phonétique normande*. Paris: Imprimerie Nationale, 1895.  
*Le comte du Manoir et la cour de Weimar*. Bayeux: Duvant; Paris: Picard, 1896.  
*Les plantes dans l'Antiquité et au Moyen Âge: Histoire, usage et symbolisme*. Paris: Bouillon, 2 vols., 1896, 1902.  
*Mme de Staël et la cour littéraire de Weimar*. Bordeaux: Feret, 1899–1900.  
*La flore de l'Inde d'après les écrivains grecs*. Paris: Bouillon, 1901.  
*La bataille de Formigny d'après les documents contemporains: étude accompagnée d'une carte*. Paris: Bouillon, 1903.  
*D'Ansse de Villosion et l'hellénisme en France pendant le dernier tiers du XVIII<sup>e</sup> siècle*. Bibliothèque de l'École des Hautes Études 182. Paris: Champion, 1910.  
*Les noms de lieu d'origine non romande et la colonisation germanique et scandinave en Normandie*. Rouen: Lainé; Paris: Picard, 1913.

<sup>56</sup> Überdies hat das Verdikt von der Nicht-Existenz aller Geo-Typen bzw. Dialekte und damit auch des Okzitanischen zu einer deutlich fühlbaren Abkühlung der Beziehungen zwischen G. Paris und Frédéric Mistral geführt: siehe dazu Alphonse V. Roche, *Provençal Regionalism: a Study of the Movement in the „Revue félibréenne“, „Le Feu“ and other Reviews of Southern France* (Evanston, Illinois: Northwestern University Press, 1954), 140 sowie einige dazu im Jahr 1894 zwischen Mistral und Paris gewechselte Briefe in der Edition von Jean Boutière, Hrsg., *Correspondance de Frédéric Mistral avec Paul Meyer et Gaston Paris* (Paris: Didier, 1978).

## Im Krieg Federn lassen

### Vogel-Metaphern in zeitgenössischen Kriegsromanen (Khadra, Scheuer, Surminski, Rothmann)

Ursula Hennigfeld (Düsseldorf)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Ausgehend von den Studien des „Zooromanisten“ Richard Riegler wird die Funktion von Vogelmetaphorik in Kriegsromanen näher beleuchtet. Dazu werden ein KZ-Roman (Arno Surminski, *Die Vogelwelt von Auschwitz*, 2008), ein Roman über die Ostfront im Zweiten Weltkrieg (Ralf Rothmann, *Im Frühling sterben*, 2015) und zwei Romane zum Afghanistan-Krieg (Yasmina Khadra, *Les hirondelles de Kaboul*, 2002 und Norbert Scheuer, *Die Sprache der Vögel*, 2015) auf ihre Vogel-Metaphorik untersucht. Dabei zeigt sich, dass die Vögel in den vier Romanen nicht nur der gängigen Deutung entsprechen (Hoffnung, Liebe, Freiheit), sondern gerade im Kontext von Krieg dazu dienen, unsagbares Grauen zu schildern, das sich der sprachlichen Benennung entzieht.

**SCHLAGWÖRTER:** Vögel; Kriegsroman; Riegler, Richard; Scheuer, Norbert; Khadra, Yasmina; Rothmann, Ralf; Surminski, Arno

Richard Riegler, der 1890 bei Hugo Schuchardt promoviert wurde und von diesem in einem Brief spöttisch als „Zooromanist“ betitelt wurde,<sup>1</sup> hat sich eingehend mit der Motivgeschichte der Vögel auseinandergesetzt. Riegler veröffentlichte 1905 ein Buch mit dem Titel *Über den metaphorischen Gebrauch von Vogelnamen in den modernen Kultursprachen* und zwei Jahre später seine Dissertation *Das Tier im Spiegel der Sprache*.<sup>2</sup> Für das *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* hat er den Eintrag zu ‚Tiernamen‘ verfasst.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Frank-Rutger Hausmann, „Richard Riegler (1874–1956): der zu Unrecht vergessene ‚Zooromanist‘“, in *Sur les chemins de l'amitié: Beiträge zur französischen Literaturgeschichte. Freundesgabe für Dietmar Rieger*, hrsg. von Anna-Isabell Wörsdörfer u. a. (Wiesbaden: Harrassowitz, 2017), 61–75.

<sup>2</sup> Frank-Rutger Hausmann, „Riegler, Richard“, *Romanistenlexikon: Verzeichnis der im deutschen Sprachraum tätig gewesenen oder aus dem deutschen Sprachraum stammenden Romanistinnen und Romanisten*, ab 2016, [http://lexikon.romanischestudien.de/index.php?title=Riegler,\\_Richard](http://lexikon.romanischestudien.de/index.php?title=Riegler,_Richard), aufger. am 22.8.2017.

<sup>3</sup> Richard Riegler, „Tiernamen“, in *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, hrsg. von Hanns Bächtold-Stäubli (Berlin und New York: de Gruyter, [1937] 1987), 864–901.

Im Folgenden sollen die motivgeschichtlichen Studien von Riegler und anderen herangezogen werden, um vier Romane zu analysieren, die interessante Gemeinsamkeiten aufweisen: Sie erzählen vom Krieg und verwenden eine ornithologische Metaphorik: Yasmina Khadras *Les hirondelles de Kaboul* (2002) und Norbert Scheuers *Die Sprache der Vögel* (2015) handeln von Afghanistan<sup>4</sup>; Arno Surminskis *Die Vogelwelt von Auschwitz* (2008) spielt im KZ Auschwitz und Ralf Rothmanns *Im Frühling sterben* (2015) dreht sich um die Ostfront im Zweiten Weltkrieg.<sup>5</sup> Bei Khadra kommen Krähen, Schwalben, Aasgeier und Falken vor; bei Surminski Störche, Kiebitze, Steinadler, Finken, Wildgänse, Saatkrähen und weitere Vogelarten. Rothmann erzählt mit Schwalben, Krähen, Tauben, Drosseln, Spatzen und anderen Vögeln vom Zweiten Weltkrieg, während Norbert Scheuer den Afghanistan-Krieg

<sup>4</sup> Aus der Fülle von Afghanistan-Romanen werden hier nur zwei exemplarisch ausgewählt. Es sei aber an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass inzwischen Afghanistan zum Schauplatz unzähliger Romane in verschiedenen Sprachen geworden ist (ohne Anspruch auf Vollständigkeit):

Deutschsprachig: Dorothea Dieckmann, *Guantanamo* (2004), Massum Faryar, *Buskaschi oder Der Teppich meiner Mutter* (2015), Helmut H. Haffner, *Geflüsterte Schreie* (2014), Wolfgang Herrndorf, *Bilder deiner großen Liebe: ein unvollendeter Roman* (2014), Steffen Kopetzky, *Risiko* (2015), Dirk Kurbjuweit, *Die Kriegsbraut* (2012), Tanja Langer und David Majed, *Der Himmel ist ein Taschenspieler* (2014), Isabelle Lehn, *Binde zwei Vögel zusammen* (2016), Ingo Niermann, *Deutscher Sohn* (2010), Jochen Rausch, *Krieg* (2013), Linus Reichlin, *Das Leuchten in der Ferne* (2013), Frank Schätzing, *Breaking News* (2014), Norbert Scheuer, *Die Sprache der Vögel* (2015), Marlene Streeruwitz, *Die Schmerzmacherin* (2011);

französischsprachig: Paulina Dalmeyer, *Aime la guerre!* (2013), Alain Lallemand, *Ma plus belle déclaration de guerre* (2014), Lisa Lugrin u. a., Hrsg., *Afghanistan: récits de guerre* (2011), Atiq Rahimi, *Syngué sabour: Pierre de patience* (2008), Yasmina Khadra, *Les hirondelles de Kaboul* (2002);

spanischsprachig: Anabel Botella, *Ojos azules en Kabul* (2013), David Jiménez, *El botones de Kabul* (2010), Ana Tortajada Jiménez, *Nahid: mi hermana afgana* (2001);

italienischsprachig: Fabio Geda, *Nel mare ci sono i coccodrilli: storia vera di Enaiatollah Akbari* (2010), Paolo Giordano, *Il corpo humano* (2012), Melania Gaia Mazzucco, *Limbo* (2012), Filippo Pavan Bernacchi, *Roccaforte Afghanistan* (2014);

englischsprachig: Jamil Ahmad, *The Wandering Falcon* (2011), Nadeem Aslam, *The Wasted Vigil* (2008), Deborah Ellis, *The Breadwinner* (2001), Giles Foden, *Zanzibar* (2002), Frederic Forsyth, *The Afghan* (2006), James Meek, *We are now beginning our descent* (2008), Kevin Powers, *The yellow birds* (2012), Rory Stewart, *The Places in Between* (2004–2006). – Der Roman *Die Krähe* (2015) von Kader Abdolah, eines im niederländischen Exil lebenden Iraners, ist kein Kriegsroman, verwendet aber die Krähe der kurdischen Mythologie entsprechend für die Erinnerung.

<sup>5</sup> Yasmina Khadra, *Les hirondelles de Kaboul* (Paris: Julliard, 2002), Norbert Scheuer, *Die Sprache der Vögel* (München: Beck, 2015), Arno Surminski, *Die Vogelwelt von Auschwitz: eine Novelle* (München: Langen Müller, 2008), Ralf Rothmann, *Im Frühling sterben* (Berlin: Suhrkamp, 2015). Im Folgenden werden für diese Titel die Siglen HK, SV, VA und FS verwendet.

mithilfe von Elstern, Falken, Sperlingen, Schwalben und Eichelhähern fictionalisiert.

Daher soll im Folgenden untersucht werden, welcher Zusammenhang zwischen Kriegsromanen und Vogelmetaphorik besteht. Fest steht, dass auch in der extraliterarischen Welt Soldaten gelegentlich über ihre Vogelbeobachtungen in Gefechtspausen schreiben. So hat z. B. der US-amerikanische Soldat Jonathan Trouern-Trend während des Irak-Kriegs ornithologische Studien betrieben und diese später veröffentlicht. In seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe deutet der Schriftsteller Marcel Beyer dies folgendermaßen: Die Beobachtung von Vögeln sei ein „zivilisatorischer Akt“ inmitten von Kriegsgräueln.<sup>6</sup> Diese Hypothese soll anhand der vier ausgewählten Romane überprüft werden.

### Motivgeschichte: Vögel in der Literatur

Vögel sind in der abendländischen Tradition Auguren oder Metaphern der Seele; in der Komödie *Die Vögel* (414 v. Chr.) von Aristophanes wird eine Verbindung zwischen Vögeln und Politik hergestellt: Hier sollen die Vögel das in Unordnung geratene Verhältnis zwischen Göttern und Menschen wieder herstellen bzw. als Vermittler dienen; die Herrschaft der Vögel weitet sich aber auf Betreiben des korrupten und machtbesessenen Überläufers Pistetairos gefährlich aus.<sup>7</sup> Auch aus den Fabeln des Aesop, von La Fontaine oder Lessing sind uns Vögel wie der hinterlistige Adler, die dumme Dohle, der gewaltbereite Rabe, der eitle Pfau oder der weise Sperling als Träger (positiver wie negativer) menschlicher Eigenschaften wohlvertraut.

Eine Verbindung zwischen Krieg und Vogelmetaphorik stiftet Wolfgang Köppens Roman *Tauben im Gras* (1951), dessen Titel sich auf ein Gedicht von Gertrude Stein bezieht. Hier wird schon mit dem ersten Satz des Romans eine Verbindung zwischen Krieg und Vögeln hergestellt: „Flieger waren über

<sup>6</sup> „Damit wird die kontinuierliche Naturbeobachtung als zivilisatorischer Akt erkennbar, während ringsum die Grenze zwischen Zivilisation und Barbarei verwischt.“ Marcel Beyer, „Vorwort“, in Jonathan Trouern-Trend, *Birding Babylon: Tagebuch eines Soldaten im Irak*, aus dem Amerikanischen von Robin Detje (Berlin: BvT, 2009), 9–16, hier 10. – Auf dieses Buch bezieht sich explizit Norbert Scheuer in einem Interview im Deutschlandfunk: „Flucht und Pilgerreise zugleich“, Interview von Ulrich Rüdener, *Deutschlandfunk*, 26.5.2015, [http://www.deutschlandfunk.de/norbert-scheuer-die-sprache-der-voegel-flucht-und-700.de.html?dram:article\\_id=320934](http://www.deutschlandfunk.de/norbert-scheuer-die-sprache-der-voegel-flucht-und-700.de.html?dram:article_id=320934), aufger. am 22.9.2015.

<sup>7</sup> Aristophanes, *Die Vögel*, aus dem Griechischen übersetzt und hrsg. von Niklas Holzberg (Stuttgart: Reclam, 2013).

der Stadt, unheilkündende Vögel“.<sup>8</sup> Im Roman schlendern zwei amerikanische Lehrerinnen auf Deutschlandreise über den Münchner Königsplatz. In Bezug auf den Nationalsozialismus erhalten die Vögel hier eine zentrale Bedeutung für die Frage nach der Kontingenz des Lebens.<sup>9</sup> Die Beobachtung von Spatzen vor dem NS-Ehrenhain veranlasst die Protagonisten über Intelligibilität, Kontingenz, Verantwortung und Schuld nachzudenken. Miß Wescott, eine der Lehrerinnen, verweigert jedoch diese metaphorische Ebene mit ihrem Hinweis darauf, dass sie kein Vogel sei.<sup>10</sup> Die Vögel stehen bei Köppen für die Frage nach der Sinnhaftigkeit bzw. Zufälligkeit der menschlichen Existenz und der damit verbundenen Frage nach menschlicher Freiheit.

In Zerlings *Lexikon der Tiersymbolik* werden Vögeln allgemein folgende Eigenschaften zugeschrieben: Sie charakterisieren „den Rhythmus des Le-

<sup>8</sup> Wolfgang Köppen, *Tauben im Gras* (Stuttgart: Suhrkamp, [1951] 1980), 9. – Die Handlung des Romans spielt an einem Tag im Jahr 1949 in München und beleuchtet das Leben verschiedener Personen. Die Erzählung verbindet Tod und Krieg mit Vögeln, z. B. wenn von einer toten Stadt in Masuren berichtet wird, wo in den Fenstern der Schule Krähen nisten, vgl. Köppen, *Tauben im Gras*, 20. Weiterhin werden verschiedene Figuren mit Vogelarten verglichen, z. B. Emilia mit einem Täubchen, Mr. Edwin mit einem alten gierigen Geier, Katherine mit einer Gans oder Evas Mutter mit einer Gluckhenne, vgl. Köppen, *Tauben im Gras*, 32, 41, 49, 139. Der Flieger Richard wird mit dem Ruhm des Ikarus verbunden, das Taschentuch von Washington Price gleicht einem weißen Vogel, Herr Schellack hat „Hände wie zwei fette Wachteln“ und Philipp sieht sich selbst als „Vogel an der Rute“, Köppen, *Tauben im Gras*, 120, 56, 147, 197.

<sup>9</sup> „Die Lehrerinnen gingen über den großen Platz, eine von Hitler entworfene Anlage, die als Ehrenhain des Nationalsozialismus geplant war. Miß Wescott machte auf die Bedeutung des Platzes aufmerksam. Im Gras hockten Vögel. Miß Burnett dachte, wir verstehen nicht mehr als die Vögel von dem was die Wescott quatscht, die Vögel sind zufällig hier, wir sind zufällig hier, und vielleicht waren auch die Nazis nur zufällig hier, Hitler war ein Zufall, seine Politik war ein grausamer und dummer Zufall, vielleicht ist die Welt ein grausamer und dummer Zufall Gottes, keiner weiß warum wir hier sind, die Vögel werden wieder auffliegen und wir werden weitergehen“, Köppen, *Tauben im Gras*, 158–9.

<sup>10</sup> Ein weiteres prägnantes Beispiel ist Mr. Edwin, der bei einem Vortrag ebenfalls auf die titelgebende Leitmetapher zu sprechen kommt: „Wie Tauben im Gras, sagte Edwin, die Stein zitierend, und so war doch etwas von ihr Geschriebenes bei ihm haften geblieben, [...] wie Tauben im Gras betrachteten gewisse Zivilisationsgeister die Menschen, indem sie sich bemühten, das Sinnlose und scheinbar Zufällige der menschlichen Existenz bloßzustellen, den Menschen frei von Gott zu schildern, um ihn dann frei im Nichts flattern zu lassen, sinnlos, wertlos, frei und von Schlingen bedroht, dem Metzger preisgegeben, aber stolz auf die eingebilddete, zu nichts als Elend führende Freiheit von Gott und göttlicher Herkunft. Und dabei, sagte Edwin, kenne doch schon jede Taube ihren Schlag und sei jeder Vogel in Gottes Hand“, Köppen, *Tauben im Gras*, 198.

bens, wurden zu Bindegliedern im zyklischen Denken und boten Hoffnung auf die Wiederkehr von Frühling, neuem Leben und Neubeginn“.<sup>11</sup> Man deutet sie als Symbol für die Seele und glaubt an ihre prophetische Fähigkeit. Einzelnen Vögeln werden besondere Eigenschaften zugeschrieben: Die *Amsel* bzw. *Drossel* gilt im Alten Testament als Symbol des rechten Lebenswandels, als Vorbote von Glück und Liebe. Ihr schwarzes Gefieder wird aber auch auf Vergänglichkeit, Tod und Sünde bezogen.<sup>12</sup> Bereits die römischen Auguren studieren das Flug- und Lautverhalten der *Elstern*. In Scharen bedeuten sie Unheil. Da sie die Eier von Singvögeln rauben, stehen sie auch für Verfolgung, Raub, Vernichtung und gelten als Abgesandte des Bösen. Sie können aber auch von Veränderung und Wandel zeugen oder Sinnbild der Zerrissenheit sein.<sup>13</sup> Riegler bezeichnet die Elster als geschwätzig, zänkisch und diebisch.<sup>14</sup> Der *Eichelhäher* gilt als Bote besonders schlechter Nachrichten. Er steht für Wahnsinn, Suizidgefährdung und kann Symbol der Warnung sein.<sup>15</sup> Als Raubvogel sagt man dem *Falken* nach, dass er angeblich Blut trinken soll. Er gemahnt an die zerstörerische Kraft des Krieges. Er kann für Versuchung, Feigheit, Habgier und Tod stehen.<sup>16</sup> Riegler weist auch positive Bedeutungen wie Scharfsicht, Mut und Edelsinn nach.<sup>17</sup>

Der *Geier* ist ausschließlich negativ besetzt: Er steht für das Böse, für Gier und Neid und verkündet Tod und Trauer.<sup>18</sup> Als Wächter zum Übersinnlichen oder als Metapher für das unentrinnbare Schicksal steht der *Habicht* oder *Sperber*.<sup>19</sup> Im antiken Rom verkünden *Krähe* oder *Rabe* Unheil; in germanischen Mythen symbolisieren sie das Unterbewußte und die Erinnerung. Da sie Aas und Leichen fressen, stehen sie auch für das Böse, für Zerstörung und Krieg.<sup>20</sup>

<sup>11</sup> Clemens Zerling, *Lexikon der Tiersymbolik: Mythologie, Religion, Psychologie* (Klein Jasedow: Drachen Verlag, 2012), 316.

<sup>12</sup> Zerling, *Lexikon der Tiersymbolik*, 38–9. Vgl. auch Richard Riegler, *Das Tier im Spiegel der Sprache: ein Beitrag zur vergleichenden Bedeutungslehre*, hrsg. von Clemens Klöpffer-Rostock (Dresden und Leipzig: Kochs Verlagsbuchhandlung, 1907), 137–41.

<sup>13</sup> Zerling, *Lexikon der Tiersymbolik*, 84–5.

<sup>14</sup> Riegler, *Das Tier im Spiegel der Sprache*, 157–62.

<sup>15</sup> Zerling, *Lexikon der Tiersymbolik*, 85.

<sup>16</sup> Zerling, *Lexikon der Tiersymbolik*, 96–8.

<sup>17</sup> Riegler, *Das Tier im Spiegel der Sprache*, 108–12.

<sup>18</sup> Zerling, *Lexikon der Tiersymbolik*, 117–20.

<sup>19</sup> Zerling, *Lexikon der Tiersymbolik*, 125–6.

<sup>20</sup> Zerling, *Lexikon der Tiersymbolik*, 168–71.



Positiv besetzt ist die *Lerche*, die bei Aristophanes das erste aller Tiere ist. Sie steht für Schutz, Geist, Weisheit und Lebenslust.<sup>21</sup> Von der *Nachtigall* heißt es, sie wisse um die Zukunft und sterbe eher als mit dem Singen aufzuhören. Ihr wehmütiger Gesang soll die Todessehnsucht stärken. In der islamischen Mystik ist die Nachtigall (Bulbur) ein Bild für die Seele, die sich nach Schönheit sehnt.<sup>22</sup>

In der Antike durften *Schwalben* in Tempeln und Staatsgebäuden nisten, da sie für Fruchtbarkeit, Hoffnung auf Erneuerung und die Rückkehr des Frühlings stehen. Besondere Bedeutung kommt den Rauchschwalben zu: „Ein Einzug und Nestbau der Rauchschwalben (*Hirundo rustica*) in den Viehställen bringt Glück, schützt und stabilisiert den Hausfrieden. Ein unplanmäßiger Aus- oder Abzug deutet Streit oder Tod an.“<sup>23</sup> Auch der *Sperling* ist ein Bote des Frühlings und Glücksbringer, kann aber auch auf kommendes Unheil deuten.<sup>24</sup> Riegler spricht dem Sperling erotische Unersättlichkeit zu.<sup>25</sup>

Als Glücksbringer, Vorbild fürsorglicher Familienliebe, Symbol für Keuschheit, Reinheit, Klugheit und Wachsamkeit ist der *Storch* ausschließlich positiv konnotiert.<sup>26</sup> Die *Taube* hingegen kann nicht nur friedfertige Botin, Symbol des Friedens oder des Heiligen Geistes sein, sondern auch Todesbotin und Begleittier des Gottes Ahriman, des Herrn des Krieges. Als solches prangte sie auf den Bannern der assyrisch-babylonischen Truppen.<sup>27</sup> Ein Attribut germanischer Kriegsgötter ist die *Gans*. Wildgänse werden als Symbol für Trennung verstanden.<sup>28</sup> – Aus diesem Überblick ergibt sich ein relativ disparates Bild: Fast jeder Vogel kann als positive wie negative Metapher verwendet werden. Nur wenige Vögel sind ausschließlich positiv (Lerche, Schwalbe, Storch) oder negativ (Elster, Eichelhäher, Geier) konnotiert.

### Yasmina Khadra: *Les hirondelles de Kaboul* (2002)

Yasmina Khadras Afghanistanroman eröffnet – gefolgt von *L'attentat* (2005) und *Les sirènes de Bagdad* (2006) – eine Romantrilogie, die zu ergründen ver-

sucht, wie Terror entsteht. Gleich zu Beginn des Romans wird Kabul als „ville en état de décomposition avancée“ und im weiteren Verlauf sogar als „vieille nécromancienne“ beschrieben (HK 7, 81). Die Zerstörung ist irreversibel und betrifft die Gebäude ebenso wie die Seelen der Bewohner.<sup>29</sup> Schrecklicher Gestank, unerträgliche Hitze und eine deprimierende Stimmung zeichnen die Stadt aus. Die Protagonisten des Romans sind Atiq Shaukat und Mohsen Ramat. Atiq arbeitet als Henker für das Taliban-Regime; seine Frau Mussarat ist schwerkrank. Mohsen Ramat und seine Frau Zunaira gehören zur Bildungselite des Landes, haben jedoch alle Träume und Hoffnungen auf ein besseres Leben aufgegeben. Mohsen war 10 Jahre alt, als die Russen Kabul besetzten und der Krieg begann. Zu diesem Zeitpunkt verschwanden auch die Schwalben, die im Roman eine Metapher für die Freiheit sind. Als die Taliban an die Macht kamen, musste seine Frau ihr Studium abbrechen und sich mit ihrer Rolle als Hausfrau bescheiden. Sie geht ungern aus dem Haus, weil sie den obligatorischen Schleier verabscheut.

Als Zunaira im Streit aus Versehen ihren Mann tötet, wird sie in dem Gefängnis inhaftiert, in dem Atiq arbeitet. Er verliebt sich in die wunderschöne Frau und sinnt vergeblich nach einer Möglichkeit, sie zu befreien. Schließlich schlägt ihm seine unheilbar kranke Ehefrau vor, an Zunairas Stelle zu sterben. So geschieht es, doch Zunaira verschwindet und die Hoffnung Atiqs auf ein neues Leben an ihrer Seite stirbt.

Der Roman ist von Vogel-Metaphern durchzogen.<sup>30</sup> Vögel allgemein stehen im Roman für Verwundbarkeit und Freiheit, oder sie kündigen Unheil an.<sup>31</sup> Die zentrale Metapher sind die titelgebenden Schwalben, die vom Krieg vertrieben werden und vor allem für die verschleierte afghanischen Frauen stehen:

Le ciel afghan, où se tissaient les plus belles idylles de la terre, se couvrit soudain de rapaces blindés: sa limpidité azurée fut zébrée de traînées de poudre

<sup>21</sup> Zerling, *Lexikon der Tiersymbolik*, 194–5.

<sup>22</sup> Zerling, *Lexikon der Tiersymbolik*, 217–8.

<sup>23</sup> Zerling, *Lexikon der Tiersymbolik*, 275–7, hier 275.

<sup>24</sup> Zerling, *Lexikon der Tiersymbolik*, 291–2.

<sup>25</sup> Riegler, *Das Tier im Spiegel der Sprache*, 174.

<sup>26</sup> Zerling, *Lexikon der Tiersymbolik*, 304–7.

<sup>27</sup> Zerling, *Lexikon der Tiersymbolik*, 309–12.

<sup>28</sup> Zerling, *Lexikon der Tiersymbolik*, 115–7.

<sup>29</sup> „Plus rien ne sera comme avant, semblent dire les routes crevassées, les collines teigneuses, l'horizon chauffé à blanc et le cliquetis des culasses. La ruine des remparts a atteint les âmes.“ HK 8. Vgl. auch „Les choses vont de mal en pis, à Kaboul, charriant dans leur dérive les hommes et les mœurs.“ HK 57.

<sup>30</sup> Mohsen ist das Paradebeispiel für das Schicksal liberaler Intellektueller: „Mohsen n'a plus de repères, ni la force d'en inventer d'autres. Il a perdu ses biens, ses privilèges, ses proches et ses amis. Réduit au rang d'intouchable, il végète au jour le jour, reportant à plus tard la promesse de se reprendre en main.“ HK 63.

<sup>31</sup> Vgl. „cou d'oiseau“, „un pays où les arbres ne meurent pas d'ennui, où les sentiers voyagent au même titre que les oiseaux“, „tel un oiseau de malheur“, HK 77, 82, 110.

et les hirondelles effarouchées se dispersèrent dans le ballet des missiles. La guerre était là. Elle venait de se trouver une patrie ... (HK 14)

Die einst als idyllisch charakterisierte Landschaft mit ihren Schwalben und azurblauem Himmel wird den gepanzerten Raubvögeln (*rapaces blindés*), d. h. Kriegsflugzeugen und -hubschraubern, sowie Raketen (*missiles*) gegenübergestellt. Reinheit (*limpidité*) wird von Schmutz (*poudre*) abgelöst – hier durchaus im moralischen Sinne zu verstehen. Der Krieg zieht – ebenso wie zuvor die Zugvögel – in Afghanistan ein.

Als der Gefängniswärter Atiq zum ersten Mal Zunaira ohne Schleier sieht und sich in sie verliebt, werden die afghanischen Frauen mit Schwalbenschwärmen verglichen:

Hormis celui de son épouse, Atiq n'a pas vu un seul visage de femme depuis plusieurs années. Il a même appris à vivre sans. Pour lui, à part Mussarat, il n'y a que des fantômes, sans voix et sans attraits, qui traversent les rues sans effleurer les esprits; des nuées d'hirondelles en décrépitude, bleues ou jaunâtres, souvent décolorées, en retard de plusieurs saisons, et qui rendent un son morne lorsqu'elles passent à proximité des hommes. (HK 111)

Die Frauen werden beschrieben als reizlose und farblose Wesen (*sans attrait, décolorées*), die keine Stimme haben (*sans voix*) und ein freudloses Dasein fristen (*morne, en décrépitude*). Während bunte Kleidung mit Lebensfreude assoziiert werden könnte, sind die Frauen alle in den gleichen eintönigen Farben gekleidet (*bleues ou jaunâtres*). Erinnert die blaue Farbe noch an die Himmelsfarbe, so steht „jaunâtre“ eher für Krankheit und Verfall. Was mit „en retard de plusieurs saisons“ gemeint ist, kann nur vermutet werden: Schwalben sind Zugvögel und ziehen im Winter in wärmere Gefilde. Offenbar soll also ausgedrückt werden, dass die Frauen in einer ihnen feindlich gesonnenen Umgebung geblieben sind. Der Winter kann dann als Metapher für das Taliban-Regime interpretiert werden. Dazu passt, dass die Schwalben, die als Verkünder des Frühlings und Hoffnungsbringer fungieren, aus Afghanistan vertrieben wurden.

Allerdings kann „hirondelle“ im Französischen umgangssprachlich auch ‚Polizist‘ heißen, d. h. die Metapher ist somit polyvalent und kann auch als Verweis auf die Taliban-Spitzel interpretiert werden.<sup>32</sup> Die Taliban und die blindwütige Masse, die sich an der Steinigung vermeintlich untreuer

<sup>32</sup> „Hirondelle: [...] 2. (1915) FAM. et VIEILLI Agent de police à bicyclette“, in *Le petit Robert: Dictionnaire de la Langue Française*, hrsg. von Alain Rey u. a. (Paris: Dictionnaires le Robert, 2004), 1268–9.

Frauen beteiligt, werden mit Aasgeiern (*vautours*) verglichen.<sup>33</sup> Krankheiten, die über Afghanistan hereinbrechen, gleichen verrückt gewordenen Falken (*faucons fous*).<sup>34</sup> Die Krähen (*corbeaux*) stehen für den Niedergang Afghanistans, werden mit den Taliban, mit Armut, Krieg und Tod in Verbindung gebracht. Hier verwendet Khadra also die gängige Negativ-Metaphorik von Falken, Krähen und Aasgeiern, um über den Krieg in Afghanistan zu schreiben und indirekt das Taliban-Regime zu kritisieren.

Gleich zu Beginn des Romans wird Afghanistan folgendermaßen charakterisiert:

Les terres afghanes ne sont que champs de batailles, arènes et cimetières. Les prières s'émiettent dans la furie des mitrilles, les loups hurlent chaque soir à la mort, et le vent, lorsqu'il se lève, livre la plainte des mendiants au croassement des corbeaux.<sup>35</sup>

Das Kriegsvokabular dominiert (*champs de batailles, mitrilles*) und wird mit Tod (*cimetières, mort*) in Verbindung gebracht. Aber das Taliban-Regime wird auch als rückständig charakterisiert, da es die Menschen zu ‚Brot und Spielen‘, d. h. zu öffentlichen Hinrichtungen zwingt (*arènes*) und die Menschen mitleidslos Armut und Hunger aussetzt. An anderer Stelle erzählt ein Kriegsveteran davon, dass sich die Raben vor Hitze umgebracht hätten, indem sie aus dem Himmel herabstürzten. Kurz darauf berichtet er, wie ein russischer Helikopter – der ebenfalls mit einem Vogel verglichen wird – ihre Stellungen mit Granaten bombardiert und viele Soldaten getötet habe.<sup>36</sup> Immer wieder

<sup>33</sup> „Dans leur hystérie collective, persuadés d'exorciser leurs démons à travers ceux du sucube, d'aucuns ne se rendent pas compte que le corps criblé de partout ne répond plus aux agressions, que la femme immolée gît sans vie, à moitié ensevelie, tel un sac d'horreur jeté aux vautours.“ HK 16.

<sup>34</sup> „La discussion tourne autour des inclémences de la saison, de la sécheresse qui sévit depuis des années en Afghanistan, et des maladies qui s'abattent comme des faucons fous sur les familles.“ HK 60.

<sup>35</sup> HK 7. Ähnlich auch die folgende Textstelle: „Quel réconfort pourrait-on encore entretenir dans un monde chaotique, fait de brutalité et d'invraisemblance, saigné à blanc par un enchaînement de guerres d'une rare violence; un monde déserté par ses saints patrons, livré aux bourreaux et aux corbeaux, et que les prières les plus ferventes semblent incapables de ramener à la raison?“ HK 27.

<sup>36</sup> „Je me rappelle chaque détail, comme si c'était hier. Nous étions en plein été, et la fournaise cette année-là, poussait les corbeaux au suicide. On les voyait monter très haut dans le ciel avant de se laisser dégringoler comme des enclumes, les ailes collées au flanc et le bec en avant. [...] Mais les renégats russes nous avaient repérés à l'aide d'un satellite ou quelque chose de ce genre. [...] Nous étions en train de déjeuner, dans notre trou, quand l'obus est tombé. En plein dans le mille. Boum! [...] Il tournoyait dans le ciel bleu. Les ailes tellement

findet sich im Roman also die Parallelisierung von Natur- und Vogelbeobachtung mit grausamen Kriegshandlungen.

### **Arno Surminski: *Die Vogelwelt von Auschwitz* (2008)**

Die Novelle von Arno Surminski beginnt mit dem Hinweis auf einen realen SS-Wachmann, der im KZ Auschwitz 1940–41 Dienst geleistet, die dortige Vogelfauna erforscht und eine wissenschaftliche Arbeit darüber geschrieben hat.<sup>37</sup>

Zunächst wird erzählt, dass im März 1941 die ersten Zugvögel im Lager ankommen, ein Weißstorch auf dem Schornstein des Krematoriums gesichtet wird und Kiebitze auf dem Turm des Wachturms sitzen (VA 12–3). Der Storch wird (der gängigen Symbolik entsprechend) von einem SS-Offizier als ‚Lebensbringer‘ bezeichnet (VA 12). Als der Wachmann Hans Grote bei der Kommandantur darum bittet, die Vogelwelt im Lager erforschen zu dürfen und auch einen Häftling zugeteilt zu bekommen, der ihm hilft, Vögel zu zeichnen und Bälge zu präparieren, wird seinem Wunsch stattgegeben. Allerdings weist ihn der Kommandant darauf hin, „das Dorf Birkenau sei von der Forschungsarbeit möglichst auszunehmen. Dort werde in nächster Zeit ein größeres Bauvorhaben beginnen; es sei keine Gegend für Vogelkunde“ (VA 15).

Für seinen Auftrag wählt Grote den Gefangenen Marek Rogalski aus, der u. a. schon Steinadler und Kiebitze gezeichnet hat. Allerdings stört ihn, dass Rogalski das Bild auf eine bestimmte Deutung hin arrangiert hat:

Am Abend saß Marek auf seiner Pritsche, den Rücken zum Fenster und zeichnete Kiebitze im Schneegestöber. Er setzte sie auf einen Lagerzaun, dessen Betonpfähle oben eingeknickt waren, sodass sie kleinen Galgen glichen. Daneben zeichnete er einen Wachturm, dessen düsteres Grau er mit einer überhängenden Schneetraufe aufhellte. Schließlich gab er die Vögel auf den Stacheldraht, sie glichen Taschentüchern auf einer Wäscheleine. (VA 16)

blanches que leurs reflets illuminaient l'intérieur de la caverne. Il tournoyait, tournoyait. [...] j'entendais juste le froufrou soyeux de ses ailes que brassaient majestueusement l'air ...“ HK 38–9.

<sup>37</sup> „Während des Zweiten Weltkriegs erschien in einer wissenschaftlichen Zeitschrift in Wien ein Aufsatz mit dem Titel ‚Beobachtungen über die Vogelwelt von Auschwitz‘. Der Autor, ein Biologe, hatte als SS-Wachmann im KZ Auschwitz von 1940 bis Ende 1941 Dienst geleistet und dort die Vogelfauna erforscht, um darüber eine wissenschaftliche Arbeit zu schreiben. Der Titel dieser Novelle ist jenem Aufsatz entlehnt, die Personen, ihre Gedanken und Träume sind frei erfunden, die Welt, in der es geschah, war real.“ VA 7.

Marek deutet also in seinen Zeichnungen anhand der Vögel an, was im Lager tatsächlich mit Menschen geschieht, die vergast und erhängt werden oder am elektrischen Stacheldraht sterben. Der Wachmann weist ihn darauf hin, dass Kiebitze doch „kecke, unternehmungslustige Vögel“ seien, diese jedoch „scheu und verängstigt“ wirkten (VA 16). Dass dies durch Zaun und Wachtürme bedingt sei, denkt Marek zwar, äußert es aber nicht. Was gegenüber einem SS-Mann nicht sagbar ist, drückt der Häftling in seiner Zeichnung aus. Nachdem Hans Grote ihn für die Vogelkartierung engagiert hat, lässt der KZ-Häftling seine Zeichnung unverändert – durchaus mit Hintergedanken, wie der innere Monolog verrät: „Seine Kiebitze sollten auf Stacheldrahtzäunen sitzen können, genau auf Messers Schneide zwischen Gefangenschaft und Freiheit, um von dort aus mit nur einem Flügelschlag in die Freiheit zu gelangen“ (VA 18). Die Vögel verweisen somit auf die Sehnsucht des KZ-Häftlings nach Freiheit.

Marek darf nun in Zivilkleidung mit dem SS-Wachmann außerhalb des Lagers Vögel beobachten, zählen und zeichnen. Außerhalb des Lagers fällt Marek zuerst auf, dass Vögel singen (VA 21). Man kann dies folgendermaßen deuten: Was im Lager passiert, ist so furchtbar, dass sogar die Vögel verstummen.<sup>38</sup> Marek und der SS-Mann beobachten Finken, Wildgänse, Kohlmeisen, Stockenten, Stare, Graureiher und sogar eine tote Saatkrähe. Der SS-Mann erzählt dem Häftling, dass er vor dem Krieg eine wissenschaftliche Arbeit über „baltische Höckerschwäne“ geschrieben habe (VA 26).

In Surminskis Novelle werden immer wieder Vogelbeobachtungen (Grotes Interesse entsprechend) mit Krieg und Tod (Mareks Wahrnehmungsmuster entsprechend) kontrastiert: „Als Erstes erreichten sie die Ortschaft Raisko, ein Gut mit einem ansehnlichen Park, dessen Vogelbestand Grote interessierte. Marek entdeckte Erdhügel im Park, die so aussahen wie Gräber“ (VA 24). Vgl. auch: „Während Grote den Milan beobachtete, sah Marek vier Häftlinge, die eine Karre zogen, beladen mit menschlichen Körpern. Sie

<sup>38</sup> Tatsächlich berichten KZ-Überlebende, dass der Rauch des Krematoriums die Vögel vertrieben habe. Der Buchenwald-Überlebende Jorge Semprún etwa schreibt in seinem autofiktionalen Roman *L'écriture ou la vie* über das Verschwinden der Vögel auf dem Ettersberg: „Plus d'oiseaux, dis-je, poursuivant mon idée. La fumée du crématoire les a chassés, dit-on. Jamais d'oiseaux dans cette forêt.“ Jorge Semprún, *L'écriture ou la vie* (Paris: Gallimard, 1994), 15. – Als er 1992 zu einer Gedenkfeier nach Buchenwald kommt, fällt ihm zuerst auf, dass die Vögel zurückgekehrt sind: „C'est alors que j'ai entendu le murmure multiple des chants d'oiseaux. Ils étaient revenus sur l'Ettersberg, en fin de compte. [...] La vie était revenue sur la colline de l'Ettersberg.“ Semprún, *L'écriture ou la vie*, 379.

warfen die Leichen in die Tiefe, wie man Strohhallen wirft. Dann gaben sie ein paar morsche Bretter dazu, denn Leichen allein können nicht brennen. Unten hörte Marek den Gesang der Lerchen“ (VA 154–5). – Diese Parallelsierung wird auch explizit thematisiert: „Ach, die vielen Gemeinsamkeiten der Vogelwelt mit der Welt des Krieges. Die Bombengeschwader flogen in Keilform wie die Wildgänse, Falken stürzten wie Sturzkampfbomber auf ihr Ziel, die Schwäne sangen wie die Luftschuttsirenen ..., die ganze Vogelwelt befand sich im Krieg“ (VA 44). – Weiter wird erzählt, wie ein alter, geschwächter Häftling erschossen wird, während Grote ungerührt ein Gelege mit Vogeleiern betrachtet (VA 51). Weiterhin vergleicht Marek sich mit einem kranken Vogel, dessen Schicksal in der Hand von Grote liegt – der ihn erschießen oder ihm zur Freiheit verhelfen kann.

Statt zu berichten wie Häftlinge am Lagerzaun Selbstmord begehen oder ermordet werden, wird ein toter Graureiher am Lagerzaun beschrieben: „Sie fanden ihn leblos am Zaun, entweder von einem Stromschlag umgebracht oder im Stacheldraht verheddert und durch einen Schuss vom Wachturm erlöst. Jedenfalls hing er da, und Marek erhielt den Auftrag, den toten Vogel zu zeichnen“ (VA 32). Die Vögel stehen so im Roman stellvertretend für das, was Marek nicht zeichnen darf, weil es der Zensur anheimfällt und aus der Wahrnehmung und Erinnerung ausgeschlossen werden soll. Damit verweist das Verbot, Leichen zu zeichnen, implizit auf die nationalsozialistische Vernichtungspolitik, zu der auch die Vernichtung der Erinnerung an die Ermordeten gehörte.

Dass diese Vogelbeobachtungen ungewöhnlich und geradezu subversiv sind, zeigt sich, als das Anbringen eines Meisenkastens zur subversiven Aktion wird: im Lager sind sie verboten, am Wachturm würden sie den Posten ablenken – so wird der Meisenkasten schließlich im Garten des Kommandanten aufgehängt. Marek erfährt allerdings nie, ob Meisen dort eingezogen sind.

Grote und er unterhalten sich nach und nach auch über Privates und ihr Leben vor dem Krieg. Trotzdem lehnt Grote die Bitte Mareks, eine Karte an seine Verlobte schreiben zu dürfen ab und zeigt offen seinen Antisemitismus. – Im Laufe ihrer Vogel-Recherchen gelangt Grote zu der Ansicht, dass das Verhalten der Vögel im Krieg ein dringendes Forschungsdesiderat sei:

Wie hört es sich an, wenn eine Nachtigall singt und die Kanonen donnern? Das Verhalten der Vögel im Kriege wäre auch wissenschaftlich zu untersuchen, und wer wäre prädestinierter für diese Aufgabe als Hans Grote? Ob es vorkommt, dass eine Granate in einem Pulk ziehender Wildgänse explo-

diert? Was geschieht, wenn die Zugvögel in die Bahn der Bombengeschwader geraten? Wer stürzt zuerst ab, die Bomber oder die Vögel? (VA 81)

Sein Interesse für Singvögel belegt somit gleichzeitig seine fehlende Empathie mit Häftlingen, deren Ausbeutung und Ermordung er offenbar für legitim hält. Als das Außenlager in Auschwitz entsteht, erkennt Grote darin sofort eine optimale Gelegenheit, seine „Forschungen“ auszuweiten.<sup>39</sup>

Eines Tages wird Grote zum Teich hinter dem Krematorium gerufen, weil alle Haubentaucher, Enten, Blässhühner und Gänse tot sind. Es stellt sich heraus, dass russische Gefangene mit einer Überdosis eines Mittels ermordet wurden, was man für ein Entlausungsmittel hielt (Zyklon B): „Schon wieder war etwas schiefgelaufen. Sie dachten, es sei ein Entlausungsmittel und haben es an den Russen ausprobiert, sagte Grote. Aber die Dosierung muss zu stark gewesen sein, es tötete nicht nur die Gänse“ (VA 129). Das ganze Grauen nationalsozialistischer Vernichtungspolitik scheint hier in dem kleinen Zusatz „nicht nur“ auf.

Als ein Häftlingstransport per Zug eintrifft, interessiert Grote sich vor allem für den offenbar mitgereisten Bienenfresser, einen in Südeuropa beheimateten Vogel – an die Gefangenen verschwendet Grote keinen Gedanken: „Grote erkundigte sich, wie lange der Transport unterwegs gewesen ist. Er kann es kaum glauben, dass ein Bienenfresser sechs Tage ohne Wasser und Nahrung in dem dunklen Güterwagen überlebt hat“ (VA 157). Auch hier liegt die Provokation in der Empathie mit den Vögeln bei gleichzeitiger völliger Empathielosigkeit mit den deportierten Menschen. Während Marek beobachtet, wie die Männer, die mit dem Transport angekommen sind, gleich mit Lastwagen vor die Gaskammer gefahren werden, sorgt sich Grote, dass Raubvögel über den geschwächten Bienenfresser herfallen könnten. Als dieser davonfliegt, lädt Grote Marek zu Kartoffeln, Speck und Sauerkraut in ein Restaurant hinter dem Bahnhof ein.

Der Kontakt mit Grote und der unerträgliche Spagat zwischen den Gräueln im Lager und der Vogelwelt machen Marek allmählich krank:

Nach der letzten Begegnung mit Grote bemerkte Marek an sich eine sonderbare Veränderung. Er konnte die Stimmen der Vögel nicht mehr hören. Die

<sup>39</sup> „In der Kommandantur erfuhr Grote, das Dorf Birkenau solle vom Erdboden verschwinden, um an seiner Stelle ein großes Außenlager zu errichten. Ihm kam sofort die Idee, den Vogelbestand des Dorfes und seiner Umgebung im jetzigen Zustand zu ermitteln, dann die Veränderungen während der Bauarbeiten zu beobachten und schließlich den Endbestand nach der Fertigstellung zu registrieren, eine wahre Herausforderung für jeden Ornithologen.“ VA 85.

Lerchen sangen nicht mehr, kein Kuckuck rief in Monowitz, von Nachtigallen ganz zu schweigen. Immer wieder aber hörte er den Gesang der russischen Gefangenen und die Lieder, die die Mütter ihren Kindern vorsangen, um sie zu beruhigen, wenn sie mit dem Rote-Kreuz-Wagen zu den Kammern des Todes fuhren. (VA 166)

Die Verdrängung der KZ-Gräueltaten durch die intensive Beschäftigung mit der Vogelwelt gelingt für den SS-Mann – dem Häftling ist sie unmöglich. Ob er lediglich unfähig ist, den Gesang der Vögel zu hören (was ein Zeichen dafür wäre, dass seine Hoffnung auf Freiheit und Überleben schwindet) oder ob die Vögel durch den Rauch der Krematorien tatsächlich vertrieben werden, bleibt offen.

In seiner Rezension der Novelle interpretiert Fabian Kettner die Vögel als Symbole für Freiheit und Sehnsucht. Meiner Meinung nach geht Surminski darüber hinaus: Die Vögel machen dasjenige sichtbar, was verschwiegen, ausgelassen, nicht erzählt wird: Das Leiden und Sterben der Menschen im Lager. Die scheinbar naive Vogelbeschreibung kontrastiert mit dem Vorwissen des Lesers über die Geschehnisse in Konzentrationslagern: Der SS-Wachmann wird im Roman nicht als Monster präsentiert, aber doch als jemand, der mit der Nazi-Ideologie und dem straffreien Töten von Menschen einverstanden ist und Juden als unwertes Leben – wertloser als Tiere – betrachtet.<sup>40</sup>

### Ralf Rothmann: *Im Frühling sterben* (2015)

Ralf Rothmanns Roman erzählt die Geschichte von zwei jugendlichen Melkern aus Norddeutschland, Fiete und Walter, die in den letzten Kriegsmonaten des Zweiten Weltkriegs noch an die Ostfront eingezogen werden. Als der Träumer Fiete zu desertieren versucht, wird sein Freund Walter gezwungen, am Erschießungskommando teilzunehmen und den eigenen Freund zu töten. Während der Freund also durch seine Hand stirbt, überlebt der schwer traumatisierte Walter, kehrt zum Gutshof zurück, kann seine angebetete, aber abweisende Elisabeth zur Ehe bewegen und mit ihr einen Hof übernehmen.

Der Roman ist von Vögeln bevölkert, die unterschiedliche symbolische oder metaphorische Bedeutung haben: Die Schwalben sind mit dem Milch-

<sup>40</sup> Fabian Kettner, „Vom Heimat-Roman zur Auschwitz-Novelle: Arno Surminski erweitert sein Repertoire“, *literaturkritik.de*, Nr. 5 (5.2008), [http://www.rote-ruhr-uni.com/cms/IMG/pdf/Surminski\\_Die\\_Vogelwelt\\_von\\_Auschwitz.pdf](http://www.rote-ruhr-uni.com/cms/IMG/pdf/Surminski_Die_Vogelwelt_von_Auschwitz.pdf), aufger. am 23.12.2015.

hof verbunden; zu Beginn des Romans wird erzählt, dass in der Scheune die Nester der Rauchschnalben verwaist sind und stattdessen nun junge Katzen dort leben. Diese Metapher entspricht der gängigen Verwendungsweise: Der Abzug der Rauchschnalben ist ein Vorbote des Krieges.

Dies dient als Überleitung zu Walters Vorgeschichte: Nachdem sein Vater gestorben ist, muss er sich als Melker verdingen. Da Walter den Krieg überlebt und zu Hause von seiner Mutter kalt abgewiesen wird, bricht er abrupt wieder auf und macht sich auf den Weg zurück zum Melkshof. Auch hier heißt es im Text „Schnalben flogen in großer Höhe“ (FS 199). Als er auf dem Hof ankommt, sieht er, dass erneut junge Schnalben im Heuspeicher nisten (FS 201) – ein hoffnungsvolles Zeichen, dass neues Leben möglich ist.

Die Krähen werden bei Rothmann immer mit Tod und Verderben verbunden, wenn sie im Roman auftauchen. So sehen die jungen Soldaten z. B. große Krähen-Schwärme, als sie KZ-Häftlinge beobachten und über Fahnenflucht diskutieren (FS 67). Als Walter den zum Tode verurteilten Fiete in seiner Zelle besucht und Hitlerjungen von Bomben getroffen werden, tauchen abermals Krähen auf (FS 146). Und als der Blockwart dem zurückgekehrten Walter an der Wasserausgabestelle Wasser verweigert, fliegen Krähen im Kirchenschiff auf (FS 188). Zuletzt werden die Todesvögel im Epilog erwähnt, als Walter auf dem Friedhof vergeblich das Grab seiner Eltern sucht (FS 233). Die Krähen sind also als Verweis auf das Böse, Krieg und Tod deutbar.

Eine Metapher für besondere Grausamkeit und rohe Gewalt sind bei Rothmann die Tauben: Sie erinnern Walter an die Grausamkeit des Vaters, der lebenden Tauben Nadeln ins Herz stach, um sie langsam verenden zu sehen (FS 76). Als Walter Zeuge wird, wie festgesetzte Zivilisten in einer Mühle auf ebenso grausame Weise ermordet werden, hört er das Gurren von Tauben (FS 78). Der Wind sträubt den Tauben die Halsfedern, während eine alte Frau als letzte getötet wird (FS 86). Die Gefangenen werden von der SS als „Vögel“ bezeichnet; sie selbst haben früher Singvögel verkauft (FS 78–80). Als alle drei Gefangenen tot sind, verstummen die Tauben (FS 83). Beim Vorrücken der Russen und Rückzug der deutschen Soldaten heißt es im Text: „Tauben kreisten über zerschossenen Schlägen“ (FS 126).

Zweimal werden im Text Drosseln erwähnt: Einmal, als das Lazarett-Fahrzeug, das Walter fährt, bombardiert wird. Walter kann zwar einen anderen Soldaten retten, die Verletzten sterben jedoch (FS 96). Und ein anderes Mal, als Fiete exekutiert wird, fliegen Schwarzdrosseln auf (FS 175). Das Lazarett, in dem Fiete zuvor mit einer Verletzung lag, hatte ein mit

Vögeln bemaltes Gewölbe (FS 103). Frühmorgens am Tag seiner Exekution singen „erste Vögel“ (FS 168).

Das „Schreien wilder Gänse“ hört Walter, als er von einer SS-Orgie Reißaus nimmt und es vorzieht, die Nacht in einer Weinberg-Hütte zu verbringen (FS 135). Zuvor hatte er ein sog. ‚Blitzmädel‘ kennengelernt, das den vielsagenden Namen ‚Reinhild Lerche‘ trägt (FS 134), während der SS-Hauptsturmführer mit Nachnamen ‚Greiff‘ heißt (FS 147). Fledermäuse sieht Walter, nachdem die sog. ‚Kettenhunde‘ die beiden jungen Melker zwangsrekrutiert haben (FS 61).

Spatzen sind im Roman durchweg positiv konnotiert, sie stehen für Heimat und die friedliche Nachkriegszeit. Als Walter von der Front zurückkehrt und Kinder in einer Essensausgabeschlange beobachtet, fallen ihm die Spatzen in den Sträuchern auf (FS 192). Eine Metapher für Liebe sind im Roman die Seevögel oder Möwen: Als Walter Elisabeth, seine spätere Frau, zum ersten Mal küsst, werden „Seevögel“ erwähnt (FS 216); während des Liebesspiels sind Möwen zu hören (FS 220). Der Storch, den Walter im Ufergras sieht, als er auf dem Weg zu Elisabeth ist, deutet bereits auf die Kinder hin, die beide später zusammen haben werden (FS 208).

Von besonderer Bedeutung – jenseits der gängigen Symbolik – ist der Eichelhäher: Walters Schwester hat ihm eine Feder vom Eichelhäher geschickt, damit sie ihn beschützen möge. Sie sei ein Symbol für Weisheit und Mut, schreibt ihm die Schwester (FS 73). Bei ihrem Wiedersehen nach Kriegsende glaubt sie tatsächlich daran, dass die Feder ihn vor dem Tod bewahrt habe (FS 192). Der Eichelhäher kann somit als Symbol für Schutz und als Vorzeichen des Wiedersehens mit Elisabeth gedeutet werden. Denn als Walter zum Melkhof zurückkehrt, sieht er, wie die Katze von Elisabeths Mutter einen Eichelhäher jagt – dies erinnert Walter an die Vorkriegszeit und wie er sich in Elisabeth verliebte. Die Mutter gibt ihm den Hinweis, wo er Elisabeth finden kann (FS 202).

Die Vögel haben bei Rothmann also verschiedene Bedeutungen, können für angenehme Erinnerungen an Jugend, Vorkriegszeit und Heimat stehen (Schwalben, Spatzen), Liebe und Hoffnung symbolisieren (Eichelhäher, Seevögel, Möwen, Storch) oder besonders grausame Episoden einleiten (Krähen, Tauben, Drosseln). Auffällig ist jedenfalls, dass das Vorkommen von Vögeln den ganzen Roman durchzieht und ihn gleichsam strukturiert.

### Norbert Scheuer: *Die Sprache der Vögel* (2015)

Schon der Titel des Romans ist ein intertextueller Verweis auf das Werk *Mantiq ut-tair* (je nach Übersetzung *Die Vogelgespräche* oder *Die Sprache der Vögel*) des persischen Mystikers Farid al-Dîn Attar aus dem 12. Jahrhundert.<sup>41</sup> Der Roman erzählt die Geschichte von Paul Arimond, der 2003 als deutscher Soldat nach Afghanistan kommt. Durch seinen Urahn Ambrosius Arimond, der das Land zu Vogelstudien bereist hatte, weiß er, dass Afghanistan das Land der Vögel ist.<sup>42</sup> Ähnlich wie Surminskis KZ-Häftling zeichnet auch Scheuers Protagonist Paul in Afghanistan verschiedene Vogelarten; die Aquarellzeichnungen legt Paul zwischen die Seiten des „Reibert“, einem „Handbuch für den deutschen Soldaten“ (SV 46), das tatsächlich seit 1929 verlegt wird und somit in der außerfiktionalen Welt auf die traurige Kontinuität von Kriegen verweist. Die Vogelzeichnungen – intradiegetisch von Paul angefertigt – sind ebenfalls im Roman enthalten. Der Roman endet mit einer fiktiven dpa-Meldung, aus der hervorgeht, dass Paul mit anderen Kameraden auf dem Weg vom Lager zum Flughafen von einem Selbstmordattentäter per Bombe getötet wurde.

Im Laufe seines Afghanistan-Einsatzes fasst Paul den Plan, aus dem Bundeswehr-Lager auszubrechen, um Vögel an einem See zu beobachten; parallel zu diesem immer intensiveren Wunsch wächst seine Verzweiflung

<sup>41</sup> Die Geschichte, die der Roman erzählt, basiert zumindest teilweise auf realen Erlebnissen eines ehemaligen Afghanistan-Soldaten, den Scheuer in Kall, seinem Heimatort in der Eifel, zufällig kennengelernt hat. Vgl. Scheuer, Interview, [http://www.deutschlandfunk.de/norbert-scheuer-die-sprache-der-voegel-flucht-und-700.de.html?dram:article\\_id=320934](http://www.deutschlandfunk.de/norbert-scheuer-die-sprache-der-voegel-flucht-und-700.de.html?dram:article_id=320934), aufger. am 22.9.2015. Auch wenn Scheuer in diesem Interview betont, die Tagebücher von Trouern-Trend erst gelesen zu haben, als sein Roman praktisch schon beendet war, fällt doch auf, dass auch die grafische Gestaltung – die Illustrationen verschiedener Vögel – zwischen beiden Texten ähnlich ist. Trouern-Trend schreibt im Vorwort, die Vogelbeobachtung habe für Soldaten etwas Beruhigendes, zeige sie doch, dass der große Kreislauf der Natur weitergehe, was Trost und Kraft spende; Jonathan Trouern-Trend, *Birding Babylon: A Soldier's Journal from Iraq* (San Francisco: Sierra Club, 2006), 20–1. – Iris Radisch urteilt in der *Zeit* über Scheuers Roman, eine „solche Naturkunde des Krieges“ habe es noch nicht gegeben. Diese Aussage muss mit Blick auf Surminskis Novelle relativiert werden. Vgl. Iris Radisch, „Naturkunde des Soldaten“, *Zeit*, 26.3.2015, <http://www.zeit.de/2015/11/norbert-scheuer-afghanistan-kriegsliteratur>, aufger. am 22.9.2015.

<sup>42</sup> In der Tat ist der Vogelmarkt von Kabul berühmt. In Afghanistan werden Vorkämpfer (Wachteln, Hähne) und dem Taubensport große Bedeutung beigemessen. Vgl. den Beitrag von Sandra Petersmann, „Die Vogel-Oase von Kabul“, *Deutschlandfunk Kultur*, 26.7.2016, [http://www.deutschlandfunkkultur.de/afghanistan-die-vogel-oase-von-kabul-2165.de.html?dram:article\\_id=361182](http://www.deutschlandfunkkultur.de/afghanistan-die-vogel-oase-von-kabul-2165.de.html?dram:article_id=361182), aufger. am 23.8.2017.

über den Kriegseinsatz der Bundeswehr in Afghanistan. Als er Rotstirngirlitze beobachtet, reift die Idee, das Lager zu verlassen (SV 57). Er selbst sieht das Leben im Lager wie in einem Käfig (SV 110). Durch eine Lücke im Sicherheitssystem des Lagers gelingt es ihm einige Male, sich nachts unentdeckt aus dem Lager zu schleichen. Seine Aktionen werden immer gefährlicher: Als er in einem verlassenen Palastgarten Vögel hört, entfernt er sich unerlaubt von der Truppe (SV 216–7).

Die Vögel sind auch das Bindeglied zwischen den Deutschen und Afghanen: Der Großvater von Nassim, der für die Bundeswehr als Übersetzer arbeitet, hat früher auf dem Markt von Kabul Vögel verkauft (SV 124). Die Freunde im Camp bringen Paul von ihren Außeneinsätzen besonders schöne Federn mit, um ihm eine Freude zu machen (SV 228). Allerdings werden auch hier die Vögel mit schrecklichen Kriegsgräueln verbunden: Pauls Freund Julian bringt ihm Federn mit, erzählt aber auch davon, wie ein afghanischer Junge ums Leben kam – ein Erlebnis, das Julian offenbar traumatisiert hat. Paul versucht, seine Erlebnisse in Afghanistan zu verarbeiten, indem er eine Liste der Vögel erstellt und seine Vogel-Aquarelle malt. Die Beschäftigung mit Vögeln ist also gewissermaßen Trauma-Therapie.

Man erfährt im Laufe des Romans, dass Paul schon vor dem Afghanistan-Einsatz schwer traumatisiert war: Sein Vater hat sich umgebracht, Paul selbst einen Autounfall verursacht, den sein bester Freund Jan nur schwerverletzt überlebt hat und infolgedessen er behindert ist.<sup>43</sup> Die ersehnte Beziehung mit Theresa ist nie Realität geworden.

Die Elstern werden im Roman mit Kindheit, Heimat und der Erinnerung an die geliebte Theresa verbunden: Auf dem Rollfeld beobachtet Paul Elstern, die Küken geraubt haben und ihn an zuhause erinnern (SV 11–2). Denn als Kind hat er eine Elster gefunden, die aus dem Nest gefallen war und um die er sich gekümmert hat. Die Erinnerung an die Pflege der Elster löst wiederum eine Erinnerung an Theresa aus. Als Kind wollte Paul nämlich selbst eine Elster sein und hat sich – wie Ikarus – ein „Flugkleid“ gebaut.<sup>44</sup> Elstern werden auch im Text erwähnt, als Paul versucht, Theresa einen Brief zu schrei-

<sup>43</sup> Die Erzählung von Pauls Traum, in dem sein Trauma – Jans Unfall – wiederkehrt, wird von einem „sirrenden Gewirr von Vogelstimmen“ begleitet, SV 165.

<sup>44</sup> SV 169. Hier verwendet Scheuer – ebenso wie bei den Passagen, in denen die Geschichte des Urahn's Ambrosius erzählt wird – das Ikarus-Motiv. Der Urahn hat sich sogar auch eine Flughaut gebaut und die Menschen im Dorf erzählen, er sei eines Tages damit fortgeflogen. Tatsächlich findet Paul jedoch diese Flughaut irgendwann in der Scheune und kommt selbst wegen morscher Dielenböden dabei fast zu Tode.

ben (SV 199). Auch der Uhu ist positiv konnotiert, erinnert er Paul doch an einen Ausflug mit seinem Vater, bei dem sie ein Uhupaar beobachtet haben (SV 23). Gleiches gilt für die Türkentaube, die ihn an die Heimat erinnert (SV 44).

Falken jedoch stehen als Metapher für den Selbstmord des Vaters. So werden die Schreie der Falken an der Autobahnbrücke mit der Erinnerung von Pauls Schwester an den Selbstmord des Vaters verbunden (SV 23). Der Vater, begeisterter Stabhochspringer, hat sich – wie der Leser im Laufe des Romans erfährt – durch den Sprung von einer Autobahnbrücke das Leben genommen. Bei einem anderen Ausflug mit dem Vater hat Paul beobachtet, wie ein Wanderfalke eine Taube gerupft hat (SV 61).

Sperlinge werden immer dann erwähnt, wenn es um die kriegerische Präsenz der Russen in Afghanistan – also die Vorgeschichte des erzählten Krieges – geht. So nisten z. B. Moabsperlinge in einem russischen Panzerwrack (SV 66). Sie tauchen außerdem in Zusammenhang mit dem Soldaten Levier auf, der über seiner Arbeit als Drohnenpilot verrückt wird (SV 128).

Ebenso wie bei Rothmanns Roman spielt auch bei Scheuer der Eichelhäher eine herausgehobene Rolle: Theresa schickt Paul eine Feder „vom Daumenfittich eines Eichelhähers“ (SV 189), die für sie Glück, Liebe und Schutz symbolisiert. Die Schwalben sind im Roman ebenfalls durchweg positiv konnotiert, sie werden mit den Frauen (Helena, Theresa) oder einem humanitären Einsatz verbunden: Die Schreie von Seeschwalben sind z. B. zu hören, als Julian Helena nach dem Krankenhausbesuch nach Hause fährt. Die Brachschwalbe erinnert Paul an Theresa (SV 73). Paul beobachtet Seeschwalben, als die Soldaten Medikamente und Nahrung an die Zivilbevölkerung verteilen (SV 213).

Immer wieder werden Überlegungen zum Unterschied zwischen Vögeln und Menschen angestellt. Bei seiner Ankunft in Afghanistan stellt Paul fest, dass auch die Vögel „wie wir Fremde in diesem Land“ seien (SV 25). Die Vogelbeobachtung löst bei ihm philosophische Gedanken aus: „Ich glaube nicht, dass Vögel allein zum Zweck der Fortpflanzung singen. Irgendetwas existiert im Leben, das mehr ist als wir selbst und für das es keine Sprache gibt. Vielleicht liegt darin der Grund, dass Vögel singen“ (SV 57). Die Vögel werden im Roman auch als „unsichtbare Boten zwischen den Menschen“ bezeichnet (SV 62). Auch bei Scheuer findet sich das Spiel zwischen Unsichtbarem und Sichtbarem oder Wahrnehmung und Wahrnehmungssperre: „Ich schaue meist nicht auf das, was ich im Blick haben sollte, doch wenn ich hin-

sehe, nehme ich ohnehin etwas anderes wahr, braunen Staub, der leise und graziös schwebt, wie Vögel, deren Anblick alles zu ändern scheint“ (SV 50). In der Tat verändert die Vogelbeobachtung den Protagonisten: Sie ist Reaktion auf ein Trauma, aber auch ein Zeichen für das zunehmende Abgleiten in Depression oder Wahnvorstellungen. Paul verzweifelt am Krieg und Bundeswehr-Einsatz in Afghanistan und flüchtet sich in eine (scheinbar) friedliche Welt der Vögel, indem er alle Widrigkeiten und traumatischen Erlebnisse ausblendet.

### Fazit

Die Gemeinsamkeiten zwischen den Romanen von Scheuer und Rothmann, die beide 2015 erschienen sind, aber verschiedene historische Epochen und Kriege thematisieren, fallen besonders ins Auge. Beide Romane sind von Vogel-Metaphern durchzogen; positiv stehen Schwalben und Spatzen für Hoffnung und Heimat, Krähen und Tauben jedoch für Tod, Grausamkeit und Gewalt. In beiden Romanen erhalten die Protagonisten von einer geliebten Person (Schwester oder Freundin) die Feder eines Eichelhäfers, die ihnen Schutz gewähren und sie vor dem Tod im Krieg bewahren soll – was bei Rothmann glückt, bei Scheuer jedoch den Tod des Protagonisten nicht verhindert.

Surminskis und Scheuers Romane verbindet, dass sie auf realen Vorbildern basieren, d.h. Erinnerungen von Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg oder im Irakkrieg Vögel beobachtet und ihre Erinnerungen darüber veröffentlicht haben. Obwohl beide Romane zu unterschiedlichen Zeiten und an unterschiedlichen Orten (während des Zweiten Weltkriegs in Auschwitz bzw. 2003 in Afghanistan) spielen, ist ihnen gemeinsam, dass sie auf Vorwissen des Lesers setzen: Das Grauen des Krieges scheint allenfalls in Randbemerkungen auf und weicht scheinbar harmlosen Vogelbeobachtungen. Beide Romane arbeiten mit der Differenz zwischen der Naivität der Protagonisten und dem Vorwissen des Lesers. Bei Surminski steht die Freiheit der Vögel im Kontrast zur Gefangenschaft der Häftlinge. Zivilisation und Perversität koexistieren miteinander. Dem Häftling Marek gelingt es über seine Vogelzeichnungen, eigentlich Verbotenes (die Ermordung von Menschen) darzustellen.

Alle hier untersuchten Autoren nutzen die Vogelmetaphorik, um auf indirekte Weise eine Sprache für das unsagbare Grauen der Konzentrationslager und des Krieges zu finden und die Sehnsucht des Menschen nach Frei-

heit, Heimat und Frieden zu illustrieren. Bei Scheuer verweist der Gesang der Vögel auf metapoetische Reflexionen über Literatur, die sogar das Unsagbare im Medium der Fiktion zur Sprache bringen kann. Mit Hilfe der Vogel-Metaphern kann auch dasjenige ausgedrückt werden, woran die normale Sprache scheitert.<sup>45</sup>

### Bibliographie

- Aristophanes. *Die Vögel*. Aus dem Griechischen übersetzt und herausgegeben von Niklas Holzberg. Stuttgart: Reclam, 2013.
- Beyer, Marcel. „Vorwort“. In *Birding Babylon: Tagebuch eines Soldaten im Irak*. Von Jonathan Trouern-Trend, aus dem Amerikanischen von Robin Detje, 9–16. Berlin: BvT, 2009.
- Hausmann, Frank-Rutger. „Richard Riegler (1874–1956): der zu Unrecht vergessene ‚Zooromanist‘“. In *Sur les chemins de l'amitié: Beiträge zur französischen Literaturgeschichte. Freundesgabe für Dietmar Rieger*. Hrsg. von Anna-Isabell Wörsdörfer u.a., 61–75. Wiesbaden: Harrassowitz, 2017.
- Khadra, Yasmina. *Les hirondelles de Kaboul*. Paris: Julliard, 2002.
- Köppen, Wolfgang. *Tauben im Gras*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, [1951] 1980.
- Powers, Kevin. *The Yellow Birds: A Novel*. New York: Little, Brown and Company, 2012.
- Riegler, Richard. *Das Tier im Spiegel der Sprache: ein Beitrag zur vergleichenden Bedeutungslehre*. Dresden, Leipzig: Kochs Verlagsbuchhandlung, 1907.
- Riegler, Richard. „Tiernamen“. In *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Hrsg. von Hanns Bächtold-Stäubli, 864–901. Berlin, New York: de Gruyter, [1937] 1987.
- Rothmann, Ralf. *Im Frühling sterben*. 3. Auflage. Berlin: Suhrkamp, 2015.
- Scheuer, Norbert. *Die Sprache der Vögel*. München: Beck, 2015.
- Semprún, Jorge. *L'écriture ou la vie*. Paris: Gallimard, 1994.
- Semprún, Jorge. „Wovon man nicht sprechen kann“. In *Was war und was ist: Reden zur Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung am 13. Mai 2001 in Weimar*. Von Norbert Gstrein und Jorge Semprún, 9–17. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001.
- Surminski, Arno. *Die Vogelwelt von Auschwitz: eine Novelle*. München: LangenMüller, 2008.
- Trouern-Trend, Jonathan. *Birding Babylon: A Soldier's Journal from Iraq*. San Francisco: Sierra Club, 2006.
- Zerling, Clemens. *Lexikon der Tiersymbolik: Mythologie, Religion, Psychologie*. Klein Jasedow: Drachen, 2012.

<sup>45</sup> Jorge Semprún definiert das als eigentlichen Auftrag der Literatur: „Wovon man nicht sprechen kann, weil es verboten oder verdrängt ist, weil es nicht zur Rede kommt, nicht in Rede steht, darüber muß man schreiben. Darüber darf man keinesfalls schweigen.“ Jorge Semprún, „Wovon man nicht sprechen kann“, in Norbert Gstrein und Jorge Semprún, *Was war und was ist: Reden zur Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung am 13. Mai 2001 in Weimar* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001), 9–17, hier 11.



## Die Ware *Buch* und die Philologie

Bernhard Hurch (Graz)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Die im 19. Jahrhundert sich verändernden Produktionsbedingungen für Druckwerke (Buchdruck, Satz, Papier, Bindung) wirkten katalysierend auf die Fachkonstitution und Institutionalisierung der Philologien. Hier steht der tatsächliche Buchmarkt im Vordergrund der Darstellung, das Käuferpublikum und die Voraussetzungen des Vertriebs. Dazu gehören auch die Rezension als entstehende Textsorte und die rasch arbeitenden Rezensionsorgane. Frank-Rutger Hausmann wurde in den letzten Jahren unentbehrlicher Mitarbeiter dieses im Rahmen des Grazer Schuchardt-Projekts „Netzwerk des Wissens“ angesiedelten Ansatzes.

**SCHLAGWÖRTER:** Netzwerk des Wissens; Schuchardt, Hugo; Nachlass; Buchmarkt; Textsorte Rezension

### 1. Das Projekt *Network of Knowledge*

Im Rahmen des Projektes *Netzwerk des Wissens* wurde schon verschiedentlich auf den wissenschaftshistorischen Hintergrund der Aufarbeitung des Nachlasses von Hugo Schuchardt hingewiesen.<sup>1</sup> Vor allem sind es zwei gesellschaftlich bedingte Entwicklungen des 19. Jahrhunderts, beide unmittelbar an die Industrialisierung gekoppelt, die als katalysierende Faktoren für die neue Blüte der Wissenschaften und die Entstehung der Moderne in der Sprachwissenschaft wirken: eine neue *printing press revolution*<sup>2</sup> und die Entstehung eines an den Bedürfnissen des Marktes orientierten Postwesens. Zweiteres ist einfach dargestellt: Analog zu dem von Marx und Engels beschriebenen Ausbau der Eisenbahn und der damit geschaffenen

---

<sup>1</sup> Das Projekt läuft mit teils größeren Unterbrechungen seit den späten 1990er Jahren und wurde 2012–2016 vom *Fonds zur Förderung des wissenschaftlichen Forschung in Österreich* unterstützt. Seit Ende dieser Finanzierung ist ehrenvollerweise unser wichtigster und ehrenamtlicher Mitarbeiter der Jubilar Frank-Rutger Hausmann, dem ich an dieser Stelle für all seine Mühen und Beiträge herzlich danke.

<sup>2</sup> Diese Formulierung spielt natürlich auf den Titel des epochalen Werks von Elizabeth Eisenstein an, das den Zusammenhang von Buchdruck, Literalität, Reformation sowie wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklung detailliert nachweist; Elizabeth L. Eisenstein, *The Printing Revolution in Early Modern Europe* (Cambridge: Cambridge University Press, 1983); dt. Ausg. *Die Druckerpresse: Kulturrevolutionen im frühen modernen Europa* (Wien und New York: Springer, 1979).

Verbindung von Produktionsstätten mit Rohstoffquellen und Absatzmärkten geht es beim Ausbau des Postwesens des 19. Jahrhunderts darum, eine Infrastruktur zu bauen, die die logistische Organisation des industriellen Marktes ermöglicht. Es beginnt in England im Jahre 1840 mit der ersten Briefmarke und breitet sich rasant auf den Kontinent aus. Bereits 20 Jahre später war Europa von einem funktionierenden Postsystem überzogen. In Städten wie Wien wurde gegen Ende des Jahrhunderts 5 x täglich Post zugestellt; ein Brief aus dem Nordbaskenland nach Graz (hier: Julio de Urquijo an Hugo Schuchardt) dauerte 2 bis 3 Tage. Aus dieser sehr hohen Funktionalität und leichten Nutzbarkeit erklärt sich der enorme Gebrauch dieses Mediums Brief für die Etablierung und Intensivierung neuer wissenschaftlicher Diskurse und die Rolle, die die dadurch entstandenen Netzwerke in der Entwicklung der Wissenschaften spielen.<sup>3</sup> Hinsichtlich des erstgenannten Umstandes geht es vor allem um den Zusammenhang zwischen Industrialisierung und Buchproduktion, und jenen zwischen Buchproduktion und formaler wie inhaltlicher Entwicklung von (Sprach)Wissenschaft (exemplarisch für Geisteswissenschaften) sowie deren Kanonisierung und Institutionalisierung. Neue Drucktechniken (dampfmaschinenbetriebene Schnellpresse, später Rotationsdruck), neue Methoden zur Papierherstellung (Holzschliffpapier), neue Satzverfahren (bis hin zu Linotype), neue Buchbindeverfahren (maschinelle Heftung) führten zu einer extremen Beschleunigung der Produktion und zu einer ebenso extremen Verbilligung des Produktes *Buch*. Es wird im folgenden vor allem darum gehen, das epistemische Netzwerk<sup>4</sup> zu skizzieren, in dem das *Buch* als solches für die Konstitution der Einzelwissenschaften Bedeutung hat und speziell die Bedeutung des Buches für den Buchmarkt – sowie umgekehrt die Auswirkung des Buchmarktes auf das genannte Netzwerk.

<sup>3</sup> Es klingt mittlerweile schon fast banal, auf die Parallelen zum Internet hinzuweisen, das ebenfalls nicht nur die Organisation, sondern mit dieser die Wissenschaften selbst auch inhaltlich grundlegend verändert.

<sup>4</sup> Zu diesem Begriff vgl. verschiedene Beiträge in Jürgen Renn, Hrsg., *The Globalization of Knowledge in History*, Max Planck Research Library for the History and Development of Knowledge, Studies 1 (Berlin: Edition Open Access, 2012), <http://edition-open-access.de/studies/1/index.html>, aufger. am 27.08.2017.

## 2. Der Markt

### *Verlage, Buchreihen, Buchtypen*

Um das *Buch* als *Ware* zu etablieren, bedarf es nicht nur der Darstellung der Herstellungsbedingungen und Produktionsverhältnisse, sondern auch der Beschäftigung mit der Frage der Distribution: Wenn eine große Menge von Büchern produziert wurde, so musste es auch einen entsprechenden Markt für sie geben. Andernfalls wäre es nicht nachvollziehbar, warum ein Kohlenhändler aus dem Ruhrgebiet (wie Walter de Gruyter) ins Verlagsgeschäft einsteigen sollte. Hier können nur ein paar Gesichtspunkte beleuchtet werden, die spezifisch für den wissenschaftlichen Buchmarkt gelten.

Der Warencharakter des Buches war früh klar, denn schon dem Namen nach muss er konstituierend zum Selbstverständnis des 1834 gegründeten *Börsenvereins* des Deutschen Buchhandels beigetragen haben.<sup>5</sup> Ziel des Börsenvereins war die Regulierung und Homogenisierung der buchhändlerischen Praxis durch die gemeinsame Organisation einer Interessenvertretung von Produzenten, Konsumenten und Zwischenhändlern.<sup>6</sup>

Es wäre präziser, speziell von Verlagsbuchhandlungen zu sprechen, denn die Produktion (Satz, Druck, Bindung), die Verlegertätigkeit und der Vertrieb von Büchern lagen ursprünglich in einer Hand und auch hier kam es erst relativ spät, letztlich und konsequent ebenfalls erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, zu einer dauerhaften Trennung der Sparten. Der Börsenverein war hierbei eine wichtige Instanz. Die Entwicklung der Verlage und Buchhandlungen ist sehr gut aufgearbeitet.<sup>7</sup> Das Leseverhalten der Bevölkerung wurde seit der Wende zum 20. Jahrhundert systematisch und auch statistisch untersucht und insbesondere im schon genannten *Börsenblatt* abgebildet. Aber auch Bibliotheken erhoben ihre Leser- und Entlehnpro-

<sup>5</sup> Im *Börsenblatt* heißt es auch z. B. 1840: „Sortimenter betrachten Bücher als materielle Waare, bekümmerns [sic] sich in der Regel sehr wenig um den Inhalt, sondern empfehlen und verkaufen vorzugsweise die, welche ihnen mit dem größten Rabatt vom Verleger geliefert wurden.“ Der Diskurs, daß im metaphorischen Sinn auch *Wissen* als *Ware* analysiert zu werden hat, basiert auf späterer Erkenntnis.

<sup>6</sup> Die Regulierung betraf nicht nur Ladenpreise (Buchpreisbindung oder *Krönorsche Reform*) und Organisatorisches, sondern erstreckte sich auch auf die Festschreibung von Urheberrechten usw., es ging also auch um politisch-legistische Einflußnahme.

<sup>7</sup> Vgl. z. B. das mehrbändige Werk Georg Jäger, Hrsg., *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*, bes. Bd. 1: Das Kaiserreich 1871–1918, Teil 3 (Berlin: de Gruyter, 2010); informationsreicher für die Geschichte der wissenschaftlichen Literatur, die allerdings insgesamt eher marginal behandelt wird, ist das ältere Werk Reinhard Wittmann, *Geschichte des deutschen Buchhandels* (München: C.H. Beck, 1991).

file. Hierzu liegt verlässliches Material vor. Es soll im folgenden dagegen lediglich um einzelne Mechanismen gehen, die die Philologie und Sprachwissenschaft betreffen, um herauszuarbeiten, wo die Verhältnisse des wissenschaftlichen Buches von jenen allgemeiner Literatur abweichen.<sup>8</sup> Der Aufstieg der wissenschaftlichen Verlage und der Anstieg ihrer Produktion blieb auch im unmittelbaren Nachmärz, als vorübergehend der allgemeine Buchabsatz einbrach, von Rückgängen verschont.<sup>9</sup> Neben Neugründungen entstanden die Wissenschaftsverlage des Jahrhunderts häufig aus den früheren Universitäts- und Universalverlagen, und ab der Mitte des Jahrhunderts verstärkt sich die Tendenz zu Neugründungen und zur fachlichen Spezialisierung, was zeitlich und inhaltlich – in den Geisteswissenschaften, aber nicht nur hier – der Herausbildung und Institutionalisierung der Fächer entsprach. Die Verlagslandschaft war und blieb dennoch bis zum 1. Weltkrieg sehr heterogen.

Die Mehrzahl der Verlage, in denen Monographien namhafter Vertreter des Faches Philologie/Linguistik erschienen, sind heute als Namen von der Bildfläche verschwunden, entweder sie existierten nur wenige Jahre und blieben darüberhinaus unbekannt oder sie fusionierten mit anderen Verlagen, nur wenige Verlage waren Wissenschaftsverlage und von diesen keiner ein definitiver Fachverlag für Philologie.<sup>10</sup> Für die beiden hier im Vordergrund stehenden Fächer Allgemeine Sprachwissenschaft und Romanistik liegen die Dinge durchaus unterschiedlich. In der Romanistik gab es einige mittelgroße Platzhirsche, die sich zum Teil bis vor wenigen Jahren hielten (Niemeyer), andere, die schon früher übernommen wurden (z. B.

<sup>8</sup> Die Verlagslandschaft auch nur einigermaßen überblicken zu wollen, ist kaum möglich. Allein in Leipzig gab es um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine weit im dreistelligen Bereich liegende Zahl von Verlagen. Das wissenschaftliche Verlagswesen war in dieser Zeit fachlich bereits festgelegt, doch findet man immer wieder auch philologisch-sprachwissenschaftliche Werke in nicht-einschlägigen Verlagen.

<sup>9</sup> Wittmann, *Geschichte des deutschen Buchhandels*, 244ff.

<sup>10</sup> Wenn man sich das Verlagsspektrum z. B. in Wien vor Augen führt, wo die damals bekannten Wissenschaftsverlage wie Gerold, Deuticke, Hartleben, Braumüller, Hölder, Urban & Schwarzenberg u. a. sehr auflagenstarke Bucheditionen auch von Werken bleibender Bedeutung verlegten (man denke etwa an die Schriften Sigmund Freuds), so finden im 20. Jahrhundert zuerst durch den Niedergang der k. k. Monarchie, die damit zusammenhängende Verkleinerung des Heimatmarktes Österreich, dann durch den Nationalsozialismus grobe Einschnitte statt. In den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts existierten diese Verlage nur noch als Buchhandlungen bzw. Antiquariate; heute sind sie vollständig bedeutungslos geworden bzw. zur Gänze verschwunden. Auf eine der Buchreihen des Verlags A. Hartleben wird noch zurückzukommen sein.

Trübner) oder später die Wirren des Ersten Weltkriegs und die NS-Zeit zwar überlebten, aber aus Gründen politischer Entscheidungen, wie viele andere Leipziger Verlage schließlich in einem staatlichen Verlagswesen aufgingen (z. B. Reisland). Die Verlagsstreuung allgemein sprachwissenschaftlicher Bücher der Zeit dagegen scheint größer gewesen zu sein. Die Institutionalisierung der (geisteswissenschaftlichen – aber nicht nur) Fächer war von bestimmten fachkonstituierenden Publikationsgroßvorhaben (Einführungen, historische Grammatiken, Wörterbücher, aber auch Handbücher und v.a. einschlägige Zeitschriften) begleitet, die allerdings in den Fächern unterschiedliche Bedeutung erlangten. Bemerkenswerterweise war einer der Hauptakteure Gustav Gröber, der 1877 die *Zeitschrift für romanische Philologie* gegründet und ab 1888 auch den *Grundriß der romanischen Philologie*<sup>11</sup> (einen konzeptuell mehr als würdigen Vorläufer der heutigen HSK-Bände) herausgegeben hat, Sohn eines Buchdruckers und hat selbst eine Buchhandelslehre absolviert.<sup>12</sup> *Grundriß* war ein offenbar sehr beliebter Titel, der zwar einerseits eine gleiche Ausgangslage spiegelt, nämlich die Gründungsphasen von Disziplinen, die jedoch im Detail recht unterschiedlich verlaufen sein konnten. Gröbers *Grundriß* umreißt wirklich das Aufgabengebiet der romanischen Philologie,<sup>13</sup> in historischer wie in moderner Hinsicht, übernimmt also selbst eine facheinführende, wenn nicht fachkonstituierende Funktion. Dagegen ist der *Grundriß* von Müller<sup>14</sup> (1876–1885), wiewohl er sich bemüht, zeitgemäße Fragestellungen typologischer Natur einzubringen, noch sehr im enzyklopädischen Modell verhaftet und spielt somit in der Fachkonstitution eine wesentlich geringere Rolle.

Exemplarisch sei die Buchreihe „Bibliothek der Sprachenkunde“ im Wiener Verlag A. Hartleben erwähnt.<sup>15</sup> Es war dies eine der erfolgreichsten

<sup>11</sup> Ich beschränke mich hier auf den linguistischen 1. Band: Gustav Gröber, *Grundriß der romanischen Philologie*, Bd. 1 (Straßburg: Trübner, 1888).

<sup>12</sup> Die sehr interessanten umfangreichen Briefe von Gröber an Schuchardt (die Gegenbriefe sind leider nicht erhalten) wurden für das o.g. Grazer Projekt maßgeblich vom Jubilar, bei tlw. Mitarbeit von Franziska Mücke, ediert, vgl. <http://schuchardt.uni-graz.at/id/person/1649>, aufger. am 27.08.2017.

<sup>13</sup> Der in der 1. Hälfte des Jahrhunderts häufig verwendete, auf Fichtesche Tradition zurückgehende Titel der „Anfangsgründe“ war späterhin aus der Mode gekommen.

<sup>14</sup> Friedrich Müller, *Grundriss der Sprachwissenschaft I–III* (Wien: Hölder, 1876–1885).

<sup>15</sup> Die historischen Daten zum Verlag Hartleben sowie die genauen Zahlen der folgenden Darstellung sind Martin Bruny, „Die Verlagsbuchhandlung A. Hartleben: eine Monographie“ (Diplomarbeit, Universität Wien, 1995) entnommen. Vgl. auch die Arbeit von Andrea Paar, „Der österreichische Verlagsbuchhandel auf Buchmessen in Leipzig und Wien sowie auf den

Buchreihen des Verlags. Viele Bände waren eher populärwissenschaftlich ausgerichtet Sprachbücher und erreichten bis zu 14 Auflagen, doch gab es auch Bände mit stärker wissenschaftlicher Note zu Phonetik und Schrift, zu Epigraphik, zu den Sprachen Südwafrikas, zum Tagalog, Hebräisch, Jiddisch, Sanskrit, Assyrisch, Samaritanisch, Phönikisch usw. Insgesamt veröffentlichte die Buchreihe 137 Titel, im Wesentlichen bis 1928. Die Bücher sind etwa im Halboktav-Format erschienen, ein Format, das es nicht nur im deutschen (populär-)wissenschaftlichen Verlagswesen (vgl. z. B. auch bei Göschen) und im belletristischen Bereich (Reclam)<sup>16</sup> gab, sondern auch in anderen Ländern (vgl. etwa die Reihe der ‚Manuali Hoepli‘ in Italien).<sup>17</sup>

### Rezensionen und Rezensionszeitschriften<sup>18</sup>

Das Rezensionswesen<sup>19</sup> war das am meisten verbreitete und nachhaltigste Mittel zur Informationsverbreitung von Neuerscheinungen. Die wissenschaftliche Rezension selbst ist eine Textsorte,<sup>20</sup> deren Entstehung direkt

Weltausstellungen von 1850 bis 1930“ (Diplomarbeit, Universität Wien, 2000).

<sup>16</sup> Zur Verbreitung dieser Bücher sei noch das Kuriosum angemerkt, daß der Reclam Verlag zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch sogenannte Buchautomaten an öffentlichen Plätzen (z. B. auf Bahnhöfen und vor Buchhandlungen) aufstellte. Es waren dies Verkaufsautomaten für Bücher aus der kleinen Taschenbuchreihe der *Universal-Bibliothek*. 1917 waren immerhin fast 2000 solcher Automaten in Funktion. Ihr Betrieb wurde aber 1928 wegen zu hoher Reparaturanfälligkeit eingestellt. Im Sinne des Dargestellten handelt es sich jedoch um kein wirkliches Kuriosum, sondern um eine logische Form der Vermarktung. Leider ist heute keiner dieser Automaten erhalten; in den Franckeschen Stiftungen in Halle/S. hängt der Nachbau eines solchen Automaten. Der dortigen Präsentation entnehme ich auch die hier angeführten Details.

<sup>17</sup> Eine systematische Erhebung dieser formgebundenen Publikationsreihen gibt es m. W. nicht.

<sup>18</sup> Viele der folgenden Überlegungen nehmen von drei exemplarischen Figuren jener Epoche ihren Ausgang: August Friedrich Pott, Georg von der Gabelentz und Hugo Schuchardt bzw. aus einem gut überschaubaren – weil eingeschränkten – Fachgebiet, nämlich der Baszkologie jener Zeit. Einer der führenden Vertreter des Faches Allgemeine Sprachwissenschaft, August Friedrich Pott, war zu Lebzeiten ein vielleicht sogar breiter vertriebener und rezipierter Autor als später.

<sup>19</sup> Auch hier bewege ich mich nicht auf Neuland, denn es gibt viele Arbeiten zur Rezension bzw. zur Buchkritik; zur Geschichte vgl. Anni Carlsson, *Die deutsche Buchkritik von der Reformation bis zur Gegenwart*, Bd. 1: Von den Anfängen bis 1850, Sprache und Literatur 10 (Stuttgart: Kohlhammer, 1963), zum Typus Sabine Dallmann, „Die Rezension. Zur Charakterisierung von Texttyp, Darstellungsart und Stil“, in *Sprachnormen, Stil und Sprachkultur*, hrsg. von Wolfgang Fleischer, Linguistische Studien: Reihe A, Arbeitsberichte 51 (Berlin: Akademie der Wissenschaften, 1979), 58–90.

<sup>20</sup> Dass das Entstehen neuer Textsorten auch mit neuen medialen Strukturen zusammenhängt, ist keine originelle Erkenntnis. Rezensionen sind jedenfalls nicht die einzige neue

mit dem Aufblühen des Druckwesens und der Institutionalisierung von Wissenschaft im 19. Jahrhundert verbunden ist.<sup>21</sup> Selbstverständlich gab es auch früher eine Tradition der Anzeige und/oder kritischen Auseinandersetzung mit Neuerscheinungen und auch Organe, die sich diesem Publikationstypus vorwiegend widmeten (insbesondere der literarischen Art), doch ist das systematische Abdecken von wissenschaftlichen Druckwerken ein Phänomen, das mit der Fächerkonstituierung Hand in Hand zu gehen scheint.

Die Anzeigentätigkeit war ein wesentlicher Bestandteil der wissenschaftlichen Arbeit führender Sprachwissenschaftler und Philologen der Zeit. Diese Tradition ist heute weitgehend abhanden gekommen. Die gefragten Rezensenten vereinigten verschiedene Funktionen: Sie waren erstens in der internationalen *Community* fest verankerte Netzwerker und spielten zweitens eine wichtige Rolle als *opinion leader*, drittens versahen sie ihre Funktion kontinuierlich über mehrere Jahre hinweg und waren zumeist für bestimmte Bereiche des Faches ‚zuständig‘. Rein quantitativ – also jenseits von inhaltlichen Fragen der Beschäftigung mit besprochenen Werken – waren sie schließlich Multiplikatoren im Informationsfluss. Die systematische Rezensions- und Anzeigentätigkeit war aus der Perspektive des einzelnen Wissenschaftlers natürlich einfach auch Resultat der kritischen Rezeption der Neuerscheinungen in eigenen Forschungsfeldern.<sup>22</sup> Der wissenschaftli-

Form dieser Zeit. Auch der wissenschaftliche Essay entsteht mit dem Aufblühen der wissenschaftlichen Zeitschriften und ist von den älteren gebildeten Studien formal unterschieden. Solche Neuerungen gelten wohl auch für die Literatur des 19. Jahrhunderts, und das nicht nur für die *pulp fiction*, die ja gerade auf die verbilligte Papierproduktion anspielt.

<sup>21</sup> Im Rahmen des *Netzwerk des Wissens*-Projektes beschäftigte sich Vogeltanz in seiner MA-Arbeit allgemein mit dem Texttypus und speziell mit der Erhebung der Rezensionen, die zu Schuchardts Arbeiten verfaßt wurden, vgl. Maximilian Vogeltanz, „Rezensionen zu den Werken Hugo Schuchardts und deren Bedeutung für die Sprachwissenschaft“ (MA-Arbeit, Universität Graz, 2017). Von seinem Vorschlag, die Heterogenität dieser Textsorte mittels eines prototypentheoretischen Ansatzes in den Griff zu bekommen, weiche ich hier insofern ab, als ich denke, man kann nach heutigen Begriffen auch für das spätere 19. Jahrhundert je nach Finalität von unterschiedlichen Textsorten ausgehen: Anzeige und Besprechung. Die Anzeige beabsichtigt primär andere Veröffentlichungen einem größeren Publikum *anzuzzeigen*, während bei der Besprechung eine *kritische Auseinandersetzung* im Vordergrund steht. Einen derartigen Unterschied macht Schuchardt etwa in einem Brief an Otto Jespersen vom 10. Dezember 1893, in dem er die dänischen Begriffe *anmeldelser* und *smaaafhandlinger* verwendet, und zwar zweiteren gerade bezogen auf seine eigene sehr kritische Besprechung von Gabelentz' *Baschisch und Romanisch*, s. u., FN 45. Der gesamte Brief an Jespersen ist unter <http://schuchardt.uni-graz.at/id/letter/144> abrufbar.

<sup>22</sup> Kritisch heißt durchaus auch negativ: Standortbestimmungen waren wichtiger als nutzlose Höflichkeiten.

che Essay der Zeit umfasste allerdings in der Regel noch kein systematisches Literaturreferat zum Stand der Forschung des abgehandelten Gegenstandes.

Georg von der Gabelentz (1840–1893) war Professor für ostasiatische Sprachen und Literaturen und Sprachwissenschaft, zunächst in Leipzig, später in Berlin. Er gilt als einer der Begründer der Typologie und war u. a. Autor einer der ersten umfassenden Darstellungen des Faches Sprachwissenschaft.<sup>23</sup> Seine Bekanntheit geht nicht zuletzt auf seine verschiedentlich neuaufgelegte *Chinesische Grammatik* zurück.<sup>24</sup> Neben anderen wissenschaftlichen Leistungen war Gabelentz ein beharrlicher Rezensent. Welchen Stellenwert bei ihm die Anzeigen- und Rezensionstätigkeit einnimmt, illustrieren die folgenden Zahlen und Punkte<sup>25</sup>:

- Gabelentz schrieb im Laufe seines Lebens 235 Anzeigen/Rezensionen (bei insgesamt 328 Veröffentlichungen); d. h. mehr als 70 % seiner Veröffentlichungen fallen in diesen Typus;
- 220 dieser 235 Rezensionen erschienen in ein und derselben Zeitschrift, nämlich dem Leipziger *Literarischen Centralblatt*;
- insgesamt publizierte Gabelentz in 7 verschiedenen Ländern, die Rezensionen aber nur in Deutschland und eine einzige in Frankreich;
- die rezensierten Werke stammen aus 26 verschiedenen Ländern und
- aus 104 verschiedenen Verlagen;
- im Jahr 1879 veröffentlichte Gabelentz z. B. 22 Rezensionen, im Jahr 1880 immerhin 21;
- in manchen Jahren schrieb er nur Rezensionen und keine anderen eigenständigen Veröffentlichungen (z. B. 1880).

<sup>23</sup> Georg von der Gabelentz, *Die Sprachwissenschaft: ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse* (Leipzig: T. O. Weigel Nachfolger, 1891).

<sup>24</sup> Gabelentz hielt in Leipzig u. a. auch eine Einführungsvorlesung in die Sprachwissenschaft, an der auch F. de Saussure teilnahm. Letzterer griff, als er selbst den *Cours* als Vorlesung zur Einführung in die Sprachwissenschaft hielt, wesentlich auf jene Kenntnisse zurück, die er bei Gabelentz in Leipzig gehört und gelesen hatte (zu Details vgl. Christian Lehmann, „Zur wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung von Georg von der Gabelentz“, in *Beiträge zur Gabelentz-Forschung*, hrsg. von Ezawa Kennosuke, Franz Hundsnurscher und Annemete von Vogel (Tübingen: Narr, 2014), 177–9, und dort weiterführende Literatur).

<sup>25</sup> Die folgende Darstellung resultiert aus der Gesamtbibliographie von Gabelentz bei Martin Gimm, „Schriftenverzeichnis (in chronologischer Folge nach Erscheinungsjahren)“, in Martin Gimm, *Georg von der Gabelentz zum Gedenken: Materialien zu Leben und Werk*, Sinologica Coloniensia 32 (Wiesbaden: Harrassowitz, 2013), 79–118.

Eine Besonderheit der Gabelentzschen Rezensionstätigkeit liegt in der Vielfalt der Verlage und der hohen Zahl unterschiedlicher Länder: Schwerpunkte bilden Ostasien (Chinesisch, Japanisch, Mandschou, aber auch Süd- und Südostasien) sowie Grammatiken nichteuropäischer Sprachen.<sup>26</sup> Insofern deutet diese Anzeigentätigkeit auf seine eigenen typologischen Interessen hin: Die Sprachenvielfalt ist hier, anders als in der enzyklopädischen Abhandlung von Sprachen bei Müller (s. o.), ein Ausdruck der typologischen Orientierung.

Die Vermittlerfunktion – auch zwischen Verlagen und potentiellen Lesern/Käufern – tritt klar zutage. Gabelentz starb relativ früh und unerwartet im Alter von 53 Jahren, und er hielt den Rhythmus des Rezensierens bis zu seinem Tod aufrecht.

Bei Schuchardt (1842–1928)<sup>27</sup> liegen die Dinge tendenziell ähnlich. Wir besitzen eine von ihm autorisierte Bibliographie in der 2. Auflage des von Leo Spitzer herausgegebenen *Hugo Schuchardt Breviers*,<sup>28</sup> in der vom Autor selbst die Anzeigen als solche kategorisiert sind.

- Schuchardt schrieb 195 Anzeigen (bei insgesamt 770 gelisteten Publikationen), das sind immerhin auch 40 % seiner Einträge;
- die Anzeigen sind in 17 verschiedenen Zeitschriften erschienen; vorwiegend in den Rezensionszeitschriften *Literarisches Centralblatt* (80 Anzeigen) und *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie* (62); zweistellig ist aber auch die Zahl der Anzeigen in der *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* und in der *Zeitschrift für romanische Philologie*;
- die Rezensionen sind in 6 verschiedenen Ländern publiziert;

<sup>26</sup> Unter anderem auch z. B. zahlreiche afrikanische Sprachen. Letzteres hatte für ihn selbst wohl auch den Zweck der Materialsammlung für seine allgemein sprachwissenschaftlichen Arbeiten.

<sup>27</sup> Wegen des romanistischen Kontextes als Erscheinungsort verzichte ich hier auf eine Kurzdarstellung Schuchardts.

<sup>28</sup> Hugo Schuchardt, *Das Hugo Schuchardt Brevier*, hrsg. von Leo Spitzer, 2. erw. und korr. Aufl. (Halle: Niemeyer, 1928, 1. Aufl. 1922). Diese ist, wohl auch weil Leo Spitzer Hand angelegt hat, nicht ganz fehlerfrei; sie bildet die Grundlage auch für die digitale Edition im *Hugo Schuchardt Archiv*: <http://schuchardt.uni-graz.at/werk/schriften/vollstaendige-liste>, aufger. am 22.8.2017. Schuchardt hatte 1916 schon nach demselben später verwendeten Schema ein Verzeichnis seiner Druckschriften veröffentlicht, auf dem dann Spitzer in der ersten Auflage des *Breviers* (1922) mit grauenhaften Fehlern aufgebaut hat. Diese versucht er, noch mit Schuchardts Hilfe, für die zweite Auflage des *Breviers* 1928 zu beheben, was auch weitgehend gelungen ist.

- während Schuchardt in 13 verschiedenen Sprachen publiziert hat, sind die Anzeigen nahezu ausschließlich auf Deutsch verfasst;
- die Höhepunkte seiner Anzeigentätigkeit liegen in den 1870er Jahren (1873: 11, 1874: 11, 1875: 16, 1876: 9, 1877: 14);
- er besprach Bücher, die in 19 verschiedenen Sprachen abgefasst waren.

Auch hier erkennt man ganz klar die Multiplikatorenfunktion der Anzeigentätigkeit. Bei Schuchardt fällt noch ein biographischer Punkt ins Auge: die verstärkte Rezensionarbeit in den 1870er Jahren, also in jener Zeit vor dem Erhalt des ersten Rufes nach Halle bis nach dem Antritt seines zweiten Rufes nach Graz. Daraus kann man schließen, dass dieser Teil der wissenschaftlichen Tätigkeit auch gezielt karrierefördernd gewesen sein dürfte. Danach pendelt sich die Zahl der Rezensionen auf einem Niveau zwischen 2 und 7 pro Jahr ein, und diese richten sich inhaltlich nur mehr nach seinen jeweils aktuellen Arbeitsinteressen (insbesondere Kreolisch, Georgisch, Baskisch); nach der Pensionierung im Jahre 1900 gibt es nur noch vereinzelt Anzeigen.<sup>29</sup>

August Friedrich Pott (1802–1887) gilt als Forscher einer früheren Generation, wiewohl er Kollege Schuchardts in Halle war und dort auch in Schuchardts Berufungsverfahren als Referent der Fakultät fungierte und als solcher eine längere schriftliche Stellungnahme zu Schuchardt verfasste.<sup>30</sup> Er war der erste Inhaber einer Professur für Allgemeine Sprachwissenschaft in Deutschland; seine Arbeitsfelder ziehen sich von der Indogermanistik in die

<sup>29</sup> Die Grenzziehung zwischen Anzeige und Essay ist in Schuchardts Oeuvre sehr schwierig, man denke etwa an die Besprechung von Gabelentzens *Baskisch und Romanisch*; Hugo Schuchardt, Rezension von *Baskisch und Berberisch* von G. v. d. Gabelentz, *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie* 14 (1893): 334–8; diese Rezension – mehr als Anzeige – wurde gerade wegen ihrer kritischen Auseinandersetzung wahrgenommen und noch Jahre später in der Literatur zitiert. Noch deutlicher die Auseinandersetzung mit Saussures *Cours*: Hugo Schuchardt, „Rezension von *Cours de linguistique générale* von Ferdinand de Saussure“, *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie* 38 (1917): 1–9, von ihm selbst als Anzeige klassifiziert, wo er kurz nach dem Erscheinen bereits die wesentlichen Einwände formuliert hatte; diese Schrift gilt bis heute als ein Klassiker der Sprachwissenschaft und hat nach heutigen Begriffen starke Eigenschaften eines Essays.

<sup>30</sup> Die Akten des Berufungsverfahrens, so auch die Stellungnahme Potts, sind im elektronischen *Hugo Schuchardt Archiv* aufgearbeitet und abrufbar unter <http://schuchardt.uni-graz.at/hugo-schuchardt/lebensdokumente/berufungsakte-professur-halle#1>, aufger. am 10.9.2017.

Ursprünge der modernen Sprachwissenschaft (Sprachvergleichung, Typologie, exotische Sprachen).<sup>31</sup>

Die Anzeigentätigkeit Potts war in mancher Hinsicht etwas anders geartet, wenngleich auch bei ihm einige Konstanten auftreten:

- Pott schreibt 70 Anzeigen/Rezensionen, das sind bei insgesamt 240 Veröffentlichungen immerhin noch 34 %;
- er rezensiert Bücher aus über 40 verschiedenen Verlagen aus 11 Ländern;
- er veröffentlicht die Anzeigen in 18 verschiedenen Organen, was eine breitere Streuung bedeutet; Konzentrationen in der *Allgemeinen Literaturzeitung* Halle (21) und der *Zeitschrift zur Kunde des Morgenlandes* (15) und *Jahrbuch für wissenschaftliche Kritik* (10 Anzeigen);
- die Anzeigen sind sämtlich im deutschsprachigen Raum und auf Deutsch publiziert.

Die Anzeigen-/Rezensionstätigkeit von Pott zeigt ein paar Aspekte der Entwicklung. Zum einen ist natürlich die Auswahl der von ihm rezensierten Autoren interessant: so im Jahre 1837 immerhin Humboldt und Diez, 1838 Bopp, 1840 Diefenbach; aber auch in späteren Jahren stehen auf seiner Liste illustre Namen: etwa 1852 Schleicher und Steinthal oder 1863 Ascoli. Hierin unterscheiden sich die beiden erstgenannten Autoren von Pott: Bei ihnen stand der Multiplikatoren-Effekt, also die kritische Informationsverbreitung zu un- oder wenig bekannten Neuerscheinungen stärker im Vordergrund. Bei Pott gab es diese Funktion durchaus auch, doch war eindeutig die Menge der Fachliteratur geringer, die kritische Auseinandersetzung mit schon bekannten Werken war wichtiger.<sup>32</sup>

Die breite Streuung der Verlage, aus denen Bücher rezensiert werden, springt wie bei den anderen beiden genannten Rezensenten auch bei Pott ins Auge: bei Gabelentz 104 verschiedene Verlage bei 235 Rezensionen, bei Pott 40 von 70.<sup>33</sup> Was sich sehr stark wandelt, und das war der eigentliche Ausgangspunkt hier, ist die Konzentration der Anzeigen/Rezensionen auf bestimmte Organe.

<sup>31</sup> Für Potts wissenschaftliche Meriten sei auf ausführliche Darstellungen andernorts verwiesen, insbesondere Joan Leopold, *The Letter Liveth: The life, work and library of August Friedrich Pott (1802–1887)* (Amsterdam: John Benjamins, 1983).

<sup>32</sup> Pott rezensiert sich übrigens, ein Detail am Rande, in anonymer Form auch zweimal selbst.

<sup>33</sup> Bei Schuchardt wurde der Wert nicht gezählt, bewegt sich aber in ähnlichen Größen.

Die meisten wissenschaftlichen Zeitschriften der Zeit hatten einen Rezensionsteil, es gab aber auch Zeitschriften, deren hauptsächlichster bzw. teils einziger Bestandteil Anzeigen und Publikations- bzw. Veranstaltungshinweise waren.<sup>34</sup> Zu diesen letzteren gehörten für die philologischen Fächer allen voran das *Literarische Centralblatt für Deutschland*<sup>35</sup> und das *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie*.<sup>36</sup> In Analogie dazu auch einige weitere Organe wie das *Literaturblatt für orientalische Philologie* oder die *Göttingischen Gelehrten Anzeigen*, letzteres ist übrigens das einzige Periodikum, das es in dieser Form bis heute gibt.<sup>37</sup> Desweiteren widmeten sich auch zahlreiche Beilagen zu Tages- oder Wochenzeitungen und sog. Intelligenzblätter vordringlich der Ankündigung und kritischen Besprechung von Neuerscheinungen, teilweise auch mit Rücksicht auf wissenschaftliche Veröffentlichungen. Die beiden erstgenannten enthielten auch Verlagswerbung und Annoncen neuer Bücher, sowie gelegentlich eigene Beilagen. In philologischer Hinsicht deckten sie auch die entsprechenden Nachbarländer und -sprachen, insbesondere Französisch und Englisch, ab und übernahmen im Fach eine

<sup>34</sup> Einige der wichtigen Herausgeber- und Verlagskorrespondenzen Schuchardts wurden für das elektronische Archiv vom Jubilar aufgearbeitet.

<sup>35</sup> Mit ganzem Namen *Literarisches Centralblatt für Deutschland*. Es wurde von Friedrich Zarncke gegründet, gewissermaßen als Fortsetzung der letztlich erst 1848 eingestellten *Allgemeinen Literatur-Zeitung* bzw. der *Allgemeinen Jenaischen Literatur-Zeitung* und erschien von 1850–1944. Es liegt dazu eine recht informative historische Darstellung vor: Thomas Lick, *Friedrich Zarncke und das „Literarische Centralblatt für Deutschland“: eine buchgeschichtliche Untersuchung* (Wiesbaden: Harrassowitz, 1993).

<sup>36</sup> Herausgegeben von Otto Behagel und Fritz Neuman erschien die Zeitschrift ab 1880. Eine fachgeschichtliche Darstellung mit weiteren Literaturverweisen findet sich in Angela Schrott, „Romanische Sprachgeschichtsforschung: Zeitschriften“, in *Romanische Sprachgeschichte: ein internationales Handbuch zur Geschichte der romanischen Sprachen*, Bd. 1, hrsg. von Gerhard Ernst, HSK 23.1 (Berlin: de Gruyter, 2003), 422–6.

<sup>37</sup> Die internationale Orientierung der Beteiligten äußert sich auch darin, daß analoge Blätter aus dem (hier z. B.: romanistischen) Ausland selbstverständlich ebenfalls rezipiert wurden bzw. auch als Publikationsorte für eigene Veröffentlichungen dienten. Analoge Medienlandschaften und Entwicklungen findet man in allen Sprachräumen Europas. Doch gerade dort, wo die Institutionalisierung seinerzeit nicht stattgefunden hat, so etwa im Baskenland, war die Situation komplexer. Interessanterweise findet hier auch die Tatsache ihren Ursprung, daß es bis heute wenig wissenschaftliche Kooperation zwischen dem Baskenland und Spanien gibt, daß die Baskologie im kastilischen Spanien nahezu inexistent ist, daß es keine spanischen Baskologen gibt usw. Das Verhältnis zu Frankreich, der französischen akademischen Landschaft, den französischen Zeitschriften und Verlagen war in dieser Hinsicht immer viel präsenter.

absolut dominierende Stellung, die sich im Laufe der dargestellten Periode herauskristallisierte.

Hier kann es nur relativ anekdotisch um das Funktionieren dieser Vermarktungsstrategien gehen. Für die enorme Geschwindigkeit der Herstellungs- und Distributionsprozesse in der Wissenschaft gibt es zahlreiche direkte Belege. Als Julien Vinson, geboren in Pondichéry in Südindien, ein französischer Forscher zu austroasiatischen, insbesondere dravidischen Sprachen und zum Baskischen, selbst Herausgeber der Zeitschrift *Revue de Linguistique*, Schuchardt den zweiten Band seiner epochalen *Bibliographie*<sup>38</sup> sandte, antwortete dieser ihm mit einem Schreiben vom 9. Mai 1898, in dem es heißt: „Vorgestern empfang ich den Supplementband, gestern sandte ich eine ganz kurze Anzeige davon an das Literaturblatt; heute spreche ich Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür aus.“ Bereits im *Literaturblatt* vom 6. Juni 1898 ist diese Rezension enthalten, sie liegt also weniger als ein Monat später in gedruckter Form vor.<sup>39</sup> Zeitschriften wie das *Literarische Centralblatt* erschienen in dieser Zeit wöchentlich; auch das war ein Rhythmus, der heute nicht zu halten wäre. Eine solche Diskursgeschwindigkeit ist heute höchstens in elektronischen Medien vorstellbar, allerdings mit Sicherheit auch nicht in *on-line* Zeitschriften, weil auch hier die absurden sogenannten Qualitätskontrollen so aufwendig sind, daß zeitnahe Veröffentlichungen undenkbar geworden sind.

Neben den großen Verlagshäusern gab es damals auch kleine Verlage, die im Grunde alles druckten, was ihnen angeboten und bezahlt wurde. Es wäre unmöglich, eine repräsentative Gesamtschau zu geben, daher mögen einzelne illustrative Beispiele genügen. Der elektronische Katalog der Berliner Staatsbibliothek erlaubt die Suche nach Verlagen, wodurch man die Bücher z. B. eines einzelnen Verlags erheben kann und damit einen guten historischen Überblick über dessen Buchproduktion und Ausrichtung erhält;<sup>40</sup> dies ist bei einer schnellen Recherche allerdings nur für kleinere Verlage machbar. Der Verlag Sattler in Braunschweig zum Beispiel existierte nur etwa 2 Jahrzehnte, von Mitte der 1880er Jahre bis ca. 1905; ein inhaltlich ori-

<sup>38</sup> Julien Vinson, *Essai d'une bibliographie de la langue basque* (Paris: Maisonneuve, 1891–1898).

<sup>39</sup> Hugo Schuchardt, Rezension von *Essai d'une bibliographie de la langue basque* von Julien Vinson, *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie* 19 (1898): 198–9. Die Korrespondenz Julien Vinsons mit Schuchardt ist gegenwärtig zwar schon bearbeitet, aber noch nicht *on-line*, wird aber in den nächsten Monaten im HSA nachzulesen sein.

<sup>40</sup> Dieser Recherchetyp ist z. B. leider mithilfe der Suchmaschine der österreichischen Bibliotheken nicht möglich, weil diese die einfache Suche nach Verlagen nicht zuläßt.

entiertes Verlagsprogramm ist nicht zu erkennen und offenbar gab es auch keine Qualitätsmaßstäbe. So führte der mangelnde Absatz des postum publizierten und in den Rezensionen extrem negativ aufgenommenen Werks zum Baskischen und Berberischen von Georg von der Gabelentz zu groben Verstimmungen zwischen der finanziell säumigen Familie und dem Verleger.<sup>41</sup>

Ein offenbar vom Grafen Harrach durchfinanziertes und vom Verlag bzw. der Druckerei der Mechitharisten in Wien hergestelltes Buch zur vermeintlich basko-slawischen Sprachverwandtschaft von einem ansonsten nicht weiter in Erscheinung getretenen Johan Topolovšek (1893), war fachlich so fragwürdig, dass in Rezensionen nicht ein einziges positives Wort fällt, ja auch Vorwürfe an den Geldgeber gerichtet werden. Die negative Aufnahme erstreckt sich auch auf das Baskenland, wo doch oft die Anerkennung der Tatsache, sich mit dem Baskischen beschäftigt zu haben, überwiegt.<sup>42</sup> Wie man sieht, wurde durch das Rezensionswesen durchaus die Spreu vom Weizen getrennt und einen qualitativ begründeter Einfluss auf den Markt genommen.

Die schon oben kurz erwähnte Geschwindigkeit des Informationsflusses, also die Aktualität der Rezensionszeitschriften, war beeindruckend. Ein illustratives Beispiel dafür bietet das Zusammenspiel einer Rezension Schuchardts mit der Korrespondenz mit Georg von der Gabelentz:<sup>43</sup>

a) Gabelentz hielt am **22. Juni 1893** seine Antrittsvorlesung in der Berliner Akademie der Wissenschaften – b) in der Folge wurde dieser Vortrag „Baskisch und Berberisch“ in den *Sitzungsberichten* der Akademie veröffentlicht<sup>44</sup>

<sup>41</sup> Georg von der Gabelentz, *Die Verwandtschaft des Baskischen mit den Berbersprachen Nord-Africas*, hrsg. von A.C. Graf von der Schulenburg (Braunschweig: Sattler, 1894). Vgl. die einschlägige Korrespondenz im Gabelentz-Archiv des Thüringischen Staatsarchivs in Altenburg.

<sup>42</sup> Vgl. die Besprechungen in Julien Vinson, „Revue des études basques (1891–1899)“, *L'Année Linguistique* (1901–1902): 135–97.

<sup>43</sup> Inhaltlich wurde diese in Bernhard Hurch, „Emakume-Bahitzea' eta lege fonetikoak: Georg von der Gabelentzen Hizkuntza arrotzak jasotzeko esuliburua-ren inguruak“ *ASJU XLIII*, Nr. 1–2 (2009; =Beñat Oihartzabali gorazarre – Festschrift for Bernard Oyharçabal): 503–16, ausgiebig besprochen und wird auch in Bernhard Hurch und Katrin Purgay, „The Basque-Berber connection of Georg von der Gabelentz“, in *Georg von der Gabelentz and Linguistics*, hrsg. von James McElvenny (Amsterdam: Amsterdam University Press, 2018) in anderem Kontext noch einmal aufgegriffen.

<sup>44</sup> Georg von der Gabelentz, „Baskisch und Berberisch“, in *Sitzungsberichte der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, Phil.-hist. Cl. vom 22. Juni 1893, 593–613 (Berlin: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaft, 1893).

– c) Schuchardt erhielt als Mitglied der Berliner Akademie diese Veröffentlichung – d) und schrieb eine kritische Besprechung – e) er schickte diese ans *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie* – f) wo sie auch angenommen und gedruckt wurde<sup>45</sup> – g) Gabelentz seinerseits las diese Rezension im *Literaturblatt* und schrieb Schuchardt bereits am **5. September** einen Brief als direkte Reaktion auf die Rezension.

Die Geschwindigkeit der Abfolge dieser Schritte a) – g) ist mit ca. 12 Wochen Gesamtzeit sehr beeindruckend: zwei aufeinander folgende Drucklegungen, deren Versand, die Rezeption und die Abfassung der Rezension und schließlich die briefliche Reaktion.

### Schulen

Das Publikum potentieller Käufer rekrutierte sich aus der Bildungsschicht. Tatsächliche Quantifizierungen sind mir erst vom Ende der hier zu untersuchenden Periode bekannt, also aus der Zeit des Ersten Weltkriegs. Diese sind aber insofern aussagekräftig, als die Absatzkrise des Buchhandels mit dem „Ausfall der Akademikerschaft als Buchkäufer“ (Meyer-Bachem)<sup>46</sup> einhergeht. Das *Börsenblatt* beklagt wiederum:

Wir kleinen Sortimenten bedauern außerordentlich, dass sich das Gesicht unserer Kundschaft in den letzten Jahren ganz verändert hat. Wir sehen als Käufer nicht mehr die Oberlehrer und Professoren, die Studenten in unseren Geschäften, wir haben es heute mit jungen Kaufleuten zu tun, mit Technikern, Arbeitern, die hohe Löhne beziehen usw.<sup>47</sup>

Eine wenig wahrgenommene, aber nicht zu unterschätzende Rolle spielen Schulen in dem hier zu behandelnden Rahmen, und zwar in verschiedener Hinsicht. Die generelle Verwissenschaftlichung von Ausbildung, so auch an Gymnasien, war eine der wichtigen Neuerungen in Humboldts Bildungsreform. Ein Reflex davon war, dass es eine relativ hohe Permeabilität zwischen Gymnasien und Oberrealschulen mit Universitäten gab, fächerspezifisch existierte dieses Phänomen bis weit ins 20. Jahrhundert: Zahlreiche Universitätslehrer wechselten auf ihre Posten aus einigen Jahren Schulführung oder hielten neben ihren Stellen an der Schule auch Lehraufträge

<sup>45</sup> Hugo Schuchardt, Rezension von *Baskisch und Berberisch* von G. v. d. Gabelentz, *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie* 14 (1893): 334–8.

<sup>46</sup> Zit. nach Ute Schneider, „Buchkäufer und Leserschaft“, in *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*, Bd. 2: *Die Weimarer Republik*, hrsg. von Ernst Fischer und Stephan Füssel (München: K. G. Saur, 2007), 149–95, hier 166.

<sup>47</sup> *Börsenblatt* 184 (1922): 1149.



an Universitäten.<sup>48</sup> Dazu kommt, dass viele Gymnasialprofessoren und Real-schuloberlehrer selbst wissenschaftlich aktiv waren. Dafür gibt es ganz ausgezeichnete Beispiele: Julius Subak,<sup>49</sup> Hermann Urtel,<sup>50</sup> Arno Grimm<sup>51</sup> und viele mehr. Solche wissenschaftlich aktiven Gymnasiallehrer werden vom *Börsenblatt des deutschen Buchhandels* (siehe Zitat oben) explizit als Käuferpublikum genannt, und ihre privaten Buchsammlungen waren mit Sicherheit gut ausgestattete Studienbibliotheken.<sup>52</sup>

Es war auch üblich, in den Jahresberichten von Gymnasien wissenschaftliche Arbeiten von Mitgliedern des Lehrkörpers der jeweiligen Schule abzu- drucken. Auch dafür gibt es von den bereits Genannten hervorragende Beispiele: Arno Grimms (1884) Monographie zum Baskischen erschien im

<sup>48</sup> Dieses Permeabilität ist keineswegs ein nur mitteleuropäisches Phänomen. Es gibt zahlreiche Beispiele diesseits und jenseits der Alpen (wie Friedrich Müller, Louis Gauchat, Alfredo Trombetti, Claudio Giacomino etc.).

<sup>49</sup> Subak war Sproß einer mährisch-jüdischen Familie, geboren in Wien, aus dessen Feder zahlreiche Studien zu süditalienischen Dialekten (insbesondere des Verbalsystems) stammen. Sein größtes und nachhaltigstes Verdienst waren aber seine Studien zum Judenspanischen des Balkan. Er war der erste, der hier systematisch Daten erhob, von historischer Bedeutung sind seine erhaltenen Tonaufnahmen dazu aus den Jahren 1908/09. Er lehrte am Gymnasium in Wien II, Leopoldstadt, später in Triest.

<sup>50</sup> Geboren in Straßburg, studierte Romanische Philologie und lehrte an verschiedenen Gymnasien in und um Hamburg. Urtel unterhielt zahlreiche wissenschaftliche Kontakte, veröffentlichte zum Französischen, Iberischen und zum Baskischen, nahm an Tagungen teil; ein wichtiger Beitrag zur Forschung waren die Tonaufnahmen mit (baskischen) Kriegsgefangenen im WK I, die er für das Berliner Archiv in Dahlem unternahm (vgl. seinen Briefwechsel mit Schuchardt; dieser wurde für das HSA ebenfalls vom Jubilar bearbeitet: <https://schuchardt.uni-graz.at/id/person/2909>, aufger. am 27.08.2017).

<sup>51</sup> Über Arno Grimm ist bisher nicht viel in Erfahrung zu bringen. Er unterrichtete ein naturwissenschaftliches Fach am Gymnasium in Ratibor (Racibórz, Schlesien); aus seiner Feder stammen neben seiner durchaus informierten Arbeit zum Baskischen, *Ueber die baskische Sprache und Sprachforschung: allgemeiner Teil* (Breslau: Ferdinand Hirt, 1884), eine weitere Studie zum Türkischen und zwei weitere naturwissenschaftlich-philosophisch-theologische Schriften.

<sup>52</sup> Es handelt sich hier nicht nur um Vermutungen, es gibt dafür Belege. Die Bibliothek von Arno Grimm wurde bereits 1888, also 1 Jahr nach seinem Tod, an die Klosterbibliothek St. Bonifaz im München übergeben, wo sie heute noch zum Teil benutzbar ist. Da aber im 2. Weltkrieg das alte handschriftliche Bestandsverzeichnis und ein Teil der Bücher zerstört wurde, ist heute nicht mehr zu eruieren, welche Bände genau dazu gehört haben. Die Privatbibliothek von Urtel wurde leider bereits in den 30er Jahren, also bald nach seinem Tod, über einen Antiquar in Dresden zum Verkauf angeboten (pers. Auskunft des Jubilars); sie muss ebenfalls sehr gut bestückt gewesen sein, denn Urtel hatte, vgl. die schon zitierten Briefe an Schuchardt, z. B. von Theodor Linschmann die Bibliothek der Berliner Baskischen Gesellschaft (*Euskara*-Gruppe) erworben.

selben Jahr in leicht gekürzter Fassung als „Beilage zum Jahresberichte des königlichen Gymnasiums zu Ratibor“, erwähnenswert auch z. B. Subak, „Eine Studie zur Konjugation im Neapoletanischen“, 1897 erschienen im Jahresbericht der I. Staatsrealschule im Wiener II. Bezirk.<sup>53</sup> Ein damit in Zusammenhang stehender und nicht zu vernachlässigender Faktor des Buchmarktes waren die Lehrer-Handbibliotheken von Gymnasien und Ober-Realschulen. Diese waren zum Teil auch als Forschungsbibliotheken exzellent ausgestattet. Auch hier geben die Jahresberichte, soweit vorhanden, recht gut Auskunft:<sup>54</sup> Die meisten der auf dem Antiquariatsmarkt heute angebotenen ‚Klassiker‘ der Sprachwissenschaft und Romanistik stammen aus solchen Beständen. Im Sinne neuer europäisch orientierter Schulpolitik ist die Führung solcher Bibliotheken heute undenkbar. Über ihre Auflösung, also wann die Entscheidung fiel, es handle sich bei diesen Beständen um überflüssiges Material, ist schwerlich etwas in Erfahrung zu bringen, denn es gibt dazu wohl kaum Aufzeichnungen und die beteiligten Personen sind nicht mehr am Leben.<sup>55</sup> In jenen Katalogen von Lehrer-Handbibliotheken im Wiener und umliegenden Raum, die mir an der Österreichischen Nationalbibliothek zugänglich waren, sind durchaus einzelne Bücher verzeichnet, die z. B. an der Universität Graz nicht vorhanden sind.

Ein weiterer Faktor, der die Kooperation zwischen Universitäten und Schulen forcierte, waren die *Versammlungen deutscher Philologen und Schul-*

<sup>53</sup> Julius Subak, „Die Konjugation im Neapoletanischen“, in *Sechszwanzigster Jahresbericht über die I. Staatsrealschule in dem II. Bezirke von Wien*, hrsg. von Wilhelm Kukula (Wien: Verlag der I. Staatsrealschule im II. Bezirke, 1897).

<sup>54</sup> Es ist leider heute kaum möglich, mit den Schulen direkt über ihre eigene Geschichtlichkeit in Verbindung zu treten. Ich habe es selbst an zwei Gymnasien versucht. Aus den Beständen des Albrecht Dürer Gymnasiums in Berlin-Neukölln konnte ich vor einiger Zeit über ein Antiquariat ein ausgeschiedenes Exemplar von Schuchardts dreibändiger Dissertation zum Vulgärlatein, *Der Vokalismus des Vulgärlateins* (Leipzig: Teubner, 1866–8), erwerben. Als ich vor einem Jahr versuchte, über die Schule an Bestandslisten dieser ehemaligen Bibliotheken zu kommen bzw. Informationen über die Auflösung dieser zu bekommen, stieß ich leider nur auf mangelnde Kooperationsbereitschaft der Schulleitung und der für das Schularchiv zuständigen Lehrer. Nicht nur ist mit dem heutigen Schulverständnis offenbar jeder wissenschaftliche Anspruch gänzlich abhanden gekommen, auch ist die eigene Geschichtlichkeit der Institution anscheinend kein Thema. Das zweite Gymnasium, an das ich mit ähnlichem Ansinnen und ebenso erfolglos herantrat, war das Gymnasium Stubenbastei in Wien, ehemals *Kaiser Franz Josephs-Gymnasium*, das sowohl einige illustre Absolventen (z. B. Leo Spitzer) wie auch Lehrer (z. B. den Anglisten Leon Kellner, Vater von Dora Kellner, Ehefrau von Walter Benjamin) hatte.

<sup>55</sup> Ein Ausscheidungsgrund in jüngeren Jahren war zum Beispiel die Frakturschrift. Da diese in Schulen nicht mehr gelehrt wurde und die früheren Lehrerbibliotheken auch für Schüler geöffnet wurden, wurden in Wien generell die in älteren Typen gedruckten Bücher verkauft.

männer; die Epitheta wechselten, es hieß in manchen Jahren auch: *Philologen, Schulmänner und Orientisten*.<sup>56</sup> Diese Veranstaltungen gehörten zu den wenigen Kongressen jener Zeit, die regelmäßig stattfanden und die genau die Netzwerkidee abbilden, die dem Grazer Projekt zugrunde liegt. Die *Verhandlungen*, also die Akten dieser Treffen, geben davon eine gute Idee. In zahlreichen Briefen von bzw. an Schuchardt sind diese *Versammlungen* Thema. Diese gehören auch zu den wenigen Gelegenheiten, wo Fachkollegen sich persönlich getroffen haben. In diese Schiene der Kooperation zwischen Universitäten und Gymnasien, die die Community vergrößerten, gehören auch die einschlägigen Zeitschriften, so die deutsche *Zeitschrift für das Gymnasialwesen* und die *Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien*. Es ist instruktiv zu sehen, wie die Schnittmengen aussehen und welche Themen der eigenen Forschung von den universitären Wissenschaftlern für den Zielkreis ‚Gymnasium‘ als adäquat eingeschätzt werden. Schuchardt zum Beispiel rechnet darunter das Thema Sprachkontakt und rezensiert in letztgenannter Zeitschrift etwa 1883 Blumentritts Vokabular des Philippinenspanischen oder zeigt im Folgejahr sein ‚Slawo-deutsches und Slawo-italienisches‘, d. i. die Miklosich-Festschrift, an und greift dieses Thema 1886 ebendort erneut auf. Man sieht auch aus den Briefwechseln von Schuchardt, dass mehrere Gymnasiallehrer (in- wie ausländische) mit ihm in regelmäßigen Briefverkehr treten, also Teil des epistemischen Netzes sind, gleiches gilt übrigens auch für Gelehrte anderer Länder (etwa Ascoli, der ebenfalls ein dichtes Netz epistolarisch bedient, ohne Ansehen des akademischen Ranges). Es zeigt aber umgekehrt auch, dass Gymnasiallehrer die notwendige Vor- und regelmäßige Fortbildung besaßen, sich an laufenden fachlichen Diskursen zu beteiligen.

## Epilog

Einer der letzten großen Rezensenten ist der Jubilar Frank-Rutger Hausmann, aber auch als solcher ist er eine wirkliche Ausnahme. Wie er mir mitteilte, hatte er es bis heute auf immerhin 720 Rezensionen gebracht. Eine wahrlich beachtliche Zahl. Ohne Hausmanns Erlaubnis einzuholen gebe ich hier eine kurze Passage aus einem Mail an mich vom 3. Oktober 2017:

<sup>56</sup> Die Netzressource mit der Veröffentlichung der Beiträge aller Jahrgänge von 1838 bis 1934 finden sich unter <https://de.wikisource.org/wiki/Philologenversammlung>; aufger. am 27.08.2017.

Tatsächlich habe ich in den letzten 48 Jahren (!) 720 eigene Rezensionen fremder Bücher verfaßt. Mein Lehrer und Chef Hugo Friedrich hätte wohl spöttisch gesagt: „Non multa, lieber Herr Hausmann, sed multum“. Aber ich habe mir immer sehr viel Mühe mit den Rezensionen gegeben. Die erste erschien übrigens in der HZ [...], denn ich konnte mich nie wirklich zwischen Romanistik, Geschichte und Mittellatein (meine Studienfächer) entscheiden.

Eine davon bezog sich auf meine Edition der Briefe Spitzers an Schuchardt.<sup>57</sup> Sie war, freundlich gesagt, kritisch – und wurde vom Rezensierten zugegebenermaßen nicht in allen Punkten als berechtigt empfunden. So kam es zu einem entsprechend direkt formulierten Briefwechsel zwischen Hausmann und mir, den wir offenbar beide bis heute aufbewahrt haben. Er erinnerte mich kürzlich daran, dass er zu dem von mir edierten Band schließlich doch auch einen sehr positiven Artikel in der *Süddeutschen Zeitung*<sup>58</sup> verfasst hatte. Das alles hat die nunmehr bestehende freundschaftlich-kollegiale Zusammenarbeit nur befördert.

<sup>57</sup> Frank-Rutger Hausmann, Rezension von *Leo Spitzers Briefe an Hugo Schuchardt*, hrsg. von Bernhard Hurch, *Romanische Forschungen* 119, Nr. 4 (2007): 528–30; Bernhard Hurch, *Leo Spitzers Briefe an Hugo Schuchardt* (Berlin: de Gruyter, 2006).

<sup>58</sup> *Süddeutsche Zeitung* 261, 13. November 2006, 14.

## Saussure in Leipzig

### Die Genese seines sprachtheoretischen Denkens aus dem Horizont von Philologie und komparatistischer Sprachwissenschaft

Ludwig Jäger (Köln/Aachen)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Der Aufsatz versucht, den Zusammenhang von Philologie, vergleichender Sprachwissenschaft und Linguistik im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in den Blick zu nehmen und eine intellektuelle Szene zu erhellen, in der die Entstehung des sprachtheoretischen Denkens aus dem Horizont von Philologie und Komparatistik sichtbar wird. Im Zentrum der kleinen Untersuchung steht das Studium Ferdinand de Saussures an der Universität Leipzig, an dessen Randbedingungen sich der Prozess der ‚Emanzipation‘ der allgemeinen Sprachtheorie von ihrer philologischen Herkunft exemplarisch fokussieren lässt.

**SCHLAGWÖRTER:** Saussure, Ferdinand de; Sprachwissenschaft; Universität Leipzig

#### 1. Vorbemerkung

Philologie und Sprachwissenschaft haben an der Universität Leipzig eine bedeutende Geschichte<sup>1</sup>, die weit hinter das Wiedergründungsdatum der

---

<sup>0</sup> Seit unserer gemeinsamen Aachener Zeit verbindet mich mit Frank Rutger Hausmann eine engere persönliche und fachliche Freundschaft. Wir teilen miteinander das Interesse an wissenschaftshistorischen und disziplinengeschichtlichen Untersuchungen, wobei sich unsere Arbeiten insbesondere auf dem Feld der politischen Fachgeschichte der Germanistik mitunter thematisch überschneiden haben. Vor dem Hintergrund des grandiosen wissenschaftsgeschichtlichen Œuvres Frank Rutger Hausmanns einen wissenschaftshistorischen Festschriftbeitrag zu liefern, stellt nun freilich eine fast nicht zu erfüllende Herausforderung dar. Gleichwohl werde ich hier mit meinem Beitrag das Feld der Wissenschaftsgeschichte betreten. Meine kleine Untersuchung bezieht sich auf eine Thematik, die hinsichtlich unserer jeweiligen disziplinären Orientierungen in Romanistik und Germanistik neutral ist: auf das Feld der vergleichenden und allgemeinen Sprachwissenschaft und auf einen Autor, der der Romania nahe steht, auf Ferdinand de Saussure. Ich hoffe, dass mir als Germanist so zumindest symbolisch eine kleine Annäherung an das romanistische Paradigma gelingt, in dem Frank Rutger Hausmann nicht nur zuhause ist, sondern das er entschieden und vor allem auch entscheidend geprägt hat.

<sup>1</sup> Vgl. etwa Konrad Krause und Alma Mater Lipsiensis, *Geschichte der Universität Leipzig von 1409 bis zur Gegenwart* (Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2003); Günther Öhlschläger und

Fakultät<sup>2</sup> im Jahre 1994 in das 19. Jahrhundert zurückreicht, eine Tradition, der insbesondere für die Herausbildung der allgemeinen aus der vergleichenden Sprachwissenschaft in Europa ein zentraler Stellenwert zukommt. Ich möchte im Folgenden versuchen, in einer gleichsam personengeschichtlichen, mit dem Namen Ferdinand de Saussure verbundenen Perspektive den Zusammenhang von Philologie, vergleichender Sprachwissenschaft und Sprachtheorie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in den Blick zu nehmen und eine intellektuelle Szene zu erhellen, in der die Entstehung des sprachtheoretischen Denkens aus dem Horizont von Philologie und Komparatistik exemplarisch sichtbar wird. Die Universität Leipzig ist dabei ohne Zweifel – insbesondere in den Jahrzehnten vor der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert – einer jener historischen Schauplätze, auf denen sich die Herausbildung eines philologisch geprägten, disziplinär selbständig werdenden, sprachtheoretischen Denkens, also die Geburt einer neuen linguistischen Episteme, in der aufschlussreichen Verschränkung von innerer und äußerer Universitätsgeschichte, von institutionen- und theoriegeschichtlicher Dynamik, paradigmatisch beobachten lässt. Ich werde dabei meinen Blick insbesondere auf einen Sprach- und Zeichentheoretiker richten, der der Leipziger philologisch-komparatistischen Szene zugleich sehr viel verdankt, sich aber auch kritisch eigenständig in ihr bewegt hat, auf einen Linguisten, der seine brillanten Forschungen zur vergleichenden Sprachwissenschaft mit einer grundlegenden theoretischen und methodischen Reflexion ihrer Voraussetzungen und Grundlagen verband: auf Ferdinand de Saussure. Natürlich ist Saussures Name weniger mit der komparatistischen Sprachwissenschaft, als vielmehr mit der Entstehung der modernen strukturalistischen Linguistik verbunden, die er mit einem Buch begründet haben soll, das zwar seinen Namen als Autornamen trägt, das er aber nicht geschrieben hat: mit dem ‚Cours de Linguistique Générale‘.<sup>3</sup> Das Buch dage-

Ludwig Stockinger, „Germanistik“, in *Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009*, hrsg. von Ulrich von Hehl, Uwe John und Manfred Rudersdorf. Bd. 4/1: Fakultäten, Institute, Zentrale Einrichtungen (Leipzig: Leipziger Univ.-Verl., 2009), 534–61; Günther Öhlschläger, Hans Ulrich Schmid, Ludwig Stockinger und Dirk Werle, Hrsg., *Leipziger Germanistik: Beiträge zur Fachgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert* (Berlin u.a.: de Gruyter, 2013).

<sup>2</sup> Der hier vorgelegte Text geht auf einen Festvortrag zurück, den ich im Mai 2014 aus Anlass des zwanzigjährigen Bestehens der wiedergegründeten Philologischen Fakultät der Universität Leipzig in Leipzig gehalten habe.

<sup>3</sup> Ferdinand de Saussure, *Cours de linguistique générale*, hrsg. von Charles Bally und Albert Sechehaye unter Mitarbeit von Albert Riedlinger (Paris: Payot, 1916); vgl. hierzu etwa Ludwig Jäger, *Ferdinand de Saussure zur Einführung* (Hamburg: Junius 2010), insbesondere 164ff.

gen, das er in seiner Leipziger Zeit tatsächlich selbst verfasste und das ihn zunächst unmittelbar berühmt gemacht hatte, das ‚Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes‘<sup>4</sup>, ist in der Wissenschaftsgeschichte eher in Vergessenheit geraten. Mir wird es hier also weniger um Saussure als ‚Gründervater‘ des Strukturalismus gehen, als vielmehr um den lange nur peripher zur Kenntnis genommenen indoeuropäistischen Saussure, der sein Denken in der kritischen Auseinandersetzung mit dem philologischen und komparatistischen Reizklima seiner Leipziger Studienjahre entwickelt hat. Der Studienaufenthalt des noch sehr jungen Saussure in Leipzig war dabei mit biografisch und wissenschaftshistorisch bedeutsamen Ereignissen verknüpft, unter denen das Verfassen des ‚Mémoire‘, das 1878 als Buch des Einundzwanzigjährigen erschien und das die zeitgenössische Indoeuropäistik revolutionierte<sup>5</sup>, hervorragend. Bedeutsam für seinen Leipziger Aufenthalt waren sicher auch seine Promotion 1880, aus der die 1881 erschienene Dissertationsschrift über den ‚Gebrauch des absoluten Genitivs im Sanskrit‘<sup>6</sup> hervorging sowie schließlich seine von Leipzig aus unternommene Litauenreise im Jahre 1880<sup>7</sup> und die auf dieses Jahr datierbaren Anfänge seiner litauischen Studien, in denen sich früh sein sprach- und zeichentheoretisches Interesse abzuzeichnen beginnt.<sup>8</sup> Alle diese Ereignisse im Leben des Studenten der Philologie Ferdinand de Saussure sind eng mit den Bedingungen und Voraussetzungen verbunden, die ihm die sog. ‚Leipziger Schule‘ der Sprachwissenschaft bot, Bedingungen und Voraussetzungen die es ihm ermöglichten, sein eigenes sprachtheoretisches Denken aus dem Geist von Philologie und komparatistischer Sprachwissenschaft kritisch zu entfalten.

<sup>4</sup> F. de Saussure (1879), „Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indoeuropéennes“, in F. de Saussure, *Recueil des publications scientifiques de Ferdinand de Saussure*, hrsg. von Charles Bally und Léopold Gautier (Genève, [1922] 1970), 1–268.

<sup>5</sup> Vgl. hierzu unten Abschnitt 4.

<sup>6</sup> Vgl. F. de Saussure, „De l’emploi du génitif absolu en sanscrit (1881)“, in Saussure, *Recueil des publications*, 269–338.

<sup>7</sup> Vgl. hierzu etwa J. E. Joseph, „Two Mysteries of Saussure’s early years revolved“, *Historiographia Linguistica* XXXIV, Nr. 1 (2007): 155–66 sowie Jäger, *Ferdinand de Saussure zur Einführung*, 56–7, 214–5.

<sup>8</sup> Vgl. hierzu Jäger, *Ferdinand de Saussure zur Einführung*, 116–34 sowie F. de Saussure, „Notes sur l’accentuation lithuanienne“, ediert von Ludwig Jäger, Mareike Buss und Lorella Ghiotti, in *Ferdinand de Saussure*, hrsg. von Simon Bouquet, Cahiers de l’Herne 76 (Paris: L’Herne, 2003), 323–50.

## 2. Philologie und Sprache – eine institutionengeschichtliche Skizze

Saussures Eintritt in die Leipziger philologisch-komparatistische Szene in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts fand zu einem Zeitpunkt statt, zu dem – wie ein kurzer institutionengeschichtlichen Blick auf das Verhältnis von Philologie und Sprachwissenschaft seit Beginn des 19. Jahrhunderts, seit der Phase also der Gründung des „Seminars für Philologie“ in Leipzig 1809<sup>9</sup> sowie der Universitätsgründung in Berlin 1810<sup>10</sup> zeigen kann – der Prozess der Emanzipation der Sprachwissenschaft aus dem fachlichen Horizont der Philologie einen ersten Abschluss gefunden hatte.<sup>11</sup> Der Rückblick soll die Genese der Rahmenbedingungen beleuchten, die Saussure vorfand, als er sich 1876 anschickte, ein Studium der ‚Philologie‘ in Leipzig zu beginnen, ein Studium, das – obgleich es sich noch unter dem institutionellen Dach der Philologie vollzog – tatsächlich viel eher ein Studium der vergleichenden, indoeuropäischen Sprachwissenschaft war, als eines der Philologie. In der Tat ist es, blickt man auf die Geschichte des philologischen Denkens zurück, zunächst erstaunlich, dass sich in seinem Rahmen eine auf einen genuinen Erkenntnisgegenstand Sprache gerichtete und disziplinär selbständige Sprachwissenschaft überhaupt hatte herausbilden können. Die moderne Frühgeschichte der Philologie ist nämlich bestimmt durch ein Verhältnis zur Sprache, das diese, wo sie überhaupt thematisch wird, nur in Form der ‚alten Sprachen‘ Griechisch und Latein zur Kenntnis nimmt, die – wie etwa Friedrich Ast formuliert – „wegen ihrer freien Bildung und allseitigen Vortrefflichkeit“ als „Muster der Sprache überhaupt“ angesehen wurden. Aber auch als ‚mustergültige‘ sind sie für Ast nur insoweit von Belang, als sie dem „Studium der classischen Welt“ den Zugang zu deren Mittelpunkt, „de[m] Geist des Altertums“<sup>12</sup> ermöglichen. Auch für den bedeutenden Leipziger Philologen Gottfried Hermann und dessen „griechische Gesellschaft“ besteht die „wesentliche Aufgabe der philologischen Wissenschaft“ in dem

<sup>9</sup> Vgl. hierzu die Darstellung des Philologischen Seminars von Justus Hermann Lipsius: „Das philologische Seminar, Proseminar und Institut“, in *Festschrift zur Feier des 500jährigen Bestehens der Universität Leipzig*, hrsg. von Rektor und Senat, 4. Bd., I. Teil (Leipzig: Hirzel, 1909), 1–27; hier: 1ff.

<sup>10</sup> Vgl. hierzu Max Lenz, *Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*, Erster Band, Gründung und Ausbau (Halle: Buchhandlung des Waisenhauses, 1910).

<sup>11</sup> Vgl. hierzu etwa Ludwig Jäger, „Neurosemologie: das transdisziplinäre Fundament der saussureschen Sprachidee“, *Cahiers Ferdinand de Saussure* 54 (2001): 289–337; sowie Jäger, *Ferdinand de Saussure zur Einführung*, 42ff. und 84ff.

<sup>12</sup> Vgl. Friedrich Ast, *Grundriß der Philologie* (Landshut: Thomann, 1808), 1.

„allseitigen Verständnis der klassischen Schriftwerke“, wobei dieses Verständnis durch eine Art der Exegese erlangt werden sollte, die – wie Lipsius formuliert,

streng auf das Ziel gerichtet [war], das volle Verständnis des behandelten Schriftwerkes in seiner Eigenart zu erschließen. Was zur sprachlichen oder sachlichen Erläuterung nötig erschien, wurde in der knappsten Form geboten [...].<sup>13</sup>

Sprache ist insofern für die klassische Philologie nur ein methodisch unumgängliches Hilfsmittel zur Erlangung des „Verständnis[s]es“ der Worte und Gedanken jeder Stelle<sup>14</sup> eines klassischen Textes. Die Philologie muß, wie auch Boeckh formuliert, „aus den Sprachdenkmälern, *ohne beim Verstehen der Sprache selbst stehen zu bleiben*, das ganze Gebiet der Thatsachen und des Gedankens darstellen.“<sup>15</sup> Die klassische Philologie, die das Feld des Philologischen in der ersten Jahrhunderthälfte vollständig beherrscht, hat also weder die von Jacob Grimm so genannten ‚Vulgarsprachen‘<sup>16</sup>; noch die ‚Sprache selbst‘ als einen eigenständigen Erkenntnisgegenstand im Blick. Bereits die Vorstellung, es könne so etwas wie *neusprachliche* Philologien geben, ist etwa für Friedrich August Wolf, der als klassischer Philologe Mitglied der Gründungskommission der Berliner Universität war, gänzlich undenkbar. Er lehnt deren Einrichtung ebenso ab wie die von Friedrich von der Hagen beantragte Begründung einer mit einer Professur ausgestatteten „deutschen Altertumswissenschaft“ an der Berliner Universität.

Als Professoren möchten diese nicht einmal dem Titel nach anzustellen sein; höchsten müßten sie sich mit dem Dr.-Titel befriedigen. So hat man’s noch bisher durchaus auf den Universitäten gehalten. Dergleichen Sachen erscheinen Armeseligkeiten und sind es auch für uns [...].<sup>17</sup>

Neusprachliche Philologen wurden deshalb an der neu gegründeten Berliner Universität zunächst nur als ‚Sprachmeister‘ und später als ‚Lektoren‘ angestellt und rangierten im „Katalog“ der Lehrveranstaltungen „mit den Exerzitienmeistern, dem Fechtmeister und dem Reitlehrer unter einer Ru-

<sup>13</sup> Vgl. Lipsius; „Das philologische Seminar“, 8–9.

<sup>14</sup> Vgl. Lipsius, „Das philologische Seminar“, 8.

<sup>15</sup> Vgl. August Boeckh, „Über die Logisten und Euthynen der Athener (1827)“, in August Boeckh, *Gesammelte Kleine Schriften*, Bd. 7, hrsg. von Karl Eduard Ferdinand Ascherson und Paul Eichholtz (Leipzig: Teubner, 1872), 264–5; Kursivierung von mir.

<sup>16</sup> Vgl. hierzu Jacob Grimm, *Kleinere Schriften*, Bd. I, hrsg. von Karl Müllenhoff (Berlin: Dümmler, 1864), 306–7.

<sup>17</sup> Vgl. Lenz, *Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*, 272.

brik.“<sup>18</sup> Auch in Leipzig brauchten die Neuphilologien lange, bevor sie sich neben der klassischen Philologie etablieren konnten. Ein germanistisches Institut wurde, nachdem der Gottfried-Hermann-Schüler Moritz Haupt – seit 1842 „ordentlicher Professor für der deutschen Sprache und Literatur“ – aufgrund seiner Beteiligung an der Märzrevolution 1849, wie Lipsius formuliert, seines Amtes aus politischen Gründen entsetzt worden war<sup>19</sup> – auf Antrag Friedrich Zarnckes erst 1873 gegründet, wobei sich die „Jünger germanistischer Wissenschaft“ zunächst mit einem einzigen Arbeitszimmer begnügen mussten, „das ihnen – so Lipsius – „das Klassisch-Philologische Seminar gastlich bot.“<sup>20</sup> Erst unter dem Nachfolger Zarnckes, Eduard Sievers, begann das Seminar nach 1892 im Hinblick auf Räume, bibliothekarische Ausstattung, Studierendenzahlen und vor allem hinsichtlich seines disziplinären Selbstbewusstseins zu prosperieren.<sup>21</sup> Ein neuphilologisches Seminar, das eine englische und ein romanische Abteilung vereinte, wurde erst 1891 gegründet.<sup>22</sup> Nur zögerlich begann sich also die Forderung Boeckhs durchzusetzen, dass „die Philologie [...] nicht als Alterthumsstudium aufgefaßt“ und auf dieses beschränkt werden dürfe.<sup>23</sup> Jacob Grimm hatte diese neue Einsicht so formuliert:

es hiesze der grammatik und philologie einen engen zweck setzen, wenn er darauf eingeschränkt sein sollte, die uns erhaltenen denkmäler der sprache und geschichte zu erklären und zu erläutern [...].

Und Grimm fährt in einer Bemerkung, die pointiert Sprache als genuinen Erkenntnisgegenstand in den Fokus der philologischen Aufmerksamkeit rückt, fort:

sie [grammatik und philologie] würden dann nur dienerinnen und handlanger des alterthums sein, da ihre höhere Bestimmung vielmehr ist, selbständige entdeckungen zu machen und in die natur der sprachen *um der sprache selbst willen* vorzudringen.<sup>24</sup>

<sup>18</sup> Vgl. Lenz, Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin., 272.

<sup>19</sup> Vgl. Lipsius, „Das philologische Seminar“, 12.

<sup>20</sup> Vgl. „Das Germanistische Institut“, in *Festschrift zur Feier des 500jährigen Bestehens der Universität Leipzig*, 97.

<sup>21</sup> „Das Germanistische Institut“, 97ff.

<sup>22</sup> Vgl. „Das Englische und das Romanische Seminar“, in *Festschrift zur Feier des 500jährigen Bestehens der Universität Leipzig*, 106ff.

<sup>23</sup> Vgl. August Boeckh, *Enzyklopädie und Methodenlehre der philologischen Wissenschaften*, hrsg. von Ernst Bratuscheck (Leipzig, 21886; Nachdr. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, 1966), 5.

<sup>24</sup> Vgl. Jacob Grimm, „Über Etymologie und Sprachvergleichung“, in Jacob Grimm, *Kleine Schriften*, Erster Band (Berlin: Dümmlers Verlagsbuchhandlung, 1864), 299–326, hier: 302;

Er nimmt damit einen Gedanken auf, den Humboldt bereits am Beginn des 19. Jahrhunderts in seinen Überlegungen zu „Encyklopädie aller Sprachen“ formuliert hatte: Der Zweck einer solchen Enzyklopädie sei es – so Humboldt –, „die Sprache *an und für sich selbst* als ein wichtiges und gemeinnütziges Studium zu zeigen“<sup>25</sup> oder wie er 1810 ausführt, „eine Sprache rein objectiv, und, mit Beiseitesetzung jedes anderen Zwecks, um ihrer selbst willen“<sup>26</sup> zu untersuchen. Es ist dann schließlich das komparatistische Paradigma, das mit der Entdeckung der ‚Sprachverschiedenheit‘ und mit dem Verfahren des Sprachvergleichs einen methodischen Weg gefunden zu haben glaubt, das Humboldt-Grimmsche Programm zu verwirklichen. Sprachverschiedenheit ist nun nicht mehr nur – wie Humboldt formuliert – „ein nachtheiliges Hindernis der Cultur“<sup>27</sup>, ein Verfallsindiz für die normative Einheitlichkeit der ‚klassischen Welt‘, sondern im Gegenteil eine Möglichkeitsbedingung dafür, in die Struktur der Sprache durch die vergleichende Analyse einer Pluralität von Sprachen ‚vorzudringen‘ und so

auf die Verfahrensart des Menschen, die Sprache zu erfinden und fortzubilden [...] zu schliessen, und zwar beides immer zugleich mit philosophischer Rücksicht auf seine allgemeine Natur und mit historischer auf die verschiedenen Schicksale der Völker.<sup>28</sup>

Eben an diesen Humboldtschen Gedanken sollte Saussure später in seiner dritten Genfer Vorlesung anschließen und aus dem Problem der Sprachverschiedenheit die Möglichkeitsbedingung für die Entstehung einer ‚allgemeinen Idee der Sprachwissenschaft‘ ableiten.<sup>29</sup> Es ist insofern – wie man an einem aufschlussreichen Entwicklungsindiz der Leipziger Philologie ablesen kann – kein Zufall, dass das komparatistische Programm beginnt, die klassische Philologie zu infiltrieren: Als 1861 der klassische Philologe Gregor Wilhelm Nitzsch starb, wurde die Professur vom sächsischen Kultusminister von Falkenstein gegen den Vorschlag der Philosophischen Fakultät mit Ge-

Kursivierung von mir.

<sup>25</sup> Vgl. Wilhelm von Humboldt, *Gesammelte Schriften* [Werke], hrsg. von Albert Leitzmann, 17 Bde. (Berlin, 1903–36); Photomechanischer Nachdruck Berlin 1968, Bd. 7, 601 [Fragmente der Monographie über die Basken (1801–02)]; zitiert als GS mit Seitenzahl [GS, 601]; Kursivierung von mir.

<sup>26</sup> Humboldt GS 7, 625 [Einleitung in das gesammte Sprachstudium (1810–11)].

<sup>27</sup> Vgl. GS 7, 601: „Man hat längst aufgehört, die Verschiedenheit der Sprachen als ein nachtheiliges Hindernis der Cultur [...] anzusehn.“

<sup>28</sup> Vgl. GS 7, 599.

<sup>29</sup> Vgl. Ferdinand de Saussure, *Cours de linguistique générale*, édition critique par Rudolf Engler, Bd. 1 (Wiesbaden: Harrassowitz, [1968] 21989), III C 24, 2855.

org Curtius besetzt, der auf der Fakultätsliste nur auf Platz 3 rangiert hatte: bemerkenswert ist das Argument, dass die Fakultät für die Drittplatzierung vorgebracht hatte. Curtius werde – heißt es im Fakultätsbericht vom 19. Oktober 1861 – erst an dritter Stelle genannt, „da sein Fach mehr die vergleichende Sprachforschung als die Philologie sei.“<sup>30</sup> Die Reserviertheit der Fakultät wird verständlich, wenn man Curtius' Schrift „Die Sprachvergleichung und die classische Philologie“<sup>31</sup> herbeizieht, in der er zwar davor warnt aus der Philologie „eine blosse Sprachwissenschaft machen zu wollen“<sup>32</sup>, zugleich aber fordert, dass sie sich bei der Erforschung „der herrlichen Äußerungen des alterthümlichen Geistes“ methodisch an der historisch vergleichenden Sprachwissenschaft zu orientieren und die „Hingebung an die Sprache selbst“ in den Mittelpunkt zu rücken habe.<sup>33</sup> Curtius bestätigte dann auch nach seiner Berufung in gewissem Sinne die sorgenvollen Erwartungen der Fakultät: Er

las nur in jedem vierten Semester abwechselnd griechische Literaturgeschichte und Homer, in den drei anderen griechische und lateinische Grammatik und Einleitung in die vergleichende Sprachwissenschaft.<sup>34</sup>

Nach Curtius' Tod 1885 versuchte die Fakultät erst gar nicht mehr, die Professur für die Klassische Philologie zurückzugewinnen, sondern besetzte sie mit einem „Vertreter der indogermanistischen Sprachwissenschaft“, mit Karl Brugmann aus Freiburg, einem der zuvor in den siebziger Jahren führenden Leipziger ‚Junggrammatiker‘. Diese disziplinäre Genealogie ist auch insofern aufschlussreich, als es der, noch als Assistent im slawischen Seminar arbeitende Karl Brugmann sowie Georg Curtius waren, die größere Bedeutung für den Leipziger Studenten der Philologie, Ferdinand de Saussure, gewinnen sollten.

### 3. ‚Wegen Curtius‘? Die Wahl des Studienortes Leipzig

Am 21. Oktober 1876 schrieb sich Ferdinand de Saussure an der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig für das Fach *Philologie* ein.<sup>35</sup> Er betrat

<sup>30</sup> Lipsius, „Das philologische Seminar“, 14.

<sup>31</sup> Vgl. Georg Curtius, *Die Sprachvergleichung und die classische Philologie* (Berlin: Wilhelm Besser, 1848).

<sup>32</sup> Vgl. Curtius, *Die Sprachvergleichung*, 9.

<sup>33</sup> Vgl. Curtius, *Die Sprachvergleichung*, 8; Kursivierung von mir.

<sup>34</sup> Vgl. Lipsius, „Das philologische Seminar“, 14.

<sup>35</sup> Paola Villani, „Documenti Saussuriani conservati a Lipsia e a Berlino“, *Cahiers Ferdinand de Saussure* 44 (1990): 3–33; hier 7–8.

so ein Studienfeld, in dem sich Angebote der klassischen Philologie, der vergleichenden Indogermanistik und der Einzelphilologien überschneiden, ein interdisziplinäres Fächerspektrum, das er in den besuchten Lehrveranstaltungen breit ausschöpfte.<sup>36</sup> Für die Söhne<sup>37</sup> der Genfer Elite war das Studieren im europäischen Ausland und insbesondere auch in Deutschland nichts Ungewöhnliches. In der Regel begaben sie sich nach einer ein- oder zweijährigen Studienphase in Genf zur Beendigung Ihres Studiums an eine auswärtige Universität, nach Paris, Leipzig, Dresden, Göttingen oder Berlin<sup>38</sup>. Was die Wahl Leipzigs betrifft, bestanden in der Familie de Saussure über die mütterlich-preußische Linie ‚de Pourtalès‘ sehr gute Beziehungen nach Preußen. So diente etwa das Bethmann-Hollwegsche Gut Hohenfinow in Brandenburg Ferdinand während seines Leipziger Studiums verschiedentlich als ‚Emigrationsort‘<sup>39</sup>, wo er sich mit den ‚Cousins‘, u. a. mit Theobald von Bethmann-Hollweg, dem späteren deutschen Reichskanzler<sup>40</sup>, zur Jagd, zu Ausritten und Kutschfahrten traf.<sup>41</sup> In Berlin lebten zwei Brüder seiner Mutter als preußische Offiziere. Glaubt man Saussures eigenen Erinnerungen, so fiel die Entscheidung für die „capitale mondiale de la jeune linguistique“<sup>42</sup> als Studienort aber zunächst eher zufällig. Sie hatte – so Saussure – vor allem den Grund, dass seine Freunde Lucien, Raoul und Edmont Gautier sowie Edouard Favre als Theologen und Juristen ebenfalls in Leipzig studierten: Die Eltern hätten, so Ferdinand, da er erst achtzehneinhalb Jahre alt gewesen sei, für sein weiteres Studium eine Universitätsstadt im Ausland gewünscht, in der er von Landsleuten umgeben sei. In der Tat kannten sich die studentischen Mitglieder der Leipziger „colonie genevoise“, die Ferdinand die „Genève allemande“ nannte<sup>43</sup>, bereits

<sup>36</sup> Villani, „Documenti Saussuriani“, 8–9.

<sup>37</sup> Frauen waren nicht zum Studium zugelassen.

<sup>38</sup> Vgl. Mareike Buss, Lorella Ghiotti und Ludwig Jäger, „Lettres de Leipzig, 1875–1880“, in *Ferdinand de Saussure*, hrsg. von Simon Bouquet, Cahiers de l'Herne 76 (Paris: Éditions de l'Herne, 2003), 442–72, hier 443; im Folgenden zitiert als „Lettres“ mit Seitenzahl [„Lettres“, 443].

<sup>39</sup> Vgl. „Lettres“, 454.

<sup>40</sup> Theobald von Bethmann-Hollweg (1856–1921) studierte zwischen 1875 und 1879 in Straßburg, Leipzig und Berlin Jura. In Leipzig trafen sich Ferdinand und Theobald ebenso wie auf dem Bethmann-Hollwegschen Gut Hohenfinow. Theobald ist, obgleich Ferdinand ihn so nennt, kein „echter“ Cousin. Beide haben den gleichen Urgroßvater, Comte Louis de Pourtalès.

<sup>41</sup> Vgl. „Lettres“, 454.

<sup>42</sup> Vgl. Georges Mounin, *Saussure ou le structuraliste sans le savoir* (Paris: Seghers, 1968), 14.

<sup>43</sup> Vgl. „Lettres“, 445.

sehr gut aus ihrer gemeinsamen Mitgliedschaft in der Genfer Schülerverbindung ‚Pædagogia‘ sowie der Studentenverbindungen ‚Zofingue‘, die eine große Rolle im intellektuellen und sozialen Leben des Genfer Bürgertums und der Genfer Aristokratie spielten.<sup>44</sup> Die eltern-inspirierte Studienortswahl fand aber sicher auch deshalb die Zustimmung Ferdinands, weil sie ihm die Möglichkeit eröffnete, in Leipzig bei dem Autor der „Grundzüge der Griechischen Etymologie“<sup>45</sup>, Georg Curtius, zu hören und ihn persönlich kennenzulernen. Dessen Buch hatte er bereits vor seinem Leipziger Studienbeginn noch in Genf erworben, gelesen und durchgearbeitet.<sup>46</sup> Curtius war einer der Leipziger Lehrer, dessen Veranstaltungen zur vergleichenden Grammatik<sup>47</sup> Saussure regelmäßiger besuchte und in denen er nach eigenem Bekunden zwei Seminarvorträge gehalten hat.<sup>48</sup> Hier könnte er auch zum ersten Mal auf die Einsicht gestoßen sein, die für das komparatistische Paradigma seit Humboldt charakteristisch war, dass nämlich ein Zusammenhang besteht, zwischen komparatistischer Methode und allgemeiner sprachtheoretischer Reflexion<sup>49</sup>, zwischen der strukturellen Analyse der Sprachverschiedenheit und der Entdeckung ‚der Sprache selbst‘ (Curtius).<sup>50</sup> Karl Brugmann, den Saussure rasch näher kennenlernen sollte, vermutete in einem Brief an Streitberg, dass Saussure vor allem „wegen Curtius“ nach Leipzig gekommen sei.<sup>51</sup> Freilich ist es sicher auch nicht ganz unangemessen, anzunehmen, dass Saussure es sehr wohl schätzte, hier über Curtius hinaus auf die linguistische Avantgarde der Vergleichenden Indoeuropäis-

<sup>44</sup> Vgl. „Lettres“, 442ff.

<sup>45</sup> Vgl. Georg Curtius, *Grundzüge der Griechischen Etymologie* (Leipzig: Teubner, 1873).

<sup>46</sup> Vgl. „Souvenirs de F. de Saussure concernant sa jeunesse et ses études“, *Cahiers Ferdinand de Saussure* 17 (1960): 12–25, hier 19.

<sup>47</sup> Vgl. „Souvenirs de F. de Saussure“, 22.

<sup>48</sup> Vgl. „Souvenirs de F. de Saussure“, 22.

<sup>49</sup> Vgl. Ferdinand de Saussure, *Linguistik und Semiologie: Notizen aus dem Nachlaß, Texte, Briefe und Dokumente*, gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Johannes Fehr (Frankfurt: Suhrkamp, 1997), 317. Vgl. hierzu auch Jäger, *Ferdinand de Saussure zur Einführung*, 94ff.

<sup>50</sup> Die von Humboldt und Grimm bis zu Curtius vertretene These, im Gegensatz zur klassischen Philologie habe die vergleichende Sprachwissenschaft im Medium der vergleichenden Analyse ‚die Sprache an und für sich selbst‘ (Humboldt) als Erkenntnisgegenstand zu fokussieren, wird zu einem zentralen Topos der sich vom Sprachverständnis der klassischen Philologie emanzipierenden Sprachwissenschaft. Es ist eine Ironie der Wissenschaftsgeschichte, dass die Herausgeber des ‚Cours de linguistique générale‘ den Topos in den von ihnen verfassten Schlusssatz des ‚Cours‘ einfügen, ihn jedoch aus seinem komparatistischen Herkunftsdiskurs herauslösen und ihm eine strukturalistisch-puristische Wende geben.

<sup>51</sup> Vgl. Villani, „Documenti Saussuriani“, 30.

tik, d.h. die Mitglieder sog. ‚Junggrammatischen Schule‘<sup>52</sup> zu treffen, deren Ruhm sich in der Welt der Sprachwissenschaft längst über Leipzig hinaus verbreitet hatte. In der Tat waren – wie er dem Jugendfreund Amé-Jules Pictet in einem Brief im Dezember mitteilte – Ferdinand und mit ihm die übrigen Mitglieder der Genfer Gruppe insgesamt – von der Wahl der Universität Leipzig so überzeugt, dass sie es „um kein Gold der Welt noch einmal mit der von Genf versuchen“ wollten.<sup>53</sup> So eindeutig positiv allerdings das Urteil des Neustudenten über die Universität auch ausfiel, so kritisch war sein Blick auf die Lebensqualität der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer Industriestadt gewordenen Stadt selbst, die „soviel weniger chic“ sei als Dresden<sup>54</sup>: Bei der Hospitalsstrasse, in der er in der Nummer 12 ein Zimmer gefunden hatte, handele es sich – so Ferdinand – um den Friedhofsweg, auf dem er nur düstere Leichenwagen zu Gesicht bekomme; die Aussicht sei bestimmt durch ein halbes Dutzend Fabrikschornsteine; insgesamt sei die Stadt voller Fabriken, die aus hundert Öffnungen rauchten, sodass die Luft voller Ruß sei. Das Wasser sei untrinkbar und es empfehle sich nicht, darin zu baden; ein schweres deutsches Bier habe langsam aber sicher die Folge, sie alle zu germanisieren; tröstlich an seinem Domizil fand er lediglich, dass eine größere Gruppe der Genfer Studienfreunde nur zwei Schritte von ihm entfernt wohnte.<sup>55</sup> Saussure studierte zunächst vier Semester, vom Wintersemester 1876/77 bis zum Sommersemester 1878 in Leipzig, wobei er es nachträglich bedauerte, aufgrund der engen sozialen Bindung an die Gruppe der Genfer Studenten den ‚Kneipen-Zirkeln‘ fern geblieben zu sein, die sich um die jungen akademischen Führungsköpfe der Leipziger linguistischen Schule geschart hatten.<sup>56</sup> Im Kaffeehaus „Zum arabischen Coffe Baum“ trafen sich in den Jahren 1876 und 1877 regelmäßig die Indogermanisten Karl Brugmann und Hermann Osthoff, der Slawist August Leskien, der Orientalist Heinrich Hübschmann sowie der Germanist Wilhelm Braune. Karl Verner kam regelmäßig von Halle dazu, der Sanskritist Berthold Delbrück sowie der Germanist Eduard Sievers, der 1892 als Nachfolger Zarnckes nach Leipzig berufen werden sollte, waren

<sup>52</sup> Zur sog. ‚junggrammatischen Schule‘ vgl. Jäger, *Ferdinand de Saussure zur Einführung*, 84–9.

<sup>53</sup> Vgl. „Lettres“, 451.

<sup>54</sup> Vgl. „Lettres“, 459.

<sup>55</sup> Vgl. „Lettres“, 451.

<sup>56</sup> Vgl. „Souvenirs de F. de Saussure“, 22.



häufige Gäste aus Jena.<sup>57</sup> Über seinen Lehrveranstaltungsbesuch berichtet Saussure selbst<sup>58</sup>; er habe Slawisch und Litauisch bei Leskien, Altpersisch bei Hübschmann und einen Teil der Vorlesung Windischs zum Keltischen gehört. Zum Sanskrit habe er nur an zwei Sitzungen der Vorlesung von Osthoff teilgenommen und zur Geschichte der germanischen Sprachen die Vorlesung von Braune besucht. Regelmäßig habe er sich in Curtius' Veranstaltungen zur vergleichenden Grammatik eingefunden und dort auch zwei Seminarvorträge gehalten.<sup>59</sup> Es ist insofern offensichtlich, dass Saussures wissenschaftlicher Kontakt zu Curtius zunächst am engsten war und der Austausch mit ihm intensiverer Natur gewesen sein muß. Dies zeigt sich noch in den enthusiastischen Bewertungen, mit denen Curtius im Rahmen des *Rigorosums* Saussures Leistungen qualifizierte. Zudem dürfte Curtius' Plädoyer, die Klassische Philologie und die Philologien insgesamt hätten sich am methodischen Paradigma der historischen vergleichenden Sprachwissenschaft zu orientieren und ‚die Hingebung an die Sprache selbst mit einer intensiven Kenntnisnahme der empirischen Facta zu verbinden‘, sicher bei Saussure auf positive Resonanz gestoßen sein.

#### 4. ‚Hauptanregung in Leipzig‘? Saussure, Brugmann und das ‚Mémoire‘

Prekär freilich war offenbar, insbesondere im zweiten Studienjahr, in dem Saussure mit der Arbeit an seinem Buch über das indoeuropäische Vokalsystem begonnen hatte, das Verhältnis zu Brugmann, zu dem er zwar freundschaftliche Kontakte unterhielt, den er aber gleichwohl offensichtlich als akademischen Konkurrenten empfand. Die Teilnahme an der Vorlesung Brugmanns berichtet er, habe er 1877 nach den ersten Sitzungen abgebrochen, da er schon intensiv mit seinem „Mémoire“ beschäftigt gewesen sei.<sup>60</sup> Brugmann seinerseits, der sich nach Saussures Tod darüber beklagte, dieser habe nie offen eingestanden, dass er für seine indoeuropäische Arbeit die „Hauptanregung in Leipzig“ erhalten habe, erinnerte Saussures Auszug aus seiner Vorlesung als einen Akt der Geheimniskrämerei und der Konkurrenz:

<sup>57</sup> Zum ‚arabischen Café Coffé Baum‘ vgl. Terence H. Wilbur, Hrsg., *The Lautgesetz-Controversy: A Documentation*, Amsterdam studies in the theory and history of linguistic science 9 (Amsterdam: J. Benjamins, 1977), XXVI–VII.

<sup>58</sup> Vgl. „Souvenirs de F. de Saussure“, 22ff.

<sup>59</sup> Vgl. zu den aus den Einschreibungsunterlagen hervorgehenden Vorlesungs- und Seminarbesuchen Villani, „Documenti Saussuriani“, 8ff.

<sup>60</sup> „Souvenirs de F. de Saussure“, 22.

Als er an seinem Buch schrieb, verkehrten wir öfters miteinander fachsimpelend, und ich hatte keine Ahnung davon, dass er an einer solchen Arbeit sass. Er kam nun eines Tages, nachdem er wohl 2–3 Monate meine Vorlesung besucht hatte [...] zu mir in die Königstr. und sagte, ich solle ihm nicht gram sein, wenn er von jetzt an meine Vorlesungen nicht weiter besuche. Denn er höre zu oft neue (ungedruckte) Deutungen von mir, die genau übereinstimmen mit dem, was er sich über die Gegenstände ebenfalls gedacht habe, und da er jetzt an einem Buch über die idg. Vokalverhältnisse schreibe (da hörte ich zum ersten Mal davon!), so wisse er denn nicht, ob er die Sache als *seinen* Fund vortragen dürfe oder nicht.<sup>61</sup>

Der zitierten Brief Brugmanns, den er nach dem Tod Saussures an Streitberg als den Verfasser eines Saussure-Nekrologs richtete, lässt sowohl die Konkurrenz, die zwischen dem studentischen Autor des „Mémoire“, der beim Erscheinen des Buches erst einundzwanzig Jahre alt war, und den akademischen Jungstars der Leipziger linguistischen Szene herrschte, als auch die Irritation deutlich sichtbar werden, die die absolute – und auch von Brugmann durchaus eingeräumte – intellektuelle Eigenständigkeit und Originalität des „Mémoire“ offenbar für die Junggrammatiker darstellte. Auch Saussure umgekehrt war sich in der Phase seiner Arbeit am „Mémoire“ des kompetitiven Verhältnisses insbesondere zu Brugmann durchaus bewusst. Die Intensität der Arbeit in dem von ihm so genannten Leipziger „Zirkel der Leiden [...] zwischen der Hospitalstrasse, dem Café Mercure und der Lesehalle“<sup>62</sup> verdankte sich ohne Zweifel nicht unwesentlich auch, wie man dem Tagebuch des Vaters entnehmen kann, dem Umstand, dass er befürchtet zu haben scheint, daß ihm (vermutlich) Brugmann mit einem ähnlichen Unternehmen zuvorkommen könnte. Am 21. September 1878 notierte Henri in seinem Tagebuch, Ferdinand habe sein zweites Studienjahr in Leipzig damit verbracht, eine originelle Arbeit über die Vokale zu verfassen. Er habe zunächst geplant, nur 60 Seiten zu schreiben, nun aber seien es 300 geworden. Statt Ende Juli in die Sommerfrische Genthods zu kommen, sei er so lange in Leipzig geblieben, weil er einem anderen, der über dasselbe Thema arbeite, habe zuvorkommen wollen. Tatsächlich entstand als Produkt der Leipziger Leidenszeit mit dem „mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes“ mehr als nur eine „originelle Arbeit über die Vokale“. Das Buch darf vielmehr – wie Gmür formuliert – als das zu seiner Zeit wohl revolutionärste Buch auf dem Gebiet der vergleichenden Sprach-

<sup>61</sup> Villani, „Documenti Saussuriani“, 30.

<sup>62</sup> „Lettres“, 463.

wissenschaft angesehen werden<sup>63</sup>, ein Buch, das auch über ein Jahrhundert nach seinem Erscheinen als Ausgangspunkt der modernen Indogermanistik kaum etwas von seiner Bedeutung eingebüßt habe.<sup>64</sup> Neben anderen bedeutende Ergebnissen<sup>65</sup> hatte Saussure im „Mémoire“ vor allem die Altertümlichkeit des europäischen Vokalismus nachgewiesen und damit die von Grimm und Bopp bis Schleicher und Curtius vertretene Ansicht von der Ursprünglichkeit des altindischen Vokalismus, die sog. „a-Spaltungstheorie“, überwunden. Hermann Paul resümiert 1901 den „gänzlichen Umschwung in den Anschauungen über den indogermanischen Vokalismus“ so:

Europäisch a, e, o weist man jetzt der indogermanischen Grundsprache zu; sie sind nicht durch Spaltung aus a entstanden, sondern umgekehrt das indische a durch einen Zusammenfall der drei Laute.<sup>66</sup>

Es ist angesichts der Erschütterung, die Saussures revolutionäres Frühwerk einerseits für die herrschenden theoretischen Anschauungen zum indoeuropäischen Vokalismus, aber auch andererseits für das Wissenschaftsprogramm des junggrammatischen Positivismus insgesamt bedeutete, nicht ganz überraschend, dass das Memoire zwar – wie Streitberg formulierte – den Namen des Verfassers mit einem Schlage berühmt machte<sup>67</sup>, andererseits aber insbesondere bei den deutschen Rezipienten so etwas wie eine Schockstarre auslöste, die einen tieferen Einfluss auf die Sprachwissenschaft lange Jahre hindurch verhinderte: „Dem System als Ganzem stand man [...] befremdet gegenüber“, stellt Streitberg fest.<sup>68</sup> Am schärfsten formulierte Osthoff diese Befremdung: Er halte das Mémoire für eine ‚miss-

<sup>63</sup> Vgl. Remo Gmür, *Das Mémoire von F. de Saussure*, Arbeitspapier 18 (Universität Bern, Institut für Sprachwissenschaft, 1980), hier „Vorwort“.

<sup>64</sup> Vgl. Remo Gmür, *Das Schicksal von F. de Saussures ‚Memoire‘: eine Rezeptionsgeschichte*, Arbeitspapier 21 (Universität Bern, Institut für Sprachwissenschaft, 1986), hier 206.

<sup>65</sup> Zu weiteren Herausforderungen, die das Mémoire für die herrschende junggrammatische Lehre der siebziger Jahre darstellte vgl. etwa Jäger, *Ferdinand de Saussure zur Einführung*, 42ff; zur historischen Bedeutung des Mémoire vgl. etwa Ludwig Jäger, „Zu einer historischen Rekonstruktion der authentischen Sprach-Idee F. de Saussures“ (Düsseldorf, Univ., Diss., 1975), 184ff; Gmür, *Das Mémoire von F. de Saussure*; Thomas M. Scheerer, *Ferdinand de Saussure* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1980), 14–22; Jerzy Kuryłowicz, „Lecture du ‚Mémoire‘ en 1978: un commentaire“, *CFS* 32 (1978): 7–26.

<sup>66</sup> Vgl. Hermann Paul, „Geschichte der Germanischen Philologie“, in *Grundriss der Germanischen Philologie*, I. Band, hrsg. von Hermann Paul (Strassburg: Trübner, 1901), 127.

<sup>67</sup> Vgl. Wilhelm Streitberg, „Ferdinand de Saussure“, *Indogermanisches Jahrbuch* (1914 [1915]): II, 203–13, hier 208.

<sup>68</sup> Vgl. Streitberg, „Ferdinand de Saussure“, 208.

lungene Arbeit, einen radikalen Irrtum‘.<sup>69</sup> Und auch wenn etwa Brugmann das Werk Saussures deutlich positiver und weniger polemisch abwehrend als Osthoff aufnahm – er nannte es in seiner Rezension eines der wichtigsten Bücher auf dem Feld des indoeuropäischen Vokalismus<sup>70</sup> – so lässt sich doch von einer tiefen Irritation der junggrammatischen Schule sprechen<sup>71</sup>, die in ihren größeren fachhistorischen Darstellungen den Beitrag Saussures zum ‚gänzlichen Umschwung in den Anschauungen über den indogermanischen Vokalismus‘ entweder relativierte wie Hermann Paul<sup>72</sup> oder gänzlich ignorierte wie Berthold Delbrück.<sup>73</sup> Streitberg hat in späteren Briefen an Brugmann die junggrammatische Fehleinschätzung der Bedeutung des Mémoire freimütig eingeräumt.<sup>74</sup> In seinem Nachruf auf Saussure nennt er dann das ‚Mémoire‘ ein geniales Werk, ‚Saussures Meisterwerk‘:

[...] noch heute, nach einem Menschenalter, wirken Inhalt und Form mit derselben bezwingenden Macht wie am Tage des Erscheinens – von wieviel sprachwissenschaftlichen Werken, auch solchen höchsten Ranges, kann man das Gleiche sagen?<sup>75</sup>

## 5. Litauischer Akzent und allgemeine sprachtheoretische Reflexion

Nach einem einsemestrigen Aufenthalt Saussures im Wintersemester 1878/79 in Berlin, wechselte er zum Wintersemester 1879/80 für die Durchführung des Promotionsverfahrens noch einmal nach Leipzig. Am 28 Februar 1880 wurde er hier – nachdem der Dissertationsschrift das Prädikat „egregia“ zuerteilt worden war – nach der mündlichen Prüfung, die die „Examinatoren“ Curtius, Windisch und Zarncke mit „summa cum laude“ bewerteten, zum Doktor der Philosophie promoviert. Das Rigorosum fand offensichtlich nur noch aus formalen Gründen statt. Curtius’ hatte es angesichts der Brillanz

<sup>69</sup> Hermann Osthoff, Karl Brugmann, *Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indoeuropäischen Sprachwissenschaft*, Teil 4 (Leipzig: Hirzel, 1881), 215, 331.

<sup>70</sup> Vgl. Karl Brugmann, „Rezension des Mémoire“, *Literarisches Centralblatt für Deutschland* 24 (14.06.1879), 773–4.

<sup>71</sup> Vgl. hierzu Mareike Buss und Ludwig Jäger, „Le saussurisme en Allemagne au xx<sup>e</sup> siècle“, in *Cahiers Ferdinand de Saussure* 56 (2003): 135ff.

<sup>72</sup> Vgl. Paul, „Geschichte der Germanischen Philologie“, 127.

<sup>73</sup> Vgl. Berthold Delbrück, *Einleitung in das Sprachstudium. Ein Beitrag zur Geschichte und Methodik der vergleichenden Sprachforschung* (Leipzig: Breitkopf & Härtel, 1880), der Saussure im Konzert der „neuen Bestrebungen“ völlig unverständlicherweise gar nicht erwähnt; vgl. 54ff, insbesondere 59.

<sup>74</sup> Vgl. Villani, „Documenti Saussuriani“, 5.

<sup>75</sup> Vgl. Streitberg, „Ferdinand de Saussure“, 206.

des Prüflings für „eigentlich überflüssig“ gehalten: Man staune – so Curtius – „über die Begabung, das Wissen und die Arbeitskraft des erst 23jährigen jungen Mannes, der aus reiner Liebe zur Wissenschaft [...] sich schon in so frühen Jahren mit so viel Glück in solche Probleme vertiefte.“ Windisch hob noch einmal das *Mémoire* hervor, in dem Saussure „sein glänzendes wissenschaftliches Talent bewiesen“ habe, während er in seiner Dissertationsschrift „in einem ganz anderen Gebiet von Neuem [gezeigt habe], mit welcher Schärfe er wissenschaftliche Fragen zu fassen und mit welcher Klarheit er sie vorzuführen“ verstehe.<sup>76</sup> Nach seiner Promotion blieb Saussure zunächst bis zum Sommer in Leipzig, um seine Dissertationsschrift für die Drucklegung zu überarbeiten. Hier scheint er sich kurzfristig im Juli entschlossen zu haben, eine kürzere Forschungsreise nach Litauen anzutreten.<sup>77</sup> Dass sich der gerade promovierte junge Indogermanist nach Litauen begab, war zweifellos nicht allzu erstaunlich angesichts der – zumal in der Leipziger Sprachwissenschaft verbreiteten – Aufmerksamkeit für das Litauische als einer indoeuropäischen Sprache mit sehr altem Sprachstand.<sup>78</sup> Und in der Tat sollte das Litauische, das ihn bereits im *Mémoire* beschäftigt hatte<sup>79</sup>, sowohl in seiner späteren Pariser und Genfer Lehre, als auch in seiner Forschung, eine bedeutende Rolle spielen.<sup>80</sup> In seinen 1894 verfassten Notizen zum litauischen Akzent<sup>81</sup> wird paradigmatisch deutlich, daß viele der sprachtheoretischen Überlegungen Saussures ihre eminente zentrifugale Dynamik aus dem forschungspraktischen Zentrum sprachvergleichender Analysen und der Untersuchung konkreter sprachlicher Phänomene – hier des litauischen Akzentes – gewinnen, um von hier aus in freiere theoretische Umlaufbahnen und zu der Frage zu gelangen, wie sich die Natur der linguistischen Erkenntnisgegenstände bestimmen läßt und welches die theoretisch und methodologische angemessene Form ihrer Untersuchung darstellt.

<sup>76</sup> Villani, „Documenti Saussuriani“, 10.

<sup>77</sup> Vgl. Anm. 8.

<sup>78</sup> Algirdas Sabaliauskas, Hrsg., *Noted scholars of the Lithuanian language: biographical sketches* (Chicago, Illinois u. a.: Akad. Skautijos Leidykla u. a., 1973); Georges Redard, „Le voyage de F. de Saussure en Lituanie: suite et fin?“, *Cahiers Ferdinand de Saussure* 30 (1976): 141–50.

<sup>79</sup> Natalja A. Sljusareva, „Deux lettres de Ferdinand de Saussure à Baudouin de Courtenay“, *Cahiers Ferdinand de Saussure* 27 (1971–2): 7–17, hier 8.

<sup>80</sup> Sabaliauskas, *Noted scholars*, 60ff.

<sup>81</sup> Vgl. oben Anm. 9.

In der Tat sind es die komparatistischen Forschungskontexte, die er in Leipzig in exponierter Form vorfand, aus den sich sein allgemeines sprachtheoretisches Denken entfalten sollte. Die Übergangsverhältnisse zwischen der ‚Philologie‘, die der Gruppe seiner Studienfächer noch den Namen gab, der ‚vergleichenden (indogermanistischen) Sprachwissenschaft‘ sowie der ‚allgemeinen Sprachtheorie‘, die für das intellektuelle Klima der Leipziger Sprachwissenschaft(en) in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts charakteristisch waren, stellten, auch wenn Saussure rasch über deren theoretischen Horizont hinauswachsen sollte, den zugleich spannungsreichen und fruchtbaren Hintergrund für die Entfaltung seines Denkens dar.

# Von der NS-Romanistik zur Romanistik im NS

## Implikationen einer Verschiebung

Peter Jehle (Potsdam)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Frank-Rutger Hausmanns Forschungen zur Geschichte der Romanistik im NS geben Anlass, um grundsätzlich über das Verhältnis von Wissenschaft und Politik nachzudenken. NS-Romanistik und Romanistik im NS, nach 1945 als ‚Ideologie‘ und ‚Wissenschaft‘ gerne einander entgegengesetzt, erweisen sich als vielfach ineinander verschlungen. Hausmanns Forschungen halten dazu an, in Kräfteverhältnissen und nicht in festen Substanzen zu denken.

**SCHLAGWÖRTER:** Hausmann, Frank-Rutger; Romanistik; Nationalsozialismus

### I.

„Was haben Sie denn am Morgen nach der Kristallnacht gemacht?“, wurde Hugo Friedrich im Winter 1965 von einem Studenten gefragt. „Oberseminar ..., natürlich“, war die Antwort. Der Student, der die Frage gestellt hatte, war Frank-Rutger Hausmann.<sup>1</sup> Die vielsagende Antwort, die vieles ungesagt ließ, hatte Folgen. Hausmann befragte künftig lieber die in Archiven aufbewahrten Briefnachlässe und andere Dokumente, um Licht ins Dunkel zu bringen. Die Aufklärung der romanistischen Verhältnisse im NS verdankt seinen Forschungen Entscheidendes. Von vornherein hatte er nicht nur NS-Romanistik, sondern Romanistik im NS, also ein in widersprüchlicher Kooperation ineinandergreifendes Instanzengefüge im Blick.

Der Epocheneinschnitt von 1989 hat der wissenschaftsgeschichtlichen Forschung Auftrieb gegeben. Allerdings hangelte sie sich wesentlich am Leben einzelner großer Männer entlang. Viele fanden das richtig. Ulrich Raulff z. B. sieht in der Sozial- und Strukturgeschichte einen „Fluch“<sup>2</sup>, der die Entfaltung der Biographik jahrzehntelang verhindert habe. Von diesem

<sup>1</sup> Frank-Rutger Hausmann, „Aus dem Reich der seelischen Hungersnot“: Briefe und Dokumente zur Fachgeschichte der Romanistik im Dritten Reich (Würzburg: Königshausen & Neumann, 1993), V.

<sup>2</sup> Ulrich Raulff, *Der unsichtbare Augenblick: Zeitkonzepte in der Geschichte* (Göttingen: Wallstein, 1999), 122.

Standpunkt erscheint die Geschichte als Raum der Entfaltung einzelner; ihre ‚Ideen‘ sind ein an sie gebundener Besitz. Hausmanns synthetisches Buch zur deutschen Romanistik im NS<sup>3</sup> hat mit dieser Fixierung aufs Werk großer Männer nichts im Sinn. Statt wie gewöhnlich Romanistik auf Hochschulromanistik zu reduzieren, untersucht er ein vielgliedriges Aktivitätsdispositiv, das aufnahmefähig ist für den nazistischen Umbau der Gesellschaft und mit diesem Umbau interagiert. So kommen der Fremdsprachenunterricht an den Schulen ebenso in den Blick wie das „Dozentenlager“ oder die „Reichsberufswettkämpfe“ – neue Formen, in denen die nazistische „Volksgemeinschaft“ sich ins akademische Feld einschreibt. Ein Großteil der philologischen Intelligenz findet sich seit Kriegsbeginn in Dolmetscher-Lehrkompanien wieder, in denen die für militärische Informationsbeschaffung unverzichtbare linguistische Kompetenz kultiviert wird. So bildeten sich „Netzwerke“, die das Jahr 1945 nicht selten überdauerten. Die kulturelle Eroberung, die der militärischen folgen sollte, steigerte die Nachfrage nach romanistischem Wissen. Man erfährt Zusammenhängendes über die Errichtung „Deutscher Wissenschaftlicher Institute“, deren letztes von insgesamt 16 noch 1944 in Tirana eröffnet wurde. Die Direktoren waren in mehreren Fällen Romanisten. Der kulturelle Eifer war ungebrochen, als die deutschen Armeen längst auf dem Rückzug waren.

## II.

Seine Ergebnisse fasst Hausmann in dem Satz zusammen: „Die romanistische Zustimmung zum NS-Staat war ... größer, als bisher angenommen, die ‚Kontamination‘ ihres wissenschaftlichen Kerns reichte tiefer, als bisher vermutet wurde.“<sup>4</sup> Das richtet sich gegen die beschönigenden Urteile, die nach 1945 üblich waren. Sie folgten einem einfachen binären Muster: Einerseits das große Gebiet einer wissenschaftlich ‚intakt‘ gebliebenen Romanistik im NS, andererseits eine schon dem Umfang nach unerhebliche, nazistisch ‚entgleiste‘ NS-Romanistik, von der man sich bequem distanzieren konnte. Hausmanns Forschungsdispositiv – und darin liegt sein größtes Verdienst – kommt dieser Zweiteilung in die Quere. Was man nach 1945 gerne auseinander dividierte, interagiert in Wirklichkeit auf eine vielfach ineinander verschlungene Weise.

<sup>3</sup> Frank-Rutger Hausmann, „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“: *deutsche Romanistik im „Dritten Reich“*, *Analecta Romanica* 61 (Frankfurt am Main: Klostermann, 2000).

<sup>4</sup> Hausmann, „Strudel der Ereignisse“, XX.

Dennoch ist der Satz nicht unproblematisch. Die der Medizin entlehnte Metapher der „Kontamination“ – die Hausmann, den metaphorischen Charakter unterstreichend, mit der Zange einfacher Anführungszeichen anfasst – kann das hier zur Diskussion stehende Verhältnis von Politik und Wissenschaft nur als ein äußerliches Verhältnis einander wesensfremd gegenüberstehender Entitäten fassen. Hausmann beobachtet „Zugeständnisse an die NS-Ideologie“; „Anpassungen an den Zeitgeist“, die sich zu „Anbiederungen“ oder „ideologischen Entgleisungen“ steigern und in „Verstrickungen“ enden konnten. Das Woran der Anpassung taucht immer als ein schon Fertiges auf: Es ist die „Ideologie“, die auf der Seite des NS verortet wird. In einer Formulierung wie „Anerkannte Gelehrte ließen sich vor den Karren einer Kulturpolitik spannen“<sup>5</sup> ist die von den Gelehrten repräsentierte Wissenschaft der Kulturpolitik entgegengesetzt, deren Karren offenbar ohne ihr Zutun fix und fertig existiert. Hat die Wissenschaft an dessen Bau keinen Anteil? Ist sie unbeteiligt am Bau der Straßen, auf denen der Karren in Fahrt kommt? Die „NS-Ideologie“ ist keine monolithische Substanz, die sich mit einer Strategie der Seuchenbekämpfung isolieren ließe. Selbst ihr vermeintlicher Kern, der Rassismus, ist durch zwei Pole gekennzeichnet<sup>6</sup>: Einerseits ein mechanisch-materialistischer mit dem Phantasma der Erbmasse, die kausale Ableitungen erlaubt, wie sie für den somatischen Züchterstandpunkt funktional sind; andererseits ein auf Leistung und Unterstellung orientierender Gegenpol mit einem den Objektivismus der Kausalitäten durchbrechenden Subjekt, das durch sein Handeln immer aufs neue beweisen muss, dass ihm ‚Rasse‘ zukommt.

Die Wissenschaft ist durch keine chinesischen Mauern von „der Politik“ getrennt. Was „Wissenschaft“ jeweils „ist“, steht nicht ohne weiteres fest. Hausmann fragt z. B., wie die von Chamberlain verbreiteten unwissenschaftlichen Klischees von der germanischen Physiognomie Dantes „eine so durchschlagende Nachwirkung auf seriöse Gelehrte“ haben konnten? Chamberlain habe doch nur ein „Volksbuch“ geschrieben, „und seit wann hätten Wissenschaftler ihre Wissenschaft aus derart populären Quellen bezogen“?<sup>7</sup> In anderen Worten: Wie kommt es, dass Unsinn sich als Wissenschaft akkreditieren kann? Das „seriöse“ Wissen koexistiert offenbar mit

<sup>5</sup> Hausmann, „Strudel der Ereignisse“, 431.

<sup>6</sup> Vgl. Wolfgang Fritz Haug, *Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts: Die Ideologie der gesunden Normalität und die Ausrottungspolitiken im deutschen Faschismus* (Berlin: Argument, 1986), 62–6.

<sup>7</sup> Hausmann, „Strudel der Ereignisse“, 523–4.

dem „populären“, dem gang und gäbe Gedachten. In den Sonntagsdiskursen mag „die Wissenschaft“ „der Ideologie“ entgegengesetzt sein. Anders in der widersprüchlich zusammengesetzten Wirklichkeit, die zu der Frage auffordert, was sich jeweils in einer bestimmten Konstellation als „Wissenschaft“ durchsetzen kann und welchem Wissen es gelingt, das Prestige des Wissenschaftlichen für sich zu mobilisieren. Man muss in Kräfteverhältnissen denken, nicht in festen Substanzen.

### III.

Das Phänomen friedlicher Koexistenz von Widersprüchen ist vielfach beobachtet worden. Leo Spitzer z. B. bemerkte, dass schon lange vor 1933 ein strenger philologischer Forschergeist mit einem „Alltags-Nationalismus“ koexistierte. Und er spricht von einem „doppelten Messen“, mit dem die Zugehörigkeit zu einer „weltbürgerlich“ gesinnten Elite mit dem Ressentiment gegen die „nicht-deutschen Völker der Donau-Monarchie“ in Einklang gebracht war.<sup>8</sup> Der aus Wien stammende Spitzer wusste, wovon er sprach. Karl Löwith bemerkte: „Sowohl die Zustimmung zum Nationalsozialismus im Ganzen wie die Ablehnung gerade in dem, was einen beruflich angehen musste, begegnete mir immer wieder.“<sup>9</sup> Dieses „doppelte Messen“ basiert nicht primär auf einem schlechten Charakter, sondern auf einer die wissenschaftliche Arbeit selbst bestimmenden Struktur. Werner Krauss bemerkt in einem kurz nach seiner Befreiung entstandenen Bericht, dass eine „grundsätzliche Ablehnung“ der „politischen Ansprüche der Nazis ... stets nur auf dem jeweiligen fachlichen Sondergebiet (erfolgte) und nicht dadurch, dass man das politische System selbst als eine untragbare Grundlage für alles geistige Leben brandmarkte“.<sup>10</sup> Und er vergleicht seine Aktivitäten und die der ihm nahestehenden Studierenden und Kollegen mit dem Unterfangen einer „Sekte, die ihren Ritus im Schutz der Exterritorialität unseres Faches begehen konnte“<sup>11</sup>. Das Fach selbst kommt damit als autonomes und zugleich umfassend ‚von außen‘ definiertes ins Bild. Definiert im präzisen Sinne von umgrenzt, doch ist der Grenzverlauf immer umkämpft. Es gibt keine Instanz, die die Grenzen ein für allemal festlegen würde. Das

<sup>8</sup> Leo Spitzer, „Das Eigene und das Fremde: über Philologie und Nationalismus“, *Die Wandlung* 1, Nr. 7 (1946): 576–94, hier 590.

<sup>9</sup> Karl Löwith, *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933* (Stuttgart: Metzler, 1986), 53.

<sup>10</sup> Werner Krauss, „Marburg unter dem Naziregime“, *Sinn und Form* 35, Nr. 5 (1983): 941–5, hier 943.

<sup>11</sup> Krauss, „Marburg“, 944.

Fach konstituiert, bei aller politischen ‚Gleichschaltung‘, einen geschützten Raum relativer Autonomie, der selbständig, unter Berücksichtigung der hier geltenden Verkehrsformen und Arbeitsweisen, zu gestalten ist.

### IV.

Als Leonardo Olschki in den 1920er Jahren Zugang zum „gut funktionierenden Netzwerk“ Karl Vosslers gefunden hatte, hielt er dennoch Abstand, wie Anke Dörner gezeigt hat.<sup>12</sup> Vosslers Methode, noch in morpho-syntaktischen Erscheinungen den Ausdruck einer inneren Substanz aufzuspüren (im französischen Teilungsartikel etwa den Ausdruck eines kaufmännischen Geistes), schien ihm nationalistisch instrumentalisierbar. Olschki bemerkte die Gefährlichkeit der idealistischen Richtung, die der Sprachforschung zwar den Reichtum historischer, politischer und ästhetischer Bezüge erschließt, ihr Geschäft aber auch, zumal im und nach dem Ersten Weltkrieg, auf eine Hermeneutik des ‚Erbfeinds‘ verkürzt, der in die verborgensten Winkel der Sprache hinein verfolgt wird. Zwar liegt hier der Zusammenhang von Wissenschaft und Politik auf der Hand, doch gerade die Faschisierung der Wissenschaftsverhältnisse nach 1933 wird gerne als das Resultat eines ‚Einbruchs‘ von außen präsentiert. Im November 1936 notiert Victor Klemperer in seinem Tagebuch: „ein wenig bin ich ja selber durch meine Kulturkunde auf die schiefe Ebene geraten“<sup>13</sup>.

Die Wirksamkeit der Grenzziehung, die darüber entscheidet, was zum Fach legitimerweise gehört, zeigt sich an folgendem Beispiel: Nur ein „Journalist“ oder „Schriftsteller“ zu sein, ist in Deutschland ein Urteil, das auf Ausschluss aus der wissenschaftlichen Gemeinde zielt. Es traf Ernst Robert Curtius, als er 1919 *Die literarischen Wegbereiter des modernen Frankreich* veröffentlicht hatte, ebenso wie Ernst Bloch, als er 1948 auf einen philosophischen Lehrstuhl in Leipzig berufen werden sollte. Während für den Pädagogen Menzel feststand, dass Bloch ein „Schriftsteller“ und kein „Philosoph“ sei, meinte Erich Auerbach, der auf Bitten von Werner Krauss ein Gutachten geschrieben hatte, Bloch beherrsche die Geschichte der Philosophie „meisterhaft“<sup>14</sup>. Während „Philosoph sein“ bei beiden Parteien als unbestreitbarer

<sup>12</sup> Anke Dörner, *La vita spezzata. Leonardo Olschki: ein jüdischer Romanist zwischen Integration und Emigration*, *Romanica et Comparatistica* 38 (Tübingen: Stauffenburg, 2005), 27.

<sup>13</sup> Victor Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten: Tagebücher 1933–1941*, hrsg. von Walter Nowojski unter Mitarbeit von Hadwig Klemperer (Berlin: Aufbau, 1995), 323.

<sup>14</sup> „*Hoffnung kann enttäuscht werden*“: *Ernst Bloch in Leipzig*, dokumentiert u. kommentiert v. Volker Caysa u. a. (Frankfurt am Main: Anton Hain, 1992), 57.

Wert gilt, klaffen die konkreten, irdischen Bedeutungen auseinander. Man stößt auf eine Art doppelter Artikulation von „Wissenschaft“. Sie fungiert einerseits als der ideologische Wert, den die antagonistischen Positionen für sich reklamieren, zugleich aber ist sie auch der Apparat, der die Auslegung dieses Wertes, d.h. die jeweilige Applikation auf die konkrete Situation, in der es gilt, „wissenschaftlich“ zu arbeiten, organisiert.

## V.

Was hat also Hugo Friedrich am Morgen nach der Kristallnacht gemacht, als er „Oberseminar“ machte? Er antwortet, indem er sich als Bewohner eines Ortes präsentiert, auf dessen Schutzfunktion er baut. Es ist das Allerheiligste der Wissenschaft. Nicht Proseminar, in dem sich die Anfänger tummeln, von denen noch nicht heraus ist, ob sie sich die höheren Weihen verdienen werden. Nein, Oberseminar, der Punkt maximaler Entfernung von der bösen Wirklichkeit, der sich im Schutzraum des Faches bietet. So sehr muss ihn die Frage beunruhigt haben, dass er allein an diesem Punkt Beruhigung erhoffte.

## Die Anregungen der deutschen Geistesgeschichte für die *École de Genève* im Kontext der romanistischen Fachgeschichte

Joseph Jurt (Basel/Freiburg)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Die Literaturwissenschaft an den französischen Universitäten wurde lange durch das Paradigma eines ‚lansonisme positiviste‘ bestimmt, der im literarischen Werk vor allem ein Bündel von ‚Einflüssen‘ sah. Dieser Ansatz, der sich wegen den zentralistischen Strukturen des Bildungssystems so lange hielt, konnte nur von aussen aufgebrochen werden, etwa durch die außer-universitäre Literaturkritik von J. Rivière und Charles Du Bos, aber auch durch die französisch-schweizerischen Literaturwissenschaftler, die man später als ‚École de Genève‘ identifizierte. Die Pioniere dieses Ansatzes waren Marcel Raymond und Albert Béguin. Beide waren in Deutschland als Lektoren tätig gewesen. Hier kamen beide mit den geistesgeschichtlichen Methoden der Literaturbetrachtung in Kontakt, vertreten durch Namen wie Dilthey, Cassirer, Curtius und Gundolf, die den Positivismus überwunden hatten, ohne dabei einem wissenschaftlichen Impressionismus zu verfallen, und die für philosophische Fragestellungen durchaus offen waren. Ausgehend von diesem Ansatz betrachteten die beiden literarische und künstlerische Werke als Ausdruck des ‚Geistes‘ und somit als ein Ganzes. Beide kamen in Deutschland auch in Kontakt mit der deutschen Romantik, deren Pendant sie weniger in der Gruppe um Victor Hugo als bei Nerval, Baudelaire und Rimbaud sahen. Poesie, Traum und Mythos werden als alternative Erkenntniswege betrachtet. Dem Unbewussten wird eine zentrale Rolle zugeschrieben, nicht als einem Abstellraum von verdrängtem biographischem Material, sondern als Ort, der jenseits der ontologischen und sozio-ökonomischen Entfremdung, Spuren einer verlorenen Einheit enthalte, die durch die Poesie aktiviert werde. Analoge Ansätze wurden von der zweiten Generation der ‚École de Genève‘ vertreten (Jean Rousset, Jean Starobinski, Georges Poulet). Man sah auch eine Affinität zu Ernst Robert Curtius, der von einer soliden philologischen Arbeit ausging, diese aber im Hinblick auf eine Synthese transzendierte.

**SCHLAGWÖRTER:** École de Genève; Fachgeschichte; Romanistik; deutsche Geistesgeschichte

Die wissenschaftliche Betrachtungsweise der Sprache und der Literatur entstand in Deutschland. Auf der Basis der Lautlehre hatte Friedrich Diez belegt, dass alle romanische Sprachen *direkt* auf das Vulgärlateinische zurückgehen. Diese Erkenntnis war der Pionierrolle der historischen Sprachwis-

senschaft Jakob Grimms in seiner *Deutschen Grammatik* von 1819 geschuldet, der die Lautlehre zur Basis der Grammatik gemacht hatte.

Diez bestätigte dies in einem Brief an Gaston Paris:

Ce qui m'a poussé à entreprendre mes travaux philologiques et ce qui m'a guidé dans leur exécution, c'est uniquement l'exemple de Jacob Grimm. Appliquer aux langues romanes sa grammaire et sa méthode, tel fut le but que je me proposais.<sup>1</sup>

Die Philologie definierte sich so in Deutschland durch ihre Wissenschaftlichkeit, die den historischen Relativismus implizierte und sich als wesentliche Aufgabe die Textkritik vornahm. Nicht bloß die Sprach-, sondern auch die Literaturbetrachtung definierte sich über ihre Wissenschaftlichkeit; in Deutschland entstand so bezeichnenderweise 1842 auch der Begriff ‚Literaturwissenschaft‘ in Opposition zu dem der ‚Literaturkritik‘.

Eine historisch-vergleichende Sprach- und Literaturbetrachtung etablierte sich in Frankreich erst eine Generation später. Erst im Kontext der Krise nach dem Krieg von 1870/71 entstand hier die Disziplin der Romanischen Philologie mit den Gründervätern Gaston Paris und Paul Meyer. Ihre 1872 gegründete wissenschaftliche Zeitschrift mit dem Titel *Romania* entstand nach dem Modell des deutschen Pendant *Germania*. Das Gravitationszentrum der neuen Disziplin bildete entsprechend der primären Aufgabe der Philologie die Textedition, hier die Edition der französischen Texte des Mittelalters. In diesem Kontext artikulierte sich eine Art Wettbewerb mit der deutschen Romanistik. So schrieb Charles Aubertin 1874 im Vorwort zu seiner *Histoire de la langue et de la littérature française du Moyen Age*:

Ne serait-il pas étrange d'ailleurs que l'histoire de nos origines littéraires, enseignée dans les universités de la patiente Allemagne, demeurât exclue de nos lycées et que la France fût le pays d'Europe le plus indifférent à l'ancienne littérature française?<sup>2</sup>

Im Bereich der Literaturbetrachtung wurde später vor allem Lanson und der *Nouvelle Sorbonne* ein szientistisch-positivistischer Ansatz zugesprochen. Um die Jahrhundertwende manifestierte sich jedoch im Kreis der *critique lit-*

<sup>1</sup> Zitiert in Hans-Martin Gauger, Wulf Österreicher und Rudolf Windisch, *Einführung in die romanische Sprachwissenschaft* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1981), 18; zum einjährigen Aufenthalt des jungen Gaston Paris an der Universität Bonn im Studienjahr 1856/57 siehe Ursula Bähler, *Gaston Paris et la Philologie romane* (Genf: Droz, 2004), 38–48.

<sup>2</sup> Zitiert in Michael Einfalt, „Die Romanistik und Frankreich: eine Polemik über den schwierigen Umgang mit der historischen Bürde“, *Grenzgänge: Beiträge zu einer modernen Romanistik* 6 (1999): 12.

*téraire* um Brunetière<sup>3</sup>, Faguet und Lemaître eine heftige Opposition gegen den wissenschaftlichen Ansatz der Literaturbetrachtung. Die Ablehnung dieser Betrachtungsweise äußerte sich vor allem bei Henri Massis und Alfred de Tarde, die 1911 unter dem Pseudonym Agathon das Pamphlet *L'Esprit de la Nouvelle Sorbonne* veröffentlichten. Die beiden Autoren sahen im Ansatz der Philologie einen Angriff auf die klassische französische Kultur, eine subtile Form der deutschen Subversion:

Ah! Le puissant moyen d'expansion intellectuelle qu'une victoire! Nul ne songeait à mettre en doute que le sort des armes leur avait été favorable, c'étaient les procédés de culture, l'enseignement, le génie même des Allemands qui avaient eu raison des nôtres: Et la philologie germanique fut considérée comme un agent de force nationale.<sup>4</sup>

Die beiden Autoren verstanden unter dem Begriff der Philologie allein die Quellenforschung und die Erstellung von Text-Filiationen, die nun übergreifende Ideen und die Kategorie des literarischen Geschmacks ausschlossen. Die literarische Intuition weiche jetzt einer Ansammlung von Karteikarten, der *esprit de géométrie* habe den *esprit de finesse* besiegt.

In dieser Ablehnung der Methoden der deutschen Philologie schloss man auch Durkheim ein, der als eigentliche Verkörperung des Geistes der *Nouvelle Sorbonne* betrachtet wurde: „Cette sociologie présente un premier et décisif caractère: l'horreur de tout ce qui est individuel, de tout ce qui a son origine et sa fin dans l'individu, et le mépris raisonné de toute psychologie.“<sup>5</sup> In ähnlicher Weise hatte man Lanson vorgeworfen, die Rolle des schöpferischen Individuums zu verkennen; so werde beispielsweise Corneilles *Cid* auf ‚Einflüsse‘ unbekannter Zeitgenossen zurückgeführt. Durkheim hatte in der Tat die Literatur einer metaphysischen, vor-wissenschaftlichen Epoche zugeordnet und er betrachtete die Kategorie des Individuums als ein Hindernis für eine rationalistische Erkenntnisweise. Die Sozialwissenschaften beanspruchten mit Durkheim einen ähnlichen universalistischen Anspruch wie die Philologie in Deutschland; dies war dort zumindest der Anspruch der

<sup>3</sup> Siehe dazu auch Ursula Bähler, „Universalisme universel ou universalisme particulariste? Penser la littérature nationale en France (1870–1918)“, in *Des littératures combattives: l'Internationale des nationalismes littéraires*, hrsg. von Pascale Casanova (Paris: Editions Raison d'agir, 2011), 149–70. Die Autorin sieht den „universalisme particulariste“ von Brunetière zu Recht im Gegensatz zum „universalisme universel“ von Gaston Paris.

<sup>4</sup> Agathon [Henri Massis/Alfred de Tarde], *L'Esprit de la Nouvelle Sorbonne* (Paris: Mercure de France, 1911), 152.

<sup>5</sup> Agathon, *L'Esprit de la Nouvelle Sorbonne*, 154.



Altphilologie, die das Gesamt der kulturellen Phänomene einer Epoche zu erfassen suchte.<sup>6</sup> Michael Werner unterstrich als gemeinsamen Zug der beiden Disziplinen

qu'[elles] constituaient, chacun[e] à sa manière, des révoltes contre la prédominance culturelle du fait littéraire en France. De ce point de vue, la «science sociale» à la française était alliée à la philologie «allemande». Toutes deux s'opposaient en tant que «sciences» à la culture des belles-lettres et du goût, à la tradition rhétorique, au «subjectivisme» littéraire. Mais en même temps, elles se distinguent de manière fondamentale : la philologie pousse à l'extrême l'historisation de son objet, la relativisation des normes, alors que la science sociale française reste foncièrement nomothétique, génératrice des normes, science "de l'homme" [...].<sup>7</sup>

Wenn Lanson auf Einladung von Durkheim 1904 an der École des Hautes Études en sciences sociales seinen berühmten Vortrag zum Thema „l'histoire littéraire et la sociologie“ hielt, so konnte man deswegen keineswegs dessen Konzept der Literaturgeschichte auf den sozialwissenschaftlichen Ansatz von Durkheim zurückführen. Es bestand ein grundsätzlicher Gegensatz zwischen Durkheims Verständnis des Individuums und der Ideologie des Schöpferischen, die für Lansons Literaturgeschichte zentral war. Lanson war, wie Rémy Ponton unterstrich, gar nicht so weit vom Ansatz der *critique littéraire* entfernt.<sup>8</sup> Er widersetzte sich nicht dem subjektiven Eindruck und der Reaktion der persönlichen Sensibilität. Aber dieser Eindruck sollte durch die Suche nach objektiven Faktoren kontrolliert werden: „Toute notre méthode [...] est constituée pour séparer l'impression subjective de la connaissance objective, pour la limiter, la contrôler et l'interpréter au profit de la connaissance objective.“<sup>9</sup> Wenn Lanson in seinem Vortrag von 1904 Literatur noch als „fait social total“ definiert hatte, ausgehend von der Vorstellung, dass ein literarisches Werk sich in ein Netzwerk präexistierender Quellen einfügt und gleichzeitig ein Bild des Publikums im-

<sup>6</sup> Siehe dazu Burkhardt Steinwachs, „Les perspectives d'une „science de la philologie“, in *Philologiques I*, hrsg. von Michel Espagne und Michael Werner (Paris: Editions de la Maison des Sciences de l'Homme, 1990), 269–75.

<sup>7</sup> Michael Werner, „A propos de l'évolution historique des philologies modernes: l'exemple de la philologie romane en Allemagne et en France“, in Espagne und Werner, Hrsg., *Philologiques I*, 269–75.

<sup>8</sup> Rémy Ponton, „Durkheim et Lanson“, in Espagne und Werner, Hrsg., *Philologiques I*, 253–86.

<sup>9</sup> Gustave Lanson, „La méthode de l'histoire littéraire (1910)“, in *Essais de méthode*, hrsg. von Gustave Lanson (Paris: Hachette, 1965), 53.

pliziert, an das sich das Werk richtet, so betonte er 1910 in seinem Aufsatz über die Methode der Literaturgeschichte viel stärker die Partikularität eines jeden Werkes und die Bedeutung des subjektiven Faktors bei der Wertung<sup>10</sup>: „L'impressionnisme est la seule méthode qui donne la sensation de l'énergie et de la beauté des oeuvres.“<sup>11</sup> Die historische Methode – die Analyse des literarischen und sozialen Kontextes der Werke, die Quellenforschung, die Textkritik, die Suche nach den Einflüssen – sollten das rein subjektive Element der Literaturerfahrung reduzieren. Wenn Lanson noch einen methodologischen Eklektizismus pflegte, so reduzierten seine Epigonen die Literaturwissenschaft auf die reine Quellenforschung, was zu einer Erstarrung der universitären Literaturforschung führte, die man unter dem Begriff „Lansonisme positiviste“ brandmarkte. So war es auch bezeichnend, dass man innerhalb der französischen Universität wenig offen gegenüber Ansätzen war, die von außen kamen, wie dem russischen Formalismus, der deutschen Stilkritik<sup>12</sup>, des amerikanischen *New Criticism*. So stellte Leo Spitzer später fest, dass Frankreich vor 1960 kaum eine eigentliche Literaturtheorie kannte.<sup>13</sup> Die Anregungen für eine Erneuerung der Literaturbetrachtung in Frankreich artikulierten sich nicht innerhalb des universitären Systems. Sie kamen von außen. In Deutschland ging die Erneuerung von der universitären Romanistik aus. Das lag wohl vor allem an dem unterschiedlichen Verhältnis von Literaturkritik und Philologie in den beiden Ländern. In Deutschland nahm die Philologie, die sich als Wissenschaft definierte, die dominante Position ein. Als globale Wissenschaft der Kultur integrierte sie auch die Literaturkritik, die ihre Autonomie verlor. Die universitäre Literaturbetrachtung setzte sich völlig von der journalistischen Literaturkritik ab, die kaum mehr als eine Fortsetzung des Salongesprächs betrachtet wurde.<sup>14</sup> In Frankreich war die Literaturkritik nicht bereit, ihre

<sup>10</sup> Siehe dazu Paul Dirckx, *Sociologie de la littérature* (Paris: Armand Colin, 2000), 61.

<sup>11</sup> Lanson, „La méthode de l'histoire littéraire (1910)“, 39–40.

<sup>12</sup> Siehe dazu Jean Starobinski, „Leo Spitzer et la lecture stylistique“, in Leo Spitzer, *Études de style* (Paris: Gallimard, 1970), 7–39; Frank-Rutger Hausmann, „Ernst Robert Curtius et Leo Spitzer: deux romanistes face à la prise de pouvoir par les nationaux-socialistes“, in *Entre Locarno et Vichy: les relations culturelles franco-allemandes dans les années 1930*, t. I., hrsg. von Hans Manfred Bock u. a. (Paris: CNRS Editions, 1993), 343–62.

<sup>13</sup> Nach Antoine Compagnon, *Le démon de la littérature: littérature et sens commun* (Paris: Seuil, 2001), 7.

<sup>14</sup> Wir folgen hier Michael Werner, „La place relative du champ littéraire dans la culture nationale: quelques remarques à propos de l'exemple franco-allemand“, in *Philologiques III*, hrsg. von Michel Espagne und Michael Werner (Paris: Editions de la Maison des Sciences de

Prärogative und ihren Bildungsanspruch gegenüber den Zielen der Philologen aufzugeben. Sie behauptete ihre Vorrangstellung vor allem für die moderne Epoche und akzentuierte so noch die Trennlinie zwischen mittelalterlicher und nachmittelalterlicher Literatur. In Deutschland stärkte der professionelle wissenschaftliche Status des Literaturprofessors dessen Autorität. In Frankreich fußte die Autorität des Literaturkritikers auf seiner sozialen Funktion, auf seiner Zugehörigkeit zu einer gebildeten Elite, die sich durch Allgemeinbildung und nicht durch Spezialwissen definierte.<sup>15</sup>

In Deutschland musste sich eines Tages die primäre Aufgabe der Philologie, die rein materielle Texterschließung, erschöpfen und mit dem Verschwinden der weißen Flecken schwand die einzige normative Funktion, die historische Rekonstruktion der Texte. Gerade darum war es notwendig, im Gefolge von Dilthey aus der Reaktivierung der hermeneutischen Tradition eine neue Legitimation zu gewinnen.<sup>16</sup> Die sich neu entwickelnde Geistesgeschichte stellte einen Bruch mit der alten Tradition der Philologie dar, die sich allerdings auf der institutionellen Ebene keineswegs manifestierte. Die Fächer wurden nach wie vor als Philologien bezeichnet und auch an der Idee der Einheit von Sprach- und Literaturwissenschaft wurde festgehalten. Die Geistesgeschichte trug keineswegs flächendeckend den Sieg davon. 1904 hatte Vossler mit seinem Werk *Positivismus und Idealismus* ein eigentliches Manifest zu Gunsten einer idealistischen Schule verfasst, die sich gegen eine mechanistische positivistische Methode wandte, die ihren Ansatz von den Naturwissenschaften borgte. Ausgehend von Croce betrachtete er die sprachliche Aktivität als einen schöpferischen Prozess. Aufgabe der Wissenschaft war es nach ihm, jenseits der beobachteten Fakten auf die eigentliche Quelle der sprachlich-künstlerischen Prozesse zurückzugehen. Aber erst in den 1920er Jahren stieß das Paradigma der Geistesgeschichte auf eine starke Resonanz.<sup>17</sup> Offensichtlich wurde dies 1920 anlässlich der Auseinandersetzung zwischen positivistischer und idealistisch-phänomenologischer

(l'Homme), 1994, 15–30.

<sup>15</sup> Espagne und Werner, Hrsg., *Philologiques III*, 26–30.

<sup>16</sup> Werner, „A propos de l'évolution historique des philologies modernes“, 178.

<sup>17</sup> In den Augen von Werner Krauss war die Geistesgeschichte eine legitime Antwort auf das, was er „positivistische Entfremdung“ nannte, die das spezifisch Humane verkannt habe: „Die starre und häufig mechanistische, von den Naturwissenschaften erborgte Methode entrückte [...] den aufgeschütteten Stoff aus seinem Zusammenhang mit der wirklichen Menschengeschichte. Damit war die geistesgeschichtliche Revolution ermächtigt, den Menschen in jene verlorene Mitte zurückzustoßen.“ Werner Krauss, „Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag“, in *Sinn und Form*, II, 1950, 85.

Wissenschaftsauffassung auf dem Neuphilologentag in Halle, eine Debatte, die Frank-Rutger Hausmann auf der Basis des Briefwechsels von Victor Klemperer mit Karl Vossler erhellen konnte.<sup>18</sup> Klemperer verglich die Auseinandersetzung mit der *Querelle des anciens et des modernes*. Wortführer der *anciens* war Schulz-Gora, der den „gegenwärtigen Zustand romanistischer Verderbnis“ anprangerte und die Beschäftigung von Vossler, Curtius und einigen weiteren Romanisten mit der neueren Literatur als unwissenschaftlich brandmarkte.<sup>19</sup> Klemperer griff entschieden für die *modernes* Partei. Er warf der in seinen Augen rückwärtsgewandten Philologie, wie Frank-Rutger Hausmann ausführt, drei Aspekte vor: „fehlende Berührung mit der Philosophie, mangelnde Beschäftigung mit der Gegenwart, Tabuisierung von Synthesen“.<sup>20</sup> In seinem Bericht über die Tagung versuchte Klemperer indes auch die Verdienste der Philologen als Vorgänger zu würdigen: „Es will mir scheinen, als wenn Vossler aufs Schönste fortführt, was die Tobler und Gröber begonnen haben.“<sup>21</sup> Nach Frank-Rutger Hausmann betonte Klemperer eher aus diplomatischen Gründen als aus Überzeugung die Verdienste der älteren Generation. Eine ähnliche Ambivalenz äußerte sich im Konzept der Zeitschrift, die Klemperer 1925, zusammen mit Eugen Lerch, dem anderen Vossler-Schüler, zur Absicherung der idealistischen Neuphilologie herausgab. Wenn die beiden vom Titel ‚Idealistische Neuphilologie‘ Abstand nahmen und sich für den Titel *Jahrbuch der Philologie* entschieden, dann auch um den Begriff in einem humanistischen Sinn neu zu interpretieren gegen die landläufige Bedeutung („Der Begriff ‚Philologie‘ ist heute doppelt anrüchig: zum einen riecht er nach Schulmeisterei, zum andern nach jener positivistischen Sprach- und Literaturwissenschaft, die uns zwar als unentbehrliche Grundlage gilt, keineswegs aber als Ziel.“<sup>22</sup>) In seinem Bericht zum Neuphilologentag hob Klemperer namentlich seinen Lehrer Karl Vossler heraus, denn dieser habe mit seinem Buch *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung* „die romanische Philologie aus einem vorbereitenden Handwerk

<sup>18</sup> Frank-Rutger Hausmann, „Wir wollen keine Positivisten sein: Victor Klemperers Briefwechsel mit Karl Vossler“, *lendemains* 82–83 (1996): 54–85.

<sup>19</sup> Siehe dazu auch Michael Einfalt, „Die Romanistik und Frankreich“, 162–4.

<sup>20</sup> Frank-Rutger Hausmann, „Wir wollen keine Positivisten sein“, 58.

<sup>21</sup> Victor Klemperer, „Die Entwicklung der Neuphilologie“, *Internationale Monatszeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik* XV (1920): 289.

<sup>22</sup> Victor Klemperer und Eugen Lerch, „Vorwort“, *Jahrbuch für Philologie* 1 (1925): IV; auch zitiert bei Frank-Rutger Hausmann, „Wir wollen keine Positivisten sein“ (nach einem Brief Klemperers), 80.

zu einer wahren Geisteswissenschaft gemacht“: „Freilich auch, und das wird ihm schwer verziehen: zu einer Kunst.“<sup>23</sup> Damit wurde das neue methodische geistesgeschichtliche Paradigma noch einmal hervorgehoben, mit einem Wissenschaftsbegriff, der sich von demjenigen der Naturwissenschaften abhob und der auch vom Wissenschaftler Intuition und künstlerische Kreativität abverlangte. Durch Vosslers Werk, so fuhr Klemperer fort, erlediige sich das Vorurteil der Franzosen, wonach die deutsche Romanistik lediglich mechanische Arbeit bewältigen könne und die schöpferische Genialität ihnen vorbehalten sei. Hier manifestierte sich ein rekurrenter Zug der deutschen Romanistik: das Rivalitätsverhältnis zur französischen Art der Literatur- und Sprachbetrachtung.<sup>24</sup>

In Frankreich manifestierte sich eine alternative Literaturbetrachtung außerhalb der Universität und definierte sich als ‚critique créatrice‘, die sich einer positivistischen Forschung versagte und den Lektüreakt als Begegnung des Bewusstseins des Lesers mit dem des Dichters verstand. Die wichtigsten Vertreter dieses Ansatzes waren Jacques Rivière<sup>25</sup> und Charles Du Bos<sup>26</sup>. Die Valorisierung der Intuition und der Sympathie durch Bergson

<sup>23</sup> Victor Klemperer, „Die Entwicklung der Neuphilologie“, 295.

<sup>24</sup> Michael Einfalt, „Die Romanistik und Frankreich“, 163–4; siehe dazu auch Joseph Jurt, „Victor Klemperer dans le contexte de la romanistique allemande“, *Raison présente* 176 (2008), 23–32.

<sup>25</sup> Jacques Rivière war als Kriegsgefangener in Deutschland gewesen und veröffentlichte nach dem Krieg sein Buch *L'Allemand*. Er hatte in Deutschland eine gewisse Komplementarität zwischen dem deutschen und dem französischen Denken entdeckt. Gegenüber den Nationalisten, die das nationale Interesse als moralischen Wert hochhielten, sah er im Prinzip der Wahrheit einen universellen moralischen Wert, dem ein höherer Rang zukomme als dem nationalen Interesse. Siehe dazu auch Joseph Jurt, *Frankreichs engagierte Intellektuelle: von Zola bis Bourdieu* (Göttingen: Wallstein, 2012), 97–100.

<sup>26</sup> Charles Du Bos stand seinerseits mit einem der wichtigen Vertreter der neueren Literaturbetrachtung in Deutschland in Kontakt, mit Ernst Robert Curtius. Curtius hatte schon 1904 Du Bos als Studenten kennen gelernt, stand später in intensivem Briefwechsel mit ihm. Du Bos, der zusammen mit Gide zu den wichtigen Inspiratoren der Dekaden von Pontigny zählte, lud auch Curtius zu den Tagungen ein. In dem von Herbert und Jane M. Dieckmann herausgegebenen Briefwechsel von Curtius mit französischen Schriftstellern finden sich 71 Briefe von Curtius an und 43 Briefe von Du Bos: Herbert und Jane M. Dieckmann, *Deutsch-französische Gespräche 1920–1950: la correspondance de Ernst Robert Curtius avec André Gide, Charles Du Bos et Valéry Larbaud* (Frankfurt am Main: Klostermann, 1980). Frank-Rutger Hausmann veröffentlichte einen weiteren Brief von Curtius an Du Bos aus dem Jahre 1930 sowie das Facsimile einer Widmung von Charles Du Bos' *Approximations* an Curtius. Im Brief beruht die Übereinstimmung zwischen den beiden vor allem auf der Kategorie des ‚Verstehens‘. Ernst Robert Curtius, *Briefe aus einem halben Jahrhundert*, hrsg. und komment. von Frank-Rutger

hatte ihrerseits diesen Typus der Literaturkritik gefördert. Dieser Ansatz prägte die 1909 gegründete *N.R.F.*, die sich als ‚Revue de littérature et de critique‘ definierte und literarische und literaturkritische Texte unter dem Signum eines *classicisme moderne* vereinte.<sup>27</sup> Eine Erneuerung der Literaturbetrachtung und eine Überwindung des engen positivistischen Ansatzes zeichnete sich gleichzeitig in der französischen Schweiz ab, die nicht durch das zentralistische Universitätssystem mit seinem einheitlichen Agrégationsprogramm geprägt war. Zu den Pionieren dieser neuen Literaturbetrachtung muss man zweifellos Marcel Raymond und Albert Béguin zählen, die zu den Begründern der losen Gruppe zählten, für die Georges Poulet den Begriff ‚École de Genève‘ vorgeschlagen hatte.<sup>28</sup>

Der 1897 in Genf geborene Marcel Raymond begann seine Studien an der Universität seiner Heimatstadt. Das historisierende Literaturverständnis der Universität vermochte ihn nicht zu befriedigen. Sein wahres Interesse galt zeitgenössischen Autoren wie Vielé-Griffin, Jammes, Verhaeren. Er führte seine Studien weiter an der Sorbonne. Dabei war er gezwungen, sich dem positivistischen Szientismus des an der Sorbonne herrschenden Paradigmas zu beugen, literaturgeschichtlich zu argumentieren und ‚beweisbare‘ Einflüsse aufzuzeigen. In diesem Kontext entstand unter der Leitung von Henri Chamard und Abel Lefranc seine zweibändige thèse *L'influence de Ronsard sur la poésie française (1550–1585)*, die er 1927 verteidigte. Diese solide literaturhistorische Arbeit wurde zu einem Klassiker, so dass sie 1965 neu aufgelegt wurde. Wenn Raymond sich auch Abel Lefranc, der ihn in die historische Arbeitsweise einführte, zeitlebens verbunden fühlte, so verdankte er doch wesentliche Anregungen außer-universitären Literaturkritikern wie

Hausmann (Baden-Baden: Valentin Koerner, 2015), 244–7, 394.

<sup>27</sup> Siehe dazu Michael Einfalt, „...penser et créer avec désintéressement: la *Nouvelle Revue Française* sous la direction de Jacques Rivière“, *Études littéraires* 40, Nr. 1 (2009), 37–53.

<sup>28</sup> Siehe dazu *Albert Béguin et Marcel Raymond: colloque de Cartigny*, sous la direction de Georges Poulet, Jean Rousset, Jean Starobinski, Pierre Grotzer, textes réunis et publiés par les soins de Pierre Grotzer (Paris: José Corti, 1979). In der Abschlussdiskussion dieses Kolloquiums wurde auch die Frage diskutiert, ob man von einer ‚École de Genève‘ sprechen könne. Man betonte die freundschaftliche Verbundenheit unter den einzelnen Vertretern, negierte aber das Vorhandensein einer festen Doktrin. Starobinski unterstrich vor allem die anti-positivistischen Affinitäten: „Si, comme on l'a montré [...], l'enseignement, la recherche de Marcel Raymond traversent le positivisme historique pour s'en éloigner, pour se porter au-delà, eh bien! prenons cela comme un dénominateur commun des Genevois. Et d'avoir adopté cette attitude métapositiviste, de s'être intéressé aux itinéraires de l'esprit suffit à constituer une certaine relation d'affinité, même si les styles diffèrent“, 257.)

Jacques Rivière<sup>29</sup>, in dessen Salon er verkehrte, und natürlich auch Charles Du Bos. Entscheidend waren dann aber die Anregungen aus Deutschland. Von 1926 bis 1928 wirkte Marcel Raymond als Lektor für Französisch an der Universität Leipzig; Albert Béguin unterrichtete seinerseits von 1929 bis 1934 an der Universität Halle. Hier kamen beide mit den geistesgeschichtlichen Methoden der Literaturbetrachtung in Kontakt, vertreten durch Namen wie Dilthey, Cassirer, Curtius und Gundolf, die den Positivismus überwunden hatten, ohne dabei einem wissenschaftlichen Impressionismus zu verfallen, und die für philosophische Fragestellungen durchaus offen waren. Marcel Raymond betonte in diesem Zusammenhang das Konzept eines Wortkunstwerkes, das man nicht bloß als ein Bündel von Einflüssen betrachten müsse, sondern als ein organisches Ganzes: „fond et formes étant indissociables, le fond étant impliqué profondément dans la forme.“<sup>30</sup> Raymond fährt dann fort:

Je me suis intéressé, en grande partie sous l'influence des Allemands que j'ai rencontrés dans les années 1926 à 1928, au grand mouvement de la culture (on parlait alors de la Geistesgeschichte) à ce qu'il peut y avoir d'organique à un moment donné – c'est une possibilité, non pas une certitude – entre les diverses productions de l'esprit, littérature, peinture, musique etc.<sup>31</sup>

Raymond fand die Betrachtung verschiedener Formen der Kunst als Ausdruck des Geistes insbesondere bei den deutschen Kulturphilosophen und Historikern Dilthey (*Das Erlebnis und die Dichtung*) und Gundolf (*Shakespeare und der Deutsche Geist*): „[...] leur problème était d'intégrer les puissances de l'esprit et de s'élever jusqu'à une compréhension philosophique des divers ordres de création.“<sup>32</sup> In Deutschland entdeckte Raymond auch eine andere Romantik: „c'est le romantisme des profondeurs qui m'a été révélé

<sup>29</sup> Die Person und das Werk von Jacques Rivière bedeuteten für Raymond sehr viel. 1972 widmete er ihm seine *Études sur Jacques Rivière* (José Corti).

<sup>30</sup> Marcel Raymond, „L'École de Genève: Mythe ou réalité?“ [Entretien], *Micromégas*, II, 1, Januar-April 1975, 81.

<sup>31</sup> Raymond, „L'École de Genève“, 81.

<sup>32</sup> Marcel Raymond, *Le Sel et la Cendre: récit* (Lausanne: L'Aire, 1970), 80. Raymond erinnert sich in seiner Autobiographie auch an die Lektüre der *Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* und in diesem Zusammenhang an Namen wie Cassirer, Vossler, Walzel, Curtius, Gundolf, Strich, um dann zu einer sehr positiven Bilanz zu kommen: „Instruits par la notion goethéenne d'une *Weltliteratur*, ces philologues avaient vue sur trois ou quatre littératures. Ils s'appliquent à briser les barrières entre les disciplines, confrontant les littératures et les arts, les philosophies, essayant à tout le moins de poser une base de recherches commune, d'où résulteraient de nouvelles synthèses.“ Raymond, *Le Sel et la Cendre*, 81.

lé en Allemagne.“<sup>33</sup> In seinen ersten Forschungsjahren an der Universität hatte er die Grenzen eines engen Rationalismus erfahren. Darum wandte er sich nun auch Hölderlin und Novalis, und später auch Hofmannsthal zu. Der Dialog mit der deutschen Romantik war für Albert Béguin, der seit 1920 mit Marcel Raymond freundschaftlich verbunden war<sup>34</sup>; noch bedeutsamer. Der 1901 in La Chaux-de-Fonds geborene Béguin hatte in Genf Literatur studiert, lebte dann fünf Jahre in Paris und fand dort Zugang zu den Surrealisten. Die Fragen, die diese aufwarfen, fand er erst in der deutschen Romantik beantwortet. Die deutsche Romantik faszinierte ihn so sehr, dass er begann, die Romantiker zu übersetzen. Er machte so die Werke von Jean-Paul, E. T. A. Hoffmann, Mörike, Tieck, Achim von Arnim einem französischen Publikum zugänglich. Wenn Béguin 1929 eine Lektoren-Stelle an der Universität Halle annahm, dann auch um seine Kenntnisse der deutschen Romantik zu vertiefen. Seine Seminare galten so der deutschen und den französischen Romantik, aber auch dem modernen Konzept der Poesie sowie dem Thema „La France moderne et ses observateurs“. Hier behandelte er deutsche Frankreich-Essays von Keyserling, Sieburg und vor allem auch das Frankreich-Buch von Curtius.<sup>35</sup> Sowohl Raymond wie Béguin waren während ihren Jahren in Deutschland durchaus hellichtig hinsichtlich der Krise, die das Land bedrohte. Raymond spricht in seinem Lebensrückblick vom „drame, dont je presentais la gravité, qui se nouait en cette Allemagne désaxée, affamée“<sup>36</sup>. Er konstatierte insbesondere die verhängnisvollen Folgen des Hangs zur Lebensmystik:

[...] la sourde mystique de la vie [...] accompagne à la manière d'une basse continue presque toute l'histoire de l'Allemagne. Seulement, cette mystique de la vie, si elle peut conduire à l'ascèse et à la contemplation, peut alimenter aussi les désirs de puissance d'un grand peuple humilié. L'action, l'action sans principe, est alors acceptée comme un opium.<sup>37</sup>

So konnte seine Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus nur ablehnend sein: „[...] mon attitude à l'égard du nazisme comme système a été

<sup>33</sup> Raymond, *Le Sel et la Cendre*, 79.

<sup>34</sup> Siehe Albert Béguin und Marcel Raymond, *Lettres 1920–1957*, choix, présentation et notes de Gilbert Guisan (Lausanne und Paris: La Bibliothèque des Arts, 1976).

<sup>35</sup> Béatrice Grotzer, *Les Archives Albert Béguin*, inventaire établi en collaboration avec Pierre Grotzer (Neuchâtel: Editions de la Baconnière, 1975), 33–40.

<sup>36</sup> Raymond, *Le Sel et la Cendre*, 76.

<sup>37</sup> Raymond, *Le Sel et la Cendre*, 78.

d'emblée négative. J'eus d'emblée l'intuition qu'il menait l'Allemagne et l'Europe à l'abîme."<sup>38</sup>

Auch Béguin nahm von allem Anfang an den gesellschaftlichen Umbruch nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten wahr. Er berichtete schon 1933 über die Protestaktion des Schweizer Theologen Karl Barth gegen Pastor Wieneckes ‚Deutsche Christen‘: „le seul acte de courage qu'on ait à enregistrer depuis mars“.<sup>39</sup> Er erhoffte von Hermann Graf Keyserling, den er übersetzt hatte, eine deutlichere Stellungnahme gegen Hitler.<sup>40</sup> 1933 hatte er seinen Austritt aus der Jean-Paul-Gesellschaft erklärt, weil E. Berend aus rassistischen Gründen die Editionsarbeit entzogen wurde. Von September 1933 bis Oktober 1934 veröffentlichte er neun Artikel im *Journal de Genève* über die Situation in Deutschland. Er klagt darin das Versagen der Professoren an<sup>41</sup>, hier namentlich auch Heideggers Rektoratsrede<sup>42</sup>, und stellte ihre Gleichschaltung fest. In einer „Confession d'un germaniste“ kam er 1940 auch auf die Ambivalenz der deutschen Romantik zu sprechen:

Vous allez me demander pourquoi, parlant du romantisme allemand et de ses poètes, d'Arnim ou de Novalis, j'ai passé sous silence cette simultanéité, en eux, des pires folies nationales et d'une incontestable grandeur dans l'inspiration.<sup>43</sup>

<sup>38</sup> Raymond, *Le Sel et la Cendre*, 86.

<sup>39</sup> Béguin und Raymond, *Lettres 1920–1957*, 117.

<sup>40</sup> Zur Position von Béguin gegenüber dem deutschen Régime siehe auch Frank-Rutger Hausmann, ‚Vom Strudel der Ereignisse verschlungen‘: *Deutsche Romanistik im ‚Dritten Reich‘* (Frankfurt am Main: Klostermann, 2000), 152–5 und Pierre Grotzer, *Existence et destinée d'Albert Béguin* (Neuchâtel: La Baconnière, 1977), 45–52.

<sup>41</sup> Das Versagen einer weltabgewandten Elite in Deutschland wird Béguin 1940 noch mehr unterstreichen: „[...] les élites allemandes sont absolument responsables de cet état de choses. N'écoutez pas les intellectuels de là-bas, qui se lamentent aujourd'hui d'être sans influence et opprimés. S'ils n'ont pas 'rayonné', c'est qu'ils ne l'ont pas tenté: c'est qu'à mesure qu'ils se cultivaient davantage, ils se sont davantage séparés de leur peuple. Ils l'ont méprisé, ils ont formé une caste d'êtres spécialisés, fermés au monde ambiant, irresponsables hors de leur cabinet de travail [...] l'Allemagne nous offre le spectacle d'une masse absolument informe et d'une petite caste cultivée, mais sans conscience politique, sociale ni nationale, qui par conséquent obéit, dans le domaine politique, à tous les impératifs venus de la masse (ou de ses chefs).“ Albert Béguin, *Création et destinée: essais de critique littéraire*, choix de textes et notes par Pierre Grotzer (Paris: Seuil, 1973), 76.

<sup>42</sup> „On ne saurait plus nettement que ce métaphysicien mettre l'esprit dans la dépendance de données terrestres, la lutte est ouverte ici, non seulement contre la science, étrangère à la vie, mais contre toute indépendance de la pensée et toute ambition de progrès personnel.“ Zit. in Grotzer, *Existence et destinée d'Albert Béguin*, 46.

<sup>43</sup> Grotzer, *Existence et destinée d'Albert Béguin*, 73.

Er wandte sich aber gegen eine unzulässige Vermischung der beiden Aspekte: „C'est que la poésie est une chose, et que le drame des peuples et des civilisations est une autre.“<sup>44</sup>

Die intensive Beschäftigung mit der deutschen und französischen Romantik mündete 1937 in Béguins zentrales Werk *L'âme romantique et le rêve*<sup>45</sup>, das er auch in Genf als *thèse* vorlegte. Das Buch stieß auf große Resonanz, erreichte eine Auflage von über 18 000 Exemplaren, wurde ins Spanische, Italienische, Rumänische übersetzt, von der deutschen Germanistik jedoch kaum beachtet. Eine deutsche Übersetzung erschien erst 1972.<sup>46</sup> Das Neue an dieser Synthese lag darin, dass sie dort begann, wo andere aufhörten; die positivistische Gelehrsamkeit ist hier nicht Ziel, sondern Ausgangspunkt eines Vordringens in den Kern eines dichterischen Werks. Poesie, Traum und Mythos werden als alternative Erkenntniswege betrachtet. Béguin schreibt ähnlich wie Raymond dem Traum und dem Unbewussten eine zentrale Rolle zu, betrachtet das Unbewusste aber nicht im Sinne Freuds als Abstellraum von verdrängtem biographischem Material, sondern als Ort, der jenseits der ontologischen und sozio-ökonomischen Entfremdung, Spuren einer verlorenen Einheit enthalte, die durch die Poesie aktiviert werde. Der (romantische) Traum ist für den Autor nur die erste Etappe einer dialektischen Bewegung, die jenseits der Einsamkeit zur Begegnung mit den andern und mit der Welt führt<sup>47</sup>. Unter diesem Blickwinkel legte Béguin eine für Frankreich neue Sicht der deutschen Romantik vor; er sah ein französisches Pendant nicht so sehr in der (rhetorischen) Romantik der 1830er Jahre, sondern vielmehr in Nerval, Baudelaire und Rimbaud, deren Werk er als ‚metaphysische‘ Suche nach einer verlorenen Einheit deutete. Ausgehend von den Anregungen der deutschen Geisteswissenschaft und den Versuchen der französischen ‚critique créatrice‘ hatte Marcel Raymond eine analoge *Summa* vorgelegt: *De Baudelaire au Surréalisme*<sup>48</sup>, die sich als ein Panorama der zeitgenössischen Poesie verstand und zu einem Standardwerk wurde.

<sup>44</sup> Grotzer, *Existence et destinée d'Albert Béguin*, 73

<sup>45</sup> Albert Béguin, *L'âme romantique et le rêve: essai sur le romantisme allemand et la poésie française*, 2 Bde. (Marseille: Editions des Cahiers du Sud, 1937).

<sup>46</sup> Albert Béguin, *Traumwelt und Romantik: Versuch über die romantische Seele in Deutschland und in der Dichtung Frankreichs*, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Peter Grotzer (Bern: Francke, 1972).

<sup>47</sup> Siehe dazu Jean Starobinski, „Le rêve et l'inconscient: la contribution d'Albert Béguin et de Marcel Raymond“, in: *Albert Béguin et Marcel Raymond: colloque de Cartigny*, 41–64.

<sup>48</sup> Marcel Raymond, *De Baudelaire au Surréalisme: essai sur le mouvement poétique contemporain*. (Paris: R.-A. Corrèa, 1933).

Es ging dem Autor darum, über Analyse der vielfältigen Aspekte hinaus zu einer Synthese, zur inneren Einheit der Dichtung vorzustoßen durch die Identifikation mit dem Kern des Werkes, die eine nachfolgende kritische Distanz nicht ausschloss.

Innerhalb des relativ liberalen universitären Systems der Schweiz konnten Raymond zunächst in Basel<sup>49</sup> (1931–1936) und von 1936 bis 1962 als Nachfolger von Thibaudet in Genf und Béguin ebenfalls in Basel (1937–1946)<sup>50</sup> die Ansätze einer neuen Art der Literaturbetrachtung entwickeln, die nachhaltig auf eine zweite Generation von Literaturwissenschaftlern wirkte, die man, wie gesagt, unter der Bezeichnung ‚École de Genève‘ zusammenfasste. Als Charakteristikum der Gruppe, deren individuellen Unterschiede offensichtlich sind, hat man die thematische Betrachtungsweise hervorgehoben. Es geht darum, rekurrente Themen in den literarischen Werken herauszuarbeiten. Bei Marcel Raymond steht das Existenzgefühl als Form des Selbstbewusstseins im Vordergrund, bei Jean Starobinski das Verstehen des Bewusstseins des anderen, bei Jean Rousset die Beziehung zwischen literarischen Formen und dem geistigen Leben, bei Georges Poulet die Kate-

<sup>49</sup> Raymond schrieb an Béguin, der Ordinarius für Romanische Philologie in Basel, Ernest Tappolet, „garde la grammaire historique et la philologie, et me cède la littérature et ‚Geistesgeschichte‘ – la tarte à la crème du moment [...]“, Béguin und Raymond, *Lettres 1920–1957*, 112.

<sup>50</sup> Nachdem Marcel Raymond den Lehrstuhl in Basel aufgegeben hatte, erkundigte sich der Basler Altgermanist Andreas Heusler bei Curtius nach potentiellen Nachfolgern. Curtius schrieb ihm in einem Brief vom 18. Juni 1936: „Von den jüngeren Leuten könnte ich mit gutem Gewissen Auerbach (Marburg) empfehlen, der als Jude entamtet ist und allerdings sichere Chance hat, Spitzers Nachfolger in Istanbul zu werden. An 2ter Stelle Schalk–Rostock“. Curtius brachte sich gleichzeitig selber ins Gespräch: „Muss es sein? – Es muss gesagt sein! Nämlich dass ich am liebsten selbst jene Nachfolge übernehmen würde.“ Brief veröffentlicht von Christoph Dröge in *Ernst Robert Curtius et l'idée d'Europe*, hrsg. von Jeanne Bem und André Guyaux (Paris: Champion, 1995), 394. Offensichtlich war Curtius Kandidat für den Lehrstuhl. Béguin, der soeben seine *thèse* veröffentlicht hatte, die in der französischen Schweiz als Habilitationsäquivalent gilt, wurde ihm vorgezogen. Curtius schrieb am 20. Mai 1937 an Max Rychner: „Basel hat sich nach mannhafem Ringen für Herrn Béguin, bisher frz. Lektor in Halle, entschieden. Die sehr präzisen persönlichen Eindrücke die ich von der kantonalen Mentalität [Basels] gewinnen konnte, waren abschreckend“, Ernst Robert Curtius und Max Rychner, *Freundesbriefe 1922–1955*, in Zusammenarbeit mit Claudia Mertz-Rychner hrsg. und komment. von Frank-Rutger Hausmann (Frankfurt am Main: Klostermann, 2015), 310–1. Zum Berufungsverfahren von Béguin in Basel und seiner Lehr- und Forschungstätigkeit an der Universität siehe Christian Simon, „Albert Béguin (1901–1957). Der Frankophile unter den Basler Professoren“ (Mskr., 2017).

gorien des Bewusstseins: Raum, Zeit, Ursache, Zahl.<sup>51</sup> Die Literatur wird als ein Produkt des ‚Geistes‘ gesehen, der sich in spezifischen Formen sowohl in der Dichtung wie in den plastischen Künsten äußert. Dieser spezifische Ansatz der deutschen Geistesgeschichte führte ausgehend von H. Wölfflins *Kunstgeschichtlichen Grundbegriffen* (1915), die Marcel Raymond zusammen mit seiner Frau Claire übersetzen wird<sup>52</sup>, zu den übergreifenden Begriffen des Manierismus<sup>53</sup> bei Raymond, des Barock bei Jean Rousset<sup>54</sup> und der Neo-Klassik bei Starobinski. Die technischen Verfahren der Textanalyse erscheinen bei den Autoren der ‚École de Genève‘ vor allem als Mittel für eine letztlich persönliche Begegnung zwischen kritischem und schöpferischem Bewusstsein. Man sprach darum auch von ‚critique intersubjective‘ oder um es mit Starobinski zu sagen:

<sup>51</sup> Georges Poulet hatte bezeichnenderweise im ersten Band seiner *Études sur le temps humain* Raymonds Werk *De Baudelaire au Surréalisme* als sein Vorbild bezeichnet. Albert Béguin hatte 1951 den ersten Band der *Études sur le temps humain* äußerst positiv in seiner Zeitschrift *Esprit* besprochen, wieder abgedruckt in Béguin, *Création et destinée*, 238–44. Der 1902 in Liège geborene Georges Poulet, der ab 1957 den Lehrstuhl für französische Literatur an der Universität Zürich innehatte, zählte sich zur ‚École de Genève‘; in seinem Buch *Métamorphoses du cercle* (Paris: Plon, 1961) hatte er in seinem Flaubert-Kapitel auch Erich Auerbachs *Mimesis* nach der zweiten deutschen Auflage aus dem Jahre 1959 zitiert. Das 1946 im Berner Francke Verlag veröffentlichte Meisterwerk von Auerbach erschien erst 1968 in französischer Übersetzung bei Gallimard.

<sup>52</sup> Heinrich Wölfflin, *Les Principes fondamentaux de l'Histoire de l'Art*, übers. von Claire und Marcel Raymond (Paris: Plon, 1953).

<sup>53</sup> Siehe dazu die Anthologie die Marcel Raymond zusammen mit Alan John Steele herausgab: *La poésie française et le maniérisme 1546–1610* (Genf, Droz und Paris: Minard, 1971).

<sup>54</sup> Jean Rousset, *La littérature de l'âge baroque en France: Circé et le paon* (Paris: José Corti, 1953); Albert Béguin hatte das Buch unter dem Titel „Du baroque en littérature“ 1954 in seiner Zeitschrift *Esprit* besprochen, wieder abgedruckt in Albert Béguin, *Création et destinée*, 252–9, siehe auch Robert Vigneault, „Jean Rousset et le Baroque“, *Études françaises* 6, Nr. 1, Februar (1970): 65–78. Jean Rousset war 1938 Nachfolger von Albert Béguin als Französischlektor in Halle geworden und nahm bis 1943 dieselbe Funktion an der Universität München wahr, wo er auch mit Studenten aus dem Kreis des Widerstandes in Kontakt kam. Auch der Vorgänger von Béguin in Halle war ein Französischschweizer gewesen, Robert Junod. Ein anderer Französischschweizer war Nachfolger Raymonds auf der Lektorenstelle von Leipzig: Aldo Dami. „On avait“, schreibt Raymond, „une préférence pour les assistants et les lecteurs venus de Suisse française“, Marcel Raymond, *Le Sel et la Cendre*, 79. Schließlich könnte man einen weiteren Französischschweizer erwähnen, der 1935/36 am Romanischen Seminar der Universität Frankfurt als Hilfslektor tätig war und über sein Deutschlandfernerfahrung ein vielbeachtetes Tagebuch veröffentlichte: Denis de Rougemont. Siehe dazu Frank-Rutger Hausmann, „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“, 155–6.

S'il fallait leur trouver un trait commun, ce serait celui-ci : la subordination des techniques (philologiques, grammaticales, descriptives) à une visée personnelle, de nature tantôt religieuse (Béguin, Raymond) tantôt esthétique ou encore anthropologique.<sup>55</sup>

Jean Starobinski ist zweifellos heute der präsenteste Vertreter der ‚École de Genève‘. Seine Werke zeichnen sich durch Eleganz und Originalität aus, ohne je in einen Jargon zu verfallen. Ausgehend von einer naturwissenschaftlichen Erst-Ausbildung greift er oft auch auf deskriptive und heuristische Verfahren der Medizin und der Humanwissenschaften zurück. Aber diese Beschreibungen sind, wie das Claude Reichler zu Recht betont, nur die Basis und nicht das Ziel der Untersuchungen; sie dienen dazu von verifizierbaren Fakten auszugehen, um dann eine letztlich immer persönliche Interpretation zu wagen.<sup>56</sup> Bei den Meistern, die für ihn wichtig waren, erwähnte er selbstverständlich Raymond und Poulet, aber auch Cassirer, Freud und Spitzer. Es war auch bezeichnend, dass Starobinski das Vorwort zur französischen Ausgabe von Leo Spitzers *Stilstudien* (1928) schrieb, die mit einer Verspätung von über 40 Jahren in Frankreich erschienen.<sup>57</sup> Ich erinnere mich noch, wie Roland Barthes 1970 voller Begeisterung Spitzers *Études de style* in seinem Seminar vorstellte, die nun endlich auch auf Französisch greifbar waren. Gleichzeitig polemisierte er gegen Sorbonne-Professoren, die unterstellten, ein deutscher Forscher wie Spitzer könne in das ‚Geheimnis‘ der französischen Klassik nicht eindringen!<sup>58</sup> Roland Barthes wurde im Übrigen mit seinen frühen Arbeiten (namentlich seinem *Michelet par lui-même*) ebenfalls der ‚critique thématique‘ der Genfer Schule zugerechnet, bevor er sich dem linguistisch-semiologischen Ansatz des Strukturalismus zuwandte, der ab Mitte der 1960er Jahre zum dominanten Paradigma wurde (der einer anderen ‚École de Genève‘ verpflichtet war, derjenigen von Saussure). Auf dem schon genannten Kolloquium der ‚École de Genève‘ in Cartigny von 1977 wurde dieser neue Ansatz als Zäsur empfunden: die ‚strukturalistische‘ Kritik widme sich vor allem der Erhellung von Ausdrucksformen, während für die Genfer Schule Inhaltsformen im Zentrum standen.

<sup>55</sup> Jean Starobinski, „L'École de Genève: mythe ou réalité?“ [entretien], *Micromégas*, 89–90.

<sup>56</sup> Claude Reichler, „Jean Starobinski et la critique genevoise“, *Critique* 481–2 (Juni–Juli 1987): 606–11.

<sup>57</sup> Jean Starobinski, „Leo Spitzer et la lecture stylistique“, in Leo Spitzer, *Études de style* (Paris: Gallimard, 1970), 7–39.

<sup>58</sup> Siehe dazu auch Joseph Jurt, „Raymond Picard, Roland Barthes, Pierre Bourdieu. Ein paar (auch persönliche) Schlaglichter“, *lendemains* 40, Nr. 158/159 (2015): 245–61.

Das, was die ‚École de Genève‘ auszeichnete, war zweifellos die Offenheit gegenüber den Ansätzen der deutschen Geistesgeschichte. Sie plädierte für eine solide Textarbeit als Basis, um dann darüber hinauszugehen und auch Synthesen zu wagen. Hier gab es zweifellos Analogien zu Ernst Robert Curtius<sup>59</sup>. Sein Schaffen ging auch zunächst von einer konkreten philologischen Arbeit aus, so der kritischen Ausgabe eines mittelalterlichen Textes *Li quatre livre des reis* (1910) unter der Betreuung von Gustav Gröber. Bezeichnen- derweise besuchte er aber, als er in Pariser Nationalbibliothek sich dieser Arbeit widmete, auch Vorlesungen von Bergson. Seine Habilitationsschrift, deren Thema von Gröber vorgeschlagen wurde, galt einem Vertreter der französischen Literaturkritik, dem schon erwähnten Ferdinand Brunetière (*Ferdinand Brunetière: Beitrag zur Geschichte der französischen Kritik* [1914]). Curtius fühlte sich seinem Lehrer Gustav Gröber immer verpflichtet. Die philologische Methode, in die ihn Gröber eingeführt hatte, führte ihn immer dazu, die subjektiven Intuitionen zu überprüfen und die literaturkritischen Urteile über konkrete Textbelege zu untermauern. Aber Curtius ging weit über die philologische Textarbeit hinaus. Er verstand sich auch als Literaturkritiker und als Schriftsteller.<sup>60</sup> In einem Brief an seinen Schweizer Freund Max Rychner schrieb er so 1925, dass die Wissenschaft für ihn nicht die Rangstellung besitze, die ihr seine Kollegen einräumten und er brachte auch seine Skepsis gegenüber einer rein historistischen Betrachtungsweise zum Ausdruck:

Die Welt ist nicht dazu da um historisch verstanden, sondern um in Liebe ergriffen zu werden. Der Kosmos des Geistes ist für mich kein Museum sondern ein Garten in dem ich wandere und Früchte breche.<sup>61</sup>

Eine Aussage, die die Vertreter der ‚École de Genève‘ durchaus hätten teilen können.

<sup>59</sup> Siehe dazu auch Michael Einfalt, „Ernst Robert Curtius zwischen deutscher Romanistik und französischen Literaturbetrieb“, *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 56, Nr. 4 (2006): 447–63.

<sup>60</sup> Siehe dazu Earl Jeffrey Richards, „E. R. Curtius' Vermächtnis an die Literaturwissenschaft: die Verbindung von Philologie, Literaturgeschichte und Literaturkritik“, in *Ernst Robert Curtius: Werk, Wirkung, Zukunftsperspektiven*, Heidelberger Symposium zum hundertsten Geburtstag 1986, hrsg. von Walter Berschin und Arnold Rothe (Heidelberg: Winter, 1989), 249–69.

<sup>61</sup> Curtius und Rychner, *Freundesbriefe 1922–1955*, 364.

Die Verbindung von Gelehrsamkeit und kritischer Literaturvermittlung wurde von der Bonner Berufungskommission 1928 als eine Besonderheit hervorgehoben, die man vor allem in den romanischen Ländern kenne:

Curtius repräsentiert mit der Weite seiner Interessen und Bildung, mit seinem ästhetischen Instinkt, mit seiner Fähigkeit, auf grössere Kreise schriftstellerisch zu wirken, mit der Verbindung von strenger Wissenschaftlichkeit und einer über die Wissenschaft hinausragenden Vermittlertätigkeit einen Gelehrtentypus, wie er bei uns in Deutschland ganz selten ist und wie er sich häufiger nur in romanischen Ländern findet.<sup>62</sup>

Diese einzigartigen und unterschiedlichen Dimensionen im Schaffen von Curtius wurden darum gerade von französischen Interpreten gewürdigt, namentlich in der Sondernummer der Zeitschrift *Allemagne d'aujourd'hui*, die Robert Minder dem deutschen Gelehrten nach dessen Tod widmete. So unterstrich Claude David die Gelehrsamkeit von Curtius („Il fut aussi le savant qui, dans une époque de dilettantisme, réhabilita l'érudition“<sup>63</sup>); gleichzeitig habe er seine wissenschaftliche Methode mit der „chaleur de la conviction“<sup>64</sup> verbunden. Sein Ansatz habe sich nicht in reiner Faktenhuberei erschöpft und Henri Jourdan situiert ihn so auch innerhalb der eingangs erwähnten französischen Debatte: „[...] allègrement hostile aux cuistres, [il] prenait le parti de Péguy contre la Sorbonne [...]“<sup>65</sup>.

Es war aber Albert Béguin<sup>66</sup>, der Pionier der ‚Critique de Genève‘, der auf der Basis einer Affinität Curtius' große Verdienste als Literaturkritiker hervorhob, dessen hellsichtige Urteile auch auf persönlichen Vorlieben beruhte: Curtius

avait cet avantage, rare surtout en Allemagne, de n'être l'homme ni d'un système de pensée, ni d'une méthode critique. Son approche des œuvres et des écrivains était singulièrement spontanée, intuitive [...] En dépit d'une prodigieuse érudition et d'une remarquable puissance organisatrice, il ne suivait, au fond, que des suggestions d'une sensibilité très inquiète, procédant par in-

tutions soudaines et par plongées hasardeuses [...] Cette manière d'approche sans rigueur concertée lui permit d'être le premier, avant la critique française, à parler valablement de Péguy, de Claudel, de Gide, de Proust. Elle fit ensuite de son livre sur Balzac une œuvre révolutionnaire [...]“<sup>67</sup>

<sup>62</sup> Zitiert bei Heinrich Lausberg, *Ernst Robert Curtius (1886–1956)* (Stuttgart: Steiner, 1993), 89; siehe dazu auch Joseph Jurt, „Ernst Robert Curtius et le champ universitaire allemand“, in *France-Allemagne: de Faust à l'Université de masse*, textes réunis et présentés par François Genton, *Chroniques allemandes 4* (Grenoble: CERAAC, 1995), 155–76.

<sup>63</sup> Claude David, „Thématique de Curtius“, *Allemagne d'aujourd'hui 5* (1956): 13.

<sup>64</sup> David, „Thématique de Curtius“, 13.

<sup>65</sup> Henri Jourdan, „Esquisse pour un portrait“, *Allemagne d'aujourd'hui 5* (1956): 10.

<sup>66</sup> Albert Béguin war offensichtlich kurz vor dem Kriege mit Curtius in Bonn zusammengetroffen; Angabe nach Frank-Rutger Hausmann in Curtius und Rychner, *Freundesbriefe 1922–1955*, 311.

<sup>67</sup> Albert Béguin, „E.R. Curtius en Allemagne et à Paris“, *Allemagne d'aujourd'hui 5* (1956): 11.



# Alkuin und Karl der Große

## Zur geistigen Grundlegung Europas

Max Kerner (Aachen)

SCHLAGWÖRTER: Karl der Große; Alkuin; Aachen; Europa

### „Mein Name war Alkuin und Weisheit war mir stets teuer“

Der Angelsachse Alkuin wurde um 730 in Northumbrien (England) geboren. Ausgebildet an der Kathedralschule von York, der damals wohl berühmtesten Bildungsstätte und Bibliothek des ganzen christlichen Europa, wirkte er dort später als Lehrer und Leiter. Seit 781 (?) steht er in enger Verbindung mit Karl dem Großen, der ihn zum Leiter seiner Aachener Hofschule und zum einflussreichsten Berater in allen kirchlichen Fragen macht. Alkuin gilt als die zentrale Gestalt der karolingischen Hochkultur, als der ‚geistige Herrscher‘ des damaligen Europa. 796 wurde er Abt des angesehenen Klosters St. Martin in Tours, einer bedeutenden christlichen Pilgerstätte und nicht zuletzt durch Alkuin ein wichtiges Zentrum der *renovatio* in der Karolingerzeit. Hier ist Alkuin 804 auch gestorben und begraben worden. Die von ihm entworfene Grabinschrift lautet am Ende: „Mein Name war Alkuin und Weisheit war mir stets teuer.“<sup>1</sup>

Diese beherrschende Gestalt unter den Gelehrten und Lehrern Karls des Großen übte einen großen Einfluss auf den Herrscher selbst aus. Von keinem anderen sind so viele Schriften und Texte erhalten, allen voran zahlreiche Briefe, die Alkuin mit Karl dem Großen austauschte. Als literarische Werke sind seine Arbeiten über das genaue und sorgfältige Schreiben, über das korrekte Sprechen, über das richtige Reden und vernünftige Fragen (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) zu nennen – über die Grundwissenschaften einer jeden „vernunftbetonten abendländischen Gelehrsamkeit“<sup>2</sup>. Hervorzuheben sind auch Alkuins Ausführungen zur Astronomie, der das besondere Interesse des Herrschers galt. In Einhards *Karlsvita* (c. 25) heißt

<sup>1</sup> Carmen 123, zitiert nach Tremp, Schmuki und Flury, *Karl der Große und seine Gelehrten*, 86.

<sup>2</sup> Fried, *Karl der Große*, 331.



Abb. 1: Alkuin-Medaillon aus der Bamberger Alkuin-Bibel (heute: Staatsbibliothek Bamberg, entstanden um 825 im Kloster Cormery bei Tours), aus Dietrich Lohrmann, „Das geistige Leben in Aachen zur Karolingerzeit“, in *Aachen: von den Anfängen bis zur Gegenwart*, hrsg. v. Thomas R. Kraus, Band 2: „Karolinger – Ottonen – Salier 765–1137“ (Aachen: Mayersche Buchhandlung, 2013), 458.

es, Karl habe viel Zeit und Mühe darauf verwandt zu begreifen, was Zeit sei; er habe die Kunst der Zeitrechnung, die *ars computandi*, erlernt und mit emsigem Fleiß und unbändiger Wissbegier den Lauf der Gestirne erforscht<sup>3</sup>. Zu dieser kalkulatorischen Neugier Alkuins passen auch dessen komputistische Traktate zur Zeitrechnung und zu Kalenderfragen, entstanden in Aachen zwischen 782–796. Ebenso ist zu erinnern an die älteste mathematische Rätselsammlung in lateinischer Sprache, die unter seinem Namen bekannt ist: die *Propositiones ad acuendos iuvenes* („Aufgaben zur Schärfung des Geistes der Jugend“). Abgeschlossen wird diese Werkliste durch die moralischen (Buch über die Tugenden und Laster), exegetischen (Kommentar zum Johannesevangelium), liturgischen und dogmatischen Schriften Alkuins. Dieser angelsächsische Universalgelehrte war es auch, der an der Entwicklung der karolingischen Minuskel, unserer heutigen Schreibschrift, mitwirkte und der eine sprachliche Revision des Bibeltextes auf den Weg brachte. Diese Alkuinbibel wird als der „Höhepunkt der karolingischen Buchkunst“ angesehen. Sie gilt als „ein wichtiger Markstein in der Geschichte der lateinischen Bibel“, da sie deren Text im ganzen Mittelalter und weit darüber hinaus mitbestimmt habe<sup>4</sup>.

<sup>3</sup> Zitiert nach Arno Borst, „Es ist spät geworden: Karl der Große und die Zeit“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 298, 24. Dezember 1991, N3.

<sup>4</sup> Fischer, *Die Alkuin Bibel*, 5.



Abb. 2: Majestas Domini, Tournoner Evangeliar, entstanden unter Abt Fridugis um 830, im St. Martinskloster in Tours (heute: Stuttgart LB II, 40), aus Fischer, *Die Alkuin Bibel*, 10–1.

### Zusammenwirken von Karl dem Großen und Alkuin

Als im Herbst 2004 aus Anlass der 1200-jährigen Wiederkehr von Alkuins Todestag (804) in der Stiftsbibliothek des Benediktinerklosters St. Gallen ein internationales Alkuinkolloquium stattfand, bemerkte Rudolf Schieffer, der vormalige Präsident der renommierten deutschen Institution für die Erforschung des Mittelalters (MGH München), in seinem Eröffnungsvortrag, dass uns in Karl dem Großen und Alkuin „zwei höchst unterschiedliche Zeitgenossen“ gegenüberstünden: auf der einen Seite der dominante, aber „merkwürdig stumme“ Frankenherrscher mit nur wenigen Selbstzeugnissen, auf der anderen Seite der angelsächsische Gelehrte als „der fruchtbarste Autor seiner Generation“ mit einem überlieferten Oeuvre von zwei umfangreichen Quellenbänden<sup>5</sup>. Diese Situation mache es auf eigentümliche Weise leicht und schwer zugleich, Alkuins Bedeutung für die Herrschaft Karls des Großen exakt abzuschätzen. Einerseits ist es Alkuin, der seit 781 in allen kulturellen, kirchlichen und kirchenpolitischen sowie theologischen Fragen

<sup>5</sup> Schieffer, „Alkuin und Karl der Große“, 15.

als die zentrale Gestalt der von Karl dem Großen bewusst geschaffenen Hochkultur zu gelten hat: mit seinen unterschiedlich stilisierten (Wechselrede, gemeinsame Abfassung, bloße Widmung) Lehrschriften, mit seiner Gestaltung des Kulturprogramms, mit seinem Kampf gegen die spanische Theologie des Adoptianismus (der christologischen Lehre über die Person und die Natur Jesu Christi), mit seiner Erstellung der Alkuinbibel und nach seinem Wechsel nach St. Martin in Tours mit seinen zahlreichen Briefen an Karl den Großen. Andererseits wird man Alkuins Präsenz zwischen 781 und 804, also in 23 Jahren auf zweimal drei Jahre, im unmittelbaren Umfeld des Herrschers eingrenzen können: auf die Jahre 786–89 und 793–96. Schon wegen dieser eigenartigen Diskrepanz zwischen der tatsächlichen Anwesenheit und der vielfach belegbaren Einwirkung auf Karl den Großen ist es immer wieder notwendig, „das starke, auch populärwissenschaftlich fest verankerte Bild Alkuins als denkender Kopf neben dem fränkischen Herrscher zu hinterfragen“<sup>6</sup>.



Abb. 3: Hofschule Karls des Großen (Alkuin am Redner- und Lesepult), Kupferstich von J. B. Klauer (1777), aus Tremp und Schmuki, Hrsg. *Alkuin von York und die geistige Grundlegung Europas*, 250.

Ausgangspunkt für eine adäquate Antwort auf diese Diskrepanzfrage ist das fundamentale Ereignis der ersten (?) Begegnung von Karl und Alkuin im März 781 in Parma, als sich Karl der Große, seit 774 König des Langobardenreiches und zum zweiten Mal auf dem Weg nach Rom, und der damals etwa 50-jährige Alkuin trafen – letzterer auf der Rückreise von Rom, wo er das Pallium für seinen Yorker Erzbischof Eanbald geholt hatte. Für Rudolf

Schieffer geht es hier weniger um eine „exklusive Zuneigung“, sondern augenscheinlich um eine Richtungsentscheidung Karls des Großen: um die Einbeziehung gelehrter Hilfe in die Ausübung politischer Herrschaft.<sup>7</sup> Auf diese Weise wurde das frühe Europa kulturell mit großer Zukunftswirkung geprägt: als eine christliche Welt, als eine lateinisch-westliche Wirklichkeit, als ein vielgestaltiges geistiges Leben. Zu diesem gehörten intellektuelle Repräsentanten aus ganz Europa, die unterschiedliche Wissenskulturen und Erfahrungswelten vermittelten: neben dem Angelsachsen Alkuin aus York auch der Langobarde Paulus Diaconus aus Italien (Dichter, Theologe und Historiker, gest. etwa 799), der Westgote Theodulf aus Spanien (ebenfalls Dichter und Theologe, gest. um 804) oder auch die Franken Einhard (gest. 840) und Angilbert (Hofdichter, gest. 814). Karls persönliches Mitwirken an dieser geistigen Erneuerung ist in Einhards *Karlsvita* – mit ihrem Hinweis auf die Sprachkenntnis des Lateinischen und Griechischen, auf die Pflege der freien Künste, auf Petrus von Pisa und Alkuin als Lehrer der Grammatik, Rhetorik und Dialektik, auf die Astronomie als besonderes Interessensgebiet und auf den Versuch des eigenhändigen Schreibens<sup>8</sup> – genauso ablesbar wie an der sog. Tafelrunde, bei der die Teilnehmer biblische oder antike Namen trugen (Karl als David, Alkuin als Flaccus, Angilbert als Homer und Einhard als Beseleel) und Fragen der Wissenschaft und Literatur miteinander austauschten. Eine Anekdote, die der St. Galler Mönch Notker der Stammler (gest. 912) Ende des 9. Jahrhunderts überliefert, kann die Bedeutung des kulturellen Aachener Lebens um 800 gut verdeutlichen:

Es war in den Tagen des Königs Karl, dass an der Küste Galliens zusammen mit Händlern aus Britannien zwei Iren landeten, die sehr gelehrt waren in geistlicher und weltlicher Wissenschaft. Und da sie keine Ware vorzuweisen hatten, riefen sie dem kauflustigen Volk zu: „Wenn einer Wissenschaft haben will, komme er zu uns und empfangen sie; denn bei uns ist sie zu kaufen.“ Die Leute wunderten sich, und mancher dachte, jene Fremden seien wohl nicht recht bei Trost. Sie trieben es so eine ganze Weile, bis der König Karl davon erfuhr. Er ließ die Männer an seinen Hof kommen und, da er die Weisheit liebte, gewährte er ihnen voll Freude, was sie wünschten: einen Ort, wo sie unterrichten konnten, lernbegierige und begabte Schüler aus dem Adel sowie von einfachem Stande und von niedrigster Herkunft, dazu das Nötige für den Lebensunterhalt.<sup>9</sup>

<sup>7</sup> Schieffer, *Alkuin und Karl der Große*, 16.

<sup>8</sup> c. 25, zitiert nach Einhard, *Vita Karoli Magni*, hrsg. von Scherabon Firchow, 49.

<sup>9</sup> *Gesta Karoli I, 1*, zitiert nach Tremp, Schmuki und Flury, *Karl der Große und seine Gelehrten*, 7.

<sup>6</sup> Tremp, „Einführung“, 10.

Im Rückblick hat Alkuin 801 in einem Brief an Karl den Großen dieses geistige Leben ebenfalls näher beschrieben: Er habe „aus verschiedenen Teilen der Welt (*ex diversis mundi partibus*) Freunde (*amatores*) der Weisheit als Helfer (*adiutores*) zusammengerufen“ und darunter auch ihn, Alkuin, von den äußersten Grenzen Britanniens (*de ultimis Britanniae finibus*) herbeigeht<sup>10</sup>. Nach der Einschätzung der Mittelalterforschung haben diese geistigen Bemühungen Karls des Großen darüber entschieden, dass der Gedanke der *renovatio* in der fränkischen Führungsschicht erst zu historischer Fernwirkung gebracht wurde. Konkret war es Karls *Admonitio generalis* (789), in der Alkuin sein Lehrprogramm ausarbeitete: „frei von allen humanistischen Idealen und auch fern von bewusstem Streben nach Vereinheitlichung des Reiches, vielmehr ganz auf die Überwindung kirchlicher Missstände ausgerichtet“<sup>11</sup>.

Über Alkuins Einsatz in den Lehrfragen hinaus hat sich dieser in den theologischen Streitdebatten seiner Zeit engagiert, insbesondere gegenüber der spanischen Theologie des Adoptianismus in geradezu polemischem Eifer. In einer der einschlägigen Schriften Alkuins (*Contra Felicem Urgellitanum episcopum libri septem*) von 799 findet sich ein entsprechender Widmungsbrief an Karl den Großen, in dem auf einen Auftrag des Königs Bezug genommen wird.<sup>12</sup> Dagegen scheint Alkuin in die große Kontroverse mit den Griechen über die Bilderverehrung (*Nicaenum* 787, *Libri Carolini*, Frankfurt 794) nur am Rande einbezogen gewesen zu sein. Seine theologische Hauptleistung liegt in seinem 802 vollendetem Traktat über die Dreifaltigkeit, der ebenfalls wieder auf den besonderen Wunsch Kaiser Karls geschrieben wurde<sup>13</sup> – eine erste Dogmatik, die die mittelalterliche Theologie begründete.

Einzubeziehen in unser Thema ist auch die Frage von Alkuins Unterstützung Karls des Großen in dessen Verhältnis zum Papsttum. Drei Dinge sind es, die hier zu nennen wären: Zunächst die von Alkuin gestaltete Grabinschrift zum Tod Papsts Hadrians I. 795 und die darin ausgedrückte leidenschaftliche Anteilnahme Karls am Tod des Papstes<sup>14</sup>; dann das von ihm 796 im Namen Karls abgefasste Schreiben vom Anfang des Pontifikates Papst Leos III. (795–816) (Stichwort: Karl als Verteidiger des Glaubens nach

außen und innen, der Papst als Mittler zu Gott, als *intercessor*<sup>15</sup>), schließlich Alkuins „auffallende Einsilbigkeit“ hinsichtlich des im Jahre 800 begründeten neuen Kaisertums. Dahinter steht Alkuins Idee von einem *imperium christianitatis* oder *imperium christianum*, einer christlichen Welt, die nach Alkuin nicht durch eine zusätzliche formelle Würde wie das wiederzulebende römische Kaisertum bekundet werden sollte, sondern eher schon durch die Überhöhung des davidischen Königtums<sup>16</sup>.

Fazit: Alkuins Bedeutung für die Herrschaft Karls des Großen lässt sich gut abschätzen, da die konkurrenzlose Fülle von Zeugnissen aus seiner Feder nicht allein seine Anteilnahme an den Zeitereignissen und seinen persönlichen Zugang zu dem Frankenkönig verdeutlichen, sondern auch seine Wünsche und Befürchtungen auf den Feldern der Kirchenpolitik, der Bildungserneuerung sowie der Beziehungen zum Papsttum. Insgesamt ist Alkuin jedoch am Ende zu keinem Zeitpunkt die alleinige Autorität in Karls Umgebung gewesen. Hier wären etwa Theodulf von Orleans, Einhard und andere mehr zu nennen.

Das Zusammenwirken zwischen Karl dem Großen und Alkuin soll abschließend am Beispiel der Aachener Marienkirche aufgezeigt werden. Zunächst an dem Brief, den Alkuin im Juni 798 an Karl den Großen geschickt hat und der die Marienkirche als einen Tempel bezeichnet, der nach der Kunstfertigkeit des sehr weisen Salomon für Gott errichtet worden sei: *ubi templum sapientissimi Salomonis arte Deo construitur*<sup>17</sup>. Auf Alkuin geht auch die viel diskutierte Bauinschrift dieser Kirche zurück. Von dieser Inschrift heißt es in Einhards *Karlsvita*, dass sich im Aachener Münster „auf dem Wandstreifen, der im Inneren zwischen den oberen und unteren Bögen verlief, eine Inschrift in roten Buchstaben befand. Darauf stand, wer die Kirche erbaut hatte. Die letzten Worte waren KAROLUS PRINCEPS. In seinem Todesjahre, mehrere Monate bevor er starb, bemerkten einige Leute, dass die Buchstaben des Wortes PRINCEPS so ausgelöscht waren, dass man sie nicht mehr lesen konnte. Karl aber hielt nichts von diesen Vorzeichen; jedenfalls tat er so, als ob sie ihn nichts angingen.“<sup>18</sup> Wie diese Inschrift insgesamt lautete, wissen wir aus einer wohl um 800 in St. Gallen entstandenen Textsammlung, die die Aachener Inschrift im vollen Umfang enthielt und die heute in der Leidener Handschrift (Voss. Lat. Q. 69) unter der Überschrift

<sup>10</sup> Ep. 229, MGH Epist. 4, 2, 1895, 373, Z. 11ff.

<sup>11</sup> Schieffer, „Alkuin und Karl der Große“, 19.

<sup>12</sup> Epp. 202, 203, MGH Epist. 4, 2, 1895, 335ff.

<sup>13</sup> Vgl. Schieffer, „Alkuin und Karl der Große“, 22.

<sup>14</sup> Vgl. Kerner, „Aachen – Rom“, 42.

<sup>15</sup> Vgl. Kerner, „Aachen – Rom“, 44.

<sup>16</sup> Classen, *Karl der Große, das Papsttum und Byzanz*, 77–8.

<sup>17</sup> Ep. 145, MGH Epist. 4, 2, 1885, 235, Z. 7–8.

<sup>18</sup> c. 32, zitiert nach Einhard, *Vita Karoli Magni*, hrsg. von Scherabon Firchow 1987, 61.

*Versus in aula ecclesiae in Aquispalatio* („Verse im Innenraum der Kirche in Aachenpfalz“) überliefert ist<sup>19</sup>:

Cum lapides vivi pacis conpage ligantur,  
 Inque pares numeros omnia conveniunt,  
 Claret opus domini, totam qui construit aulam,  
 Effectusque piis dat studiis hominum,  
 Quorum perpetui decoris structura manebit,  
 Si perfecta auctor protegat atque regat:  
 Sic Deus hoc tutum stabili fundamine templum,  
 Quod Karolus princeps condidit, esse velit.

Die ersten sechs Verse stammen aus dem Buch der Epigramme des Prosper von Aquitanien aus der Mitte des 5. Jahrhunderts und finden sich dort unter der Überschrift *de aedificatione domus Dei*. Alkuin übernahm diesen Text und ergänzte ihn wegen der oktogonalen Form des Bauwerks um die beiden letzten Verse. Die Allegorie der lebendigen Steine ist im übertragenen Sinne gemeint: sie spielt an auf die Gemeinschaft der Christen. Die lebendigen Steine sind die Gläubigen, durch deren Eintracht der spirituelle Bau der kirchlichen Gemeinschaft gebildet wird<sup>20</sup>.

Ebenfalls auf Alkuin geht die Idee des Kuppelmosaiks dieser Kirche zurück, das man im 19. Jahrhundert anhand der unter dem Putz aufgefundenen Vorzeichnungen rekonstruierte und das 1880/81 Jean Baptiste Bethune als Mosaik ausgestaltete. Es zeigt den thronenden Christus, umgeben von den vier Evangelienymbolen und den 24 Ältesten, die sich von ihren Sitzen erheben (Apk. 4,4). Anton von Euw (gest. 2009) hat in einer frühmittelalterlichen Sammelhandschrift von Alkuintexten<sup>21</sup> eine Federzeichnung der *Maiestas Domini* gefunden, die nahelegt, dass das karolingische Kuppelmosaik in Aachen ähnlich gestaltet war und deswegen auf Alkuin zurückgehen dürfte. Für Anton von Euw hatte Alkuin damit dem erhabenen Werk von Karls des Großen Marienkirche sein Siegel aufgedrückt.<sup>22</sup>

Diese besondere konzeptionelle Rolle des Architekten Alkuin bestätigt und vertieft auch die jüngste Forschung, die Alkuin als Baumeister um 780 in York bei der dortigen Sophienkirche und ein wenig später in Aachen bei der Marienkirche am Werke sieht.<sup>23</sup>

<sup>19</sup> *Inschriften des Aachener Doms*, gesammelt und bearb. von Helga Giersiepen, 6.

<sup>20</sup> Vgl. Bayer, „Die karolingische Bauinschrift des Aachener Domes“, 185–95.

<sup>21</sup> Zürich, Zentralbibliothek MS. C 80, als Dauerleihgabe in der St. Galler Stiftsbibliothek.

<sup>22</sup> Vgl. v. Euw, „Alkuin als Lehrer“, 256–62.

<sup>23</sup> Vgl. Lohrmann, „Alkuin als Architekt“, 49–66.



Abb. 4: Blick in das im 19. Jahrhundert nachgestaltete Mosaik des Kuppelgewölbes des Aachener Doms. Mosaik des Kuppelgewölbes, aus Harald Müller, Clemens M. M. Bayer und Max Kerner, Hrsg. *Die Aachener Marienkirche: Aspekte ihrer Archäologie und frühen Geschichte*; Harald Müller, Clemens M. M. Bayer und Max Kerner, *Der Aachener Dom in seiner Geschichte, Quellen und Forschungen* 1, 99 (Regensburg: Schnell und Steiner, 2014).

### Alkuin gestern und heute

Die geistigen Bemühungen, die Alkuin und die anderen Gelehrten um Karl den Großen entwickelten, basierten auf einem Latein-Europa. Dieses schulte sich sprachlich wie inhaltlich an den heidnischen Autoren, an den spätantiken Kirchenvätern und den christlichen Dichtern. Es lernte, mit den sieben freien Künsten von der Grammatik bis zur Arithmetik Ordnungskriterien zu ersinnen und Handlungsprogramme zu entwerfen. Die eigene Umwelt sollte anders als bisher wahrgenommen und handelnd zu verändern gesucht werden. Diese Veränderung der Welt durch Wissen betraf sowohl die äußere Ordnung der Herrschaft wie auch die innere des Glaubens, den königlichen Hof, die Amtsführung der Bischöfe und der Grafen, die Wirtschaftsgüter, die Kirche, ihr Recht, ihre Theologie wie Liturgie. Das Leitmotiv dieser Veränderung lautete: „das Fehlerhafte verbessern, das Unnütze beseitigen und das Richtige bekräftigen“ (*errata corrigere, superflua abscidere, recta coartare*<sup>24</sup>). Wenn es heute gilt, das moderne Europa zu gestalten, dann wird man an dem geistigen Weitblick des Angelsachsen Alkuin bzw. an der von ihm betriebenen Wissenschaft als einem Element der Herrschaftsverwaltung durchaus Maß nehmen dürfen und eine solch weit gefächerte Perspektive mit den uns eigenen Möglichkeiten und Wegen auf das Europa von heute und morgen übertragen können. Vielleicht bewahrt ein solcher Blick unsere vermeintliche Wissensgesellschaft davor, von Informationsriesen zu

<sup>24</sup> *Admonitio generalis*, MGH *Fontes iuris Germ. ant.* 16, 182, Z. 28–9.



Abb. 5: Federzeichnung der Maiestas Domini als Abbild des Aachener Kuppelmosaiks, Zürich, Zentralbibliothek, Ms. C80, 3. Viertel des 9. Jahrhunderts, aus Treppe und Schmuki, Hrsg., *Alkuin von York und die geistige Grundlegung Europas*, 258.

Wissenzwergen zu werden bzw. unsere Weltbilder durch Bilderwelten zu ersetzen.

### Räsonierende Bibliographie

Die wichtigsten Quellen und Darstellungen zu Alkuin sind in einem umfassenden Verzeichnis zusammengetragen, das sich in dem von Ernst Treppe und Karl Schmuki herausgegebenen Sammelband findet, der die Akten der Alkuin-Tagung in der Stiftsbibliothek St. Gallen 2004 enthält: *Alkuin von York und die geistige Grundlegung Europas* (St. Gallen, 2010), 293–322. Danach hat es die eine oder andere weiterführende Studie gegeben, so etwa von Dietrich Lohrmann, „Alkuin und Karl der Große vor ihrem Treffen 781 in Parma“, in *Frühmittelalterliche Studien: Jahrbuch des Instituts für Frühmittelalterforschung der Universität Münster*, Band 49 (2015): 1–20. Die oben im Text verkürzt angeführten Quellen- und Literaturzitate sind wie folgt aufzulösen:

### Quellen

- (Die) *Admonitio generalis Karls des Großen*, hrsg. v. Hubert Mordek, Klaus Zechiel-Eckes und Micheal Glatthaar, Monumenta Germaniae Historica. Fontes iuris Germanici antiqui in usum scholarum separatim editi 16. Hannover, 2012.
- Alcuini (Albini) Carmina*, hrsg. v. Ernst Dümmler, Monumenta Germaniae Historica. Poetae Latini aevi Carolini 1. Berlin, 1881, 160–351 [Carmen 123: 350–1].
- Alcuini Epistolae*, hrsg. v. Ernst Dümmler, Monumenta Germaniae Historica. Epistolae 4, Karolini aevi 2. Berlin, 1895, 1–481.

- Einhard, *Vita Karoli Magni= Das Leben Karls des Großen*. Lateinisch/Deutsch, hrsg. v. Evelyn Scherabon Firchow. Reclam, 1996, 1987.
- (Die) *Inschriften des Aachener Doms*, gesammelt und bearbeitet von Helga Giersiepen. Die Deutschen Inschriften 31. Wiesbaden, 1992.
- Notker der Stammler, *Taten Kaiser Karls des Großen*, hrsg. v. Hans F. Haefele, Monumenta Germaniae Historica. Scriptorum rerum Germanicarum. Nova Series 12. Berlin, 1959 [*Gesta Karoli*, I, 1: 1–2].

### Darstellungen

- Bayer, Clemens M. M. „Die karolingische Bauinschrift des Aachener Domes“. In *Der Aachener Dom als Ort geschichtlicher Erinnerung*. Werkbuch der Studierenden des Historischen Instituts der RWTH Aachen, hrsg. und eingeleitet v. Max Kerner, 185–95. Köln: PPP, 2004.
- Classen, Peter. *Karl der Große, das Papsttum und Byzanz: Die Begründung des karolingischen Kaisertums*, nach dem Handexemplar des Verfassers hrsg. v. Horst Fuhrmann und Claudia Märkl. Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters 9. Sigmaringen: Thorbecke, 1988.
- (von) Euw, Anton. „Alkuin als Lehrer der Komputistik und Rhetorik Karls des Großen im Spiegel der St. Galler Handschriften“. In *Alkuin von York und die geistige Grundlegung Europas*, hrsg. v. Ernst Treppe und Karl Schmuki, 251–62. St. Gallen: Verl. am Klosterhof, 2010.
- Fischer, Bonifatius. *Die Alkuin Bibel*. Aus der Geschichte der lateinischen Bibel 1. Freiburg im Breisgau: Herder, 1957.
- Fried, Johannes. *Karl der Große: Gewalt und Glaube. Eine Biographie*. München: Beck, 2013.
- Kerner, Max. „Aachen – Rom: Von Karl dem Großen bis Lothar II.“. In *Lotharingen und das Papsttum im Früh- und Hochmittelalter: Wechselwirkung im Grenzraum zwischen Germania und Gallia*, hrsg. v. Klaus Herbers und Harald Müller, 39–54. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Neue Folge 45. Berlin und Boston: De Gruyter Akademie, 2017.
- Lohrmann, Dietrich. „Alkuin als Architekt in York und Aachen“. *Geschichte im Bistum Aachen 12* (2013/2014), hrsg. vom Geschichtsverein für das Bistum Aachen, 49–66. Neustadt a. d. Aisch: Schmidt, 2015.
- Schieffer, Rudolf. „Alkuin und Karl der Große“. In *Alkuin von York und die geistige Grundlegung Europas*, hrsg. v. Ernst Treppe und Karl Schmuki, 15–32. St. Gallen: Verl. am Klosterhof, 2010.
- Treppe, Ernst. *Karl der Große und seine Gelehrten: zum 1200. Todesjahr Alkuins (gest. 804)*, hrsg. v. Ernst Treppe, Karl Schmuki und Theres Flury. St. Gallen: Verl. am Klosterhof, 2004.
- Treppe, Ernst. „Einführung“. In *Alkuin von York und die geistige Grundlegung Europas*, hrsg. v. Ernst Treppe und Karl Schmuki, 7–13. St. Gallen: Verl. am Klosterhof, 2010.

## Dunkelheit und Licht in Dantes *Commedia* und die Selbstreflexion des Sprechens über das Unsagbare

Thomas Klinkert (Zürich)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Dantes Weg in der *Commedia* führt von der Dunkelheit der Sünde und des Nicht-Wissens hin zum Licht der Erkenntnis und schließlich der Gottesschau, die allerdings sprachlich nicht darstellbar ist. Dantes Gedicht beruht auf einer grundlegenden Spannung zwischen Sagbarkeit und Unsagbarkeit, Sünde und Erlösung, Nicht-Wissen und Wissen. Anhand des Verhältnisses von Dunkelheit und Licht wird dieses Spannungsverhältnis im vorliegenden Beitrag untersucht.

**SCHLAGWÖRTER:** Alighieri, Dante; Dunkelheit; Licht; poetologische Selbstreflexion; das Undarstellbare; Allegorie

Gegenstand von Dantes Hauptwerk, der aus drei Teilen bestehenden *Commedia*, ist bekanntlich die Reise des erlebenden Ichs durch die drei Reiche des Jenseits: die Hölle, den Läuterungsberg und das Paradies. Diese Reise ist in jeder Hinsicht außergewöhnlich, denn wie im Text wiederholt verdeutlicht wird, ist die Grenze zwischen Diesseits und Jenseits normalerweise nur in einer Richtung überschreitbar. Nur die Seelen der Verstorbenen können in das Jenseits eindringen und erhalten dort einen ihrem diesseitigen Lebenswandel entsprechenden Ort zugewiesen. Dass Dante die Reise ins Jenseits schon zu Lebzeiten antreten kann, lässt ihn zu einem Ausnahmefall werden. Er steht damit in einer Reihe mit Figuren wie Aeneas und Paulus, ja sogar mit Christus. Nur solchen aus der Literatur oder der Religionsgeschichte bekannten Heldenfiguren ist es möglich, die Grenze zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen dem Reich der Lebenden und dem der Toten, in beide Richtungen zu überschreiten.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Gemäß Jurij M. Lotman, *Die Struktur literarischer Texte*, aus dem Russischen von Rolf-Dietrich Keil (München: Fink, 1972), 338, ist es ein Merkmal des Helden in literarischen Texten, dass er in der Lage ist, Grenzen zwischen semantischen Teilräumen zu überschreiten, die normalerweise unüberschreitbar sind. Auf dieser Grundlage definiert Lotman die narratologischen Begriffe ‚Ereignis‘ und ‚Sujethaftigkeit‘: „Die Welt ist in Lebende und Tote ein-

Dass dies alles andere als selbstverständlich ist, zeigt sich im zweiten Gesang des *Inferno*. Hier richtet Dante an Vergil die bange Frage, was ihn, der kein Aeneas und kein Paulus sei, denn dazu befähige, in das Reich der Toten vorzudringen: „Ma io perché venirvi? o chi 'l concede? | Io non Enea, io non Paulo sono: | me degno a ciò né io né altri 'l crede.“ (*Inf.* II, 31–33)<sup>2</sup> Der Dialog zwischen Dante und Vergil, in dessen Verlauf die Auserwähltheit Dantes offengelegt wird, ist eingebettet in ein deutlich markiertes Spannungsverhältnis zwischen Dunkelheit und Licht: Zu Beginn des Canto heißt es: „Lo giorno se n'andava, e l'aere bruno | toglieva li animai che sono in terra | da le fatiche loro [...]“ (*Inf.* II, 1–3).<sup>3</sup> Das Schwinden des Tageslichts setzt das erlebende Ich einer Gefahr aus, der es trotzen muss: „e io sol uno | m'apparecchiava a sostener la guerra | sí del cammino e sí de la pietate“ (*Inf.* II, 3–5).<sup>4</sup> Die Rettung aus dieser mit Dunkelheit verbundenen Gefahr geht folgerichtig von der Sphäre des Lichts aus. Wie Vergil berichtet, leuchteten die Augen Beatrices heller als ein Stern („Lucevan li occhi suoi piú che la stella“, *Inf.* II, 55), als sie sich ihm näherte, um ihm den Auftrag zu erteilen, Dante aus seiner Not herauszuführen. Teil der himmlischen ‚Befehlskette‘, die ihren Ausgang bei einer „Donna [...] gentil nel ciel“ (*Inf.* II, 94)<sup>5</sup> nimmt (dabei handelt es sich möglicherweise um die Jungfrau Maria selbst), ist Lucia, der das Licht schon im

geteilt und eine unüberschreitbare Linie trennt die beiden Teile. Der sujetthaltige Text behält dieses Verbot für alle Figuren bei, führt aber eine Figur (oder eine Gruppe) ein, die ihm nicht unterliegt: Aeneas, Télémaque oder Dante steigen in das Schattenreich hinab [...]. Somit ergeben sich zwei Gruppen von Figuren: bewegliche und unbewegliche. Die Unbeweglichen sind der Struktur des allgemeinen sujetlosen Typs unterworfen. [...] Eine bewegliche Figur ist eine, die das Recht hat, die Grenze zu überschreiten. [...] Die Bewegung des Sujets, das Ereignis ist die Überwindung jener Verbotsgränze, die von der sujetlosen Struktur festgelegt ist.“ In diesem Sinne ist die Überschreitung der Grenze zwischen dem Reich der Lebenden und dem der Toten in Dantes *Commedia* das sujetthafte Ereignis schlechthin, das die gesamte Makrostruktur des Textes dominiert. Zugleich erweist sich die *Commedia* im Sinne Lotmans als ein revolutionärer Text, der kulturell gesetzte Grenzen überschreitet.

<sup>2</sup> Zitiert wird nach folgender Ausgabe: Dante Alighieri, *La Divina Commedia*, a cura di Natalino Sapegno, 3 Bde (Firenze: La Nuova Italia, 1955). – „Doch was steig ich hinunter? Wer erlaubt es? | Ich bin Aeneas nicht, nicht Paulus bin ich, | Und niemand wird mich dafür würdig halten.“ – Dante Alighieri, *Die Göttliche Komödie*, übersetzt von Hermann Gmelin (Stuttgart: Reclam, 1988). Die deutschen Übersetzungen der Dante-Zitate sind hier und im Folgenden der Gmelin-Ausgabe entnommen.

<sup>3</sup> „Der Tag verschwand, es nahm der dunkle Äther | Den Lebewesen allen auf der Erde | Die Lasten ab [...].“

<sup>4</sup> „[...] und ich allein nur mußte | Mich vorbereiten zu dem schweren Kriege | Der Wanderung und auch zugleich des Mitleids.“

<sup>5</sup> „Im Himmel eine edle Frau.“

Namen eingeschrieben ist und die von den frühen Kommentatoren als „Grazia illuminante“ gedeutet wurde.<sup>6</sup> Als Beatrice ihre leuchtenden Augen voller Tränen abwendet, ist dies für Vergil das Signal zum sofortigen Aufbruch (*Inf.* II, 115–17). Die Wirkung von Vergils Bericht auf Dante wird wiederum mit einem Vergleich umschrieben, in dessen Zentrum Dunkelheit und Licht stehen (*Inf.* II, 127–32): So wie sich die Kelche der Blumen, die sich unter dem Eindruck von Nacht und Kälte geschlossen haben und herabhängen, durch die Einwirkung des Sonnenlichts wieder öffnen und aufrichten, ergeht es auch Dante bei Vergils Worten. Er fasst wieder Mut und will die beschwerliche Reise nun doch antreten.

Der zweite Canto des *Inferno* verbindet die Darstellung von Dantes Auserwähltheit nicht nur mit dem dynamischen Gegensatz zwischen Dunkelheit und Licht, sondern auch mit einer Selbstreflexion des schreibenden Ichs. Denn die zu Beginn dieses Gesangs erwähnte Gefahr, „la guerra | sí del cammino e sí de la pietate“ (*Inf.* II, 4–5), soll, so der Erzähler, von seinem Gedächtnis getreu wiedergegeben werden („che ritarrà la mente che non erra“, *Inf.* II, 6). Dazu aber benötigt er die Hilfe der Musen: „O muse, o alto ingegno, or m'aiutate; | o mente che scrivesti ciò ch'io vidi, | qui si parrà la tua nobilitate.“ (*Inf.* II, 7–9)<sup>7</sup> Hier wird also der für die *Commedia* besonders wichtige Nexus von poetologischen Reflexionen und der Darstellung des Gegensatzes von Dunkelheit und Licht angezeigt, wobei sich auch andeutet, dass die Versprachlichung der außergewöhnlichen Erfahrungen des Jenseitswanderers kein einfaches Unterfangen sein kann, ja dass es sich hier um den kühnen Versuch handelt, über das Unsagbare zu sprechen.

Die Außergewöhnlichkeit seiner Erfahrung ist nun indes noch keine hinreichende Legitimation dafür, dass diese von Dante auch erzählt werden kann. Im Mittelalter ist es nämlich anders als in der Neuzeit keineswegs selbstverständlich, dass ein Ich über sich selbst spricht, denn es gab damals keine emphatische Auffassung vom Individuum und von Subjektivität. Wenn ein Ich also eine ihm zugestoßene außergewöhnliche Erfahrung berichtet, so kann dies nicht mit dem alleinigen Ziel geschehen, diese Erfahrung um ihrer selbst willen zu versprachlichen. Vielmehr geht es darum, das Exemplarische einer solchen Erfahrung gebührend hervorzuheben. Exzeptionalität und Exemplarität verschmelzen somit in Dantes *Commedia*

<sup>6</sup> Vgl. den Kommentar von Sapegno zu *Inf.* II, 94–98.

<sup>7</sup> „O Musen, hohe Kunst, nun wollt mir helfen! | Gedächtnis, das geschrieben, was ich schaute, | Hier soll sich deine Vornehmheit erweisen!“



zu einer grundlegenden Einheit. Dies impliziert, dass Dantes Jenseitsreise einen Nutzwert und eine Belehrung für den Leser enthält. Dante begibt sich nicht nur als passiver und neutraler Beobachter in das Jenseits, sondern er wird in die Geheimnisse der göttlichen Weltordnung eingeführt und erhält Belehrungen, die ihm insbesondere von seinen drei Führern – dem antiken Dichter Vergil, der verstorbenen, von Dante in der *Vita nova* als Geliebte besungenen Beatrice und dem Heiligen Bernhard von Clairvaux – zuteil werden und die er zum allgemeinen Nutzen mitteilen und weitergeben möchte. Diese drei Führerfiguren verfügen über Kenntnisse, die sie dem Jenseitswanderer – und durch seine Vermittlung in letzter Konsequenz dem Leser – anvertrauen.

Die Jenseitsreise hat somit in einem ganz basalen Sinn eine mindestens doppelte Bedeutung. Zum einen bedeutet sie wörtlich sich selbst, zum anderen hat sie eine allegorische Bedeutung, die mit den im Jenseits anzutreffenden Gestalten und den über das Jenseits vermittelten komplexen kosmologischen, epistemischen, religiösen und politischen Sinngehalten zusammenhängt.<sup>8</sup> Diese allegorische Struktur gilt auch für die Beschreibungen von Licht und Dunkelheit, deren poetologische Valenz soeben anhand des zweiten Canto des *Inferno* kurz dargelegt wurde, die aber von Beginn an schon erkennbar sind. Wenn der Wanderer Dante sich am Anfang seiner Reise in einem dunklen Wald („selva oscura“) verirrt und dann versucht, einen Berg zu besteigen, auf dessen Gipfel man Sonnenstrahlen erblicken kann, so sind diese Hinweise wörtlich als Beschreibungen des Handlungsraumes zu verstehen: Drunten im Wald ist es dunkel und oben auf dem Berg scheint die Sonne. Dieser wörtlichen gesellt sich eine allegorische Bedeutung hinzu. Sie wird schon in den allerersten Versen dadurch angezeigt, dass bestimmte Wendungen vorkommen, die auf etwas Allgemeineres verweisen, wodurch die konkrete individuelle Situation überschritten wird:

<sup>8</sup> Zur allegorischen Dimension der *Commedia* vgl. Erich Auerbach, „Figura“, *Archivum Romanicum* 22 (1938): 436–89, wiederabgedruckt in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie* (Bern und München: Francke, 1967), 55–92, Robert Hollander, *Allegory in Dante's 'Commedia'* (Princeton: Princeton University Press, 1969), *Dante e le forme dell'allegoresi*, hrsg. von Michelangelo Picone (Ravenna: Longo, 1987), Otfried Lieberknecht, *Allegorese und Philologie: Überlegungen zum Problem des mehrfachen Schriftsinns in Dantes 'Commedia'* (Stuttgart: Steiner, 1999), Patricia Oster, *Der Schleier im Text: Funktionsgeschichte eines Bildes für die neuzeitliche Erfahrung des Imaginären* (München: Fink, 2002), 25–81. Dass Dante in der italienischen Literatur nicht der Erste war, der das aus der Biblexegese stammende Figuraldenken auf literarische Texte übertrug, zeigt Frank-Rutger Hausmann, *Die Anfänge der italienischen Literatur aus der Praxis der Religion und des Rechts* (Heidelberg: Winter, 2006), 53.

Nel mezzo del cammin di nostra vita  
mi ritrovai per una selva oscura  
che la diritta via era smarrita.  
Ahi quanto a dir qual era è cosa dura  
esta selva selvaggia e aspra e forte  
che nel pensier rinova la paura!  
Tant'è amara che poco è più morte;  
ma per trattar del ben ch'ì vi trovai,  
dirò de l'altre cose ch'ì v'ho scorte. (Inf. I, 1–9)

Grad in der Mitte unsrer Lebensreise  
Befand ich mich in einem dunklen Walde,  
Weil ich den rechten Weg verloren hatte.  
Wie er gewesen, wäre schwer zu sagen,  
Der wilde Wald, der harte und gedrängte,  
Der in Gedanken noch die Angst erneuert.  
Fast gleicht seine Bitternis dem Tode,  
Doch um des Guten, das ich dort gefunden,  
Sag ich die andern Dinge, die ich schaute.

Der Hinweis auf die Mitte des Lebenswegs („Nel mezzo del cammin di nostra vita“) enthält eine solche allegorische Bedeutungsdimension, insofern das individuelle Ich, von dem hier die Rede ist, für etwas Allgemeines steht, für unser aller Leben („nostra vita“). Dieses Ich ist vom rechten Wege abgekommen („che la diritta via era smarrita“, und in V. 12 heißt es noch deutlicher: „che la verace via abbandonai“), d. h. es befindet sich offenbar in einer seine Existenz und sein Seelenheil gefährdenden Situation. Dementsprechend ist die furchterregende Umgebung des Waldes mit Todesgedanken verbunden, die sogar noch im zeitlich später angesiedelten erzählenden Ich Angstzustände auslösen („che nel pensier rinova la paura!“). Auch die abrupte Entgegensetzung der Todesgedanken (V. 7) und des Guten („del ben“, V. 8), welches das Ich außerdem auf seiner Wanderung gefunden zu haben behauptet, impliziert eine allegorische Dimension. Leben und Tod, Gefährdung und Rettung sind somit programmatisch miteinander verknüpft und sie werden, wie bereits gesagt wurde, systematisch an die Beschreibung von Licht-Dunkel-Verhältnissen gebunden: Der dunkle Wald und der sonnenbeschiedene Bergesgipfel stehen hierfür ein. In dieser doppelt lesbaren Entgegensetzung von Dunkelheit und Licht ist der Weg des Wanderers von

der Sünde zur Erlösung, vom Verirren im dunklen Wald hin zur *visio Dei* vorgezeichnet.<sup>9</sup>

Liest man den ersten Canto des *Inferno*, so erkennt man außerdem, wenn auch weniger explizit als im zweiten Gesang, den Zusammenhang zwischen der Beschreibung von Dunkelheit und Licht und der autoreferentiell-poetologischen Ebene des Textes. Es werden zwei unterschiedliche Zeit- und Handlungsdimensionen markiert: zum einen die Zeitdimension des erlebenden Ichs, welches sich im Wald verirrt, dort Angstzustände erleidet und schließlich aus seiner Lage durch Vergil befreit wird; daneben finden wir die Dimension des sich erinnernden und schreibenden Ichs, das nicht nur über die eigenen Emotionszustände nachdenkt, sondern auch über die Bedingungen der Versprachlichung. So finden sich etwa in den Versen 4–10 des ersten Canto gleich vier Verben, die auf den Akt des Sprechens bzw. Schreibens verweisen, zweimal das Verb „dir“, einmal „trattar“ und einmal „ridir“. Dabei wird auf die Schwierigkeiten des Sagens hingewiesen. Die schreckliche Erfahrung des sich Verirrrens im Wald drängt das Ich einerseits zur Versprachlichung und behindert dieselbe andererseits. Auf der Ebene der erzählten Handlung ist das erlebende Ich eingeschlossen zwischen der Dunkelheit des Waldes und dem Berg, der zwar an seinem Gipfel vom Sonnenlicht bestrahlt wird, der jedoch, wie sich herausstellt, vom erlebenden Ich nicht bestiegen werden kann, weil sich ihm drei wilde Tiere in

<sup>9</sup> Der Weg zu Gott von der „selva oscura“ und der Dunkelheit der Hölle hin zum strahlenden Licht des Paradieses legt es scheinbar nahe, von einer „Lichtmetaphysik“ zu sprechen. Dies wurde in der Forschung auch häufig getan, wobei allerdings, wie Simon A. Gilson überzeugend gezeigt hat, eine solche „Lichtmetaphysik“ eher ein Konstrukt der Forschung als ein diskursiv konkret nachweisbares Phänomen ist. Vgl. Simon A. Gilson, *Medieval Optics and Theories of Light in the Works of Dante* (Lewiston: Edwin Mellen Press, 2000), 151–69, hier 168: „The term ‘light metaphysics’ is [...] often used uncritically and, given the diversity of contexts and differing strands of thought subsumed within this heading, it is misleading to regard medieval ideas about light as forming a unified, coherent, or even exclusively Neoplatonic body of doctrine.“ Vgl. allgemein zur Bedeutung des Lichts bei Dante u. a. Guido di Pino, *La figurazione della luce nella ‚Divina Commedia‘* (Firenze: La Nuova Italia, 1952), Joseph Anthony Mazzeo, „Light Metaphysics, Dante’s *Convivio* and the Letter to Can Grande della Scala“, *Traditio* 14 (1958): 191–229, Monica Rutledge, „Dante, the Body and Light“, *Dante Studies* 113 (1995): 151–65, Didier Ottaviani, *La philosophie de la lumière chez Dante: du ‚Convivio‘ à la ‚Divine Comédie‘* (Paris: Champion, 2004), Diego Fasolini, „‘Illuminating’ and ‘Illuminated’ Light: a Biblical-Theological Interpretation of God-as-Light in Canto XXXIII of Dante’s ‚Paradiso‘“, *Literature and Theology* 19, Nr. 4 (2005): 297–310, Marco Ariani, *Lux inaccessibilis: metafore e teologia della luce nel ‚Paradiso‘ di Dante* (Roma: Aracne, 2010), Alessandro Benucci, *Poétique de la lumière dans l’Enfer et le ‚Purgatoire‘ de Dante* (Limoges: Lambert-Lucas, 2017).

den Weg stellen: ein Leopard, ein Löwe und eine Wölfin. Diese Tiere werden in der Kommentartradition allegorisch als Sünden gedeutet (explizite Hinweise dafür gibt es im Text jedoch nur in Bezug auf die Wölfin): der Leopard als Luxuria, der Löwe als Superbia und die Wölfin als Avaritia, das Dante zufolge schlimmste Übel seiner Zeit.<sup>10</sup> Nach der Begegnung mit dem ersten wilden Tier, dem Leopard, der ihm den Aufstieg verwehrt, verweist der Erzähler erneut auf die Lichtverhältnisse und stellt die Tages- und Jahreszeit in einen schöpfungsgeschichtlichen Zusammenhang („Temp’era dal principio del mattino, | e ’l sol montava ’n sú con quelle stelle | ch’eran con lui quando l’amor divino | mosse di prima quelle cose belle“, *Inf. I*, 37–40),<sup>11</sup> womit wiederum die allegorische Sprechweise des Textes erkennbar wird. Auch wird der räumliche Gegensatz zwischen Oben und Unten nutzbar gemacht, um die Opposition zwischen Licht und Dunkelheit mit zusätzlicher Bedeutung anzureichern. Die Unmöglichkeit, nach oben zu kommen, hat ebenfalls eine wörtliche und eine allegorische Bedeutung, die nicht zuletzt darin zum Ausdruck kommt, wie es in V. 59–60 heißt, dass das Ich wieder dahin zurückgetrieben wird, wo die Sonne schweigt („là dove ’l sol tace“), d. h. dorthin, wo es dunkel ist.

Hier begegnet das Ich einem Schattenkörper, vor dem es zunächst Angst hat, der sich aber alsbald als sein künftiger Führer Vergil entpuppt. Dieser ist dem Protagonisten als Autor und literarisches Vorbild wohlbekannt; was ihm dagegen noch nicht bekannt ist, ist die göttliche Mission, auf welche Vergil sich im Auftrag von Beatrice und Lucia begeben hat und deren Ziel es ist, Dante aus der „selva oscura“ zu befreien. Auch Vergil hat also mindestens eine doppelte Bedeutung: Zum einen ist er ein alter Bekannter, ein Dichter, dessen Werke Dante als stilistisches Vorbild dienen, zum anderen ist Vergil ein Instrument der göttlichen Vorsehung und heilsgeschichtlichen Planung, in deren Hintergründe Dante im Zuge seiner Reise nach und nach eingeführt werden soll. Auch Vergil betont noch einmal die allegorische Bedeutung der Licht-Dunkelheit-Opposition, indem er Dante fragt, weshalb er „a tanta noia“ (*Inf. I*, 76)<sup>12</sup> zurückkehre und nicht auf den Gipfel des Berges hinaufgestiegen sei, der „cagion di tutta gioia“ (*Inf. I*, 78)<sup>13</sup> sei. Dunkelheit steht also für „noia“ und Licht für „gioia“. Dem entspricht es, dass der zu-

<sup>10</sup> Vgl. Sapegnos Kommentar zu *Inf. I*, 32–60.

<sup>11</sup> „Es war die Zeit der ersten Morgenstunde, | Die Sonne stieg empor mit jenen Sternen, | Die bei ihr waren, als die Liebe Gottes | Die schöne Welt zum erstenmal bewegte.“

<sup>12</sup> „wieder ins Verderben“.

<sup>13</sup> „Anfang jeder Freude“.

nächst vor Vergils Schattenleib erschrockene Dante, nachdem Vergil sich zu erkennen gegeben hat, freudig ausruft: „O de li altri poeti onore e lume“ (*Inf.* I, 82).<sup>14</sup> Das Licht steht hier für die überragende literarische Qualität des antiken Autors und impliziert zudem eine positive Macht, die von Vergil am Ort dieser Begegnung offenbar ausgeht und die verspricht, Dante zu retten.

Man merkt an diesen wenigen Beispielen, wie bedeutsam der Gegensatz von Dunkelheit und Licht schon zu Beginn des *Inferno* erscheint. Die *Commedia* ist ein Text, der Elemente des Wissens, des Glaubens, der Philosophie und des Politischen miteinander verbindet und diese poetisch überformt. Diese komplexe Verschmelzung macht einerseits den ungebrochenen Reiz aus, der die Leser bis zum heutigen Tag fasziniert; andererseits ist sie auch die Ursache für Schwierigkeiten, die sich beim Lesen einstellen, denn die Verbindung von poetischen und nicht-poetischen Diskursen hat zur Folge, dass das Nicht-Poetische sich in Dantes Text nicht eins zu eins wiederfindet. Dante bedient sich der verschiedenen ihm zur Verfügung stehenden nicht-poetischen Diskurse, um diese zu überformen und zu überschreiten. Er ist nicht einer bestimmten theologischen oder philosophischen Doktrin verpflichtet, sondern rekombiniert verschiedene, von ihm selektiv aufgenommene Wissens- und Glaubenselemente zu neuen Strukturen. Umgekehrt ist es so, dass die poetische Darstellung bei Dante nicht unabhängig von den vermittelten Glaubens- und Wissensselementen zu betrachten ist. Es handelt sich nicht um ein im neuzeitlichen Sinne autonomes poetisches Gebilde, sondern um eine komplexe Verbindung der poetisch-ästhetischen Ebene mit der aus verschiedenen Diskursen gespeisten Inhaltsebene.<sup>15</sup>

Dantes Gedicht beruht insgesamt auf einer grundlegenden Spannung zwischen Sagbarkeit und Unsagbarkeit, Sünde und Erlösung, Wissen und Nichtwissen.<sup>16</sup> Am Verhältnis von Dunkelheit und Licht soll dieses Span-

<sup>14</sup> „O du, der andern Dichter Ehr und Leuchte“.

<sup>15</sup> In anderem Zusammenhang habe ich in Auseinandersetzung mit Benedetto Croce versucht, dieses Verhältnis mit dem Konzept der doppelten Codierung zu beschreiben: Thomas Klinkert, „Introduzione: problemi ermeneutici ed epistemologici della *Commedia* di Dante e la sua doppia codificazione quale testo poetico e testo di sapere“, in *Dante e la critica letteraria: una riflessione epistemologica*, hrsg. von Thomas Klinkert und Alice Malzacher (Freiburg i. Br.: Rombach, 2015), 7–26. Darunter ist zu verstehen, dass bestimmte Inhalte als Wissens- oder Glaubenselemente gelesen werden können und damit spezifischen Wahrheitsbedingungen unterliegen. Andererseits liegt immer zugleich auch eine poetische Codierung vor, woraus sich ein grundsätzliches Konflikt- und Spannungsverhältnis ergibt.

<sup>16</sup> Diese Spannungsverhältnisse werden von Dante explizit reflektiert und sie hängen mit den Problemen des Schreibens über das Unsagbare zusammen. Karlheinz Stierle, „Umbrife-

nungsverhältnis hier weiter untersucht werden. Wie wir schon anhand der ersten beiden Canti des *Inferno* sehen konnten, sind Licht und Dunkelheit als modellbildendes Gegensatzpaar konzipiert. Allerdings, so muss man hinzufügen, ist Dunkelheit nicht einfach ein auf der gleichen ontologischen Ebene wie Licht zu situierendes Prinzip. Dunkelheit ist an Gefährdung und damit an das Böse, die Sünde geknüpft. Licht steht hingegen für das Gute, das Heil, die Rettung. Der Kirchenvater Augustinus hat die Überlegung formuliert, dass das Böse und das Gute keine gleichrangigen Prinzipien seien: „Prinzip, Wesenheit ist allein das Gute; das Böse nur der Widerspruch zu ihm, seine Negation – die freilich dadurch, daß sie in die Gesinnung, die Haltung, die Zuständigkeit des Menschen übergeht, zu einer Macht wird. So denkt auch Dante.“<sup>17</sup> Guardini zufolge ist der Gegensatz zwischen Licht und Dunkel in Analogie zum Verhältnis zwischen dem Prinzip des Guten und dem Bösen als dessen Negation zu begreifen: „Sieht also seine Metaphysik das Licht als Ausdruck des Guten, dann kann das Inferno nur durch die Abwesenheit des Lichtes bestimmt sein.“<sup>18</sup> Er verweist unter anderem auf folgende Stellen: *Inf.* IV, 13: „Or discendiam qua giù nel cieco mondo“,<sup>19</sup> *Inf.* IV, 151: „e vegno in parte ove non è che luca“,<sup>20</sup> *Inf.* V, 28: „Io venni in loco d’ogne luce muto“. <sup>21</sup> Hervorgehoben wird hier also jeweils das Fehlen des Lichts, und es wird damit die Funktion der Hölle als Negation oder Absenz des Guten deutlich markiert.

Das eben erwähnte Spannungsverhältnis zwischen den verschiedenen Wissens- und Glaubensgehalten auf der einen Seite und dem poetischen

ri prefazi’: Licht, Farbe und mediale Metamorphosen in Dantes *Paradiso*“, *Deutsches Dante-Jahrbuch* 85/86 (2010/2011): 103–29, hier 110–2, spricht von vier Grenzen, an die Dante insbesondere im *Paradiso* stoße: das Unfassbare, das Unerinnerbare, das Unausdenkliche und das Unsagbare. Angesichts dieser vier Grenzen entstehe „eine unabsehbare Folge von ‚umbriferi prefazi‘ [schattenhaften Vorannahmen], die auf ‚umbriferi prefazi‘ verweisen, ohne dass hier ein Ende absehbar wäre. Vor der Vielzahl dieser subjektiv erfahrenen Ungewissheiten schwindet der Boden einer verlässlichen theologischen Doktrin.“ (115) Die „umbriferi prefazi“ seien, so Stierle, „allegorisch oder symbolisch nicht mehr auflösbar, sie sind Figurationen einer Intensität, die in keinen endgültigen Gestalten mehr aufgehen kann. Die immer strahlendere Geistigkeit des *Paradiso* kann in keiner *doctrina christiana* mehr ihren Ort finden, sie kann sich allein noch in einer Dichtung manifestieren, die bis an die Grenzen des Vorstellbaren und Darstellbaren vorstößt.“ (115)

<sup>17</sup> Romano Guardini, *Das Licht bei Dante* (München: Hueber, 1956), 3.

<sup>18</sup> Guardini, *Das Licht bei Dante*, 3.

<sup>19</sup> „Nun steigen wir hinab zur blinden Tiefe“.

<sup>20</sup> „Und ich kam dorthin, wo kein Licht mehr leuchtet“.

<sup>21</sup> „Ich kam zum Ort, wo jedes Licht verstummte“.

Text auf der anderen äußert sich nicht zuletzt auch in der Tatsache, dass die Hölle als derjenige Jenseitsraum, welcher durch die Absenz des Guten gekennzeichnet ist und somit gegenüber den anderen Jenseitsbereichen abgewertet wird, dennoch in der poetischen Gestaltung genau so viel Platz einnimmt, wie jeder der beiden anderen Jenseitsräume. Aus der Absenz von Licht in den verschiedenen, immer tiefer ins Innere der Erde eingelagerten Kreisen der Hölle gewinnt Dante interessante darstellerische Effekte. Dies sei an einem Textbeispiel kurz verdeutlicht. In *Inf.* XV begegnet der von Vergil begleitete Jenseitswanderer dem aus Florenz stammenden Rhetorik- lehrer und Schriftsteller Brunetto Latini. Dieser hat für Dante offenbar eine positive Rolle gespielt. Obwohl nicht gesichert ist, dass der reale Dante und Brunetto sich persönlich kannten,<sup>22</sup> ist doch erkennbar, dass der Autor Dante Brunetto als eine Art Lehrer oder Vorbild darstellt, wenn er schreibt: „ché 'n la mente m'è fitta, e or m'accora, | la cara e buona imagine paterna | di voi quando nel mondo ad ora ad ora | m'insegnavate come l'uom s'eterna“ (*Inf.* XV, 82–85).<sup>23</sup>

Dieser Brunetto befindet sich im dritten Streifen des siebten Höllenkreises, wo ein Feuerregen auf eine Sandfläche herniedergeht, der die Schattenkörper der Toten versengt. An der Stelle, an der Brunetto und Dante sich begegnen, herrschen besonders schlechte Sichtverhältnisse. Diese sind der Grund, weshalb Brunetto und die anderen in der Schar von Verdammten beim Anblick von Dante und Vergil die Augenbrauen so zusammenziehen,

<sup>22</sup> Grundsätzlich gibt es ja überhaupt nur sehr wenig gesichertes Wissen über den Autor der *Commedia*, was zweifellos mit seinem durch innerflorentinische politische Konflikte bedingten Exil zusammenhängt. Vgl. hierzu Frank-Rutger Hausmann, „Fast alles, was wir von Dante wissen, wissen wir von Dante: Plädoyer für einen kritischen Umgang mit Dantes Biographie“, in *Bright Is the Ring of Words: Festschrift für Horst Weinstock*, hrsg. von Clausdirk Pollner, Helmut Rohlfing und Frank-Rutger Hausmann (Bonn: Romanistischer Verlag, 1996), 109–25.

<sup>23</sup> „Denn tief im Geiste lebt mir und ergreift mich | Das liebe, gute, väterliche Antlitz | Von Euch, da Ihr mich Schritt um Schritt im Leben | Gelehrt habt, wie man sich verewigen könne.“ – Zu Brunetto vgl. u. a. Hans Robert Jauß, „Brunetto Latini als allegorischer Dichter“, in *Formenwandel: Festschrift zum 65. Geburtstag von Paul Böckmann*, hrsg. von Walter Müller-Seidel und Wolfgang Preisendanz (Hamburg: Hoffmann & Campe, 1964), 47–92, Johannes Bartuschat, „Autour de Brunet Latin: Observations sur la dimension politique de l'Enfer“, in *L'Inferno di Dante*, hrsg. von Paolo Grossi (Paris: Istituto italiano di cultura, 2004), 47–64, Karlheinz Stierle, „Das Ganze der Welt: Dante und die Enzyklopädie seines Lehrers Brunetto Latini“, in *Vom Weltbuch bis zum World Wide Web: enzyklopädische Literaturen*, hrsg. von Waltraud Wiethölter et al. (Heidelberg: Winter, 2005), 69–88, Sebastian Neumeister, „Eine Enzyklopädie zwischen Wissen und Weisheit: Brunetto Latinis ‚Tresor‘ (1260)“, *Deutsches Dante-Jahrbuch* 85/86 (2010/2011): 175–97.

wie ein alter Schneider beim Einfädeln eines Fadens in ein Nadelöhr es tut, und erst dieses intensive Anschauen führt dazu, dass Brunetto Dante schließlich erkennt. Auch Dante muss sich anstrengen, um in der vom Flammenregen entstellten Figur („lo cotto aspetto“, *Inf.* XV, 26) den ihm bekannten Brunetto wiederzuerkennen. In der Begegnung mit Brunetto Latini zeigt sich, wie Dante trotz der äußerst unwirtlichen Umgebung mit einem Höllenbewohner eine positive Verbindung haben kann. Die beiden Florentiner gehen sogar äußerst zuvorkommend miteinander um: Brunetto nennt Dante seinen Sohn (V. 31) und umgekehrt spricht Dante von der „buona imagine paterna“ (V. 83).

Besonders wichtig ist darüber hinaus, dass Dante als erlebendes Ich in diesem Canto zum ersten Mal zum Binnenerzähler wird, denn auf Brunettos Frage nach dem Grund seiner Jenseitsreise gibt er einen kurzen Bericht, aus dem hervorgeht, wie und warum er in die Hölle gekommen ist (*Inf.* XV, 49–54). Dabei handelt es sich um eine *mise en abyme* der Erzählsituation, die schon vorausweist auf die spätere Verwandlung des erlebenden Ichs in ein erzählendes und damit auf das Telos des Textes. Auch die sonstigen Dialoge zwischen Brunetto und Dante beziehen sich auf Dantes Mission als Autor und als Kritiker seiner Heimatstadt Florenz, wobei die Kritik hier Brunetto in den Mund gelegt wird, der die geizigen, neidischen und hochmütigen Florentiner schilt („gent'è avara, invidiosa e superba“, *Inf.* XV, 68).<sup>24</sup> An diesem Beispiel erkennt man, dass Dante sich keineswegs durch den theologisch oder heilsgeschichtlich negativen Status der Hölle davon abhalten lässt, positive und poetisch interessante Begegnungen darzustellen.

Insgesamt kann man sagen, dass die Hölle aufgrund ihrer physischen Beschaffenheit – es handelt sich um einen bis in den Mittelpunkt der Erde sich erstreckenden trichterförmigen Krater – durch die Absenz von Licht und damit die Behinderung des Sehens gekennzeichnet ist. Am innersten Punkt der Erde befindet sich der Höllenfürst Lucifer, der in einem gefrorenen See steckt und durch seine Flügel einen eisigen Wind erzeugt. Dantes Wahrnehmung ist, wie wir im 34. Gesang des *Inferno* lesen können, stark beeinträchtigt. Die Einschränkung insbesondere der visuellen Wahrnehmungsfähigkeit wird kompensiert durch andere Sinneskanäle (Hören, Fühlen). Das Sehen ist nicht völlig ausgeschaltet, steht aber unter dem Vorbehalt des Scheinhaften; so heißt es: „veder mi parve“ (*Inf.* XXXIV, 7). Diese eingeschränkte Wahrnehmungsfähigkeit wird verknüpft mit einer wiederholten Bezugnah-

<sup>24</sup> „Ein geizig Volk und neidisch und vermessen“.

me auf den Schreibakt, was sich aus der noch andauernden Betroffenheit und Erschütterung des Erzählers durch die von ihm beobachteten Phänomene im Zentrum der Hölle erklärt. Das erlebende Ich wird hier an seinem ganzen Körper von Angst ergriffen und leidet unter der Kälte und dem Sturmwind. Seine einzige Möglichkeit, Zuflucht zu finden, ist, sich hinter seinem Führer Vergil zu verstecken.

Trotz der schlechten Sichtverhältnisse nimmt der Protagonist die Umgebung aber wahr und verweist darauf, dass an dieser Stelle der Hölle die Veräter ihre Strafe verbüßen, indem sie ganz im Eis eingeschlossen sind. Diesen Gedanken niederzuschreiben verursacht dem sich erinnernden Erzähler trotz seiner zeitlichen und räumlichen Distanz zu dem Erlebten eine große Angst: „e con paura il metto in metro“ (*Inf.* XXXIV, 10).<sup>25</sup> Auch die Beschreibung seines Gemütszustandes angesichts der Schrecknisse wird problematisiert. In einer Leserapostrophe (*Inf.* XXXIV, 22–24) sagt der Erzähler, dass er nicht beschreiben könne, wie er sich als erlebendes Ich zugleich zu Eis erstarrt und in Flammen stehend gefühlt habe. Die Sprache reiche nicht hin, um diesen Gefühlszustand zu erfassen: „ogne parlar sarebbe poco“ (*Inf.* XXXIV, 24).<sup>26</sup> Schließlich soll der Leser selbst sich vorstellen, wie Dantes paradoxer Zustand – weder lebend noch tot – gewesen sein muss: „Io non morì, e non rimasi vivo: | pensa oggimai per te, s’hai fior d’ingegno, | qual io divenni, d’uno e d’altro privo.“ (*Inf.* XXXIV, 25–27)<sup>27</sup>

Man sieht hieran, wie die Absenz von Licht in der Hölle von Dante zum Anlass gemacht wird, um einerseits die Beobachterposition durch eine teilnehmende Position zu ersetzen, und wie zum anderen mit der Beschreibung des Unsagbaren eine metapoetische Ebene eingebracht wird in Verbindung mit einer Leserapostrophe, die dazu dient, die Vorstellungskraft des Lesenden zu aktivieren, um das Unsagbare dennoch vermitteln zu können. Licht-Dunkel-Verhältnisse werden somit an Darstellungsreflexionen geknüpft und erhalten eine poetologische Bedeutung. Diese Verknüpfung zeigt sich auch in den beiden anderen Cantiche des Werks, im *Purgatorio* und im *Paradiso*. Diese beiden Jenseitsreiche sind im Gegensatz zur Hölle nicht durch die zunehmende Abwesenheit von Licht, sondern im Gegenteil durch seine zunehmend intensiver werdende Präsenz gekennzeichnet. Dies erklärt sich für den Läuterungsberg geologisch dadurch, dass er ja in den Himmel

aufragt und somit von der Sonne voll erfasst werden kann, worin sich die semantisierte Raumopposition Hölle vs. Läuterungsberg manifestiert. Im Gegensatz zur Hölle, wo die Sünder nach dem Tod ihre Strafen in alle Ewigkeit erleiden müssen, ohne je die Hoffnung auf Erlösung haben zu können, was mit ihrer unveränderlichen Zuordnung zu einem bestimmten Ort korreliert, ist es auf dem Läuterungsberg so, dass die Sünder sich nur temporär dort befinden und nach und nach von ihren Sünden befreit werden, weil sie sie abbüßen können. Der Läuterungsberg hat insofern einen Sonderstatus, denn er ist – anders als die Hölle und das Paradies – ein Ort des Übergangs, ein Ort der Zeit und nicht der Ewigkeit. In den Prozess der Reinigung von den Sünden wird auch der Wanderer Dante mit einbezogen. Er ist hier nicht nur Beobachter und Lernender, sondern auch Erlebender, der selbst von seinen Sünden durch ein Purgationsritual befreit wird. In diesem Bereich des Jenseits erfolgt nun gegenläufig zum vorherigen Abstieg in die Tiefen der Hölle ein Aufstieg hin zum irdischen Paradies, welches auf dem Gipfel des Läuterungsberges gelegen ist. Dies ist der Garten Eden, in dem Adam und Eva vor dem Sündenfall gelebt haben. Genau in diesem Bereich begegnet der Wanderer seiner verstorbenen Geliebten Beatrice wieder. Sie hat davon Kenntnis erhalten, dass er sich als Sünder im dunklen Wald verirrt habe, und hat zu seiner Errettung Vergil ausgesendet. Hier nun kommt sie ihm selbst als Abgesandte des Himmels entgegen und wird ihn vom irdischen ins himmlische Paradies begleiten. Vergil kann nämlich als Nicht-Christ nicht in den höchsten Bereich des Jenseits vordringen.

Die Wiederbegegnung mit Beatrice im irdischen Paradies ist gekennzeichnet durch ein beeindruckendes Schauspiel von Licht und Farbe:

Io vidi già nel cominciar del giorno	22
la parte oriental tutta rosata,	
e l’altro ciel di bel sereno addorno;	
e la faccia del sol nascere ombrata,	25
sí che, per temperanza di vapori,	
l’occhio la sostenea lunga fiata:	
cosí dentro una nuvola di fiori	28
che da le mani angeliche saliva	
e ricadeva in giù dentro e di fori,	
sovra candido vel cinta d’uliva	31
donna m’apparve, sotto verde manto	
vestita di color di fiamma viva.	( <i>Purg.</i> XXX, 22–33)

<sup>25</sup> „nur mit Furcht kann ich’s beschreiben“.

<sup>26</sup> „weil jedes Wort vergeblich wäre“.

<sup>27</sup> „Ich war nicht tot und war auch nicht lebendig; | Denk nun bei dir, wenn dir Verstand gegeben, | Wie ich geworden, weder dies noch jenes.“

Ich sah wohl manchmal schon am frühen Tage 22  
 Den Himmelsrand im Osten ganz gerötet,  
 Indes der Rest in schöner Klarheit strahlte,  
 Und sah der Sonne Antlitz dunstig steigen, 25  
 So daß das Auge durch der Dämpfe Trübung  
 Das Licht auf lange Zeit ertragen konnte.  
 So kam in einer dichten Blumenwolke, 28  
 Die aus der Engel Händen dort entströmte  
 Und niederregnete nach allen Seiten,  
 Im weißen Schleier mit Olivenzweigen 31  
 Dort eine Frau, in einem grünen Mantel  
 Und einem Kleide von der Flammen Farbe.

Die Erscheinung Beatrices wird verglichen mit dem Schauspiel des Sonnenaufgangs, bei dem die Sonne, von Dunst verhüllt, direkt angeblickt werden kann. Beatrice wird in Analogie zur Sonne gesetzt und erscheint eingehüllt in eine Blumenwolke, strahlend von Farben und wie eingekleidet in helle Flammen. Sie gehört also jener Sphäre des Lichts an, in der die Seelen für immer erlöst sind und an der göttlichen Seligkeit teilhaben dürfen. Doch dieser Anblick der Glückseligkeit ist für Dante nicht ohne Hindernisse möglich. Auch diese ihn beglückende Erfahrung einer wiedergefundenen Liebe, die ihm das Heil und die Wahrheit bringt, wird verbunden mit einer Reflexion über die Grenzen der Darstellbarkeit. Dantes Wahrnehmung bei der Begegnung mit Beatrice ist von Beginn an beeinträchtigt. So heißt es in *Purg.* XXX, 37, dass seine Verbindung zu Beatrice lange schon nicht mehr auf visueller Wahrnehmung basierte, weil sie ja schon lange verstorben ist. Trotz der fehlenden visuellen Wahrnehmung spürt sein Geist die große Gewalt seiner einstigen Liebe aufgrund einer „occulta virtú“ (*Purg.* XXX, 38), einer verborgenen Kraft, die von Beatrice ausstrahlt. Die metapoetische Dimension ist hier insofern manifest, als Beatrice nun vorübergehend zur Binnenerzählerin wird und Dantes Geschichte rekapituliert (*Purg.* XXX, 103–145).

Im Dialog zwischen der ihn der Untreue bezichtigenden Beatrice und Dante wird immer wieder auf das Sehen oder Nicht-Sehen hingewiesen (z. B. *Purg.* XXXI, 36 oder 79). Im XXXII. Gesang wird Dante vorübergehend geblendet. Zunächst heißt es, dass seine Augen exklusiv auf Beatrice gerichtet seien mit dem Ziel, den lange schon bestehenden Durst nach ihr zu stillen. Dabei seien die anderen Sinnesorgane ausgeschaltet. Durch diesen Anblick jedoch, der mit einem Blick in die Sonne verglichen wird, wird Dantes Sehvermögen vorübergehend außer Kraft gesetzt. Als sein Sehinn

wieder einigermaßen intakt ist, nimmt er eine Prozession wahr und wird Zeuge eines erstaunlichen Vorgangs: Jener Baum, von dessen verbotenen Früchten einst Adam gegessen hatte und der seither verdorrt war, fängt wieder an zu blühen. Zugleich ertönt ein heiliger Hymnus. Die Schönheit des Schauspiels und dessen Außergewöhnlichkeit überfordern den wahrnehmenden Dante und bewirken, dass er einschläft, was den Ich-Erzähler wiederum vor unlösbare Darstellungsprobleme stellt. Denn wie soll er beschreiben, was er selbst gar nicht gesehen hat? Auch ganz am Ende des *Purgatorio* wird im Übrigen noch einmal mittels einer Leserapostrophe auf die Grenzen der Darstellung hingewiesen, die diesmal damit erklärt werden, dass alle Blätter schon vollgeschrieben seien (*Purg.* XXXIII, 136–141).

Was kann man aus diesen hier nur skizzenhaft dargestellten Zusammenhängen schließen? Dantes Weg kreuzt sich mit heilsgeschichtlichen Entwicklungen. Er ist zwar ein Sünder, ein Abtrünniger, einer, der sich, so Beatrices Vorwurf, von der Liebe zu ihr abgewendet hat – so wie auch Adam beim Sündenfall sich von Gottes Gebot abgewendet hatte. Doch der Sündenfall scheint rückgängig gemacht werden zu können. Dies jedenfalls deutet sich im Wiedererblühen des Baumes mit der verbotenen Frucht an. Dass diese wundersame Verwandlung des Paradiesbaumes ausgerechnet in jenem Moment sich ereignet, als Dante, der ja eigentlich nur ein Beobachter und Berichterstatter ist, das irdische Paradies erreicht, kann kein Zufall sein. Dantes Weg wird auf diese Weise eingebunden in den heilsgeschichtlichen Prozess. Er ist zugleich Subjekt und Objekt eines Erlösungsvorganges – so jedenfalls stellt er selbst sich dar. Dieser Vorgang ist ein Weg von der Dunkelheit zum Licht. Doch ebenso wie die Dunkelheit das Sehen gefährden kann, kann auch das Licht die Augen blenden und das Sehvermögen außer Kraft setzen. Dies führt zurück zum grundlegenden Darstellungsproblem, das in der *Commedia* immer wieder aufscheint. Der Text nämlich will Dinge, Erscheinungen, Begegnungen darstellen, die per definitionem nicht darstellbar sind, weil sie sich außerhalb menschlicher Wahrnehmung ereignen. Um das damit verbundene Darstellungsproblem zu lösen, appelliert Dante an die Vorstellungskraft des Lesers und bedient sich dabei intertextuell kodierter Darstellungsverfahren, etwa wenn er in *Purg.* XXXII, 61–69 auf die in den *Metamorphosen* des Ovid erzählte Geschichte von Pan und Syrinx verweist und diese Geschichte in einen Zusammenhang mit seiner eigenen, durch Blendung bedingten Unfähigkeit, das Erlebte darzustellen, bringt.

Auch im *Paradiso*, wo Dante auf dem Höhepunkt seiner Reise den Schöpfer selbst erblicken darf, der von ihm als „somma luce“ (*Par.* XXXIII, 67) apostrophiert wird, ist die Darstellung an eine Reflexion über ihre eigene Unmöglichkeit gekoppelt. Zwar bittet der Erzähler Gott, ihm die Kraft zu verleihen, um das Gesehene sprachlich wiederzugeben, auf dass künftige Lesergenerationen davon Kenntnis erhalten mögen:

O somma luce che tanto ti levi 67  
 da' concetti mortali, a la mia mente  
 ripresta un poco di quel che parevi,  
 e fa la lingua mia tanto possente, 70  
 ch'una favilla sol de la tua gloria  
 possa lasciare a la futura gente;  
 ché, per tornare alquanto a mia memoria 73  
 e per sonare un poco in questi versi,  
 piú si conceperà di tua vittoria. (*Par.* XXXIII, 67–75)

O höchstes Licht, das über Menschensinne 67  
 So weit erhaben, leihe meinem Geiste  
 Ein wenig noch von dem, was du geschienen;  
 Und mache meine Zunge also mächtig, 70  
 Daß sie ein Fünklein nur von deinem Glanze  
 Den künftigen Geschlechtern lassen möge.  
 Denn wenn mir etwas ins Gedächtnis kehret 73  
 Und noch ein wenig klingt in diesen Versen,  
 So wird man mehr von deinem Sieg begreifen.

Gott als das höchste Licht, das von den Verstehens kategorien der Menschen nicht erfasst werden kann, soll, so der Wunsch des Sprechers in dieser sehr speziellen Variante eines Musenanrufs, seinem Verstand („mente“) einen kleinen Teil seines Scheinens („un poco di quel che parevi“) zur Verfügung stellen und zugleich soll er seiner Rede die Kraft verleihen („fa la lingua mia tanto possente“), den künftigen Lesern einen Funken seiner Herrlichkeit („una favilla sol de la tua gloria“) zu vermitteln. Damit wird eine deutliche Diskrepanz zwischen der Sache (Dantes Gottesschau) und ihrer sprachlichen Darstellung markiert. Was von Dante gesehen wurde, kann aus drei Gründen nicht adäquat dargestellt werden: (1) weil es mit menschlichen Kategorien nicht zu erfassen ist, (2) weil es nicht im Gedächtnis bleibt und (3) weil dafür keine Sprache zur Verfügung steht. Um wenigstens den Abglanz des Göttlichen, welcher – mit Gottes Hilfe – überhaupt nur vermittelt

werden kann, darzustellen, bedient Dante sich einer ausgeprägten Lichtmetaphorik.<sup>28</sup> So ist Gott der zentrale leuchtende Punkt des Universums, an dem alles, was außerhalb dieses Punktes in räumlicher Erstreckung existiert, in simultaner Verdichtung vorhanden ist:

Nel suo profondo vidi che s'interna 85  
 legato con amore in un volume,  
 ciò che per l'universo si squaderna;  
 sostanze e accidenti e lor costume, 88  
 quasi conflati insieme, per tal modo  
 che ciò ch'ì dico è un semplice lume.  
 La forma universal di questo nodo 91  
 credo ch'ì vidi, perché piú di largo,  
 dicendo questo, mi sento ch'ì godo. (*Par.* XXXIII, 85–93)

In seiner Tiefe sah ich, daß zusammen 85  
 In einem Band mit Liebe eingebunden  
 All das, was sonst im Weltall sich entfaltet.  
 Die Wesenheiten, Zufall und ihr Walten 88  
 Sind miteinander gleichsam so verschmolzen,  
 Daß, was ich sage, nur ein einfach Leuchten.  
 Die allgemeine Grundform dieses Knotens, 91  
 Die hab ich wohl gesehen, darum fühl ich  
 Bei meinem Wort die Freude reicher werden.

In diesem Passus wird noch einmal deutlich gesagt, dass die Erfahrung, welche der Jenseitswanderer auf dem Höhepunkt seiner Reise gemacht hat, eigentlich inkommunikabel ist. Der Sprecher kann nur Zeugnis ablegen von einer Erfahrung, von der er annimmt, sie gemacht zu haben („credo ch'ì vidi“). Das Paradoxe dieser Erfahrung wird durch eine metaphorische Bewegung zum Ausdruck gebracht, die auf der Verwandlung der Substanzen und Akzidenzien des Universums in einen Lichtpunkt („semplice lume“) beruht. Es ist aufschlussreich, dass diese Verwandlung auch als ein sprachlich sich vollziehender Prozess markiert wird, indem es heißt: „ciò ch'ì dico è un semplice lume“. Das strahlende Licht des Göttlichen ist also Funktion der Sprache und soll die Koinzidenz von räumlicher Erstreckung und punktueller Präsenz des Gesamten der Schöpfung in einem Punkt zum Ausdruck bringen. Dieses höchste Licht, welches das Ziel von Dantes Reise ist, ist also in letzter

<sup>28</sup> Zu einer semiotischen Analyse uneigentlichen Sprechens im Zusammenhang mit der Darstellung des Undarstellbaren vgl. Hermann H. Wetzel, „Wie über das Paradies reden?“, *Deutsches Dante-Jahrbuch* 83 (2008): 115–36.

Konsequenz das Licht der Sprache, die Dante gefunden hat und mit der er dem Italienischen eine literarische Zukunft erschlossen hat.

Licht und Dunkel, von denen in diesem Beitrag die Rede war, sind somit basale Merkmale und Stationen von Dantes Jenseitsreise. Sie haben sowohl eine wörtliche als auch eine allegorische Bedeutung und stehen in einem Zusammenhang mit der Selbstreflexion der Sprache und des Werks. Diese Selbstreflexion problematisiert die Möglichkeit des Sprechens über die Erfahrung des Jenseits und der damit verbundenen geheimen Wissensbestände. Wie sehr Dantes sprachliche Bewegung vom Dunkel hin zum Licht strebt, zeigt sich nicht zuletzt in der Tatsache, dass jeweils das letzte Wort jeder der drei Cantiche das Lexem „stelle“ ist, das die leuchtenden Sterne am Himmel bezeichnet, zu deren Licht der Schreibende hinzustreben scheint. So heißt es in *Inf.* XXXIV, 139: „e quindi uscimmo a riveder le stelle“, in *Purg.* XXXIII, 145: „puro e disposto a salire a le stelle“ und in *Par.* XXXIII, 145: „l'amor che move il sole e l'altre stelle“.

## Philologische Fragmente zur Gegenwart

(2003, 2008/9, 2016/7)

Christoph König (Osnabrück)

SCHLAGWÖRTER: Philologie; Fragmente; Fachgeschichte der Gegenwart; Germanistik

### X<sup>1</sup>5 (2003)

Jedes literarische Werk, das durch die Traditionen hindurch seine Welt baut, macht sich verwundbar: Ein Interpret wie Albrecht Schöne, wenn er über Paul Celans ‚verborgene Theologie‘ spricht,<sup>2</sup> muß nur die Quelle mit dem Sinn gleichsetzen und sich so mit dem Alten gut philologisch verbünden. Das war zunächst auch die Schwäche von Peter Szondis Verteidigung Celans, doch lernte er später von Celan. Das blieb Schöne unzugänglich.

### X 6 (Juli 2003)

Sigrid Weigel und ihre Mitarbeiter am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung suchen nach ‚Figuren des Sakralen‘ in den Natur- und Geisteswissenschaften um 1900.<sup>3</sup> Das sind Figuren ohne Sinn, rein auf die Dynamik eines Vorgangs bezogen: ‚Übersetzung/Übertragung‘, ‚Ent-/Verzauberung‘, ‚Konversion‘, ‚Weiterleben/Erbschaft‘. Sinn, samt den ethischen Motiven der Säkularisierung in den Wissenschaften, wird in Abrede gestellt. Die ‚Figuren‘ sind sowohl dem Sakralen (das wäre im Sinn von Sigrid Weigel wohl kritisch) als auch dem Wissenschaftlichen (auch einer, dieses Mal analogen, ‚Kritik‘) entzogen. Selbst und gerade das Judentum muß als Quelle herhalten. Man spricht von Dynamik, doch blickt daraus das damals ‚moderne‘, gegen die jüdischen Intellektuellen gerichtete (deutsche) Mythologem des Werdens hervor.

<sup>1</sup> Der Buchstabe ist eine Referenz an die von Jean Bollack in seinem Buch *Au jour le jour* (Paris: Presses Universitaires de France, 2012), gesammelten „notes brèves, désignées par la lettre la plus énigmatique de l'alphabet, la lettre X“ (S. 1).

<sup>2</sup> Albrecht Schöne, *Dichtung als verborgene Theologie: Versuch einer Exegese von Paul Celans ‚Einem, der vor der Tür stand‘*, Göttinger Sudelblätter (Göttingen: Wallstein, 2000).

<sup>3</sup> Workshop ‚Transfer zwischen Religion und Wissenschaft um 1900‘, 12./13.7.2003, Berlin.



**X 8 (2003)**

Lunch mit dem achtundachtzigjährigen, ungemein klar denkenden Carl E. Schorske in Princeton: Als er in den 1970er Jahren in Paris arbeitete, v.a. mit dem Centre Beaubourg (für Ausstellungen über Wien um 1900), befreundete er sich eng mit Pierre Bourdieu (den ihm Jean Bollack, als Bollack Fellow am Institute for Advanced Study 1970/71 in Princeton war, vorgestellt hatte). Nun kam Bollack über Lille hinzu (zu hören, daß die Bollacks leben, erleichterte ihn ungemein). Bourdieu litt, so Schorske, stets an den Mechanismen der Gesellschaft, die er beschrieb, eher ein Gegner der Soziologie als ihr Vertreter, der sich wie Rousseau nicht zu einer Utopie entschließen konnte, aber nach befreienden Wegen suchte. Damals kehrte er seine Blickrichtung um, ging nicht mehr von der Geschichte zur Kunst, sondern von der Kunst in die (und gegen die?) Gesellschaft. Heute schreibe er, Schorske, nicht mehr, sein Interesse an der Geschichte der *beaux arts*-Bewegung (heute und vor 100 Jahren) verfolge er als Kommentator auf Tagungen in Buenos Aires, der Stadt, die nach ihrem Erfolg im Kapitalismus Stile gesammelt habe. Schorske ist ein Streiter, kein Politiker, der meine historische Wissenschaftskritik versteht und – als etwas Neues – hell (vielleicht das Adjektiv für unser Gespräch) begrüßt.

**X 10 (2003)**

Auf dem DFG-Symposion ‚Grenzen der Germanistik: Rephilologisierung oder Erweiterung‘ vom 22. bis 25.9.2003 im Kloster Irsee<sup>4</sup> interessiert man sich in der Diskussion für Modelle und die ‚Ästhetik‘ der Wissenschaften, die man heranzieht (etwa Martin Huber die Kognitions- und Emotionsforschung); das gilt schon als Historisierung. Doch stellt man nicht die Frage, inwiefern der Text selbst schon zu dem Herangezogenen Stellung bezogen hat. Die Gedankenfigur, dass ein literarisches Werk die eigene Rezeption kritisiert, stößt auf Unverständnis. Die Folgen lassen sich exemplarisch studieren an Hubers Deutung von Eichendorffs Gedicht ‚Mondnacht‘ nach den Emotionswörtern, die Huber für die Gefühle verantwortlich macht, die das Gedicht auslöse. Tatsächlich aber beschreibt das Gedicht einen Dreischritt: von der Landschaftsbeobachtung (v.a. in der zweiten Strophe) über das Verstehensproblem (Seele) zur Einsicht, daß das Interpretament scheitert (das ist der Sinn der Konjunktive). In dieser Bewegung wird das Gefühl

<sup>4</sup> Walter Erhart, Hrsg., *Grenzen der Germanistik: Rephilologisierung oder Erweiterung?* (Stuttgart u.a.: Metzler, 2004).

artistisch (schon Richard Alewyn hat das gesehen), subversiv revoziert. Die Bewegung richtet sich gegen ein Gefühl, das die Wissenschaft und die danach herkömmliche Gattungsbestimmung (im Sinn von Frenzel) meinen. Eichendorff wendet sich gegen die Möglichkeit der Identifikation von Landschaft und Sehnsucht. Die Emotion beschreibt nicht den Überwältigungsvorgang (*afflux*), der analytisch interpretiert wird im Gedicht – überwältigt wird man von der artistisch konstruierten Emotion. Das Gedicht kritisiert selbst die ‚Erlebnislyrik‘, und zu begreifen ist, worauf die Ergriffenheit ihre Kritik richtet.

**X 77 (2003)**

Klaus-Michael Bogdal vertritt in seinem Vortrag ‚EIN(FACH)? Komplexität, Wissen, Fortschritt und die Grenzen der Germanistik‘<sup>5</sup> die historische Diskursanalyse und beruft sich auf Michel Foucault. ‚Komplexität‘ gilt ihm als Maßstab der Humanwissenschaften, zu denen er die Philologie zählt. Eine Fortschrittslogik, die im Wachstum von Komplexität besteht, sei der Philologie eigen, und sie zeige sich, sobald man die herkömmlichen, einengenden Attribute beiseite lasse. Die Devise lautet daher: Keine Rephilologisierung im Zeichen der engen Philologie! Bogdal stellt in einem ersten Teil seines Vortrags seinen Begriff der ‚Komplexität‘ vor, im zweiten untersucht er zuerst die Werkimmanenz und dann die Einflüsse von Linguistik, Psychoanalyse und Sozialwissenschaft, die in den sechziger Jahren anfangen, das Fach zu prägen, und diagnostiziert, wie beim Fiebermessen, unterschiedliche Grade von Komplexität. Seine Argumentation richtet sich gegen ein Fach, das die Literatur zum Gegenstand nimmt. Das führe zur Reduktion von Komplexität – nämlich zur Konzentration auf ein Einzelnes, das zudem – eine richtige Beobachtung – meist über Identitätsannahmen, also ein begriffliches Subsumieren bestimmt worden ist. Demgegenüber entwickelt Bogdal als Ziel die Aggregation von Wissens- und Methodenfeldern innerhalb einer Disziplin, die ihre Einheit gerade darin finde, daß sie ihre Multiplikation annimmt. Da die Disziplin zum Ort wird, der Komplexität schaffe und organisiere, fügt Bogdal einen dritten Teil an und läßt vier Summen des Fachs Revue passieren: Wolfgang Stämmers ‚Deutsche Philologie im Aufriß‘, Heinz Ludwig Arnolds und Volker Sinemus’ ‚Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft‘, das ‚Funk-Kolleg Literatur‘ von Helmut Brackert und Eberhard Lämmert, schließlich Brackerts ‚Grundkurs‘, der

<sup>5</sup> Vgl. X 10. Bogdals Beitrag erschien in Erhart, Hrsg., *Grenzen der Germanistik*, 104–27.

allein gut wehkommt, da er nicht auf den Gegenstand, sondern auf die Disziplin setze, etwa wenn er eine inzwischen kulturgeschichtlich orientierte Mediävistik einbeziehe.

Gegenwärtig versuchen viele, den Begriff der ‚Philologie‘ und sein symbolisches Kapital strategisch zu nutzen. Dabei soll der Philologie zum Vorteil gereichen, was bisher zu ihrer Vernachlässigung geführt hat: ihr vorgebllicher Mangel an ästhetischer Reflexion des Partikularen. So steht sie zur freien Verfügung, jenseits ihres eigenen wissenschaftlichen Anspruchs, den es in der Geschichte der Philologien durchaus gab. Man führt nun ihren ästhetischen Mangel – etwa im Namen der ‚Präsenz‘ – gegen die Interpretation und die historische Betrachtung literarischer Texte ins Feld. Es geht um eine Philologie ohne Bindung an den Text. An dieser Suche nach einer Philologie ohne Text beteiligt sich auch Klaus-Michael Bogdal. Seine Argumentation läßt sich rekonstruieren:

1. *Abgrund.* Wenn alles Differenz (der Meinungen, Methoden, Gegenstände) ist, dann steht die Sprache – und mit ihr die Literatur – für etwas anderes, ist sie eine Metapher und nicht der Gegenstand selbst. Aus dieser Differenz läßt sich ein System entwickeln (wie etwa Jürgen Link es tut), oder man führt eine ontologische Qualität ein, so daß der Ordnung ein Abgrund, etwas Unangreifbares gegenübersteht. Hinter der Fülle der Differenzen erschließt sich ein „Wesen“ (Bogdal zitiert Foucault), das allein Gegenstand der Disziplin wäre. Doch welcher Disziplin? Angesichts des Verlangens nach einem Mehr an Bedeutung, nach dem authentischen Nicht-Diskursiven, von dem Bogdal auch spricht, läßt sich eine Disziplin, vom Abgrund her, kaum mehr umgrenzen. Das einzige Kriterium gibt die Institution selbst.

2. *Kritik.* Doch gibt es die Möglichkeit, Diskurse der Kritik zu unterziehen, wenn jeder innerhalb der Fachgrenzen vorgetragene Beitrag die ‚Komplexität‘ steigern und also willkommen sei? Der einzige Weg ist die schiere Darbietung des Diskurses. Vertraute früher die Ideologiekritik auf den Mechanismus, daß die Analyse der Interessen hinter einer Äußerung den Wahrheitsgehalt zu Tage fördere, so tritt hier das Zeigen an diese Stelle. Ich vermute, daß in Bogdals Karikatur mancher Diskurse (Gundolfs, Nietzsches, des Feuilletons) sich seine Unzufriedenheit mit solcher Deixis ausdrückt.

3. *Praxis.* Kann von der Konzentration auf einen Gegenstand auf mangelnde wissenschaftliche Komplexität geschlossen werden? Es ist wohl umgekehrt. Erst die Praxis, die sich mit den vielen Möglichkeiten auseinandersetzt, die die Wissenschaft und ihre Geschichte bieten, und sich gezwungen

sieht, zu entscheiden und also einzugreifen, führt in die Enge, in der zuletzt eine Komplexität zum Problem werden kann. Ein komplexes Problem läßt sich dann nicht mehr auf Komplexität reduzieren, es hat seine eigene Physiognomie. Was die Disziplin bietet, muß sich auf dem Schreibtisch und im Seminar bewähren. Komplexität erweist sich, im Ernstfall, als zu einförmig. Bogdal setzt beispielsweise Peter Szondis ‚Theorie des modernen Dramas‘ mit Wolfgang Kayzers Reduktion auf das stilistisch analysierte Werk in eins, weil beide sich nur dem literarischen Gegenstand widmeten – Szondi hat indes in seiner Praxis genau die Vorurteile der Identität im Blick, die die Nachkriegsgermanisten pflegten, und prüft den geschichtsphilosophisch interpretierten Niederschlag der Moderne in den Formen der dramatischen Gattung, Kritik – Geschichte – Literatur also.

4. *Wissenschaftsgeschichte.* Diese Wissenschaftstheorie hat Folgen für den Status der Wissenschaftshistoriographie. Nur anhand der Schriftlichkeit läßt sich der Konflikt zwischen Szondi und Emil Staiger erläutern – und klären. Eine Philologie ohne Text, die das Material, den Abgrund, die Lust will, kennt keinen Streit und läßt sich, wie auch Hans Ulrich Gumbrechts Buch über die großen Romanisten (2002)<sup>6</sup> zeigt, von bestimmten Momenten der Wissenschaftsgeschichte bestenfalls anregen, denn die Geschichte des Fachs ist ihr so undramatisch wie die früheren Leistungen bedeutungslos. Auch Bogdal drängt – nicht widerspruchlos, wie mir scheinen will, weil auch er nach Vorfahren sucht – die Versuchung zurück, in dem, was er beobachtet, eine Verwissenschaftlichung zu sehen, die ihm selbst etwas bedeutete.

#### X 13 (2003)

Man denkt in ökonomischen Kategorien des Warenverkehrs; eine Ware verändert sich nicht im Vorgang. Wer denkt an die kognitiven Folgen dieser Art ‚Poesie der Wissenschaft‘? Man sagt auch: ‚Ein Kommentar umstellt den Text mit Wissen‘.

#### X 22/23 (Ende Dezember 2003)

Ohne es deutlich zu sagen, wissen sich die Rezensenten des ‚Internationalen Germanistenlexikons 1800–1950‘<sup>7</sup> von dem *Standpunkt* provoziert, der

<sup>6</sup> Hans Ulrich Gumbrecht, *Vom Leben und Sterben der großen Romanisten: Karl Vossler, Ernst Robert Curtius, Leo Spitzer, Erich Auerbach, Werner Krauss* (München u.a.: Hanser, 2002).

<sup>7</sup> *Internationales Germanistenlexikon 1800–1950*, hrsg. und eingeleitet von Christoph König, bearbeitet von Birgit Wägenbaur zusammen mit Andrea Frindt, Hanne Knickmann, Volker

Tatsache einer Stellungnahme. Es geht um meine ‚subjektive‘ Entscheidung für die Ausgeschlossenen, in der Auswahl und in der Benennung des Politischen, die sich erst während der Arbeit am Lexikon klar ausgebildet hat (ich denke an die große Bedeutung Jean Bollacks für den ‚Lexikographen‘, unabhängig davon, dass sich Bollack nur angelegentlich nach dem Fortgang an der Arbeit im Lexikon erkundigt hatte). Die Subjektivität besteht in der Anerkennung der historischen Ungerechtigkeit. So ist die Einseitigkeit, von der Frank-Rutger Hausmann spricht,<sup>8</sup> entschieden gewählt und objektiv gedacht; viel habe ich auf mich genommen, um die Diskussion und Gerechtigkeit erst zu ermöglichen. Eine Versöhnung (‚Objektivität‘) von vornherein gibt es nicht (frei nach Adorno). So geht hier also um ein Problem der Wirkungsgeschichte und nicht des Lexikons, das sich um den Reflex der Betrachter nicht kümmern kann (ich denke auch an Jochen Hörisch, der dem Lexikon vorwirft, nicht einzukalkulieren, daß alle reflexartig unter der Rubrik ‚Lebensumstände‘ nachsehen werden<sup>9</sup>). Hausmann schlägt weiterhin vor, die Lebenden wegzulassen, als könne man das ‚Problem der Einseitigkeit‘ dadurch lösen. Es wäre buchstäblich totgeschwiegen. Hausmann sollte darüber nachdenken, *warum* oder *wann* Friedrich Meinecke Recht haben kann, also mit welchem Recht er ihn zitiert.<sup>10</sup>

### X 37 (2008)

Eine auf den Vater gemünzte und missbrauchte Psychosomatik, mit (nicht genannten, analysierten) Vorbildern in der Literatur, bei Hölderlin und Flaubert (in Sartres Deutung): Tilman Jens (FAZ, 4.3.2008) führt die Demenzkrankheit von Walter Jens auf dessen Anstrengung zurück, die NS-Komplizität zu vergessen. Die Krankheit wird zum Produkt ihres Opfers. „Wer dabei ist, sein Gedächtnis zu zertrümmern, der kennt keine Freude

Michel, Angela Reinthal und Karla Rommel, 3 Bde. mit CD-ROM, (Berlin und New York: De Gruyter, 2003).

<sup>8</sup> Frank-Rutger Hausmann, „Nicht die ganze Wahrheit: das Germanistenlexikon – ein Standardwerk mit Schönheitsfehlern“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 19. Dezember 2003.

<sup>9</sup> Jochen Hörisch, „An ihren Werken sollt ihr sie erkennen: das ‚Internationale Germanistenlexikon 1800–1950‘“, *Neue Zürcher Zeitung*, 31. Dezember 2003.

<sup>10</sup> Der letzte Absatz des Artikels Hausmann, „Nicht die ganze Wahrheit“, lautet: „Sieht man von diesem Schönheitsfehler ab, kann man König und seinem Team bescheinigen, ein vorzüglich redigiertes Standardwerk vorgelegt zu haben, über das in dieser Ausführlichkeit und Genauigkeit keine andere Disziplin verfügt. Halten wir es daher mit Friedrich Meinecke, der für die Historie reklamierte: ‚In unserer Wissenschaft darf auch eine gewisse Einseitigkeit, wofern sie sich ihrer Schranken bewußt bleibt, sich zu entfalten wagen und Nutzen zu stiften hoffen.“

mehr.“<sup>11</sup> Doch die Medizin hat hier nichts verloren; der Körper geht seine eigenen Wege. Hätte Jens nur von seiner Enttäuschung geschrieben, daß die Hinfalligkeit ihm erneut die Möglichkeit raubt, den Vater zu stellen.<sup>12</sup> Nun aber nimmt er dem Hilflosen die Würde. Man möchte Walter Jens zu Hilfe eilen und dem intellektuellen Konflikt, der dessen ganzes Leben durchzieht, eine Stimme geben (insofern gewinnt mein hämekritisches Häme-Buch eine unerwartete Aktualität<sup>13</sup>). Das Vergessen war nach außen gerichtet, das Erinnern ‚innen‘ gegenwärtig. Jens suchte nach (literarischen, aber auch rhetorischen) Konstrukten, beides zu verbinden, ohne sich preiszugeben. Wer lügt, denkt. Tilman Jens hat die Werke seines Vaters wohl nicht recht *gelesen*. Denn dazu hätte der Wunsch gehört, den „kleinen Schwindel“ zu verstehen. Die Rache dominiert.

### X 37b (2008)

Tim Trzaskalik hat mit Denis Thouard bei Matthes & Seitz in Berlin ein Bändchen herausgegeben (2008), um der These von Valentin Temkine in Deutschland Geltung zu verschaffen, daß ‚Warten auf Godot‘ kein absurdes Theaterstück sei, sondern die radikale Reduktion der Situation zweier Juden in Frankreich, auf der Flucht vor den Nationalsozialisten, etwa um 1943. Zahlreiche Stellen erhellen sich so, etwa Wladimirs Bedauern, sich nicht vom Eiffelturm gestürzt zu haben: „Jetzt ist es zu spät. Die würden uns nicht einmal rauffassen“ – nur einmal, zwischen 1940 und 1945, war es einer Bevölkerungsgruppe untersagt, den Eiffelturm zu besteigen, nämlich den Juden. Thouard trägt eine Analyse der Rezeption bei und kommt zum Schluß, der letztlich philosophisch ist, daß die Abstraktion die eigentliche Form des Menschlichen sei, weil sie direkt sich aus dem radikal Konkreten (des Humanums) ergebe; er schreibt: „Die Menschen von ‚Warten auf Godot‘ sind eben deshalb allgemein in ihrer Menschlichkeit, weil sie aus einer bestimmten und unverwechselbaren historischen Erfahrung zu diesen Menschen geworden sind.“<sup>14</sup> Man kann freilich die beiden Extreme versöhnen und dabei ihre Gegensätzlichkeit nutzen. Das Konkrete wäre dann die verzweifelte Anstren-

<sup>11</sup> Tilman Jens, „Vaters Vergessen“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 4. März 2008, 37.

<sup>12</sup> Vgl. das Interview von Tilman Jens mit seinem Vater am 12. Dezember 2003 in der ZDF-Sendung ‚Aspekte‘.

<sup>13</sup> Christoph König, „Häme als literarisches Verfahren: Günter Grass, Walter Jens und die Mühen des Erinnerns“, *Göttinger Sudelblätter* (Göttingen: Wallstein, 2008).

<sup>14</sup> Denis Thouard, „Eine Geschichte ohne Rezeption“, in: Pierre Temkine u.a., *Warten auf Godot: das Absurde und die Geschichte*, hrsg. von Denis Thouard und Tim Trzaskalik, aus dem Französischen von Tim Trzaskalik (Berlin: Matthes & Seitz, 2008), 123–32, hier 132.

gung Samuel Becketts, gegen die Verharmlosung im Absurden, das den Zeitgenossen zupaß kommt, sich zu wehren. Das Abstrakte stellt – die Lektüre vorwegnehmend – diese schon aus, die Köder (das Theologische etwa) werden vorgeführt. Nur in diesem Sinn wird das Abstrakte ein Mittel, für das Konkrete zu streiten.

#### **X 40 (2008)**

Peter Hamm reduziert den Briefwechsel zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan auf die Liebesgeschichte (ZEIT, 21.8.2008).<sup>15</sup> Er ist einer unter vielen. Als Dichter verrät er sein Metier wie die Philologen das ihre – beide im Namen des (normalen, und daher von den Abweichungen erregbaren) Lebens.

#### **X 47 (2009)<sup>16</sup>**

Franz Rosenzweig versucht in seinem pädagogischen, die (idealistische) Philosophie bekämpfenden ‚Büchlein vom gesunden und kranken Menschenverstand‘ (1922) konkret zu bleiben, auf der Ebene des „Etwas“, wo die Frage nach dem „Eigentlichen“, dem „Wesen“ verboten ist. Erkenntnisprobleme, so Rosenkranz, lassen sich nicht durch das (philosophische) Staunen, also ein Innehalten, das auf das Staunen folgt, lösen, sondern sie lösen sich von selbst, indem man handelnd dem Fortgang des Konkreten folgt. Das verwandelt die Erkenntnisprobleme in Probleme des Lebens. Für die Identifikation des Konkreten setzt Rosenkranz auf das Benennen, auf die Namensgebung, die der Begriffsbildung entgegengesetzt ist. Doch in der Unsicherheit, wie Namen und Wort zu vermitteln seien, zeigt sich das Problem des ganzen Projekts. Namen müssen um des Dialogs willen zu Worten werden, doch damit diese Worte nicht zu Begriffen erstarren, müssen sie sich fortentwickeln, also wie das ‚Etwas‘ im Fluß sein. Verständigung im ‚Werden‘ setzt jedoch ein Substrat voraus, und das führt Rosenzweig als ‚Wort Gottes‘ ein, das sich in der Übersetzung und immer neuer Anverwandlung der Bibel zeige. Das ist nicht philologisch gemeint (etwa in dem Sinn, daß die Bibel unsere Sprache traditionenbildend prägt), sondern gläubig. ‚Wort‘ wird zur Metapher für alles ‚in Gott‘ Erkanntem, zu einem neuen ‚Wort‘ (oder alten Wort, wenn man so will – man denke an den Prolog des Johannesevangeliums). Das Verfahren läßt an Rilkes idiomatisierende

Wortbildungslehre denken, die auf der fortlaufenden denkenden Spekulation basiert. Auch die Gattung von Rosenkranz' Buch, das eine Parabel ist und doch nicht, da es kein ‚Eigentliches‘ geben soll, hat symbolistische Züge: Die Krankheit, deren Diagnose und Heilung erzählt wird, ist letztlich der Gedanke, den Rosenkranz zu überwinden sucht, um den Preis, auf die konsistente Verwendung von Wörtern (im Sinn von ‚Worten‘) zu verzichten. Die Evokation steht am Ende im Vordergrund.

#### **X 48 (2009)**

Eduardo de Fillipos Fabelstück ‚La Grande Magie‘ (das ich in der Comédie Française am 11.12.2009 sehe: Denis Podalydès spielt Di Spelta) entwickelt den Wahnsinn aus einem Paradox: Die Frau, so der Zauberer, befinde sich in dem Kästchen. Wenn er es öffne, werde sie darin sein, sofern er stark genug daran glaubt. Der Zweifel, genug zu glauben, hält ihn das ganze Stück lang davon ab, es zu öffnen. Glaubt er die Wahnwelt, denkt er, würde er seine Frau wiedersehen. Diesen Glauben zu entwickeln, gilt sein ganzes Trachten. Nur im Glauben (und im Öffnen der Box) würde er geheilt. Der Triumph des Zweifels im Stück besteht darin, daß er im Wahn bleibt. Das Stück löst die Situation bis über das Ende hinaus nicht auf. Weniger die Einsichten der Psychoanalyse (in das Wollen des Wahns) als die Sozialanalyse der Korruption (des Zauberers) schafft gegenüber Calderóns ‚Das Leben ist Traum‘ das Neue.

#### **X 49 (2009)**

Die Frage, wie persönlich die von Maxim Biller in seinem Roman ‚Esra‘ (2003)<sup>17</sup> erzählte Geschichte ist, wird sofort im zweiten Kapitel besprochen. Eine Stellungnahme seitens der Erzähler-Figur lautet: In der Fiktion motiviere er das (reale) Geschehen ‚irreal‘.<sup>18</sup> Die Partnerin lehnt es ab, in der Geschichte vorzukommen – dennoch führt sie das (fiktive) Leben mit ihm fort. Indem das zur Erzählung gehört, wird sowohl die These der Fiktionalisierung als auch die Ablehnung der Partnerin als eine mögliche neue, irrealer Motivierung hingestellt. Damit stellt der Roman den realen Bezug – kraft der Fiktion – wieder her. Die geschaffene Aporie besteht aus (a) der These, daß jede Literatur frei sei, und (b) der These, daß dieser Text nach eige-

<sup>15</sup> Peter Hamm, „Wer bin ich für Dich?“, *Die Zeit*, 21. August 2008, 47–8.

<sup>16</sup> Aus Anlass eines gemeinsamen Seminars mit dem evangelischen Theologen Arnulf von Schelha im Wintersemester 2009/10, am 10. Dezember 2009.

<sup>17</sup> Vgl. dazu das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 13. Juni 2007, *Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts*, hrsg. von den Mitgliedern des Bundesverfassungsgerichts, 119. Band (Tübingen: Mohr Siebeck, 2008), 1–59. Das Buch blieb verboten.

<sup>18</sup> Vgl. Maxim Biller, *Esra: Roman*, 2. Aufl. (Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2003), 16.

nem Gutdünken unter Umständen real wäre. Die erste These (a) sieht sich selbst relativiert – er habe das *früher* einmal gedacht.<sup>19</sup> In den juristischen Schriftsätzen wird der Text selbst nicht behandelt (geschweige denn interpretiert), entsprechend sind die für die zweite Auflage verfügbaren Tilgungen der Grundfrage fern (das Urteil folgt hierin der Anklage) – sie setzen nicht bei den Personen an, sondern sie gelten vor allem den Orten (wie „München“, „Türkei“), die zwischen „Maxim Biller“ und dem Erzähler vermitteln könnten. Die Identität tritt an die Stelle des Verwirrspiels, auf das sich die Ankläger (wie gewöhnliche Leser) nicht einlassen. Die Identifikation triumphiert. Das ist eigentlich keine Überraschung.

### X 50 (2009)

P.M.S. Hacker und Joachim Schulte haben Elizabeth Anscombes Übersetzung der ‚Philosophischen Untersuchungen‘ 2010 überarbeitet publiziert (Blackwell, 2009).<sup>20</sup> Auf der Wiener Tagung ‚Wittgenstein übersetzen‘ präsentierte Schulte einzelne Beispiele für ihre Revision.<sup>21</sup> Aufschlußreich war mir der Kommentar zu Nr. 186: ein Aspekt nicht-diskursiven Denkens kommt zur Sprache. Denn Wittgenstein stellt – in Form eines Dialogs – die Frage, wie man einen Satz, der das Verhalten in einer neuen Situation regeln soll, auf diese neue Situation anwendet. Ist es eine ‚Intuition‘ oder eine ‚Entscheidung‘, die zur Festlegung führt? Wittgensteins Vorschlag lautet: „Aber es ist ja gerade die Frage, was, an irgend einem Ort, aus jenem Satz folgt. Oder auch – was wir an irgend einem Ort ‚Übereinstimmung‘ mit jenem Satz nennen sollen (und auch mit der *Meinung*, die du damals dem Satz gegeben hast, – worin immer diese bestanden haben mag). Richtiger, als zu sagen, es sei an jedem Punkt eine Intuition nötig, wäre beinah, zu sagen: es sei an jedem Punkt eine neue Entscheidung nötig.“<sup>22</sup> Die ‚Entscheidung‘ wird damit von Wittgenstein auf die ‚Meinung‘ bezogen, und er präzisiert so auch das Wort ‚Meinung‘, nachträglich. Wittgenstein verwendet, so lautet mein Verdacht, einen *false friend*: ‚to attribute meaning to a sentence‘/ ‚to mean something in a certain way‘, und dieser falsche Freund, buchstabiert man den

<sup>19</sup> Vgl. Biller, *Esra*, 17.

<sup>20</sup> Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen: Philosophical Investigations*, the German text, with an English translation by G.E.M. Anscombe, P.M.S. Hacker and Joachim Schulte, revised fourth edition by P.M.S. Hacker and Joachim Schulte (Malden: Wiley-Blackwell, 2009); die Übersetzung von Anscombe erschien bei Blackwell in Oxford 1953.

<sup>21</sup> Die Tagung, die am 23./24. April 2010 stattfand, war eine Kooperation des Instituts für Philosophie der Universität Wien mit dem Institut für Kulturforschung Heidelberg.

<sup>22</sup> Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, 81.

damit verbundenen Irrtum aus, erweitert die Möglichkeiten des Deutschen. Im Deutschen ‚gibt man einem Satz eine Bedeutung‘ (aber keine Meinung) und man ‚äußert im Satz eine Meinung über einen Gegenstand‘. Die Wörter ‚meaning‘ und ‚opinion‘ fallen dann aber in einem auf Deutsch ausgedrückten Englisch zusammen. Die Formulierung, einem Satz eine Meinung zu geben, ist künstlich. Anscombe versucht das zu erhalten, indem sie schreibt: ‚mean-ing‘ (ausbuchstabiert: ‚to mean a meaning‘), während Hacker/Schulte die im Deutschen vorgenommene Engführung reduzieren, indem sie das englische Idiom allein benutzen. Sie schreiben: „and with how you then *meant* it – whatever your meaning it may have consisted in“<sup>23</sup>. Tatsächlich aber wird in Wittgensteins Gedankengang die Meinung zu einer (praktischen) Entscheidung gegen die ‚opinion‘, die deshalb nachträglich aufgehellt werden kann. Auf Englisch versteht man weniger, warum man sich gegen die (mit der Meinung verbundene) Intuition wehren müsse.

### X 53

Der Duce im Film der Coen-Brüder ‚The Big Lebowski‘ bringt mich auf ‚Jesus Christ Superstar‘. Ich höre das Musical neu, diesmal mit dem Text, der mir während des Austausch-Jahrs in den USA 1973/4 gleichgültig war. Der Text durchstößt den Rockgenuß (sicher auch durchsetzt mit katholischem Kultroutinenschauer, der erst Jahre nach der Auflösung des Glaubens sich verliert), und auf den Titel, der alles verrät, achtete ich, aus denselben Gründen, ebensowenig. Die Hippiebewegung ist die Welt des Musicals, das indes nicht das Christentum aktualisiert (und in die Bewegung bringt), sondern vor der Folie einer ethischen Reinheitsidee jene alternative Welt analysiert. Zum Vorschein kommt der Wille des Musicals selbst, zum Star im Broadway- und Showbusiness zu werden. Die Apostel sind die Funktionäre einer unerwartet erfolgreichen Bewegung, die in Jesus Christ den Superstar („JC“) sieht; die Begeisterung der Menge ergibt sich wie die Gefolgschaft der Apostel aus Interesse (Nahrung, Gesundheit etc.). Selbst im Jenseits noch rätselt Judas mit den Engeln, was am Ende schief gegangen sei. Jesus folgt gleichfalls dem Funktionellen – er beschwört Gott aggressiv, aus dem Tod, den er offenbar für ihn vorgesehen habe, etwas (publizistisch) zu machen. Zwei Gegenfiguren kennt das Stück: Maria Magdalena, die Jesus liebt, und Judas, der verhindern will, daß im Paradox von Ethos und Erfolg durch das Ethos alles zerstört werde. Das Ethos (in Gestalt der Maria Magdalena) und die Reflexi-

<sup>23</sup> Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, 81<sup>e</sup>.

on sind die Optionen, die nicht gewählt werden. Das Musical, das hier seine eigenen Produktionsbedingungen vorführt, konnte wohl mit einem Publikum rechnen, das den *fun* darin sah, sich durchleuchtet zu sehen – oder mit naiven Hörern, die (wie ich) die Rockmusik im Dienst alter religiöser Schauer erlebten. Ohne JC aber gäbe es keinen ‚Dude‘, den Hippie, der sich auch von seinesgleichen nichts vormachen läßt. „It is good to know him out there“, sagt der Erzähler-Cowboy am Schluß des Films.

#### X 61 (2014)

Inka Mülder-Bachs Studie ‚Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften: Ein Versuch über den Roman‘ (Hanser, 2014) beansprucht, in der Form die Einheit des Werks zu zeigen. Damit greift sie zumindest zwei zentrale Fragen der Musil-Forschung auf, zunächst die Frage nach dem Verhältnis der Teile des Romans (und nach dessen Unabgeschlossenheit), und dann die Frage nach dessen Stil, dessen sogenanntem Essayismus, also die Frage nach der Relation philosophischer und literarischer Argumentation. Entscheidend ist daher ihr Formbegriff. In dem langen Abschnitt über das Anfangskapitel des Romans spricht sie von dem Modell, das sie für die „mikropoetische Übergängigkeit motivischer Darstellung“<sup>24</sup> Musils anbieten möchte. Sie fragt also: Wie hängen die Motive und das Geschehen (qua Motiv) im Nacheinander der Komposition zusammen? Ihre Antwort lautet: Es gibt eine Gedankenfigur, die sich quer zu allen Kategorien des philologischen Unterscheidens durchsetzt und damit auch erlaubt, die Materialien dieser Kategorien aneinander anzuschließen. Mit den Kategorien meine ich: Ereignisse im Text (plot), Komposition (Verhältnisse der Kapitel untereinander, v.a. des Kapitels 1 zum Romanganzen), Prinzipien des Imaginären (des schöpferischen Akts) und metaphysische Spekulationen (über die Überwindung der Raum-Zeitlichkeit).<sup>25</sup> Die Gedankenfigur lautet in etwa: Das Ende ist im Anfang schon enthalten, d.h. das Faktische hat keine Folgen, und so entwickelt sich aufgrund des von vornherein gegebenen Endes eine endlose – Musils Wort von den möglichen Welten aufgreifende – poetische Arbeit, die das Tatsächliche überwindet. Geht also Mülder-Bach von der Materialität im Roman aus (etwa von der Topographie im ersten Kapitel), so wird diese Materialität von der ‚Figuration‘ erfaßt, und die Ereignisse werden miteinander angeblich motivisch-logisch verknüpft (das Wetter in Wien im August 1913 und der Unfall auf der Grundlage des Prinzips, daß die Schwere der Schwerkraft aufge-

hoben werde). Daraus ergibt sich nicht nur die Entfesselung einer nur mehr scheinbar materialen und formorientierten Lektüre: Maßgeblich sind solche paratheoretischen Prozesse, die nicht wie bei David Wellbery als Ideen des Textes sich im Text ständig versichern müssen, denn sie sind in den Augen der Autorin als eine autonome Bewegung zu verstehen, die dann wieder an die Textoberfläche zurückkehrt.<sup>26</sup> Daraus ergibt sich auch die Notwendigkeit, die Gedankenfigur (und ihre Ableitungen, hier etwa der Gattungsreflexion mit Hegel, Blumenberg, Leibniz und Schlegel) im assoziativen Zugriff auf Theorieversatzstücke zu legitimieren. Verräterisch ist die Wortwahl, mit der Inka Mülder-Bach die Verbindungen zu schaffen sucht, sie schreibt etwa: „erinnert daran“ (wen? das ist die freie Analogisierung), „kommuniziert mit ...“, „korrespondiert mit ...“.<sup>27</sup> Letztlich stellt sich ein Pathos ein, das sich der metaphysischen Dignität der Gedankenfigur (bzw. der „Signatur“, wie die Verfasserin auch sagt) verdankt, die imstande ist, das „raum-zeitliche Kontinuum“ in der Welt des Romans (in Gestalt des „Lochs“<sup>28</sup>) zu durchschlagen. Womöglich besteht das Ziel des Buchs darin, einen neuen Mythos innerhalb eines Werks der Literatur zu schaffen. Man darf nicht vergessen, daß diese Art der Lektüre in weiten Teilen des Fachs als Wissenschaft gilt. Tatsächlich ‚löst‘ sie die Fragen der Musilforschung, indem sie die Form des Romans unterläuft.

#### X 62 (9.3.2016)

Die Integration der Dekonstruktion in die Editionsphilologie in Deutschland hat ein festes Paradigma zur Folge, das ich, nach dem Zürcher Literaturwissenschaftler Wolfram Groddeck, das *Groddeck-Syndrom* nennen möchte; es wird – wie die Arbeiten von Martin Endres<sup>29</sup> zeigen – bereits über mehrere Generationen hin bestätigt, ohne sich erneuern zu können. Die Hauptbegriffe täuschen: ‚Singularität‘, ‚Materialität‘, ‚Kritik‘, ‚Prozess‘, ‚Kommentar‘. Diese Begriffe erhalten ihren Sinn in einer Adulation der Materialität, die noch vor jeder philosophischen, skeptischen Reflexion Bestand habe. Metrik

<sup>26</sup> Vgl. Mülder-Bach, *Robert Musil*, 58.

<sup>27</sup> Vgl. Mülder-Bach, *Robert Musil*, 60–1.

<sup>28</sup> Mülder-Bach, *Robert Musil*, 58.

<sup>29</sup> Vgl. Martin Endres, *Poëtische Individualität: Hölderlins Empedokles-Ode* (Berlin und Boston: De Gruyter, 2014); „Nicht als sein Gegensatz, sondern – als seine Verfeinerung!“ Nietzsches ‚subtiles‘ Schreiben in ‚Jenseits von Gut und Böse‘“, in *Texturen des Denkens: Nietzsches Inszenierung der Philosophie in Jenseits von Gut und Böse*, hrsg. von Markus Andreas Born und Axel Pichler (Berlin und Boston: De Gruyter, 2013), 231–42; *Text/Kritik: Nietzsche und Adorno*, hrsg. von Martin Endres, Claus Zittel und Axel Pichler (Berlin und Boston: De Gruyter, 2017).

<sup>24</sup> Inka Mülder-Bach, *Robert Musil: der Mann ohne Eigenschaften* (München: Hanser, 2013), 57.

<sup>25</sup> Vgl. Mülder-Bach, *Robert Musil*, 58.

und Rhythmus erhalten, wohl die Spezifik Groddecks, eine zentrale Stellung. Bezeichnend ist eine Bemerkung von Roland Reuß (er schafft dem Paradigma Institution und Öffentlichkeit), die Endres zustimmend zitiert: „Der formale Bezug, der [...] im Metrum gestiftet ist, ist ein unstrittig objektivierbares ästhetisches Phänomen und macht es erforderlich, auch [dessen] Semantik zu berücksichtigen.“ Die Materialität ist in zweifacher Weise absolut. Zum einen gilt alles, was beobachtbar ist, und zum zweiten wird beobachtet, was dem System von Sprache und Poetik angehört. Der Sinn wandert so in das Material und wird in mikroanalytischer Weise beschrieben. Welche Beobachtungen relevant sind und welche nicht, kann und soll nicht entschieden werden. Strukturalistische, semiotische Relationen schaffen diese Art von Sinn. In der Kombinierbarkeit entsteht das, was im Syndrom für die Individualität des literarischen Kunstwerks steht. Und: In der Unendlichkeit der Kombinationsmöglichkeiten entsteht, unfreiwillig, die Gegenkraft. Ein Paradox entsteht. Denn die hier geäußerte Meinung, das Kunstwerk sei in seiner Bedeutung unabschließbar, ist mit der Individualität nicht vereinbar – im Unendlichen lösen sich die Unterschiede auf. Die philologische Form ist der von Wort zu Wort und von Zeile zu Zeile voranschreitende Kommentar, der dem Werk vorenthält, die mikroanalytischen Verhältnisse zu bändigen (so etwa in Groddecks Habilitationsschrift über Nietzsches ‚Dionysos-Dithyramben‘). Alles vollzieht sich linear, progressiv ohne Rückblick – und ist nicht gedacht als stets gefährdete und erneuerte Fixierung, in einer Dialektik, die das Werk und seinen Sinn schafft.

#### X 64 (November 2016, Auszüge)<sup>30</sup>

Kann man zwei Klarheiten von Texten unterscheiden, die eine – aus der Sicht des Verstehens – hell und die andere dunkel? Ein wenig bestimmter Satz (aus dem deutschen Gesetz zur Umsetzung der EU-Umgebungslärmrichtlinie, von der Pascale Cancik sprach) scheint deutlich und verständlich zu sein, doch was genau gemeint sein könnte, stellt sich erst in einem langwierigen *produktiven* Auslegungsprozess heraus. Dem stehen Sätze gegenüber, die zunächst schwer zu verstehen sind, weil die Formulierung die Auslegungsmöglichkeiten kennt und alle in der Form berücksichtigen will,

<sup>30</sup> Die Konferenz ‚Wann endet eine Interpretation?‘ am 23.–25.11.2016 im Wissenschaftskolleg zu Berlin (unter der Leitung von Dieter Grimm und Christoph König) bildete den Abschluss einer Reihe von Workshops seit 2012. Meine Kommentare beziehen sich auf die Vorträge von Pascale Cancik („Wenn der Gesetzgeber schweigt: Interpretation durch die Verwaltung“) und Dieter Grimm („Blackbox Karlsruhe“).

die jedoch – der Notwendigkeit folgend – nur mehr zu entfalten sind, um ihre eigentliche Klarheit zu zeigen. Die Klarheit des dunkel Verständlichen wäre also eine Bestimmtheit. Da Rechtsnormen nicht dunkel sein dürfen, geht es hier eher um Sätze und Wörter, deren Klarheit eine Bestimmtheit zugrunde liegt, die sie sicher den Gesetzgebern, aber auch der Sprachgeschichte verdanken. Die Rolle der Literatursprache für bestimmte Begriffe (wie happiness oder Würde) könnte diese ‚dunkle‘ Bestimmtheit gewährleisten.

Wenn Dieter Grimm die Frage stellt, wie politisch die Verfassungsrechtssprechung ist und dabei das Politische gegenüber deren Eigengesetzlichkeit zurückdrängt, so gilt für die Philologie die Frage, wie literarisch die Philologie ist. Grimms Gesichtspunkte: andere Akteure, andere Maßstäbe und andere Verfahren gelten auch in der philologischen Wissenschaft. Die Akteure bewegen sich innerhalb der Universität (mit dem entsprechenden Wissenschaftsimperativ), sie folgen dem Maßstab der Richtigkeit in ihren Lektüren, und sie analysieren ihre Gegenstände anders als ein Dichter dichtet. Der Unterschied zwischen Recht und Literatur wird darin liegen, dass das Interesse (oder anders gesagt: die Begeisterung, das Hingerissensein, der Ekel, die Polemik) die Lektüre erst scharfsinnig macht. Insofern der Kunst dieses Interesse eigentümlich ist, wird der Philologe auf das Terrain seines Gegenstands gelockt und richtet sich dort – mit seiner Differenz – ein. Er wird sich der literarischen Notwendigkeit mit seinen eigenen Mitteln unterwerfen.

Ein zentraler Gedanke der Tagung ‚Wann endet eine Interpretation?‘ im Wissenschaftskolleg zu Berlin war die Trennung von Entscheidungsfindung und Urteilsbegründung. Herstellung und Darstellung können auseinanderfallen: Das Verfassungsgericht zieht sich zurück, dort wird lange diskutiert und nicht protokolliert, und es folgt in der Urteilsbegründung vorgegebenen Gattungen und Regeln; der Maßstab ist das Normensystem. Mein Gedanke (zum Vortrag von Dieter Grimm) läuft auf eine von mir lang gesuchte, neue Verbindung hinaus zwischen der Arbeit am Sinn (deren Notwendigkeit der Philologe rekonstruiert) und dem Sinn, der eine so knappe Formulierung findet, dass er mit dem literarischen Aufwand, den das Kunstwerk treibt, kaum zu verbinden ist. Das Urteil entspricht dem Sinn, der innerhalb des ‚Normensystems‘ des Texts (genauer: dessen ‚Arbeit am Sinn‘) zu verankern ist. Die Sinnfindung setzt Erfahrung und Kreativität voraus, die Begründung Genauigkeit und insistierende Lektüre. Wenn ‚König Ödipus‘ als die Geschichte einer kriminologischen Aufklärung sich entwickelt, in der

der Protagonist seinen eigenen Untergang herbeiführt, dann liegt der Sinn des Ganzen, d.h. der Tragödie, im Verbot der Götter an die Labdakiden sich fortzupflanzen, denn sie wollen deren Macht brechen (so die große Einsicht von Jean Bollack<sup>31</sup>). Indem die Götter (mit dem Protagonisten) die Übertretung ans Licht bringen, erreichen sie ihr gegen den Machtzuwachs gerichtetes Ziel. Dieses Ziel als erster zu formulieren setzt philologisches Genie voraus; es wird schwierig sein, innerhalb der Konventionen der Disziplin dafür die Begründung zu geben.

#### X 70 (3.12.2016)

Der Gegensatz von öffentlich und privat, den Werner Wögerbauer zum Thema der Tagung in Nantes machte, ist ebenso schillernd wie produktiv.<sup>32</sup> Kann man ein System der Möglichkeiten schaffen, die Begriffe zu verwenden? (Ich denke an meinen Kommentar zu Christian Waldhoffs Vortrag in Berlin, vgl. X 64<sup>33</sup>.) Im Umgang mit den (öffentlich zugänglichen) Materialien schaffe Celan, so Werner Wögerbauer, seine privaten Gedichte, deren Privatheit darin besteht, im Idiom die Materialien nicht zu nennen. Daran läßt sich anschließen: Im Verhältnis zu den Briefwechseln sind die Gedichte für eine Öffentlichkeit bestimmt, die die Materialien kennt, die verschwiegen werden, und so in den Gedichten die Kraft und den Reichtum der Imagination abheben von der starren, reduzierten Form der Öffentlichkeit der Briefe – zwei Öffentlichkeiten stehen einander gegenüber, ein Lernprozess vollzieht sich. Im politischen, gesellschaftlichen Sinn leidet Paul Celan unter der ‚schweigenden Öffentlichkeit‘, die die Angriffe auf ihn gutheißt. Weil sie die anarchische Macht der Gegen-Öffentlichkeit in der Überwindung der Brief-Öffentlichkeit spürt? Daher nimmt sich Celan in der öffentlichen Büchner-Preis-Rede auch vor: „Nirgends von der Entstehung des Gedichts

<sup>31</sup> Vgl. Jean Bollack, *Sophokles. König Ödipus; Essays* (Frankfurt am Main und Leipzig: Insel, 1994).

<sup>32</sup> Werner Wögerbauer, „Anmerkungen zur Stigmatisierung des Privaten in der Celan-Forschung“, *Geschichte der Germanistik: historische Zeitschrift für die Philologien* 51/52 (2017): 5–15. Die Tagung ‚Paul Celan: privé/public. Öffentlichkeit und Privatheit in Paul Celans Gedichten‘ unter der Leitung von Clément Fradin und Werner Wögerbauer fand vom 1.–3. Dezember an der Université de Nantes statt.

<sup>33</sup> Zu Waldhoff vgl. Christoph König, „Wann endet eine Interpretation? Gedanken zur Praxis des Verstehens in Rechts- und Literaturwissenschaft, anlässlich einer Konferenz im Wissenschaftskolleg zu Berlin“, *Geschichte der Germanistik: historische Zeitschrift für die Philologien* 51/52 (2017): 138–42, hier 141–2.

sprechen; sondern immer nur vom entstandenen Gedicht!!“<sup>34</sup> Als wäre jener Prozess, der in der Zweisamkeit (oder der Einsamkeit zu mehr) stattfindet, eine Schwächung. Was bedeutet das für den Werkbegriff bei Celan?

#### X 72 (3.12.2016)

Die Celan-Forschung ist defensiv, sie kann (oder will) die Klassizität des Autors nicht anerkennen. Ihr Zweifel kommt aus einer klassischen philologischen Praxis, die für Celan eine bestimmte Form annimmt: Die Texte werden aufgelöst (Homer in Gesänge, das Nibelungenlied in Lieder, Celans Gedichte in Traditionen und in das Persönliche) und verlieren ihren Bildungswert. Der Zweifel, der sich als etwas Besonderes will, nährt sich aus einem Bildungsvorurteil, das schon vor der anarchisch-philologischen Wende seit 2000 bestand: Hat Celan, über die Quellen hinaus, denn überhaupt eine Gedichtssprache gefunden? Die „Leere“ Blöckers ist mit der von Celans positivistischen Philologen (bei Barbara Wiedemann in fast verzweifelter Weise)<sup>35</sup> verwandt.

#### X 73 (6.12.2016)

Nietzsches Venedig-Gedicht ‚An der Brück stand‘ (1888) gilt Michael Karlsson Pedersen in seiner Dissertation (2016) als Musterbeispiel einer vollkommenen Stimmung, er spricht im Sinne Kommerells („ein rein gestimmtes Gedicht“). Das ist ontologisch gemeint, gegen Heideggers ‚Erde‘ und zugunsten der ‚Luftgeister‘ unter den Dichtern. Die Leichtigkeit kennzeichne die Stimmung des Gedichts. Einzelne Wörter und Bilder sollen das bezeugen, hier das ‚Zittern‘ in V. 5 und V. 11; eine wichtige Beobachtung, doch der fehlende Abstand zwischen Objekt- und Analysesprache (der Heideggers Denken in Gedichten stets prägt) stellt sich vor das Gedicht. Die Identität des Vorgangs in der ersten und zweiten Strophe (die Pedersen zurecht betont), zwischen der Beobachtung einer nach außen gewendeten Übereinstimmung von Innen und Außen und einem inneren Vorgang (in dieser Übereinstimmung liege das Objektive der Stimmung – es geht nicht um Wirkung und Leser) kann auch nicht durch die letzte Zeile zerstört werden (wie Karl Pestalozzi und Wolfram Groddeck meinen). Diese letzte Reflexion führt das Geschehen vielmehr fort. Denn zunächst bildet das Zittern die

<sup>34</sup> Paul Celan, *Der Meridian: Endfassung – Entwürfe – Materialien*, hrsg. von Bernhard Böschenstein und Heiko Schmall unter Mitarbeit von Michael Schwarzkopf und Christiane Wittkopf (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999), 94.

<sup>35</sup> Vgl. den Vortrag von Barbara Wiedemann bei der Tagung in Nantes (Anm. 32).



Oberfläche, auf der der Gesang schwimmt. Der Gesang ist ein ‚Es‘, das in dieser (durch die Ellipse des ‚s‘ ganz zurückgenommenen) pronominalen Form Licht, Gegenstand und Musik vereint. Davon hebt sich die Seele ab, denn sie singt ein Lied und schafft zum allgemeinen Gesang eine partikuläre Form, die eine zitternde Seligkeit ausmacht. Auf die unterschiedliche syntaktische Stellung des Zitterns kommt es an, auf eine Materialität (die der ontologischen Stofflichkeit fern steht). Erst nun wird deutlich: Ob das (radikal) Individuelle vermittelbar ist, bildet die allgemeine Frage des Gedichts, das so auf eine Verstehensproblematik zielt. So wird aus einer Stimmung eine Reflexion über die Möglichkeit, eine allgemeine Stimmung (des Ich) in eine private (der Seele) zu verwandeln und gleichwohl (im Lied der Seele) allgemein zu bleiben.

#### X 75 (7.8.2017)

Zwischen Ernst Osterkamps begeisterter Rezension der Faust-Ausgabe Albrecht Schönes im Jahr 1994<sup>36</sup> und der am 5.8.2017 wiederum in der FAZ erschienenen Begründung, warum er Stifters ‚Witiko‘ ablehne, besteht ein enger Zusammenhang. Das Lob dort und der Tadel hier haben denselben Ursprung, nämlich ein bestimmtes Menschen- und Weltbild der Literatur, das sich von einem eher herkömmlichen Bild Goethes herleitet. Osterkamp erklärt, warum er ‚Witiko‘ fremd gegenüberstehe: „Es kommen in diesem Roman keine Menschen vor.“, und weiterhin: „Stifters ‚Witiko‘ ist kein Bildungsroman, sondern der Roman einer Karriere.“<sup>37</sup> Dagegen galt ihm Faust, der Inbegriff von „Fülle an geschichtlicher Erfahrung und wahrgenommener Realität“<sup>38</sup>, als sein heutiger Zeitgenosse (den Schöne in Kommentar und Edition freigelegt habe). Osterkamp überholt sein historisierendes Interesse, das ihn sowohl bei Goethe als auch bei Stifter leitet – es gehört zur Zukunft, indem er das Historische auch zu seiner und unserer Geschichte macht. Diese Zeitlosigkeit ruht auf dem persönlichen Urteil, das im Namen aller Leser getroffen wird (so heißt es etwa: „Es kann keinen Leser des Romans geben, der sich ...“<sup>39</sup>). Auf diese Weise hebt Osterkamp die Individualität Goethes auf. Goethes Werke zerfallen, sieht man genauer hin, in Segmente konstruierten Geschehens, deren unermüdliche Arbeit am Sinn darin besteht, in

<sup>36</sup> Ernst Osterkamp, „Unbedingte Tätigkeit macht zuletzt bankerott“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 13. Dezember 1994.

<sup>37</sup> Ernst Osterkamp, „Ist da ein Mensch?“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 5. August 2017, 18.

<sup>38</sup> Osterkamp, „Ist da ein Mensch?“, 2.

<sup>39</sup> Osterkamp, „Ist da ein Mensch?“, 18.

Wiederholung und Reflexion des Wiederholten zu einer Komposition zu gelangen. Am ‚Leben‘ allein, das in dieser Gemengelage ein Element von Goethes Konstruktion ausmacht, hält sich Osterkamp fest. Eine Enthistorisierung Goethes, die eigentlich den eigenen historischen Standpunkt – ungesagt – durchsetzt. Womöglich macht das Osterkamp so empfindlich gegenüber Stifter, dem er vorwirft, im Gewand des zwölften Jahrhunderts einen ‚Witiko‘ der Werte des neunzehnten Jahrhunderts zu zeigen. Doch eingestehen will Osterkamp sich seine eigene Praxis nicht und überzieht Stifter daher mit Spott; etwa so: Stifter stelle sich das „große Schicksal“ vor als „eine Aufsteigerphantasie, in der sich der Mann leistungsstark, mit festen ethischen Prinzipien und dem Mut, wenn’s nötig ist, dreinzuschlagen, nach oben arbeitet, ein repräsentatives Eigenheim [qua Schloss] erreicht und eine Tochter aus vermögendem Hause heiratet ...“<sup>40</sup>. Eine Projektion. Sie bewirkt, dass die Verhältnisse zwischen Poesie und Philologie sich umkehren: Der Dichter, dessen Sprachartistik ein Kommentar seiner Zeit sein will, sollte, so der Interpret, besser historisch angemessen (und einschließlich der Menschen) schreiben, während der Interpret seine ideologische Konstruktion (nämlich das Goethebild des 19. Jahrhunderts bis heute) vor dem bewahrt, was die Disziplin verlangt, der historischen (und das heißt auch: wissenschaftshistorischen) Reflexion der eigenen Praxis. Doch was in der Kunst möglich ist: die Freiheit in der Konstruktion, gerät der Literaturkritik zu einer schlichten Meinung. Tatsächlich prägt den ‚Faust‘, was Osterkamp an ‚Witiko‘ abstößt, ein „extrem stilisiertes Sprachgeschehen“<sup>41</sup>.

#### X 76

Nach einer Diskussion über Michael Köhlmeiers Roman ‚Abendland‘<sup>42</sup> am 12.1.2012 in Erlangen: Die Frage nach dem eigenen, inneren Idealbild (*eidolon*) des Werks muss einerseits in Betracht ziehen, dass das Erzählen schwankt, vom ernstesten Dahingleiten bzw. dem systematischen Auslöschen tieferen (historisch-abendländischen) Sinns (sei es Noethers Lage, oder die Atombombe) und der vertiefenden, menschlichen Anteilnahme des Erzählers, meist für die von ihm selbst geschaffenen Personen, Georg Lukassers

<sup>40</sup> Osterkamp, „Ist da ein Mensch?“, 18.

<sup>41</sup> Osterkamp, „Ist da ein Mensch?“, 18.

<sup>42</sup> Michael Köhlmeier, *Abendland: Roman* (München: Hanser, 2007); vgl. dazu Christoph König, „Zu produktiven Konflikten im Roman ‚Abendland‘ von Michael Köhlmeier“, in *Michael Köhlmeiers ‚Abendland‘: fünf Studien*, hrsg. von Ulrike Längle und Jürgen Thaler (Wien u.a.: Studien Verlag, 2010), 9–26.

etwa, der das rasante Aufzählen von über 130 Jazznamen entgegensteht. In welchem Verhältnis steht dieses Doppel-Bild objektiv-persönlichen Erzählens zu den linguistischen und lyrischen Findlingen (wie die nirgends erläuterte Formulierung des ‚tintendunklen Amerikas‘), die sich im Roman vereinzelt finden? Das ‚objektive Erzählen‘ ist ernst zu nehmen, eine Auslöschungstechnik, die das Menschliche am Erzählen vorführt (als dessen Sinn), fast symbolistisch. Ist es die Kritik am Anspruch, den die Findlinge erheben? Wäre dann der Roman genau dort fehlgegangen, wo Köhlmeier seine Kälte aufgibt? Die Lektüreerfahrungen geben in einer zweiten Lektüre dem herkömmlichen Anspruch nach lebensweltlichem Sinn nach – und führen zur Enttäuschung. Die klügere Lektüre wäre die erste.

## Kanonisierung und Marginalisierung

### Zu den Anfängen der französischen Lagerliteratur

Peter Kuon (Salzburg)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Schon in den ersten beiden Jahren nach Kriegsende bildet sich eine erstaunliche Vielfalt des Schreibens über Lagererfahrung heraus. Die Geschichte der Lagerliteratur in Frankreich ist demnach keine Entwicklung zu immer elaborierteren, reflektierteren, literarischeren Zeugnissen, sondern ein Selektionsprozess, der von ideologischen Interessen und politischen Großwetterlagen beeinflusst wurde. Der Beitrag zeichnet exemplarisch die Etappen dieses Prozesses nach, der in einer frühen Phase das heroische Widerstandsnarrativ zur Norm erhob und abweichende – heterodoxe – Zeugnisse marginalisierte, bevor Jahrzehnte später, mit der Kanonisierung von Antelmes *L'espèce humaine* und, später, Delbos Auschwitz-Trilogie, die Modernität einer *écriture* entdeckt wurde, die unmittelbar nach dem Krieg keine Leser fand und in Vergessenheit geriet.

**SCHLAGWÖRTER:** Zeugenschaft; Nationalsozialismus; Lagerliteratur; individuelle Erinnerung; kollektive Erinnerung; apokalyptisches Schreiben

„Ce qu'il faut connaître de la littérature sur les camps de concentration“, lautet der Titel eines Beitrags, der im Juni 1947 in *Les Lettres françaises* publiziert wurde.<sup>1</sup> Die Texte, die dem interessierten Leser ans Herz gelegt werden, sind *L'univers concentrationnaire* von David Rousset, *Mauthausen* von Paul Tillard, *Cimetières sans tombeaux* von Gilbert Debrise, *Les morts inutiles* von François Wetterwald und *Ceux qui vivent* von Jean Laffitte. Allein die erste Empfehlung ist dem heutigen Leser noch bekannt. Hingegen fehlt das Zeugnis, das in den 70er und 80er Jahren zum bedeutendsten Werk der französischen Lagerliteratur avancieren sollte: *L'espèce humaine* von Robert Antelme erschien kurz nach der Sammelbesprechung.

Welche Selektionsmechanismen bewirkten, dass manche Autoren und ihre Erinnerungstexte kanonisiert, andere hingegen marginalisiert wurden? Wenn es stimmt, dass die unmittelbar nach dem Krieg veröffentlichte Zeugnisliteratur die – mehr oder weniger – dokumentarische Darstellung der er-

<sup>1</sup> Paul Henry, „Ce qu'il faut connaître de la littérature concentrationnaire“, *Les Lettres françaises* (6. Juni 1947): 5.

lebten Gräuel in den Vordergrund rückte,<sup>2</sup> dann wäre die bewusst literarische Gestaltung der Lagererfahrung, die ein gewisses Maß an Distanz voraussetzt, ein nachträgliches Phänomen. Die Auswahl der Texte, die Eingang in den Kanon der französischen Zeugnisliteratur<sup>3</sup>, ja der französischen Literatur überhaupt finden sollten, würde somit die allmähliche Entfaltung literarischer Qualität im Korpus nachvollziehen. Dieser Hypothese widerspricht allerdings die Beobachtung, dass die Zeugnisse, die heute zum engeren Kanon zählen, mit einer Ausnahme (Semprun) schon Ende der 40er Jahre veröffentlicht (Rousset, Antelme) bzw. verfasst (Wiesel, Delbo) wurden. Verhält es sich nicht eher so, dass die Pluralität der Zeugnisse von Anfang an vorhanden war, aber erst „nach und nach“<sup>4</sup> sichtbar wurde?

### Lagertexte und Verlagspolitik

Eine umfassende Untersuchung, die sich der Frage widmet, in welchem Ausmaß und mit welchen Gründen in der französischen Nachkriegszeit Lagertexte von unterschiedlichen Verlagen veröffentlicht wurden oder nicht, steht bisher aus. Im Vorgriff auf eine solche Studie möchte ich zunächst an einem Korpus, das ich gut kenne, den Erinnerungstexten der französischen Überlebenden des Konzentrationslagers Mauthausen und seiner Nebenlager, einige Tendenzen aufzeigen, die allgemeinere Gültigkeit beanspruchen können. Das Mauthausen-Korpus umfasst für das erste Jahrzehnt nach dem Krieg zwanzig Texte aus der Feder von fünfzehn Autoren. Bei den Zeitzeugen, die man der gaullistischen, katholischen, monarchistischen Rechten zuordnen kann, ergibt sich ein vielfältiges, aber auch disparates Bild: zwei von ihnen, Mazoyer und Gille, finden keinen Verlag;<sup>5</sup> drei andere,

<sup>2</sup> Siehe Joseph Jurt, „Jean Cayrol: lazarenisches Schreiben“, in *Erinnerte Shoah: die Literatur der Überlebenden = The Shoah Remembered: Literature of the Survivors*, hrsg. von Walter Schmitz (Dresden: Thelem, 2003), 251–80, hier 254; zuvor Annette Wieviorka, *Déportation et génocide: entre la mémoire et l'oubli* (Paris: Plon, 1992), 189–90.

<sup>3</sup> „Antelme, Rousset, Wiesel, Delbo, etc.“, also *L'espèce humaine, L'univers concentrationnaire, La nuit und Auschwitz et après*, bilden das „corpus [...] bien étudié, reconnu et inséré dans le domaine littéraire“, das Marie Bornand ihrer Untersuchung *Témoignage et fiction: les récits de rescapés dans la littérature de langue française (1945–2000)* (Genève: Droz, 2004), hier 8, zugrunde legt. Der Zusatz „etc.“ lässt Raum für weitere Kanonisierungen: In erster Linie wäre an Semprun, weniger mit *Le grand voyage* (1963) als mit *L'écriture ou la vie* (1994), zu denken.

<sup>4</sup> Silke Segler-Messner, *Archive der Erinnerung: literarische Zeugnisse des Überlebens nach der Shoah in Frankreich* (Köln, Weimar und Wien: Böhlau, 2005), 152.

<sup>5</sup> Pierre Gille, *Au-delà de l'inhumain* (s.l. [Périgueux]: s.a. [1948], unveröff. Ms.); Georges Mazoyer, *Carnet* (Lugny: 1946, unveröff. Ms.).

Loustaunau-Lacau, Lemordant und Collette, veröffentlichen bei lokalen Verlegern in Pau, Strasbourg und Caen;<sup>6</sup> Delfieu, ein Pariser Postbeamter, bringt sein Buch beim Verlag seines Arbeitgebers heraus;<sup>7</sup> die übrigen kommen bei unabhängigen Pariser Verlagshäusern unter, Cayrol bei Pierre Seghers, Heim bei José Corti, Bernard-Aldebert bei Brouty, Fayard et Cie, Loustaunau-Lacau bei Robert Laffont, Wetterwald bei den Éditions de Minuit.<sup>8</sup> Von den kommunistischen Überlebenden veröffentlicht einer, der Historiker Michel de Boüard, in der *Revue d'Histoire de la Deuxième Guerre Mondiale*,<sup>9</sup> die übrigen vier in einem vom PCF gesteuerten Verlagshaus: Debrise in der zur Zeit der Okkupation gegründeten Bibliothèque Française, Laffitte in den Éditions Hier et Aujourd'hui, Daix und Tillard bei den Éditeurs Français Réunis<sup>10</sup>, einem Verlag, der 1947 aus der Fusion der beiden erstgenannten mit France d'abord hervorgeht und von Aragon geleitet wird.<sup>11</sup> Letzterer spielt bei der Förderung der vier Parteigenossen eine aktive Rolle. Er schreibt das Vorwort zum Lagertext des jungen jüdischen Arztes und kommunistischen Widerstandskämpfers Gilbert Dreyfus (Deckname: Debrise). Er ermutigt Jean Laffitte, einen der Anführer der klandestinen Widerstandsbewegung im Konzentrationslager Ebensee, seine Erinnerungen aufzuzeichnen. Er veröffentlicht den Mauthausen-Roman des brillanten Jungfunktionärs Pierre Daix und organisiert den Applaus in der linken Presse.<sup>12</sup> Er nimmt 1953 für

<sup>6</sup> Guy Lemordant, *Pathologie concentrationnaire: K.L. Mauthausen* A.K. Melk (Strasbourg: Imprimerie des Dernières Nouvelles de Strasbourg, 1946); Georges Loustaunau-Lacau, „*Chiens maudits*“: *souvenirs d'un rescapé des bagnes hitlériens* (Pau: Éditions „La Spirale“, 1945); Paul Collette, *J'ai tiré sur Laval* (Caen: Ozanne & Cie., 1946).

<sup>7</sup> Maurice Delfieu, *Récits d'un revenant: Mauthausen – Ebensee (1944–1945)* (Paris: Publications de l'„Indicateur universel des P.T.T.“, 1946).

<sup>8</sup> Jean Cayrol, *Poèmes de la nuit et du brouillard suivis de Larmes publiques* (Paris: Pierre Seghers, 1946); Roger Heim, *La sombre route* (Paris: José Corti, 1947); Jean Bernard-Aldebert, *Chemins de croix en 50 stations: de Compiègne à Gusen II en passant par Buchenwald, Mauthausen, Gusen I* (Paris: F. Brouty, J. Fayard et Cie., 1946); Georges Loustaunau-Lacau, *Mémoires d'un Français rebelle 1914–48* (Paris: Robert Laffont, 1948); François Wetterwald, *Les morts inutiles* (Paris: Les Éditions de Minuit, 1946).

<sup>9</sup> Michel de Boüard, „Mauthausen“, *Revue d'histoire de la Deuxième Guerre Mondiale* 15–16 (1954): 39–80.

<sup>10</sup> Gilbert Debrise [Dreyfus], *Cimetières sans tombeaux* (Paris: La Bibliothèque Française, 1946); Jean Laffitte, *Ceux qui vivent* (Paris: Éditions Hier et Aujourd'hui, 1947); Pierre Daix, *La dernière forteresse: roman* (Paris: Les Éditeurs Français Réunis, 1950); Paul Tillard, *Les triomphants: roman* (Paris: Les Éditeurs Français Réunis, 1953).

<sup>11</sup> Siehe Corinne Grenouillet, *Lecteurs et lectures des „Communistes“ d'Aragon* (Besançon: Presses Universitaires Franc-Comtoises, 2000), 41.

<sup>12</sup> Siehe Pierre Daix, *J'ai cru au matin* (Paris: Robert Laffont, 1976), 236.

die Éditeurs Français Réunis Tillards Roman über Ebensee, *Les triomphants*, an und sorgt 1958 für die Neuauflage von Laffittes *Ceux qui vivent*. Er lässt schließlich seine Kontakte in die DDR spielen, so dass die Texte von Laffitte, Daix und Tillard schon 1950, 1952 und 1955 in deutscher Übersetzung erscheinen können. Man darf annehmen, dass Aragon, der die Kulturpolitik des PCF maßgeblich prägen sollte, mit seinem Engagement eine bestimmte Deutung der Konzentrationslager vor dem Hintergrund des beginnenden Kalten Krieges zu propagieren sucht.

Wie stellen die frühen kommunistischen Zeugnisse den Lageralltag dar? Die Autoren vermeiden eine persönliche Schreibweise, die das leidende Ich zeigen könnte. Es sind immer die anderen, die ihren inneren Halt verlieren und untergehen. Der Widerstandskämpfer, der auf die Solidarität des Kollektivs bauen kann, wird aus den ihm auferlegten Prüfungen erschöpft, aber ungebrochen hervorgehen. Die stolze Behauptung einer unerschütterten Wir-Identität verhindert jedes Nachdenken über die planvolle Zerstörung des Menschen vor seinem physischen Tod. Aus dieser Sicht setzt die von einer kommunistischen Avantgarde angeführte klandestine Widerstandsbewegung den Kampf gegen den Nationalsozialismus unbeirrt fort, wenn auch unter den erschwerten Bedingungen eines Konzentrationslagers. Die Verse aus Victor Hugos *Châtiments*, denen Laffitte den Titel seines Zeugnisses entlehnt, sind Verpflichtung: „Ceux qui vivent, ce sont ceux qui luttent“. <sup>13</sup> Dieser Kampf ist Klassenkampf, denn das Lager ist nichts anderes als die gesteigerte Erscheinungsform eines entfesselten Kapitalismus. „Le mérite essentiel du roman de Pierre Daix“, schreibt Aragon in seiner Besprechung von *La dernière forteresse*, „est [...] de concevoir toujours le monde des camps comme une modalité, monstrueuse, mais logique, de la société des classes où nous vivons“. <sup>14</sup>

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum die kommunistischen Zeugnisse des Mauthausen-Korpus allesamt dieselbe Version der Befreiung liefern, nämlich die Übernahme des Lagers durch das Internationale Komitee vor Eintreffen der amerikanischen Truppen. Diese Übereinstimmung ist umso erstaunlicher als drei unserer Autoren die Ereignisse nur vom Hörensagen kannten: Paul Tillard lag nach einer Kopfoperation im Krankenrevier

<sup>13</sup> Victor Hugo, *Œuvres poétiques*, hrsg. von Pierre Albouy, Bd. 2 (Paris: NRF Gallimard, 1967), 107.

<sup>14</sup> Louis Aragon, „La dernière forteresse est un livre pour vous“, *Les Lettres françaises* (16. März 1950): 1 u. 6, hier 6.

von Ebensee;<sup>15</sup> Pierre Daix und Michel de Boüard verließen Mauthausen zwei Wochen vor der Befreiung mit einem Rot-Kreuz-Konvoi.<sup>16</sup> Die Befreiung, die sie schildern, als ob sie sie erlebt hätten, nimmt Züge eines Wunschtraums an, der Aspekte der Wirklichkeit ausblendet oder umdeutet. Störfaktoren sind die ungebetenen Befreier (Amerikaner, nicht Russen), aber auch die blutige Plünderung der Lebensmittellager und die Lynchjustiz an den Kapos, die das Internationale Komitee nach Abzug der SS-Wachmannschaft nicht verhindern konnte.<sup>17</sup> Folglich werden der enthusiastische Empfang der Amerikaner und das Chaos im befreiten Lager heruntergespielt, die zwischen flüchtenden SS-Einheiten und bewaffneten Häftlingstrupps ausgetauschten Salven zu einer Entscheidungsschlacht aufgebauscht. Diese Verherrlichung des bewaffneten Kampfes unter Leitung des Internationalen Komitees geht mit harscher Kritik an der Ineffizienz der Amerikaner einher, die die humanitäre Katastrophe völlig überfordert habe. Pierre Daix klagt sie an, mit der Entwaffnung der Häftlinge das ganze Durcheinander überhaupt erst angerichtet und am Tod hunderter Kameraden Schuld zu haben.<sup>18</sup> Paul Tillard geht so weit, die Amerikaner als Komplizen der Nationalsozialisten darzustellen, denn am 6. Mai 1945 liefern sie das Lager schutzlos den Gegenangriffen der SS aus und erschießen hinterrücks den Helden des Romans, Marcel Dumont, als er dagegen protestiert.<sup>19</sup>

In den Zeugnissen anderer, ideologisch weniger festgelegter oder an den Aktivitäten des Internationalen Komitees nicht beteiligter Überlebender der Lager Mauthausen und Ebensee lassen sich die Momente, die von Laffitte, Daix, Tillard, de Boüard und, in geringerem Maße, Debrise unterdrückt, heruntergespielt oder geschönt wurden, um eine heroische Erzählung über die Widerstandsbewegung im Lager zu ermöglichen, unschwer auffinden.<sup>20</sup> Dieses Narrativ rief, trotz seiner Wirklichkeitsverzerrungen, insbesondere

<sup>15</sup> Peter Kuon, *L'écriture des revenants: lectures de témoignages de la déportation politique* (Paris: Kimé, 2013), 236.

<sup>16</sup> Peter Kuon, „Héros ou victimes? La représentation de la libération du camp de Mauthausen dans les témoignages écrits de survivants français“, *En jeu: histoire et mémoires vivantes* 4 (2014): 61–75, hier 62–3.

<sup>17</sup> Siehe Michel Fabréguet, *Mauthausen: camp de concentration national-socialiste en Autriche rattachée (1938–1945)* (Paris: Champion, 1999), 610–7 und Florian Freund, „Arbeitslager Zement“: *das Konzentrationslager Ebensee und die Raketenrüstung* (Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, 1989), 419–30.

<sup>18</sup> Siehe Daix, *La dernière forteresse*, 402.

<sup>19</sup> Siehe Tillard, *Les triomphants*, 252.

<sup>20</sup> Siehe Kuon, *L'écriture des revenants*, 233–5, und Kuon, „Héros ou victimes?“, 68–70.

in *La dernière forteresse et Les triomphants*, bei den Überlebenden keinen Widerspruch hervor. Offenbar konnten sie sich in dem idealisierten Bild, das ihnen präsentiert wurde, wiederfinden. Die Stärke der exemplarischen Erzählung, die Aragon in immer lesbareren Versionen auf den Markt brachte, liegt darin, dass sie die Lagererfahrung in den *grand récit* der französischen Nachkriegsgesellschaft einschreibt und die Überlebenden als kämpfende Akteure – nicht als leidende Opfer – in den nationalen Mythos der Résistance aufnimmt.<sup>21</sup>

### Ein vergessenes Lagerepos: *Ceux qui vivent* (1947) von Jean Laffitte

Es ist kein Zufall, dass Georges Perec 1963 in seinem berühmten Essay „Antelme ou la vérité de la littérature“ auf eines der Zeugnisse des Mauthausen-Korpus, *Ceux qui vivent*, zurückgreift,<sup>22</sup> um den Hintergrund zu skizzieren, von dem sich *L'espèce humaine* abhebt. Der über 400 Seiten starke Erinnerungstext von Jean Laffitte, der als kommunistischer Widerstandskämpfer nach Mauthausen und, von dort, nach Ebensee deportiert wurde, ist zweifellos eines der eingängigsten und in den 50er Jahren am weitesten verbreiteten Beispiele des linken Widerstandsnarrativs. Untergrundtätigkeit, Sabotage-Aktionen, Verhaftung, Verhöre, Internierung nehmen ein Viertel des Textes ein. Laffitte stellt zu Beginn klar, so der Titel eines Kapitels, „Comment les hommes se trempent“. Es versteht sich dann von selbst, dass sich solche Männer bei der Ankunft in Mauthausen nicht beeindrucken lassen. Die Verwandlung des Menschen in eine Nummer, mit den üblichen Etappen von Entkleidung und Nacktheit, Kopf- und Körperrasur, Dusche, Desinfektion und Einkleidung, ruft allgemeines Gelächter hervor: „chacun s'esclaffe de la tête du voisin“<sup>23</sup>.

In der Folge vermeidet der Erzähler alles, was der allgegenwärtigen Gewalt zuviel Gewicht geben könnte. So neutralisiert er, wie Perec richtig beobachtet<sup>24</sup>, die „Visions d'épouvante“ in Kapitel XV durch „Les beaux moments“ in Kapitel XVI: die Blumen vor den Baracken, der Gesang eines Vogels beim

<sup>21</sup> Zur Ambivalenz dieses Mythos, der die *résistants* und *déportés* im von De Gaulle beschworenen Widerstand der *France éternelle* aufgehen ließ, siehe Henry Rousso, *Le syndrome de Vichy: de 1944 à nos jours* (Paris: Seuil, 2016), 29–76.

<sup>22</sup> Georges Perec, „Robert Antelme ou la vérité de la littérature“, *Partisans* 8 (1963): 121–34, zit. nach Robert Antelme, *Textes inédits sur L'espèce humaine: essais et témoignages*, hrsg. von Daniel Dobbels (Paris: NRF Gallimard, 1996), 173–90, hier 182–3

<sup>23</sup> Laffitte, *Ceux qui vivent*, 122.

<sup>24</sup> Perec, „Robert Antelme ou la vérité de la littérature“, 183.

Morgenappell, der Duft einer Zigarette, die Wärme eines Sonnenstrahls. All diese Augenblicke erheben diejenigen, die sie empfinden können, „pour dix secondes, au-delà du réel“<sup>25</sup>. Während die schönen Augenblicke dem Häftling seine menschliche Sensibilität in Erinnerung rufen, stabilisieren ihn die Erinnerungen an die Vergangenheit als soziales und kulturelles Wesen. Diese Erinnerungen beziehen sich fast ausnahmslos auf den Kampf gegen die deutschen Besatzer. Die Familie wird durch die ideelle Gemeinschaft der Widerstandskämpfer ersetzt.

In dieser neuen Familie organisieren die Kommunisten gegen den Kampf aller gegen alle ein System solidarischer Hilfe: Sie sammeln von denen, die sich etwas vom Mund absparen können, Brot und Suppe ein, um geschwächte Kameraden mit Zusatzrationen zu versorgen. Da es nicht möglich ist, allen Bedürftigen zu helfen, muss eine Auswahl, gewissermaßen eine umgekehrte Selektion, getroffen werden. Diese entscheidet nicht selten über Leben und Tod. Laffitte spricht sich dafür aus, Zusatzrationen nicht aufgrund vergangener Verdienste, sondern in Erwartung künftiger Leistungen zu vergeben, also an diejenigen, die, unabhängig von ihrer ideologischen Ausrichtung, erwarten lassen, dass sie für die Gemeinschaft besonders nützlich sein werden („les plus utiles à la collectivité“<sup>26</sup>). So setzt er sich längere Zeit für einen jungen Katholiken („[un] jeune croyant“<sup>27</sup>) ein, den er aber, als diesen der Lebensmut verlässt, zugunsten eines kommunistischen Kameraden, Maurice [Richard], aufgibt:

- Je suis allé trouver Maurice à son lit et je lui ai donné le morceau de pain.  
 – Tiens, voilà pour toi, nous te donnerons quelque chose tous les jours.  
 Nous voulons que tu vives.  
 – Mais c'est peut-être ce que tu donnais à un autre?  
 – Non, c'est ce qui te revient à toi parce que toi tu peux encore te battre.  
 L'autre est mort huit jours plus tard. Maurice a vécu.  
 Qu'on me juge.<sup>28</sup>

Selbst im Nachhinein lässt der Autor keinen Zweifel daran, dass es richtig und notwendig war, in der Situation des Lagers die utilitaristische Logik des Widerstands über die humanitäre Logik der Nächstenliebe zu stellen.

Am Ende nimmt der Erinnerungstext die Züge eines Epos an, das die Widerstandsbewegung im Lager Ebensee feiert. Dem von Kommunisten ge-

<sup>25</sup> Laffitte, *Ceux qui vivent*, 197.

<sup>26</sup> Laffitte, *Ceux qui vivent*, 327.

<sup>27</sup> Laffitte, *Ceux qui vivent*, 356.

<sup>28</sup> Laffitte, *Ceux qui vivent*, 357.

lenkten klandestinen Häftlingskomitee gelingt es, Vertrauenspersonen in strategische Bereiche der Lagerverwaltung einzuschleusen, in die Küchen und Versorgungskammern, was das *Organisieren* von Material, Kleidung und Nahrungsmitteln erleichtert, in die Schreibstuben, was die Zuordnung hilfsbedürftiger Kameraden zu leichteren Arbeitskommandos oder weniger brutalen Kapos erlaubt, und in die Krankenreviere, was den vorübergehenden Schutz erschöpfter oder kranker Kameraden ermöglicht.<sup>29</sup> Der Widerstand kulminiert in dem kollektiven „Nein!“<sup>30</sup>, das Tausende von Häftlingen einem Befehl des Kommandanten entgegenzusetzen, in dem überstürzten Rückzug der SS-Wachmannschaft, schließlich in der Machtübernahme des internationalen Komitees. Die Befreiung findet ohne die amerikanischen Befreier statt. Nur *en passant* erwähnt Laffitte zwei Soldaten „en uniforme kaki“<sup>31</sup>, die, wie vom Himmel gefallen, dem begeistert beklatschten Defilee der französischen Häftlinge beiwohnen.

Aus historischer Sicht ist es nicht schwierig, die Ungenauigkeiten und Übertreibungen in *Ceux qui vivent* richtig zu stellen. Dies ändert aber nichts daran, dass das Zeugnis, auch wenn es die Wirklichkeit verfälschte, mit der Erinnerung vieler Überlebender übereinstimmte, die in der klandestinen Widerstandsbewegung engagiert waren oder von der Unterstützung der Solidaritätskomitees profitierten. Insofern ist es ein frühes Beispiel für das Widerstandsnarrativ, das die Lagerliteratur weit über die 70er Jahre hinaus prägen sollte. Seine Bekanntheit, die Percec 1963 bezeugt, verdankt der heute vergessene Text einer Schreibweise, deren populärer Realismus einem intellektuellen Leser schon damals überholt vorkommen konnte, die aber mit ihren lebendigen Dialogen, ihren zahlreichen Spannungsmomenten, ihrem epischen Präsens und ihrer prägnanten Sprache durchaus geeignet war, ein breiteres Publikum anzusprechen.

### Ein neues Paradigma: *L'espèce humaine* von Robert Antelme

*L'espèce humaine* setzt Percec im erwähnten Essay nicht nur von *Ceux qui vivent*, sondern auch von dem ebenfalls 1947 erschienenen *Les jours de notre mort* ab. Beiden Autoren, Jean Laffitte und David Rousset, wirft er vor, den „mécanisme concentrationnaire“ dadurch zu verfälschen, dass sie ihn am Beispiel der

<sup>29</sup> Vgl. zu dieser „Grauzone“ (Primo Levi) solidarischer wie egoistischer Handlungsmöglichkeiten die Untersuchung von Sonia Combe, *Une vie contre une autre: échange de victime et modalités de survie dans le camp de Buchenwald* (Paris: Fayard, 2014).

<sup>30</sup> Laffitte, *Ceux qui vivent*, 379.

<sup>31</sup> Laffitte, *Ceux qui vivent*, 390.

riesigen Lagerkomplexe Buchenwald, Dachau, Mauthausen darstellen, „où des organisations, parfois toutes-puissantes, livraient un combat clandestin réel et efficace“<sup>32</sup>. An *Ceux qui vivent* missfällt ihm die „glorification populiste et nationaliste du combat“, die „description *bon enfant* du camp“, die „simplification de la vision qui va jusqu'à la mystification“<sup>33</sup>; kurz: die vereinfachende, verherrlichende, ja irreführende Schreibweise. Die Kritik an *Les jours de notre mort*, einem mehr als tausend Seiten umfassenden dokumentarischen Roman, der früh dem Vergessen anheimfiel, zielt auf den totalisierenden Anspruch einer Chronik, die aus einer Vielzahl authentischer Zeugnisse montiert ist.<sup>34</sup>

Was ist das Neue an *L'espèce humaine*? Antelme, schreibt Percec, treffe den einzigen Punkt, „qui peut nous être rendu sensible“, in dem er zeige, wie der „mécanisme concentrationnaire“ auf ein „individu isolé“<sup>35</sup> wirke. Das Lager werde nicht als fertige Wirklichkeit – „comme un tout, donné une fois pour toutes“<sup>36</sup> – hergezeigt, sondern nehme durch den Filter der Wahrnehmung, des Bewusstseins, der Erinnerung eines Individuums erst allmählich Gestalt an.

An dieser Lektüre, die auf die phänomenologische Poetik von *Les choses* vorausweist, ist bemerkenswert, dass Percec als einer der ersten die Ästhetik eines Lagertextes untersucht.<sup>37</sup> Antelme verweigere „tout appel au spectaculaire“, verhindere „toute émotion immédiate“,<sup>38</sup> vermeide Erklärungen und Interpretationen. Er führe die Sprache auf ihre ursprüngliche Funktion zurück, die Dinge zu benennen. Dadurch gelinge es ihm, die Welt des Lagers zum Leser sprechen zu lassen und die Distanz zwischen Erfahrung und Erzählung zu überwinden.

<sup>32</sup> Percec, „Robert Antelme ou la vérité de la littérature“, 182.

<sup>33</sup> Percec, „Robert Antelme ou la vérité de la littérature“, 183.

<sup>34</sup> Man fragt sich, warum Percec *L'univers concentrationnaire* mit Schweigen übergeht. Vielleicht blendet er das einflussreichere Zeugnis des Autors, das 1946 den Prix Renaudot erhielt, aus, um *L'espèce humaine* in ein helleres Licht zu setzen. Erst 1975, in *W ou le souvenir d'enfance*, wird er dem „premier grand témoignage littéraire des camps“ (Catherine Coquio, *La littérature en suspens: écritures de la Shoah: le témoignage et les œuvres* (Paris: L'Arachnéen, 2015), 217) seine Reverenz erweisen.

<sup>35</sup> Percec, „Robert Antelme ou la vérité de la littérature“, 182.

<sup>36</sup> Percec, „Robert Antelme ou la vérité de la littérature“, 178.

<sup>37</sup> Siehe Yannick Malgouzo, *Les Camps nazis: réflexions sur la réception littéraire française* (Paris: Classiques Garnier, 2012), 338, der in den frühen Besprechungen das einseitige Interesse am dokumentierten Inhalt aufweist (ebd., 67–83).

<sup>38</sup> Percec, „Robert Antelme ou la vérité de la littérature“, 177.

Schon im *Avant-Propos* nimmt Antelme eine entschieden autobiographische Erzählhaltung ein: „Je rapporte ici ce que j'ai vécu.“<sup>39</sup> Der Text hebt programmatisch mit dem Lager-Ich an:

Je suis allé pisser. Il faisait encore nuit. D'autres à côté de moi pissaient aussi; on ne se parlait pas. Derrière la pissotière il y avait le fossé des chiottes avec un petit mur sur lequel d'autres types étaient assis, le pantalon baissé. Un petit toit recouvrait la fosse, pas la pissotière. Derrière nous, des bruits de galoches, des toux, c'en était d'autres qui arrivaient. Les chiottes n'étaient jamais désertes. À toute heure une vapeur flottait au-dessus des pissotières.

Il ne faisait pas noir; jamais il ne faisait complètement noir ici. Les rectangles sombres des blocks s'alignaient, percés de faibles lumières jaunes. D'en haut, en survolant, on devait voir ces taches jaunes et régulièrement espacées, dans la masse noire des bois qui se refermait dessus. Mais on n'entendait rien d'en haut: on n'entendait sans doute que le ronflement du moteur, pas la musique que nous en entendions, nous. On n'entendait pas les toux, le bruit des galoches dans la boue. On ne voyait pas les têtes qui regardaient en l'air vers le bruit.<sup>40</sup>

Der *in medias res*-Einstieg überspringt die Jahre des Widerstands,<sup>41</sup> die in anderen Zeugnissen der politischen Deportation den KZ-Häftling mit einer starken Identität ausstatten. Die glorreiche Vergangenheit, so scheint es, hilft in der Lagersituation nicht weiter und wird im Fortgang der Erzählung nicht mehr erwähnt. Das Ich bekräftigt seine Identität durch eine elementare, radikal anticartesianische Handlung: *ich pisse, also bin ich*. Diese Handlung stellt die *conditio humana* in einem Konzentrationslager aus: Pissen heißt am Leben sein, *noch* am Leben sein. Was für ein Gegensatz zur metaphorischen Nacktheit des „Moi seul“ der *Confessions!*<sup>42</sup> Das Ich existiert, weil es in seiner radikalen Entblößung immerhin noch lebt. Es registriert die Geräusche, die um es herum die anderen machen, es nimmt die Konturen seiner Umgebung in der Dunkelheit wahr, es hört den Motor eines Flugzeugs, das über das Lager fliegt. Mehr noch: Es stellt sich vor, was die Piloten sehen und was die Kameraden empfinden, für die, wie für es selbst, das Brummen des Motors zu Musik wird, zu einem Vorschein der Freiheit. Die interne Fokalisierung zwingt den Leser, den Platz des Ichs in der Lagergegenwart einzunehmen: Er sieht, hört, riecht mit den Augen, den Ohren,

<sup>39</sup> Robert Antelme, *L'espèce humaine* (Paris: Robert Marin, 1947), 13.

<sup>40</sup> Antelme, *L'espèce humaine*, 17.

<sup>41</sup> Segler-Messner, *Archive der Erinnerung*, 223.

<sup>42</sup> Jean-Jacques Rousseau, *Les confessions*, hrsg. von Bernard Gagnebin und Marcel Raymond, *Coeuvres complètes I* (Paris: NRF Gallimard, 1959), 5.

der Nase eines anderen, er entdeckt das Lager in dessen Spuren, benennt es mit dessen kruder Sprache, hat an dessen Gedanken und Vorstellungen unmittelbar teil. Diese aufs Wesentliche reduzierte und dennoch äußerst suggestive Schreibweise schafft eine Illusion von Transparenz und Unmittelbarkeit, die „den Leser in die Rolle des Zeugen versetzt“.<sup>43</sup>

Während Antelmes Schreibweise mit ihren *effets de réel* zweifellos der innovativste Aspekt des zunächst unbeachteten<sup>44</sup> Buches ist, wird die spätere Rezeption von der plakativen Wirkung eines Titels getragen, der die „unité indivisible“<sup>45</sup> der Gattung Mensch behauptet. Der Häftling bleibe Mensch, auch wenn er im Lager auf seine elementarsten biologischen Bedürfnisse zurückgeworfen werde. Sein Peiniger könne ihn umbringen, „mais il ne peut pas le changer en autre chose“.<sup>46</sup> Diese „découverte de soi comme singularité indestructible“<sup>47</sup> ist, so Percec, der Kern des Widerstands, der den Häftling zum Überleben befähigt.

Mit der Individualisierung der Widerstands gibt Antelme den Mythos von einem auf unerschütterliche politische oder religiöse Überzeugungen gegründeten kollektiven Kampf auf. Ein anderes Schlüsselargument des Résistance-Diskurses behält er hingegen bei, die Vorstellung, das Lager müsse als eine auf die Spitze getriebene Form des Kapitalismus verstanden werden. Das Verhalten der SS und die Situation der Häftlinge, schreibt er, seien nichts anderes als die „caricature extrême“ der Kräfteverhältnisse, die es auch sonst in einer „en races ou en classes“<sup>48</sup> aufgeteilten Welt gebe. Percec, der 1963 diese Lesart noch teilt<sup>49</sup>, zitiert eine Passage, in der Antelme die Leidenserfahrung, aus der heraus Häftlinge Kartoffelschalen essen, mit „l'extrême expérience de la condition de prolétaire“<sup>50</sup> vergleicht und ihr Handeln als einen äußersten Akt des Widerstands deutet.

<sup>43</sup> Sabine Friedrich, „Narrative Inszenierungsformen der Zeugenschaft in Robert Antelmes *L'espèce humaine*“, in *Vom Zeugnis zur Fiktion: Repräsentation von Lagerwirklichkeit und Shoah in der französischen Literatur nach 1945*, hrsg. von Silke Segler-Messner, Monika Neuhofer und Peter Kuon (Frankfurt am Main: Lang, 2006), 237–48, hier 248.

<sup>44</sup> „[Si] magnifique et qui ne fut pas lu“, lautete wenige Jahre zuvor Cayrols Urteil über *L'espèce humaine*, Jean Cayrol, „Témoignage et littérature“, *Esprit* 21 (1953): 575–8, hier 577.

<sup>45</sup> Antelme, *L'espèce humaine*, 14.

<sup>46</sup> Antelme, *L'espèce humaine*, 328.

<sup>47</sup> Percec, „Robert Antelme ou la vérité de la littérature“, 184.

<sup>48</sup> Antelme, *L'espèce humaine*, 327.

<sup>49</sup> Siehe Percec, „Robert Antelme ou la vérité de la littérature“, 186.

<sup>50</sup> Percec, „Robert Antelme ou la vérité de la littérature“, 138.

1947, als Robert Antelme die unzerstörbare Einheit der Gattung Mensch bekräftigte, versah ein junger italienischer Jude, der Auschwitz überlebt hatte, seine Gedanken über die Natur des Menschen mit einem Fragezeichen. Der anthropologische Zweifel, der *Se questo è uomo* (*Ist das ein Mensch?*, eigentlich: *Ob das ein Mensch ist*) von Anfang bis Ende durchzieht, hat in *L'espèce humaine* Seltenheitswert. Ein einziges Mal, als Antelme unmittelbar nach der Kartoffelschalen-Episode auf Häftlinge zu sprechen kommt, die in einem Zustand völliger Erschöpfung ihren Kameraden das Brot stehlen, nähert er sich Levis illusionsloser Skepsis:

Ce qu'avait fait Simon nous faisait trembler. Comme s'il avait essayé de se suicider, ou était devenu fou. On avait peur pour tous, pour soi – plus qu'on ne peut avoir peur de la folie ou du suicide – d'une vérité qui pouvait s'exprimer aussi irrémédiablement dans un seul geste, dont chacun courait sans cesse le risque.<sup>51</sup>

Simons Diebstahl enthüllt eine Wahrheit über die Natur des Menschen, die mit dem Selbstbild eines politischen Deportierten nicht übereinstimmt. Er kann nur als die Tat eines Selbstmörders oder eines Wahnsinnigen verstanden werden. Diese verstörende Passage über ein absolut verwerfliches Handeln,<sup>52</sup> in das jedoch jeder jederzeit abrutschen kann, verschwindet in der Neuausgabe, 1957 bei Gallimard, die das Buch in den 60er und 70er Jahren zum neuen Paradigma des Erzählens über Lagererfahrung befördern sollte.<sup>53</sup>

### Marginalisierte Zeugnisse

Am Ende seines Textes kommt Antelme auf den Moment zu sprechen, als einer der amerikanischen Befreier sich von den Skeletten, die auf ihn einreden, abwendet und „*Frightful, yes, frightful!*“<sup>54</sup> stammelt. Hier wird ihm bewusst, dass das Wissen der Überlebenden, das „*savoir-déporté*“<sup>55</sup>, der Kunst der Vermittlung bedarf, um Gehör finden zu können:

<sup>51</sup> Antelme, *L'espèce humaine*, 145.

<sup>52</sup> Antelme, *L'espèce humaine*, 139–46. Die Passage wurde in die posthume Textsammlung, *Robert Antelme: textes inédits sur 'L'espèce humaine'*, 58–66, aufgenommen. Die dort angeführte Begründung, Antelme habe auf die Seiten verzichtet, weil er fürchtete, der Dieb hätte erkannt werden können, überzeugt nicht, da es um den einzigen Moment geht, in dem die zentrale These infragegestellt wird.

<sup>53</sup> Siehe Malgouzo, *Les Camps nazis*, 325–37.

<sup>54</sup> Antelme, *L'espèce humaine*, 427.

<sup>55</sup> Anne-Lise Stern, *Le savoir-déporté: camps, histoire, psychanalyse* (Paris: Éditions du Seuil, 2004), 108.

Les histoires que les types racontent sont toutes vraies. Mais il faut beaucoup d'artifice pour faire passer une parcelle de vérité, et, dans ces histoires, il n'y a pas cette parcelle de vérité, et, dans ces histoires, il n'y a pas cet artifice qui a raison de la nécessaire incrédulité.<sup>56</sup>

In *L'écriture ou la vie* wird Jorge Semprun Antelmes Intuition aufgreifen, wenn er einen Kameraden nach der Befreiung des Lagers Buchenwald ein Plädoyer für die „écriture littéraire“ halten lässt, die allein in der Lage sei, „la vérité essentielle de l'expérience“ zu vermitteln. Sein Lob auf den literarischen Kunstgriff, „l'artifice de l'œuvre d'art“<sup>57</sup>, wird bis heute von allen Forschern zitiert, die eine klare (und trügerische) Trennlinie zwischen Zeugnis und Literatur ziehen wollen, wobei sie unter Literatur immer die avancierteste Ästhetik ihrer Zeit verstehen. Die Zeugnisse eines Laffitte, Daix oder Tillard, die der *überholten* Ästhetik des sozialistischen Realismus gehorchen, sind aber nicht weniger *literarisch* als das eines Antelme, das, wie Jacques Rancière bemerkt, einer modernen Ästhetik folgt, die sich *L'étranger*, den behaviouristischen Roman der Amerikaner und, letztendlich, Flaubert zum Vorbild nimmt.<sup>58</sup>

Der phänomenologische Zugang, den Perec in *L'espèce humaine* entdeckte, war 1947, als Antelme den Text veröffentlichte, keinesfalls eine solitäre Erscheinung im Feld der Zeugnisliteratur. Andere Autoren brachen nicht weniger radikal als er mit den Konventionen eines Erzählens, das Sinn durch Kontinuität stiften wollte. Ich denke, um ein Beispiel zu geben, an Violette Maurice, eine Überlebende des Frauenlagers Ravensbrück, die in ihrem 1946 erschienenen und zu Unrecht vergessenen Zeugnis *N. N.* ein ständiges Hin und Her zwischen der Schreibgegenwart und ihren Erinnerungen inszeniert:

C'est à toi, ô Mag, que je songe ce soir : sœur étrange avec tes yeux à la chinoise et ton sourire de biais quelque peu énigmatique, je te revois, je nous revois à Ravensbrück sur ce lit haut perché au deuxième où nous faisons ménage ensemble depuis des mois de captivité.<sup>59</sup>

Sich erinnern heißt in das Lager wieder eintauchen, es nochmals sehen, nochmals erleben. Es scheint, als ob der Akt des Schreibens die Zeit aufheben könnte. Doch die vergegenwärtigten Kameradinnen sind unwiderruf-

<sup>56</sup> Antelme, *L'espèce humaine*, 428.

<sup>57</sup> Jorge Semprun, *L'écriture ou la vie* (Paris: NRF Gallimard, 1994), 136.

<sup>58</sup> Siehe Jacques Rancière, *Le destin des images* (Paris: La fabrique éd., 2003), 14.

<sup>59</sup> Violette Maurice, *N. N.* (Saint-Étienne: SPER, 1946), 75.



lich von der Gewissheit ihres Todes gezeichnet. Die friedliche Erinnerung an Mags Lächeln, an ihren Wunsch, die Familie wiederzufinden, an ihren Albtraum, von den Kindern nicht erkannt zu werden, bricht sich hart am Wissen des Zeugen:

Non ! tu ne rentreras pas... Ils ne pourront pas en effet te reconnaître, le bombardement d'Amstetten ne t'a pas épargnée ! Je revois ta robe de morte et l'écharpe rouge dont je t'avais fait cadeau, tous tes vêtements entassés pêle-mêle à côté du four crématoire. La nuit descend sur le camp et saigne derrière les barbelés ; je suis seule, je t'appelle ; ô ma sœur, me répondras-tu ?<sup>60</sup>

Dem Bild der lebendigen Mag auf der Pritsche in Ravensbrück wird das Bild der Kleider, als metonymischer Spur ihrer Auslöschung, überblendet. Der literarische Kunstgriff besteht in der Ellipse des Grauens – der versehrte, nackte, verbrannte Körper wird der Vorstellungskraft des Lesers überlassen – und dem Detail des roten Schals, eines Geschenks unter Freundinnen, das die Erzählung emotional auflädt und die Verzweiflung des sich erinnernden Ichs ausdrückt. Dieses erlebt erneut die Verlassenheit, die es am Tag nach der tödlichen Bombardierung empfand, bevor es in der Schreibgegenwart aufwacht:

Aujourd'hui que fleurissent les marronniers couverts de cierges sur la terre amie retrouvée, alors que j'ai un peu honte de rentrer seule et que je me dis : « Pourquoi tant de prodigalités autour de moi, y ai-je droit ? », je pense à vous, ô mortes de la Résistance, à toi Mag surtout, si effacée dans ta robe de prisonnière, toi qui fis ton devoir de Française tout simplement comme il se doit, sans ostentation aucune. Celles-là seules sont héroïques qui ne le savent pas.<sup>61</sup>

Durch den Vergleich der Kastanienblüten mit brennenden Kerzen und durch den Übergang von der Erinnerung an Mag zum Gedenken an alle Widerstandskämpferinnen, die ihr Leben ließen, verwandelt Maurice ihr Zeugnis in ein Mahnmal. Dieser Schluss von N. N. muss aber vorläufig bleiben, denn die Autorin wird bis an ihr Lebensende in Gedichten und Erzählungen auf das Trauma zurückkommen, das sie quält, die Scham, ihre Freundinnen überlebt zu haben.

Das unabschließbare Schreiben über eine Lagererfahrung, die den Überlebenden nicht loslässt und immer neue Selbstbefragungen fordert, wird Jahre später Sempruns Buchenwald-CŒuvre, von *Le grand voyage* (1963) bis *Le*

*mort qu'il faut* (2001), prägen.<sup>62</sup> Aber es lässt sich viel früher in Charlotte Delbos *Aucun de nous ne reviendra* beobachten, denn dieser bedeutende Text der Lagerliteratur, der 1965 in der Reihe „Femme“ bei Gonthier in Genf veröffentlicht und 1970 von den Éditions de Minuit übernommen wurde, entstand schon 1946 in einem Schweizer Erholungsheim.<sup>63</sup> Wenn man *Aucun de nous ne reviendra* in seine Entstehungszeit zurückversetzt, dann zeigt dieser Text, bei aller Einzigartigkeit, die ihm zugesprochen wurde,<sup>64</sup> eine erstaunliche Nähe zu anderen – heute vergessenen – Zeugnissen. Die Forschung hat, um die Originalität von Delbos „projet littéraire“<sup>65</sup> hervorzuheben, den illusionslosen Blick auf das traumatisierte Subjekt, den Verzicht auf die Heroisierung des Widerstands, die unabschließbare Trauerarbeit, die die Überlebenden an die Toten bindet, herausgestellt und auf die Kraft einer poetischen Prosa verwiesen, die ihre Materie in „tableaux“<sup>66</sup> anordne, die durch absichtsvolle Brüche, Ellipsen und Wiederholungen den Leser mit traumatischen Schocks konfrontiere und ihn, unter Verzicht auf jede Erklärung, der „visibilité corporelle des sensations, de la souffrance, des sentiments“<sup>67</sup> aussetze. All das ist in der Tat für Delbo charakteristisch, aber ebenso – *mutatis mutandis* – für die Poetik einer Violette Maurice und eines François Wetterwald.

Diese Poetik vermittelt Lagererfahrung, indem sie den Leser zwingt, die Bilder, die die Überlebenden nach wie vor verfolgen, mit eigenen Augen anzuschauen. „Si vous voulez rendre compte de la souffrance“, sagt Delbo in einem Interview, „il faut transmettre l'émotion, la sensation, la douleur, l'horreur. Il ne faut pas décrire, il faut donner à voir.“<sup>68</sup> „Regardez“, ruft in *Aucun de nous ne reviendra* eine Deportierte in Birkenau, und die Kameradinnen, die die Suppe auslöffeln, folgen mechanisch ihrem Blick, um zu sehen, was draußen vorgeht:

<sup>62</sup> Monika Neuhofer, „Écrire un seul livre, sans cesse renouvelé“: *Jorges Sempruns literarische Auseinandersetzung mit Buchenwald* (Frankfurt am Main: Klostermann, 2006), 291–337.

<sup>63</sup> Siehe Éric Monnier und Brigitte Exchaquet-Monnier, *Retour à la vie: l'accueil en Suisse romande d'anciennes déportées françaises de la Résistance (1945–1947)* (Neuchâtel, Éd. Alphil, 2013), 143–4.

<sup>64</sup> Siehe Michael Pollak und Nathalie Heinrich, „Le témoignage“, *Actes de la recherche en sciences sociales* 62–63 (1986): 3–29, hier 19.

<sup>65</sup> Pollak und Heinrich, „Le témoignage“, 19.

<sup>66</sup> Nicole Thatcher, „Le témoignage d'une femme de lettres“, *Témoigner entre Histoire et Mémoire* 105 (2009): 47–62, hier 51.

<sup>67</sup> Thatcher, „Le témoignage d'une femme de lettres“, 52.

<sup>68</sup> Claude Prévost, „Entretien avec Charlotte Delbo“, *La Nouvelle Critique* 167 (1965): 41–4, hier 42.

<sup>60</sup> Maurice, *N. N.*, 75–6.

<sup>61</sup> Maurice, *N. N.*, 76.

Nus. Rangés les uns contre les autres. Blancs, d'un blanc qui fait bleuté sur la neige. Les têtes sont rasées, les poils du pubis droits, raides. Les cadavres sont gelés. Blancs avec les ongles marrons. Les orteils dressés sont ridicules à vrai dire. D'un ridicule terrible.<sup>69</sup>

Die Kadaver erinnern Charlotte an den Schrecken, den sie als Kind beim Anblick einer Lieferung nackter Schaufensterpuppen empfand. Sie stellt sich die letzten Tage der Toten vor, ihre Agonie. Ihre immer aufgeregtere Kameradin reißt sie aus ihren Gedanken: „Regardez. Oh! Je vous assure qu'elle a bougé. Celle-là, l'avant-dernière.“<sup>70</sup> Wie alle anderen fixiert auch Charlotte die Sterbende und schließt: „Moi aussi je regarde. Je regarde ce cadavre qui bouge et qui m'est insensible. Maintenant je suis grande. Je peux regarder des mannequins nus sans avoir peur.“<sup>71</sup> Der Leser kann sich dem Blick nicht entziehen, obwohl er nie direkt angesprochen wird. Und er erfährt eine der fürchterlichen Wahrheiten des Überlebens in einem Konzentrationslager: Erwachsen-Sein heißt Fähig-Sein, Sterbende und Tote zu sehen, ohne sich davon erschüttern zu lassen, als ob es sich um seelenlose Puppen handle.

Dieselbe Absicht, den Leser dem Lageralltag unmittelbar auszusetzen, ist *Les morts inutiles* aus dem Jahr 1946 eingeschrieben. Auch François Wetterwald verweigert die Erzählung:

Un récit? Non. Que raconter? Après quatorze mois de baigne, il ne reste qu'une sorte de brouillard confus, un mélange de sensations diverses, un nuage coupé ça et là d'éclaircies, de tableaux singulièrement précis. Ces tableaux, j'ai voulu tenter de les décrire.<sup>72</sup>

Die Erinnerungsbilder, denen der Leser ausgesetzt wird, geben nicht vor, die erlebte Wirklichkeit in ihrem sinnstiftenden Zusammenhang zu erfassen. Die Ironie, mit welcher der Autor um Nachsicht für seinen nachlässigen Stil bittet, „[...] croyez-vous que, pour chanter la mort, tout le monde dispose des périodes élégantes de l'Aigle de Meaux ou des vers harmonieux d'un Baudelaire?“<sup>73</sup> greift den hohen Ton traditioneller Totenklage an, der dem massenhaften – sinnlosen – Tod im Lager nicht mehr angemessen ist. Eines der in *Les morts inutiles* beschriebenen Bilder, „L'atmosphère“, zeigt den Arbeitsplatz des Häftlingsarztes Wetterwald, das überfüllte Revier in Eben-

see, mit dem angrenzenden Leichenraum, in dem sich die Kadaver der an Tuberkulose oder Ruhr, durch Arbeitsunfälle oder Gewaltakte gestorbenen Häftlinge stapelten. Diese Toten wurden, solange Ebensee kein eigenes Krematorium hatte, zu viert oder fünft in improvisierten Särgen nach Mauthausen geschickt. Der Autor erinnert sich an den Tag, da ihm der Horror dieser anonymen Entsorgung vor Augen trat. Dieser Moment wird in interner Fokalisierung wiedergegeben, so dass der Leser gar nicht anders kann als dem neugierigen Blick des Ichs zu folgen und mit diesem den plötzlichen Schreck zu erfahren:

Je me rappelle que, deux jours après mon arrivée à Ebensee, le soir, en revenant du bloc des contagieux, j'ai rencontré une pile de ces grandes caisses sur le bord du chemin; je ne savais pas ce que c'était et me suis penché vers une fente qui bâillait entre des planches rugueuses de sapin, alors j'ai vu, j'ai vu deux yeux grands ouverts qui luisaient dans l'ombre et qui semblaient me regarder avec reproche.<sup>74</sup>

Durch ihr fragmentiertes Schreiben gelingt es Wetterwald, Delbo und Maurice, das Lager zur Anschauung zu bringen. Indem sie den Leser den traumatischen Schocks, die die Häftlinge erleiden mussten, und den Alpträumen, die die Überlebenden verfolgen, aussetzen und durch häufige Sarkasmen und direkte Anreden seine Empathie wachrütteln, suchen sie ihn zum Augenzeugen zu machen. Diese Poetik, die ich *apokalyptisch*<sup>75</sup> nenne, weil sie eine dem Adressaten verborgene, unzugängliche Wirklichkeit (im Wortsinne) *enthüllt, offenbart*, verweigert die „image d'Épinal attendue“,<sup>76</sup> also die Schilderung der Lagerwirklichkeit im Stil der populären, farbigen Bilderbögen des 19. Jahrhunderts. Während letztere das Lager dem Leser in angenehm fasslicher Weise nahe bringt und mit Befreiung und Überleben das *happy ending* garantiert, beharrt erstere auf seiner Inkommensurabilität, der – so Jean Cayrol – „tunique brûlante“,<sup>77</sup> dem Nessushemd, das jeden, der es berührt, verbrennt. Daher können die schwesterlichen Gesten der Freundinnen, die Delbo erinnert, den „désespoir à l'état pur“<sup>78</sup> in *Aucun de nous ne reviendra* nicht aufheben. Dieselbe Verzweiflung findet sich bei Wetterwald, der als Chirurg in Ebensee seine Ohnmacht erfährt und mit klinischem Blick beobachtet, wie Menschen unter dem Druck des Lagersystems ihre Mensch-

<sup>69</sup> Charlotte Delbo, *Aucun de nous ne reviendra* (Genève: Gonthier, 1965), 20–1.

<sup>70</sup> Delbo, *Aucun de nous ne reviendra*, 23.

<sup>71</sup> Delbo, *Aucun de nous ne reviendra*, 23.

<sup>72</sup> Wetterwald, *Les morts inutiles*, 6.

<sup>73</sup> Wetterwald, *Les morts inutiles*, 6.

<sup>74</sup> Wetterwald, *Les morts inutiles*, 83.

<sup>75</sup> Kuon, *L'écriture des revenants*, 348.

<sup>76</sup> Wetterwald, *Les morts inutiles*, 6.

<sup>77</sup> Cayrol, „Témoignage et littérature“, 576.

<sup>78</sup> Pollak und Heinich, „Le témoignage“, 20.

lichkeit verlieren.<sup>79</sup> Er selbst nimmt sich nicht aus: „Voyez, moi non plus, je ne suis plus tout à fait un homme civilisé“,<sup>80</sup> lautet der Schluss einer Passage über die Massengräber, in die nach der Befreiung aller Müll gekippt wurde, ohne dass er dagegen protestierte. Die Erfahrung der Deshumanisierung, der Transgression des Menschlichen, verbietet diesen Autoren den anthropologischen Optimismus eines Antelme. Von Wetterwalds *Les morts inutiles* zu Delbos *La connaissance inutile* unterstreicht ein und dasselbe Wort die Unmöglichkeit, irgendeine positive Lehre aus der Lagererfahrung zu ziehen.

\*\*

Die Vielfalt des Schreibens über Lagererfahrung, so lässt sich zumindest für Frankreich feststellen, war schon in den ersten beiden Jahren nach Kriegsende gegeben.<sup>81</sup> Die Geschichte der Lagerliteratur ist demnach keine Entwicklung zu immer elaborierteren, reflektierteren, literarischeren Zeugnissen, sondern ein Selektionsprozess, der von ideologischen Interessen und politischen Großwetterlagen beeinflusst wurde.

Diese Selektion reduziert in einem ersten Schritt die Polyphonie der frühen Zeugnisse, um ein Narrativ zu etablieren, das den unermüdlichen, heroischen Kampf der Häftlinge gegen die Nazi-Barbarei und ihren Triumph über die SS schildert. Dieses findet, wie Perec richtig erkannte, seine exemplarische Realisierung in *Ceux qui vivent* und bringt zu Beginn des Kalten Kriegs zwei recht erfolgreiche Romane im Stil des sozialistischen Realismus hervor: *La dernière forteresse* und *Les triomphants*. In einem zweiten Schritt etablierte sich *L'espèce humaine*, dank der Wiederauflage bei Gallimard und einer Rezeption, die in dem 1947 erschienenen Text eine wegweisende Ästhetik entdeckte, als neues Paradigma der Lagerliteratur. Antelme bleibt der Logik des *grand récit* freilich insofern verhaftet, als er am – nicht mehr politisch, sondern existenziell gefassten – Widerstand als Kernerfahrung der Häftlinge festhält. Dieser unerschütterliche Glaube an den Menschen ist bei Delbo einer tiefen Skepsis gewichen. In ihrer Trilogie *Auschwitz et après* mangelt es nicht an berührenden Gesten schwesterlicher Hilfe,<sup>82</sup> die Erinnerung daran vermag die Überlebende aber nicht von ihrer Trauer zu befreien. Wenn im

<sup>79</sup> Siehe Monika Neuhofer, „Identité, vérité et traumatisme: le témoignage de François Wetterwald“, in *Trauma et Texte*, hrsg. von Peter Kuon (Frankfurt am Main: Lang, 2008), 273–83, hier 282–3.

<sup>80</sup> Wetterwald, *Les morts inutiles*, 176.

<sup>81</sup> Einen Sonderfall stellen die Erinnerungstexte jüdischer Shoah-Überlebender dar; siehe hierzu Malgouzeou, *Les Camps nazis*, 263–86, und François Azouvi, *Le mythe du grand silence: Auschwitz, les Français, la mémoire* (Paris: Fayard, 2012), 129–50.

<sup>82</sup> Siehe Coquio, *La littérature en suspens*, 267.

Laufe der vergangenen Jahrzehnte Delbo Antelme abgelöst hat, um in Frankreich (und darüber hinaus) das weibliche Gegenstück zu Primo Levi zu werden, so verdankt sie diesen Durchbruch der Neuauflage von *Aucun de nous ne reviendra* in einem angesehenen Verlag und den veränderten Erwartungen eines Publikums, das Lagerliteratur immer weniger mit der Résistance und, ab den 90er-Jahren, immer mehr mit traumatischen Erfahrungen im Kontext der Shoah verbindet.

Die Kehrseite der Formierung eines französischen Widerstandsgedächtnisses war die Gleichschaltung der Lagerliteratur, d. h. die Ausgrenzung, Zensur und Unterdrückung heterodoxer Zeugnisse. Das frappierendste Beispiel ist Aragons erfolgreiche Intervention bei Vercors, um zu verhindern, dass Wetterwalds Anfang 1946 erschienener Text beworben wird.<sup>83</sup> Das kolportierte Argument, Wetterwald habe die Rolle der Kommunisten im Lager nicht gewürdigt, trifft nicht den Kern des Problems. Vielmehr dürfte Vercors *Les morts inutiles* gerade deshalb für die Éditions de Minuit angenommen haben, weil sich der Text vom *mainstream* abhob. Aragon hingegen dürfte erkannt haben, dass die anthropologische Skepsis des Autors mit der Deutung der Lagererfahrung als eines solidarischen Kampfes der Häftlinge gegen ein kapitalistisches Unterdrückungssystem unvereinbar war. Ohne den Druck, den das langlebige Widerstandsnarrativ<sup>84</sup> ausübte, hätte Antelme, als er 1957 die einzige Passage in *L'espèce humaine* eliminierte, die Zweifel an der Zugehörigkeit zur Gattung Mensch artikulierte, auf seine Selbstzensur verzichten können. Vom *mainstream* wichen vor allem Autorinnen und Autoren ab, die mit der kommunistischen Ideologie in Konflikt gerieten. Charlotte Delbo entfremdete sich schon zur Zeit des deutsch-sowjetischen Paktes vom PCF, auch wenn sie formal Mitglied blieb. David Rousset verdankt seinen trotzkistischen Wurzeln die Unabhängigkeit, mit der er das „univers concentrationnaire“ als absurde Welt schildert, aber auch seine Ausgrenzung im Anschluss an die öffentliche Stellungnahme gegen den sowjetischen Gulag im Jahr 1949.<sup>85</sup> Paul Tillard, der eine der ersten Lager-

<sup>83</sup> Siehe Anne Simonin, *Les Éditions de Minuit 1942–1955: le devoir d'insoumission* (Paris: IMEC, 1994), 271–2.

<sup>84</sup> Wie sehr dieses schon 1947 der Publikumserwartung entsprach, zeigt sich in der eingangs zitierten Sammelbesprechung: Wetterwald, heißt es dort, „arrive à des conclusions pessimistes sur l'homme, qui sont incontestablement fausses“, Laffitte hingegen habe in *Ceux qui vivent* „l'idéal de la Résistance qui se perpétue dans l'horreur des camps“ aufgezeigt, Henry, „Ce qu'il faut connaître de la littérature concentrationnaire“, 5.

<sup>85</sup> Siehe David Rousset, „Au secours des déportés dans les camps soviétiques“, *Le Figaro littéraire*, 12. November 1949.

reportagen und später den Roman *Les triomphants* veröffentlichte, musste den Ausschluss aus der PCF und den Zusammenbruch seiner Wir-Identität erleben, bevor er in *Le pain des temps maudits*<sup>86</sup> einen subjektiven Zugang zu seiner Lagererfahrung fand.<sup>87</sup> Diesen linken Dissidenten kann man einige Stimmen aus gaullistischen *réseaux* zur Seite stellen, die ebenfalls von der *doxa* der großen Widerstandserzählung abweichen. Ich denke an Violette Maurice und François Wetterwald, deren frühe Zeugnisse, ungeachtet ihrer außerordentlichen ästhetischen und ethischen Qualität, in Vergessenheit gerieten, aber auch an Jean Cayrol, der das Bezeugen des Lagers verweigerte und stattdessen mit *On vous parle* und anderen *lazarenischen* Erzählungen den psychischen Folgen von Deportation und Lagerhaft im Modus der Fiktion nachspürte. All diese Autorinnen und Autoren sind auf der Suche nach einer Schreibweise, die die „*vérité essentielle*“ (Semprun) des einsamen Überlebenskampfes und der Gesten der Brüderlichkeit, des Egoismus und der Freundschaft, der Scham und des Verlustes, des Alptrahms und der Trauer vermitteln könnte. Ihre Texte – dessen sind sie sich bewusst – unterscheiden sich von der Menge der Zeugnisse, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit erschienen sind. Charlotte Delbo sagt in einem Interview, sie habe einen Text schreiben wollen, dem es, anders als den zahlreichen dokumentarischen Berichten, gelänge, den Leser die Wahrheit der Tragödie spüren zu lassen, ohne ihm Emotion und Schrecken zu ersparen<sup>88</sup>. Auf die Frage, warum sie mit der Veröffentlichung von *Aucun de nous ne reviendra* zwanzig Jahre zugewartet habe, antwortet sie, sie sei sich damals nicht sicher gewesen, ob ihr Text der „*plus grande tragédie que l'humanité ait connue*“<sup>89</sup> gerecht würde. Vielleicht ahnte sie aber auch, mit der ganzen Theatererfahrung, die sie an der Seite von Louis Jouvet gesammelt hatte, dass die *Aufführung* 1946 durchgefallen wäre. Die Zeit war noch nicht reif für ihre große Auschwitz-Trilogie.

Zensur, Vergessen, Ausgrenzung! Das Schicksal von Wetterwalds *Les morts inutiles*, Violette Maurices *N. N.* und anderer früherer Lagererfahrungen zeigt, dass das Publikum unmittelbar nach dem Krieg nicht bereit war, eine Zeugnisliteratur anzunehmen, die mit dem Widerstandsnarrativ brach.

<sup>86</sup> Paul Tillard, *Le pain des temps maudits* (Paris: Julliard, 1965).

<sup>87</sup> Siehe hierzu Peter Kuon, „Die Schwierigkeiten, Ich zu sagen: Erzählstrategien in den Lagererfahrungen von Paul Tillard“, in: *Vom Zeugnis zur Fiktion*, 141–55.

<sup>88</sup> Prévost, „Entretien avec Charlotte Delbo“, 42.

<sup>89</sup> Prévost, „Entretien avec Charlotte Delbo“, 41.

## Gute/schlechte Wissenschaft vs. gute/schlechte Wissenschaftler

### Anmerkungen zu Frank-Rutger Hausmann

Utz Maas (Graz)

ZUSAMMENFASSUNG: Hausmann hat sich große Verdienste um die fachgeschichtliche Aufarbeitung der NS-Zeit erworben. Dabei ist es ihm vor allem auch um die moralische Identifizierung der Akteure gegangen, was u. a. zu Kontroversen mit meinen eigenen Versuchen geführt hat. Mit diesem Beitrag versuche ich, einige Linien in dieser letztlich nicht aufzulösenden Gemengelage von rein fachlicher und moralisch-politischer Diskussion auszumachen.

SCHLAGWÖRTER: Vergangenheitsbewältigung; Exil; Sprachwissenschaft im Nationalsozialismus

Den Hintergrund für diesen Beitrag zur Festschrift für Frank-Rutger Hausmann bilden die vielfachen Überschneidungen in unserer beider Arbeit, angefangen bei unserem Romanistik-Studium in Freiburg. Engere Berührungen ergaben sich später bei der Fachgeschichte, vor allem zur NS-Zeit. Hausmanns Leistung in diesem Feld kann man nur bewundern, aber das schließt Kontroversen in Einzelheiten, vor allem auch in der Wertung des Analysierten nicht aus. Bei einem so komplexen Gegenstand, bei dem sich die unterschiedlichsten Bezugssysteme überlagern, stellt sich nicht die Frage danach, was in solchen Kontroversen richtig ist – dafür sind die Dinge viel zu komplex. Es kann letztlich nur darum gehen, die dabei aufgebrochenen Widersprüche transparenter zu machen. Das möchte ich mit diesem Beitrag ein Stück weit verfolgen, entsprechend dem vorgegebenen Raum nur thesenartig.<sup>1</sup>

Fachgeschichte ist immer eine Gratwanderung zwischen

- der Geschichte einer Wissenschaft,
- der Geschichte von Wissenschaftlern.

<sup>1</sup> In überarbeiteter (und gekürzter) Form der Text für eine fachgeschichtliche Tagung an der Uni Göttingen am 27.3.2015, zu der wir beide eingeladen waren, um unsere Positionen zur Diskussion zu stellen. Weil wir beide verhindert waren, ist es dazu nicht gekommen. Von meiner Seite aus sei das an diesem Ort nachgeholt.

Mit Wissenschaft wird auf Strukturen des *Wissens* referiert, die einen idealen, also zeitlich nicht verankerten Status haben. Bei Wissenschaftlern geht es dagegen um ihr *Verhalten* in einem historischen Kontext. Allerdings kommt auch Wissen nur in der Praxis von Menschen, also historisch in die Welt – das ist der Ansatzpunkt dafür, „Wissenschaft als Prozess“ (und d.h. historisch) zu verstehen, wie es wissenschaftssoziologisch expliziert wird.

Die Beschäftigung mit der Wissenschaftsszene in der Zeit des Nationalsozialismus ist bisher überwiegend zu einer der beiden Seiten abgerutscht:

- die erste Phase der „Vergangenheitsbewältigung“ nach dem Krieg war durch die Akteure, die „dabei waren“, bestimmt, die mit der vorgeblichen Fokussierung der Wissenschaft den politischen Kontext verdrängten,
- dagegen richtete sich der „Entlarvungsdiskurs“ der Folgegeneration (also Hausmanns und der meinen), die diesen Akteuren ihre nicht selten ja auch direkt verlogene Selbstinszenierung nachwies und daher auf die Suche nach belastendem Material ausgerichtet war,
- jetzt ist gewissermaßen eine dritte Generation am Zug, die das spezifische Zusammenspiel von wissenschaftlicher Praxis und politischen Randbedingungen / Haltungen und Aktivitäten unvoreingenommen in den Blick nehmen kann.

Die ersten beiden Phasen produzierten systematische blinde Flecke:

- in der ersten Phase sollte nur „Wissenschaftliches“ angesprochen werden; Fragen nach den Bedingungen, unter denen dieses betrieben wurde, wurden heftig abgeblockt,
- in der zweiten Phase war (ist?) es ein Tabu, bei den identifizierten „Bösen“ nach dem zu fragen, was sie wissenschaftlich praktiziert haben – damit riskiert(e) man den Vorwurf, diese Figuren „reinzuwaschen“.

Für den historischen Rahmen ist bei diesem Gegenstand festzuhalten, dass die Menschen, unter welchen Prämissen auch immer sie das unter den Bedingungen des NS-Regimes taten, damit die faschistischen Verhältnisse (re-)produzierten, die zur Schoah führten. Für die Analyse kann die sozialpsychologische Kategorie der *Kollusion* hilfreich sein: jenseits der Absichten der Akteure zielt der historische Blick auf das, was sie produzierten – wie bei einer *folie à deux* in Beziehungspathologien. Geht es um eine Erklärung der faschistischen Verhältnisse (und auch um Schuldzuweisungen), steht dieser Blick im Vordergrund. Eine wissenschaftsgeschichtliche Analyse kommt allerdings mit dieser Abstraktion nicht aus. Wer damals im „Reich“ wissen-

schaftlich aktiv war, musste mitspielen – das ist schon fast eine Tautologie, die insofern auch nichts besagt. Aufschlussreich ist nur die Art, wie dieses Mitspielen praktiziert wurde.

Wieweit man sich auf solche Fragen einlässt, wird zweifellos durch die eigene Biographie bestimmt. Hier gibt es einen nicht unerheblichen Unterschied zu den jetzt aktiven jüngeren Forschern: Hausmann ist wie ich auch nicht nur in die Kriegszeit hineingeboren worden – für uns waren die Nachkriegsjahre die biographisch prägende Zeit. Da macht(e) es einen großen Unterschied, ob die Eltern bzw. die Familie auch als moralische Instanz Identifikationsfigur sein konnten, wie Hausmann es in seinen autobiographischen Anmerkungen für sich herausgestellt hat – oder nicht.<sup>2</sup> Bei dem größten Teil unserer Generation war das nicht der Fall: hier wurde der gesellschaftliche Mief der 50er Jahre auch in der Familie gelebt, bestimmt durch die Verweigerung gegenüber unserer Frage: was habt ihr damals gemacht? – die aus den von uns umständlich zu suchenden Hinweisen auf die Verhältnisse vor 1945 resultierte.

Von heute her ist klar, dass es auf diese Frage keine Antwort geben konnte: sie zielte auf die Schuldfrage bei der Schoah – die sich in dieser direkten Form aber nicht an die Mehrheit unserer Eltern stellen ließ. Daher ließ diese Frage keine Antwort zu, sondern eben nur das Verstummen bzw. die Verweigerung des Gesprächs. Das ist allerdings eine Sichtweise, zu der wir damals nicht in der Lage waren (bzw. sein konnten) – ebenso wenig wie die, denen die Frage gestellt war. Diese Menschen hatten das NS-System mit produziert, ohne deswegen die Schoah gewollt zu haben. Für meinen Teil habe ich lange gebraucht, das zu verstehen – zu lange, um noch ein Gespräch mit meinen Eltern führen zu können. Erst von heute aus (nach ihrem Tod) ist mir einiges davon klarer geworden, wie ich es hier, gewissermaßen als Kontrast zu der von Hausmann für sich dargestellten Konstellation, wenigstens andeuten möchte.

Meine Mutter war als BDM-Führerin eine von den jungen Frauen, die 1933 die Chance ergriffen, den alltäglichen Zwängen der Reproduktion der patriarchalischen deutschen Gesellschaft zu entkommen; für sie boten die Organisationen der Partei die Voraussetzungen, sich aktiv (und das hieß nicht zuletzt auch körperlich, in sportlichen Aktivitäten) zu entfalten; mein Vater

<sup>2</sup> Frank-Rutger Hausmann, „Kann man ‚Vergangenheit bewältigen‘? Fünfundzwanzig Jahre Beschäftigung mit den Geisteswissenschaften im ‚Dritten Reich‘“, in *Nationalsozialismus und Recht: erste Babelberger Gespräche*, hrsg. von Thilo Ramm und Stefan Chr. Saar (München: Nomos, 2014).

versicherte sich wohl mehr oder weniger opportunistisch der Möglichkeiten einer Volksschullehrerlaufbahn (einschl. einer Partei-Mitgliedschaft, wie sie von angehenden Beamten erwartet wurde), wobei er in niedrighelwigen organisatorischen Zusammenhängen offensichtlich soziale Erfolge einheimen konnte. Ein Gespräch mit ihnen hätte gefordert, sie nach dem zu fragen, was sie damals gewollt haben – statt die Verantwortung für das System, für die Schoah einzufordern. Für mich war dieser Knoten nicht mehr aufzulösen – erst mit den Großeltern meines Sohnes kam überhaupt wieder so etwas wie ein Gespräch zustande. Die Auseinandersetzung mit der Fachgeschichte war insofern die Verschiebung biographisch definierter Fragen auf wissenschaftliches Terrain.

Die Konfrontation mit der Schoah macht analytische Differenzierungen mehr als nur schwierig. Das beginnt bei den nötigen Bezeichnungen, die in ihrer Distanziertheit immer den Aspekt der Verharmlosung implizieren. Insofern habe ich es geradezu als Erleichterung empfunden, als mir meine israelische Kollegin Judith Rosenhouse ein jüdisches Pamphlet aus den Kriegsjahren zugänglich gemacht hat, das die Täter, die die Grundlagen der (Mit-)Menschlichkeit aufgekündigt haben, auch nicht als Menschen, sondern als *Schweine* bezeichnet. Es geht bei der Analyse immer auch um die Definitionshöhe – und hier sollten die unmittelbar Betroffenen den Vorrang haben.<sup>3</sup> Da ich annehme, dass die wenigsten (wie auch ich bis vor nicht allzu langer Zeit) bisher dergleichen gesehen haben, gebe ich einen Auszug daraus im Anhang.<sup>4</sup>

<sup>3</sup> Das Pamphlet trägt den Titel *hitlir l-xənsir* „Hitler, das Schwein“. Es ist in marokkanischem Arabisch redigiert, geschrieben in hebräischer Schrift. Es muss in den jüdischen Gemeinden in Marokko in der Weltkriegszeit kursiert sein, als sich auch dort niemand mehr Illusionen über die Schoah der Juden im Machtbereich des deutschen Faschismus machen konnte. Die Nazi-Größen werden als verächtliche Figuren sexistisch in Szene gesetzt (Hitler ist schwul und kann daher auch von Frau Göbbels nicht verführt werden; als Travestit zieht er sich vielmehr ihre Kleider an u. dgl.), was auf die anvisierten männlichen Adressaten abstellte. Das Lachen sollte angesichts der übermächtigen Bedrohung (die deutschen Truppen rückten schließlich in Nordafrika vor) befreiend sein – wie auch die Bezeichnung derer, von denen die Bedrohung ausging, als *Schweine* und nicht als Menschen. Leider ist nichts Genaueres zu diesem Heft bekannt. Die Illustrationen verweisen vielleicht auf eine nicht-marokkanische Vorlage, aber die narrative Struktur und die Sprache des Textes sind autochthon, was durch Unsicherheiten bei der Verschriftung nur bestätigt wird.

<sup>4</sup> Reproduziert mit freundlicher Erlaubnis der Betreiber der Website [ww2propaganda.eu](http://ww2propaganda.eu), auf der das Pamphlet dokumentiert ist (mit Dank an Richard Wilson, der sie als Nachfolger des verstorbenen Hans Nonnen betreibt).

In diesem Sinne lässt sich die Zuschreibung als *Schweine* für die verwenden, die als Akteure oder doch als Apologeten der rassistischen Vernichtungspolitik aufgetreten sind – sie haben keinen Respekt als Menschen verdient. In unserem fachlichen Feld trifft das z. B. auf den Germanisten Lutz Mackensen zu, der 1937 schrieb, dass wenn unsere Vorfahren bei den mittelalterlichen Pogromen ihre Sache richtig gemacht hätten, in der Gegenwart keine Arbeit mehr zu tun wäre.<sup>5</sup> Das ist etwas anderes als nur Mitspielen (s.o. zur Kollusion). Bei Figuren wie Mackensen ist die Einschätzung denn auch nicht strittig.<sup>6</sup> Aber sie können nicht mit dem damaligen Wissenschaftsbetrieb gleichgesetzt werden. Es stellt sich nur die Frage, ob man sich auf solche Differenzierungen einlässt.

Für Hausmann stehen sie nicht infrage, was er wiederholt auch in Kritik an meinen Arbeiten deutlich gemacht hat, auch in den persönlich geführten Auseinandersetzungen, vgl. in einem Schreiben an mich:

Anders als Sie bin ich der Meinung, dass es im „Dritten Reich“ eigentlich keine Wissenschaft der „reinen Hände“ (Fritz Schalk) oder wirklich gute „Geistes“wissenschaft gab, da kein Buch im freien Raum erschien. In den engeren Naturwissenschaften, wenn sie nicht verbrecherischen Zielen dienten, mag das möglich sein, aber nehmen wir den „Kriegseinsatz“. Bei so etwas mitzumachen, ist doch absurd. Wissenschaft, die wider den westlichen Geist gehen soll, ist keine Wissenschaft, auch wenn im Einzelfall durchaus brauchbare Beiträge dabei gewesen sind. Aber der ganze Rahmen ist korrupt. Da unterscheiden wir uns wohl.<sup>7</sup>

Einen Unterschied gibt es nicht bei der von ihm angesprochenen politischen Einschätzung, sondern bei der Frage nach den Kriterien für das, was als wissenschaftliche Praxis gelten kann – wobei es disziplinäre Besonderheiten gibt, wie sie Hausmann ja auch in Hinblick auf die Naturwissenschaften einräumt. Ich kann hier nur für die Sprachwissenschaft einstehen, und da stellen sich allerdings auch Fragen bei den Arbeiten von Mackensen.

<sup>5</sup> Lutz Mackensen, *Volkskunde in der Entscheidung: Versuch einer Standortbestimmung* (Tübingen: Mohr 1937) – zwar könnte man darauf verweisen, dass 1937 die Schoah noch nicht losgetreten war, aber Mackensen hat später an der Universität Posen (im „Warthegau“) die rassistischen Maßnahmen aktiv umsetzen geholfen: 1941 erhielt er dort eine Professur explizit mit Aufgaben im Rahmen des Generalplan Ost.

<sup>6</sup> Schließlich erhielt er auch nach 1945 Berufsverbot, war später aber an der Staatsbibliothek in Bremen tätig und blieb vor allem durch seine ausgedehnten publizistischen sprachbezogenen Arbeiten in der Germanistik präsent.

<sup>7</sup> In einer Mail vom 24.7.2014 (in der graphischen Form korrigiert).

Dieser hatte sich für seine Professur an der Reichsuniversität Posen (und damit auch für die Umsiedlungs- und Neuordnungsmaßnahmen im Warthegau im Rahmen des Generalplan Ost) durch seine sprachsoziologischen Arbeiten qualifiziert. Dazu gehörte u. a. eine andere Arbeit aus dem Jahr 1937 zu den kulturellen Entwicklungsverläufen in den deutschen Sprachinseln in Osteuropa, bei der er die Bedingungen, unter denen die Zugehörigkeit zur deutschen Kultur und damit die deutsche Sprache aufrechterhalten wurde, gegenüber denen, unter denen das nicht der Fall war, analysierte.<sup>8</sup> Das war eine analytische Arbeit, die auch im Horizont der neueren sprachsoziologischen Arbeiten ihren Wert behält – aber sie war politisch funktional: sie zielte auf Grundlagen der nationalsozialistischen Revolution, mit der der faschistische Staat sich sein Volk zu schaffen suchte, wozu die „Umvolkung“ gehörte, die mit den Umsiedlungsprojekten verbunden war. Dafür mussten nicht zuletzt die völkischen Denkfiguren abgeräumt werden, wie Mackensen es hier durchexerzierte.

Empirisch ist nicht getrennt, was analytisch zu differenzieren ist. Wissenschaftler partizipieren mehr oder weniger an der Weiterentwicklung des zeitlosen wissenschaftlichen Projekts einer Sprachanalyse, auch wenn sie es in einem politisch und moralisch verwerflichen Zusammenhang praktizieren. Die analytische Würdigung eines wissenschaftlichen Beitrags impliziert nicht die Würdigung (erst recht nicht Wertschätzung) seines Autors.

Das Beispiel Mackensen steht in einer Typologie der Verhaltensweisen im nationalsozialistischen Wissenschaftsbetrieb für einen rassistischen Pol, dem die Mehrheit nicht zu subsumieren ist. In welcher Form die einzelnen mitgespielt haben, muss in jedem Einzelfall ermittelt werden. Autobiographische Aussagen ex post sind überwiegend problematische Quellen, da sie im schlimmsten Fall Lügenfassaden präsentieren, oft zumindest aber von Deckerinnerungen überlagert sind. Eine wichtige Quelle sind zeitgenössische Briefwechsel (soweit erhalten), die Hausmann ja auch selbst eingehend herangezogen und in Teilen publiziert hat. Abgesehen von den alles in allem doch wenigen, die wie Mackensen direkt in die Politik des Regimes eingebunden waren, zeigen sie bei „Geisteswissenschaftlern“ vor allem ihre groteske Selbstüberschätzung, sich als Nabel der Gesellschaft zu sehen. Die politischen Verhältnisse werden so thematisch mit der Frage, wie sie für die ei-

<sup>8</sup> Lutz Mackensen, „Heimat, Kolonie, Umvolk: zur Methodik der Sprachinselvolkskunde“, *Folk* 1 (1937) – also in einer internationalen (vor allem skandinavisch verbreiteten) Zeitschrift, nicht im Horizont der deutschen Volkskunde wie die oben angeführte Arbeit.

genen wissenschaftlichen Anliegen *genutzt* werden können – geradezu spiegelverkehrt zu der heute leitenden analytischen Frage, wie das Regime den Wissenschaftsbetrieb genutzt hat. Das war nicht nur in den ersten Jahren der Machtübergabe an die NSDAP so,<sup>9</sup> sondern das blieb auch so bis in die Kriegsjahre hinein, wie gerade auch der von Hausmann in dem Zitat oben angeführte „Kriegseinsatz“ zeigt: seine Bewertung („Bei so etwas mitzumachen, ist doch absurd“) steht hier einer Analyse im Wege.<sup>10</sup>

Trotz der inzwischen unternommenen eingehenden fach- und institutionengeschichtlichen Forschungen bleibt die angesprochene Typologie ein Desiderat. Ihr stehen nicht zuletzt festgewordene Stereotypen zu den Verhältnissen in der NS-Zeit entgegen. Das gilt insbesondere für den Wissenschaftsapparat der SS, der institutionell den Gegenpol zu den Einrichtungen des Rosenberg-Flügels der Partei bildete, bei dem z. B. Mackensen aktiv war. Dort wurde der Antisemitismus gewissermaßen aus dem Bauch heraus ausagiert. Damit hatten aber viele nichts im Sinn, die auf das elitäre Selbstverständnis des NS-Regimes geeicht waren, das auf Deutschlands Vorherrschaft in einem neu geordneten Europa ausgerichtet war. Das ließ sich mit ein elitären Wissenschaftsauffassung und Praxis harmonisieren, mit der dann auch das Fach weitergebracht wurde. Eine solche Haltung findet sich vor allem bei vielen, die in der SS engagiert waren. Viele von ihnen nahmen offensichtlich die rassistische Politik dabei in Kauf, ohne darin ein inhaltliches Ziel zu sehen – gewissermaßen als „Kollateralschaden“ der revolutionären Politik. Das ist eine Trennlinie zu der Gruppe der Rassisten wie Mackensen, die von der verbreiteten Vorstellung von der SS nicht verdeckt werden darf.

In diesem Feld finden sich nicht zuletzt ausgesprochen moderne vergleichende Sprachwissenschaftler wie der Indologe Walther Wüst, der in der

<sup>9</sup> Es ist äußerst befremdlich, wenn in der einschlägigen Forschungsliteratur die Figur der „Machtergreifung“ fortgeschrieben wird, mit der sich die Nazis in einer heroischen Pose selbst inszenierten. Die Macht wurde ihnen 1933 von der großen Mehrheit der Bevölkerung *übergeben* – die auch später loyal dazu stand. Entsprechend wurde damals in oppositionellen und Widerstandskreisen von der „Machtübergabe“ an die NSDAP gesprochen, und dieser Ausdruck sollte auch heute die NS-Rhetorik ersetzen.

<sup>10</sup> Das macht gerade auch die so verdienstvolle Aufarbeitung von Frank-Rutger Hausmann, *Deutsche Geisteswissenschaft im Zweiten Weltkrieg: die „Aktion Ritterbusch“* (Dresden: Dresden university press, 1998) deutlich – s. dazu meine Besprechung in *Informationsmittel für Bibliotheken* (1999): 243–7 – mit einem Auszug aus der Korrespondenz von Leo Weisgerber mit Eduard Hermann darüber, wie man diesen „Kriegseinsatz“ für die (allgemeine) Sprachwissenschaft nutzen könnte.

Literatur meist nur als Kurator im Ahnenerbe der SS und als Rektor der Universität München bis Kriegsende auftaucht. Bei ihm wurde auch ein Nachwuchs ausgebildet, der nach dem Krieg unter der restaurativen Dunstglocke der bundesrepublikanischen Gesellschaft (und Wissenschaft) das wissenschaftliche Geschäft da betrieb, wo es auch international angegangen wurde. Dazu gehörte z. B. der Iranist Karl Hoffmann, der als SS-Mann 1940 bei Wüst in München promoviert hatte und bis weit in die 1960er Jahre in Deutschland eine Ausnahme war, weil er eine laryngalistische Rekonstruktion in der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft unternahm (wobei er sich im übrigen auch später immer dankbar auf seinen „Lehrer“ Wüst bezog).<sup>11</sup>

Hausmann hat selbstverständlich recht, dass bei den Verhältnissen im Nationalsozialismus nicht von einem „freien Raum“ die Rede sein kann und damit nicht von einem wissenschaftlichen Diskurs in einem emphatischen Sinne. Die wissenschaftliche Kommunikation im Reich war um die verfolgten Diskussionspartner beschnitten; insofern handelte es sich nicht um einen freien wissenschaftlichen Austausch.<sup>12</sup> Aus einer solchen Bestandsaufnahme ist allerdings eine spiegelverkehrte Idealisierung des „Exils“ geworden, die vielleicht zur Überwindung der Verdrängungen mit der „Vergangenheitsbewältigung“ der Nachkriegszeit unvermeidlich war: sie bestimmte die in den 1960er Jahren einsetzende Neuorientierung, die nicht zuletzt von der „Studentenbewegung“ vorangetrieben wurde. Dazu gehörte das Stereotyp der „enthaupteten“ Wissenschaft im ‚Reich‘ auf der einen Seite,<sup>13</sup> das den Tenor der Blockierung gegenüber einem differenzierenden Blick ausdrückt – und als spiegelverkehrtes Stereotyp „das aus dem Exil weiterwir-

<sup>11</sup> Für Einzelheiten kann ich auf Utz Maas, *Sprachforschung in der Zeit des Nationalsozialismus: Verfolgung, Vertreibung Politisierung und die inhaltliche Neuausrichtung der Sprachwissenschaft* (Berlin: de Gruyter 2016) verweisen. Für die persönlichen Haltungen bei Figuren wie Wüst, generell bei vielen Orientalisten, war nicht zuletzt ihr Verhältnis zu ihren akademischen Lehrern bestimmend: die aufrechterhaltene Verehrung für sie dominierte gegenüber deren antisemitischer Stigmatisierung.

<sup>12</sup> Allerdings waren die Grenzen faktisch viel durchlässiger, als es meist dargestellt wird, s. Maas, *Sprachforschung*.

<sup>13</sup> Folgeträftig so Helge Pross, „Die geistige Enthauptung Deutschlands“, in Wolfgang Abendroth u. a., Hrsg., *Nationalsozialismus und die deutsche Universität* (Berlin: de Gruyter, 1966), 143–55.

kende Gewissen der deutschen Wissenschaft“ auf der anderen, wie es auch Hausmann artikuliert hat.<sup>14</sup>

Diese Sicht auf das Exil war nur aufrechtzuerhalten, solange in der Diskussion nur einzelne Schicksale (in der Regel auch von fachlich herausragenden Figuren) verhandelt wurden. Anders ist es, wenn die ‚Kohorte‘ der Verfolgten und ggf. auch Exilierten seriell betrachtet wird, wie ich es mit meiner Dokumentation unternommen habe.<sup>15</sup> In dem erweiterten Katalog in der elektronischen Version sind 364 Biographien dokumentiert, die aufgrund der Probleme in den Quellen und den Verweisen in der einschlägigen Literatur allerdings heterogen sind.<sup>16</sup> Damit sind 315 Verfolgte dokumentiert, darunter 308 Sprachforscher in dem weiten Sinne, den dieser Terminus in der älteren Diskussion hatte – vor der jüngeren disziplinären Ausdifferenzierung der Sprachwissenschaft im engeren Sinne, die sich erst nach dem 2. Weltkrieg etablierte (und daher auf die meisten Biographien im Katalog nur anachronistisch anzuwenden wäre). Gerade auch die Exilierten setzten die wissenschaftliche Praxis fort, die sie vor der Vertreibung im Reich gelernt hatten – was sie nicht von denen unterschied, die im Reich weiter tätig sein konnten. Ein anderes, „modernes“ Profil hatten vor allem die Jüngeren, deren Ausbildung erst nach dem Krieg in den USA (oft aufgrund eines Stipendiums der GI-Bill nach ihrem Wehrdienst) absolvierten. Probleme im Exil gab es allerdings für die nicht kleine Gruppe derer, die dort nicht die materiellen Bedingungen erhielten, ihre wissenschaftliche Arbeit fortzusetzen. Nicht nur für sie hält die Idealisierung der Wissenschaft im Exil den seriellen Befunden nicht stand.<sup>17</sup>

<sup>14</sup> Vgl. Frank-Rutger Hausmann, *Die Geisteswissenschaften im „Dritten Reich“* (Frankfurt: Klostermann 2011), 14.

<sup>15</sup> Publiziert in Teilen bzw. vorläufigen Versionen seit den 1980er Jahren, inzwischen in erweiterter Form im Internet: <http://www.esf.uni-osnabrueck.de>.

<sup>16</sup> Diese Dokumentation versteht sich als Arbeitsinstrument und hat daher diese Heterogenität in der Zusammensetzung beibehalten, die letztlich auf die wenig geklärte Forschungslage vor 40 Jahren zurückgeht, als die Arbeit daran begann.

<sup>17</sup> Für eine systematische Aufbereitung der Verhältnisse mit einem Vergleich der Befunde der Wissenschaft im Reich und im Exil s. Maas, *Sprachforschung*.



## Anhang

Abb. 1: Auszüge aus dem Anti-NS-Pamphlet *hitlir l-x nsir* (Marokko ca. 1942)

Phonographische Umschrift von S. 14, Z. 1 – 5 (mit Umkehr der Schreibrichtung re – li; nur das Aliph א, das nicht nur phonographisch für /a/ genutzt wird, wird beibehalten); darunter Entsprechung im mar. Arab. (Schreibfehler, Worttrennungen u. dgl. korrigiert; judenarabische Besonderheiten normalisiert, z. B. z > 3); darunter wortweise Wiedergabe im Deutschen

(1)/	gwbls lʁrs ʔlɡd ʔb rʁwʁ msmwm bz ʔf ʔw / q ʔlh ʔ
(2)	gubəls l-ʕərʒ l-kəd:ab b-ruʃ m.smum b.z:af u / qal-l-ha Göbbels der-Krüppel der-Lügner mit-Schrecken war-vergiftet sehr und sagte-zu-ihr
(3)	ʔʃ zr ʔlk ? - hɔr ʔww ndrɔk ht ʔ tmwɔ ʔʃ zra-lə-k - hɔɔr aw n-dərb-ək ht:a t-mut was ist.passiert-zu-dir - rede oder ich-schlage-dich bis du-stirbst
(4)	mn bʃt sw ʔjn m ʔr ʔ gwbls q ʔlt lr ʔzlh ʔ mən.bəʃd ʃwajn (ʃwija) mara gubəls qal-at l-ʔazəl-ha nach bißchen Mara Göbbels sagte.sie zu-Mann-ihrem
(5)	j ʔ r ʔzli sbr ʃw ʔjn w ʔn ʔ nqwlkʃ ʔjn d ʔz ja ʔzli-i sbər ʃwajn (ʃwija) u ana n-qul-lə-k ʃajn daz oh mein Mann, gedulde.dich ein.bißchen und ich.sage.zu.dir was es.passierte

*Göbbels, der Krüppel, der schreckliche Lügner, wurde sehr erregt und sagte ihr: „Was ist dir passiert? Rede oder ich schlage dich, bis du stirbst.“ Nach einem Moment sagte Mara Göbbels zu ihrem Mann: „Oh mein Mann, hab ein bißchen Geduld, dann werde ich dir sagen, was passiert ist.“*

Für den gesamten Text in englischer Übersetzung (ohne Abbildungen), s. J. Rosenhouse und H. Noonan, „mʕwwda ʕa hitlir l-xnzi:rʕ: An anonymous story in Moroccan Judeo-Arabic“, *Journal of Semitic Studies* 53, Nr. 2 (2008): 253–77.

# Vom Schicksal der Artus-Ritter in der italienischen Novellistik um 1300

## Ur-Novellino und Novellino

Franziska Meier (Göttingen)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Der Artikel untersucht die im *Ur-Novellino* bzw. im *Novellino* erzählten fünf Artus-Novellen. Im Gegensatz zur geläufigen italienischen Mittelalterforschung, die nicht viel Wert auf die Relevanz der *matière de Bretagne* für die rasch aufblühende Literatur um 1300 legt, nimmt der Artikel das vielfältige Interesse in den Blick, das die Kompilatoren der beiden *Novellino*-Versionen an der Artuswelt und mehr noch, an ihrer erstaunlich starken Rezeption nahmen. Das Ausmaß, in dem die Artusritter dem Programm des Prologs gerecht werden, wird skizziert, ebenso der metaliterarische Einfluss, den die altfranzösischen Romane auf die Experimente der Kompilatoren mit dem ersten italienischen Novellenbuch hatten.

**ABSTRACT:** The article considers the five Arthurian novellas which are retold in the *Ur-Novellino* and the *Novellino* respectively. Contrary to the mainstream in Italian medieval research, which does not place much importance on the *matière de Bretagne* within the burgeoning literature around 1300, the article focuses on the manifold interest which the compilers of the two *Novellino* versions took in the Arthurian world and even more, in its astonishingly strong reception. The extent to which the Arthurian knights live up to the prologue's program is outlined, as well as the metaliterary impact that the old French novels had on the compilers' experiments with the first Italian book of novellas.

**SCHLAGWÖRTER:** Novellino; Ur-Novellino; italienische Novellistik; Trecento; Mittelalter; Artus-Stoff

In Handbüchern und Literaturgeschichten zum Due- und Trecento wird das Nachleben der arthurischen Ritter bis heute stiefmütterlich behandelt. Im *Atlante della letteratura italiana* etwa steht in dem Beitrag, der die französische Literatur im mittelalterlichen Italien behandelt, die provenzalische Lyrik auf der Halbinsel im Mittelpunkt, während die altfranzösischen Romane für gering erachtet werden.<sup>1</sup> Meist bleibt es bei einem allgemeinen Hinweis

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu Luca Morlino, „La letteratura francese e provenzale nell'Italia medievale“, in *Atlante della Letteratura Italiana*, hrsg. von Sergio Luzzatto und Gabriele Pedullà (Turin: Einaudi, 2010), 27–40.

darauf, wie früh die *matière de Bretagne* ins Land drang<sup>2</sup> oder wie eifrig im 13. Jahrhundert die Prosaromane besonders im höfischen Norden und Süden rezipiert wurden. Was die *tre corone* angeht, so lässt sich zwar nicht verleugnen, dass die Artus-Ritter in ihren Werken auftreten, aber eben nur am Rande. Die Untersuchungen laufen, von wenigen Ausnahmen abgesehen<sup>3</sup>, auf eine Marginalisierung und Verwerfung hinaus. An den kurzen Auftritten Tristans und Lanzelots in der *Commedia*, in Boccaccios *Amorosa Visione* bis zu Petrarca's *Triumpho* erkennt beispielsweise Christopher Kleinhenz das Bestreben der Dichter, die Ritter moralisch zu verurteilen und zuletzt als papierene Traumgestalten auszusondern.<sup>4</sup> Im Italien des Trecento scheint die *matière de Bretagne* nur auf den Marktplätzen, auf Hoffesten, oder in den *Cantari* weiterzuleben, bevor sie im 15. Jahrhundert in der italienischen Riterepik fröhliche Urstände feiert.

Der Verbleib der arthurischen Ritter in der italienischen Novellistik des 13. und 14. Jahrhunderts hat bisher bei der Kritik fast keine Aufmerksamkeit gefunden. Im *Decameron* treten sie bekanntlich *in corpore* nicht auf.<sup>5</sup> Franco Sacchetti erwähnt sie Ende des 14. Jahrhunderts nur einmal indirekt, noch dazu in abschätziger Weise, wenn der Schuster, der Dantes Verse verunstaltete, auf den Protest des Dichters hin *Cantari* zu singen beginnt und damit endlich bei seinem Leisten bleibt. Einzig in der Sammlung von Geschichten, die unter dem Titel *Novellino* in die Literaturgeschichte einging, treten Artusritter auf: Lanzelot, Tristan, König Meliadus und der Ritter ohne Furcht. Es hat somit ganz den Anschein, als gehe die junge italienische *novella* im Laufe des Trecento, also zur Zeit ihrer vollen Entfaltung, bewusst oder unbewusst auf Abstand zu den Artus-Prosaromanen.

<sup>2</sup> Nach wie vor wichtig ist der Beitrag von Henning Krauss, „Der Artus-Roman in Italien“, in *Grundriß der Romanischen Literaturen des Mittelalters, IV: Le roman jusqu'à la fin du XIII<sup>e</sup> siècle*, hrsg. von Hans Robert Jauss und Erich Köhler (Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 1978), 667–75.

<sup>3</sup> Vgl. dazu etwa Karlheinz Stierle, der eine Fülle intertextueller Bezüge zwischen Dantes *Commedia* und Chrétien de Troyes' *Perceval* ausfindig gemacht hat. Wieder abgedruckt in *Das große Meer des Sinns: hermenautische Erkundungen in Dantes ‚Commedia‘* (Paderborn: Wilhelm Fink, 2007), 305–34.

<sup>4</sup> Vgl. dazu Christopher Kleinhenz, „The Arthurian Tradition in the Three Crowns“, in *The Arthur of the Italians: The Arthurian Legend in Medieval Italian Literature and Culture*, hrsg. von Gloria Allaire und F. Regina Psaki (Cardiff: University of Wales Press, 2014), 158–75.

<sup>5</sup> Vgl. dazu den Überblick von Regina Psaki, „Arthur in medieval short narrative“, in Allaire und Psaki, Hrsg., *The Arthur of the Italians*, 145–57. Vgl. dazu auch Michelangelo Picone, „Il rendez-vous sotto il pino (*Decameron* VII,7)“, *Studi e problemi di critica testuale* XXII (1981): 71–85. Darin arbeitet er Boccaccios parodistische Übertragung der Tristan-Isolde-Episode hervor.

Die Artus-Geschichten im *Novellino* haben bisher nur zwei Philologen beschäftigt. In dem Aufsatz „Decostruzione e ricostruzione di un racconto (dalla *Mort le roi Artu* al *Novellino*)“ analysiert Cesare Segre die Verfahren, mit deren Hilfe ein Stoff aus dem Genre des höfischen Romans in eine *novella* überführt wurde.<sup>6</sup> Dass er als Beispiel die Novelle LXXXII über die „damigella di Scalot“ aus dem *Novellino* wählte, ist zwar nicht zufällig, aber weniger von einem Interesse an der *matière de Bretagne* als von Segres genrespezifischer Fragestellung geleitet. Bei dem Vergleich zwischen Roman und Novelle tritt anschaulich hervor, wie eine in die von Eifersucht getrübtete Liebeshandlung zwischen Lancelot und Geneviève eingebettete Episode isoliert und ihrer ursprünglichen Funktion – die Treue Lanzelots zu beweisen – beraubt wird. Im übrigen weist Segre an der Umarbeitung genrespezifische Besonderheiten der *novella* nach, die sie mit anderen *recits brefs* teilt: die *brevitas*, die gradlinige Handlung mit einem ‚absoluten Ende‘ und schließlich das charakteristische Heraustreten aus der Zeit. Das „schema semplice e statico“, das für die *novella* so bezeichnend ist, schließt Veränderungen in der Zeit aus, wie sie für die Episoden im höfischen Roman bezeichnend sind.

Für die Artusritter interessierte sich bisher allein Daniela Branca Delcorno, die in einem Kapitel ihrer Studie *Tristano e Lancillotto in Italia: Studi di letteratura arturiana*<sup>7</sup> auf die entsprechenden Erzählungen im *Novellino* eingeht. Sie fragt nicht nach der Rolle, die die keltischen Ritter innerhalb der Erzählensammlung spielen, sondern rekonstruiert die Quellen, an denen sich die Kompilatoren orientierten. Daraus ließ sich wiederum auf die Varianten und Versionen der Prosaromane schließen, die seinerzeit in der Toskana kursierten. Anhand von Vergleichen deckt Branca Delcorno den eigenwilligen und selbstbewussten Umgang mit den Vorlagen auf. Das Beispiel der *matière de Bretagne* bestätigte somit einmal mehr, dass es sich im *Novellino* um eine der Kultur der Kompilatoren und ihrer Adressaten spezifische „riscrittura“ von Erzählstoffen handelt, die ironisiert oder parodiert wurden.<sup>8</sup>

<sup>6</sup> Cesare Segre, „Decostruzione e ricostruzione di un racconto (dalla ‚Mort le roi Artu‘ al ‚Novellino‘)“, in *Le strutture e il tempo* (Turin: Einaudi 1974), 79–86. Dass die *novella* im *Novellino* neu auf das Programm im Prolog der Erzählensammlung hin ausgerichtet ist, interessiert Segre nicht.

<sup>7</sup> Daniela Branca Delcorno, *Tristano e Lancillotto in Italia: Studi di letteratura arturiana* (Ravenna: Longo Editore, 1998), 117–42.

<sup>8</sup> Vgl. dazu auch Michelangelo Picone, „La codificazione della novella“, in *Manuale di letteratura italiana*, hrsg. von Franco Brioschi und Costanzo Di Girolamo (Turin: Bollati Boringhieri, 1993), 587–624, bes. 591–2.

Wenn es in diesem Aufsatz nun um das Schicksal der arthurischen Ritter in der italienischen Novellistik um 1300 geht, dann liegt das Augenmerk auf etwas anderem, nämlich der Rolle, die der *matière de Bretagne* innerhalb der Sammlung zukommt. Es soll herausgefunden werden, ob und wie sich die Ritter der Prosaromane in das im Prolog dargelegte Konzept einpassten. Dienen sie den Kompilatoren als Exempla? Oder legten sie sich aufgrund der Popularität der *matière de Bretagne* im Duecento nahe? Verdanken sich die Geschichten einem enzyklopädischen Zugriff auf das vorliegende Erzählgut oder stehen die Kompilatoren noch im Bann der Ritterromane? Oder aber lastet auf den Auftritten der Artus-Runde schon das ganze Gewicht der für die Novellistik charakteristischen parodierenden „riscrittura“, so dass die Ritter danach nicht mehr novellentauglich sind?

Nach der maßgeblichen Edition Alberto Contes<sup>9</sup> zu urteilen finden sich jeweils fünf arthurische Geschichten sowohl im vertrauten *Novellino*, dem *testo vulgato*, der auf den Anfang des Trecento datiert wird, als auch in der wenig älteren Version, dem *Ur-Novellino*, die vermutlich in derselben Zeit entstand, in der Dante die *Vita Nova* zusammenstellte. Wenn man den Propheten Merlin dazuzählt, der in den Artus-Hof eingegliedert wurde, sind es im *Ur-Novellino*, das 85 Geschichten umfasst, sogar acht; in den hundert Geschichten des *Novellino* dagegen sechs. Von zwei großen Ausnahmen abgesehen (die von Segre analysierte LXXXII-Geschichte fehlt in der frühen Version; die Tristan-Geschichte weist klare Unterschiede auf<sup>10</sup>) stimmen die *novelle* überein; nur in der Abfolge weichen sie voneinander ab. Innerhalb des *Novellino* und *Ur-Novellino* bilden sie jeweils eine Mini-Serie, die sich – vergleichbar denen zum Re Giovanni oder Frederico II – jeweils über die gesamte Sammlung verteilt und somit auch in dem von bürgerlichen Figuren beherrschten letzten Teil präsent ist.

### **Titel und Prolog des *Ur-Novellino* und *Novellino*: Die Artus-Ritter als *specchio appo i minori***

Aus Titel und Rubrik der beiden Versionen geht der Wunsch, wenn nicht die Aufforderung hervor, die Sammlung von Geschichten als Ganzes, als „libro“, zu verstehen. Die Geschichten reihen sich somit nicht zufällig aneinander,

<sup>9</sup> *Il Novellino*, hrsg. von Alberto Conte, I novellieri italiani 1 (Rom: Salerno Editrice, 2001). Zur Erleichterung der Fußnoten werden die Seitenangaben zum *Novellino* im Text in Klammern eingefügt.

<sup>10</sup> Vgl. zu den Abweichungen, die eventuell durch unterschiedliche Vorlagen bedingt sind, Branca Delcorno, „I racconti arturiani del ‚Novellino‘“, in *Tristano e Lancillotto in Italia*, 124–26.

sondern sind auf ein Ziel, ein Programm ausgerichtet. Der Titel der älteren Version lautet: „Libro di novelle e di bel parlare gientile“. Die Geschichten sind hier unter dem Oberbegriff der „novelle“ zusammengefasst, ohne dass auszumachen wäre, ob sich darin tatsächlich schon das Bewusstsein eines neuen Genres widerspiegelt. Mit einem „e“ angeschlossen ist das Thema, das die Geschichten eint: das schöne edle Reden.

Dem „testo vulgato“ ist in der Rubrik dagegen eine Formulierung vorangestellt, die aus der ersten *novella* stammt und dort übrigens in beiden Versionen anzutreffen ist:

alquanti fiori di parlare, di belle cortesie e di belli risposi e di belle valentie, die belli donari (e di belli amori), secondo che per lo tempo passato ànno fatti molti valenti uomini. (4)

Für sich genommen bedeutet das Wort „fiori“ eine Blütenlese, wie sie im Duecento auch andere vulgärsprachliche Sammlungen kennen. Hier ist allerdings nicht mehr von einer Figur oder einem Figurentypus<sup>11</sup> die Rede, sondern von Redeweisen. Es muss offenbleiben, ob die Blüten im Sinne der Rhetorik als sprachliche Ausschmückung oder, Boccaccios sechsten Tag im *Decameron* vorwegnehmend, als besonders elegante und effiziente Sprechakte begriffen werden sollen. Innerhalb der Novellistik-Forschung hat man jedenfalls den Schluss gezogen, dass das Aufkommen der Novelle mit einem besonderen Interesse an Sprache einhergeht, genauer: an den Möglichkeiten, mit Worten zu handeln, und die *ars narrandi* mit ihm verschmilzt.<sup>12</sup> Dafür spricht in der Tat der Prolog, der vielfach von Sprache handelt. Übersehen wird dabei, dass sich „fiori“ in der Rubrik wie in der *novella* nicht nur auf das Sprechen bezieht, sondern auf eine Reihe von sozialen Interaktionen, unter denen das Sprechen zwar herausragt, aber eben flankiert ist von weiteren Formen, die man unter den Begriff höfisch-höflicher Lebensart bringen könnte. Die Geschichten bieten die schönsten Blüten einer Lebensform, die nicht als ein in sich geschlossener Code vorgelebt, sondern von den Kompilatoren in einzelne Facetten zerlegt wird. Daher könnte sich wohl auch der Plural von *cortesia* herschreiben.

<sup>11</sup> Vgl. etwa die Sammlung *Fiori e Vita di filosafi ed altri savi ed imperatori* aus dem 13. Jahrhundert.

<sup>12</sup> Vgl. dazu Picone, „La codificazione della novella“, 587: „la formazione e l'evoluzione dei generi del racconto coincidono con il progressivo riconoscimento della centralità che la parola, il tratto distintivo della civiltà cristiana (giusta il prologo giovanneo), assume per l'ars narrandi, fino alla risoluzione finale con la novella, di questa ars in quella parola.“

Solange man, wie bislang üblich, den Akzent im Programm des *Novellino* ausschließlich auf die Blüten der Rede legt, fragt man sich, was die Artus-Ritter darin verloren haben. Gewiss, sie pflegten eine gehobene, der Kaufmannsschicht nicht leicht von den Lippen gehende Sprechweise, aber wie wäre die Formulierung „fiori del parlare“ darauf zu münzen? Die anderen im Prolog angeführten Aspekte treffen dagegen auf die Artus-Ritter zu. Ihr Leben ist voll von „cortesie“, „valentie“ und „donari“, die die Kompilatoren ihren Lesern als Vorbilder näherbringen möchten.

Interessanterweise ist die Reihe von Substantiven in der Rubrik gegenüber dem Prolog um einen Ausdruck verkürzt. Ausgerechnet die „belli amori“ sind ausgespart, zu denen die Kompilatoren ebenfalls bei den Artus-Rittern hätten fündig werden können. Ist die Auslassung in der Rubrik ein Fehler der Überlieferung? Oder spiegelt sich darin die für große Teile des mittelalterlichen Erzählguts charakteristische Misogynie und derbe Liebesauffassung wider? Zog der Kopist der Rubrik nur die Konsequenz aus der in beiden Versionen spürbaren Abwertung der Frau, die innerhalb der Lebensart der *cortesia* eine so wichtige Rolle spielt? Der Prolog jedenfalls hält an dem zentralen Element der Ritterromane wie des ritterlichen Verhaltenscodes fest, wenngleich den Kompilatoren augenscheinlich die später von Dante in Umlauf gebrachte Formulierung der „donna antiche e' cavalieri“ fernliegt. Sie schauen vorwiegend auf „valenti uomini“.

Der Prolog macht keine Angaben über die Wahl der Stoffe und Traditionen, aus denen die Geschichten stammen. Allenfalls indirekt deutet sich an, inwiefern die Artus-Ritter für die Absichten der Kompilatoren relevant gewesen sein könnten. Der Prolog hebt an mit einem längeren Hinweis auf die Male, „quando il Nostro Signore Gesù Cristo parlava umanamente con noi“ (3). Man hat das in der Forschung stets als eine Strategie verstanden, um dem profanen, erheiternden Erzählen einen Gott gefälligen Raum am Rande zu sichern. Die Kompilatoren berufen sich auf das Lukas-Evangelium 6,45, nach dem in der Lutherschen Übersetzung der Mund – die Kompilatoren wählen den Ausdruck *lingua* in der doppelten Bedeutung von Zunge und Sprache<sup>13</sup> – von dem übergeht, „wes das Herz voll ist“. Demnach ist das Sprechen transparentes Abbild des Inneren. Allerdings wird die Aussage im Prolog um ihren eschatologischen Sinn gebracht. Denn Christus dienten die Bil-

<sup>13</sup> Vgl. zur Bedeutung der doppelten Bedeutung von „lingua“ im *Novellino* meine Ausführungen in „The *Novellino* or ‚How to Do Things with Words‘: An Early Italian Reflection on a Specific Western Way of Using Language“, *Modern Language Notes* 1 (2010): 1–25.

der dazu zu erklären, woran der Wert eines Menschen zu erkennen ist und folglich auch im Jüngsten Gericht erkannt wird. Die Kompilatoren hingegen verharren im Irdischen, im Menschlichen, an dem Christus durch seine Natur und mit seiner bilderreichen Rede Anteil hat.

Gleich im Anschluss wenden sie sich an ihre Leser: „Voi ch'avete i cuori gentili e nobili infra gli altri“, die sie auffordern, mit Wort und Tat Gott zu dienen und zu loben. In diesem langen Nachsatz wird überspielt, dass sie in der Anrede der Leser aus der bisherigen ethisch-christlichen Opposition zwischen Gut und Böse heraus- in eine sittlich-ästhetische Unterscheidung zwischen Edel und Nicht-Edel hineingleiten. Denn die Formulierung „cuori gentili e nobili“ greift die Debatte um Geburts- oder Verdienstadel auf, die schon in der volkssprachlichen Lyrik geführt wurde. Zusammen mit ihren Adressaten verstehen sich die Kompilatoren offenbar als eine Elite, die zwar nicht dem Feudaladel angehört, aber das entscheidende Merkmal aller Nobilität besitzt: das edle, adelige Herz.

Sobald das Ziel der Sammlung präzisiert wird, zerreißt das im Lukas-Evangelium feste Band zwischen Zunge und Herz. Denn die „lingua“ der Elite, über deren edles Herz im *Novellino* kein Zweifel besteht, ist noch nicht in der Lage, sich entsprechend edel auszudrücken. Die gesammelten Blüten sozialer Interaktionen sollen Lehrbeispiele bieten, an denen der dritte Stand, oder besser: die Elite des Bürgertums sich und ihr Verhalten verfeinern soll. Die Lehrbeispiele stammen, fast möchte man sagen notgedrungen, zumeist aus der Aristokratie. Die Kompilatoren nutzen sie „quasi com'uno specchio appo i minori“, da ihr Reden einem „più dilicato stormento“ entspringe, worin der Doppelsinn von „lingua“ nochmals zur Geltung kommt. Innerhalb eines solchen Lehrprogramms könnten bestimmte Blüten aus den Lebenswegen der Artus-Ritter somit durchaus von Nutzen sein. Nur fragt es sich, warum dazu nicht die Lektüre der Prosaromane gereicht hätte, oder anders gesagt, was die Blütenlese der Kompilatoren darüber hinaus leistet.

### Die Artus-Ritter in den *novelle*: Vorbild edlen Verhaltens

Unter den fünf arthurischen Novellen beider Versionen des *Novellino* leuchtet nur eine als Exemplum – im Sinne des Prologs – ein. Im *Ur-Novellino* ist es die Nr. 42, die zweite der Serie; im *Novellino* ist es die mittlere, Nr. LXIII. Sie handelt von einer Begegnung zwischen König Meliadus und dem Ritter ohne Furcht, die zu den Vätern der Artusritter gehören. Für das Programm

des Prologs könnte die Antwort des Ritters ohne Furcht relevant sein: Er ehrt König Meliadus trotz der persönlichen Feindschaft als besten Ritter und riskiert dafür, von seinen eigenen Untergebenen gefangengenommen und aufgehängt zu werden. Auf jeden Fall passt zum Prolog die Großzügigkeit des Königs Meliadus: Er befreit nicht nur seinen Feind aus der Gefangenschaft, sondern beschenkt ihn obendrein reichlich, ohne sich zu erkennen zu geben. Die beiden Ritter beschämen sich also gegenseitig in Sachen höfisch vollendeten Verhaltens. Und das könnte wiederum als Lehre für den bürgerlichen Leser gedacht sein. Der mehrfach wiederholte Satz „ed era suo mortale nemico“ (103–2) stellt das kaum Glaubliche an diesem Austausch von Freundlichkeiten heraus. Ritterliche Lebensart kann durch keine tödliche Feindschaft getrübt werden; allerdings ist sie nicht in der Lage, diese aufzuheben.

Zu dieser Begegnung gibt es keine direkte Vorlage, nur die Geschichte der Feindschaft zwischen den beiden Rittern war aus den Romanen *Guiron le courtois* und *Roman de Meliadus* wohlbekannt.<sup>14</sup> Es handelt sich in der *novella* somit weniger um eine Umarbeitung als um eine Nachempfindung, bei der die Kompilatoren jede Anspielung auf einen ritterlichen Kampf ausließen und nichts von dem Neid und Hass durchklingen ließen, von dem die Ritter in den Romanen zu ihrem eigenen Entsetzen gelegentlich heimgesucht werden. In idealisierter Weise schildert die *novella* vielmehr einen vornehmen selbstlosen Ehrenkodex, an den sich die Ritter aller äußeren Umstände und inneren Befindlichkeit zum Trotz gebunden fühlen und den sie selbstverständlich leben. Durch den wiederholten verwunderten Nachsatz, dass es sich um den Todfeind handle, rückt die Standesethik geradezu in die Nähe des christlichen Gebots, seine Feinde zu lieben. Ritterlichkeit und christliche Lebensweise überlagern sich indes nicht gänzlich, da sich an der Feindschaft nichts ändert. Die im Prolog angedeutete Annäherung von christlichen Geboten und profaner Zivilisiertheit kommt bei den Rittern der Vätergeneration zur Entfaltung. Insofern handelt es sich um eine Blüte sozialer Interaktion, die sich aus der Arbeit der Kompilatoren ergab.

Neu gegenüber den Artus-Romanen ist in der *novella* die Rolle des Fußvolkes, das erst als „sergenti“, später als „servi“ bezeichnet wird. Erstaunlicherweise nehmen sich im *Novellino* die Untergebenen das Recht, einem Ritter

die Frage zu stellen, wer der beste Ritter sei. Lag es an der oberflächlichen Kenntnis der höfischen Romane, wenn die Kompilatoren dem Fußvolk die topische Frage in den Mund legten? Oder geschah es absichtlich? In der Geschichte überkreuzen sich Momente des Erkennens und Verkennens. König und Ritter vermögen sich zwar gegenseitig als Zugehörige eines Standes zu erkennen, aber nicht zu sagen, wen sie genau vor sich haben. Als „cavaliere erranti“ sind sie ohne Wappen und Abzeichen unterwegs. Der Ritter ohne Furcht wiederum wird von seinen eigenen Leuten nicht erkannt, obwohl sie ihn vergöttern. Auch wenn in der frühen Novellistik die Handlungslogik nicht immer ausgefeilt ist, fragt man sich, ob die Kompilatoren womöglich die physische Realität des Ritters von seinem Namen samt der damit verbundenen Assoziationen absetzen wollten. Die mentalen Bilder, die Projektionen, die sich an den Namen heften, scheinen ein Eigenleben zu führen. Wollten die Kompilatoren ihren bürgerlichen Lesern am Fußvolk den Abstand zur Welt der Ritterlichkeit klarmachen? Oder wollten sie sie davor warnen, die Artus-Ritter blind zu bewundern und absolut zu setzen? All das bleibt offen. Die Artus-Novelle, die allein das Programm des Prologs eindeutig umsetzt und Ritterlichkeit am Beispiel des Artus-Hofes illustriert, enthält zumindest einen sachten Hinweis auf die zwischen den Ständen herrschende Kluft, und damit auf die Fallstricke der *imitatio*, zu der der Prolog die Leser ausdrücklich einlädt.

### Der Ritter Lanzelot oder die Chancen profanen Erzählens

Drei der vier weiteren arthurischen Novellen kreisen in beiden Fassungen um den Ritter Lanzelot. Den Anfang macht eine Geschichte – im *Novellino* ist es die Nr. XXVIII, im *Ur-Novellino* die Nr. 37 –, deren Rubrik allerdings nichts von seiner Rolle verrät. Tatsächlich geht es in der Geschichte um etwas Anderes: „Qui conta della costuma ch'era nello reame di Francia“. Was darin ausgebreitet wird, ist eine derart grotesk entstellte Version der zentralen Episode im Leben des Karrenritters, dass man sich erneut fragt, ob die Kompilatoren es nicht besser wussten oder es absichtlich taten, etwa um den Stoff zu parodieren. Angesichts der Popularität, in der der Karrenritter stand, ist letzteres wahrscheinlicher. Berichtet wird zuerst von einer alten Sitte, nach der im Königreich Frankreich jeder, der auf einem Hinrichtungswagen gesessen hat, auf immer entehrt und von jedem sozialen Kontakt ausgeschlossen war. Danach schwenkt der Erzähler zu Lanzelot über, der mit der Sitte brach. Der Ritter leistet hier aber nicht den höchsten Minnedienst

<sup>14</sup> Vgl. zur Verbreitung und Entwicklung dieser Traditionslinie die Ausführungen von Barbara Wahlen, *L'écriture à rebours: le 'Roman de Meliadus' du XIII<sup>e</sup> au XVIII<sup>e</sup> siècle* (Genève: Droz, 2010).

– er ist kein Fall für die „belli amori“, die der Prolog versprach –, vielmehr besteigt er den Karren in einem Zustand geistiger Verwirrtheit, in den ihn die Liebe trieb. Mit seiner Wahnsinnstat löst er – und darum wird die Geschichte erzählt – eine Mode in der höfischen Gesellschaft aus, die nach wie vor anzuhalten scheint. Damen und Ritter lassen sich zu ihrem Vergnügen auf solchen Karren durchs Land ziehen. Der Tabubruch ist in Frankreich zum Zeitvertreib des Hofes geworden.

Die Kompilatoren interessieren sich nicht für Lanzelot als Ritter der Minne oder abschreckendes Beispiel für die verheerenden Folgen von Liebe. Sie beschreiben die ansteckende Wirkung, die seine Tat auf den französischen Adel zeitigte. Denkbar wäre es, dass sie – wie in den toskanischen Kommunen verbreitet – in dieser Geschichte lediglich den tonangebenden französischen Adel lächerlich machen wollten. Womöglich dachten sie sogar daran, ihm sein angestammtes Vorrecht auf die „courtoisie“ abzusprechen. Oder wollten sie ihre Leser zur Vorsicht mahnen, indem sie die problematischen moralischen und gesellschaftlichen Folgen des Artus-Ritters illustrierten? Dazu könnte passen, dass die Geschichte im Unklaren lässt, wie die französischen Adligen von Lanzelots namensgebender Tat erfuhren. Sahen sie sie mit eigenen Augen oder lasen sie von ihr? Wenn es im zweiten Paragraphen heißt, Lanzelot gehöre nicht ins französische Königreich, deutet das eher auf eine Lektüre hin und damit zugleich auf die erstaunliche Wirkung, die die Abenteuer der Ritter unter ihren Lesern zeitigten, die von den Abenteuern der Ritter auf die Leser ausging.

Entgegen seiner sonstigen Zurückhaltung greift der Erzähler in diese *novella* moralisierend ein: „Ohi mondo errante e uomini sconoscenti, di poca cortesia“, klagt er und spricht darüber dem Hof im Königreich Frankreich beinahe seine Höflichkeit ab. Die „cavalieri erranti“ der Artuswelt verwandelt er mittels des Ausdrucks „mondo errante“ in ein Sinnbild für eine auf Abwege geratene Menschheit.<sup>15</sup> Ihr Herumziehen von Ort zu Ort ist kein heroischer Akt mehr, um die Zivilisation vor der Wildnis zu schützen oder in sie hineinzutragen, sondern Ausdruck geistiger und moralischer Verirrung, die auf den Einzelnen nicht beschränkt bleibt, sondern sogar altherwürdige Sitten außer Kraft setzt. Insoweit sieht es danach aus, als suchten die Kom-

<sup>15</sup> Petrarca wird sich in den *Triumphhi* diese Doppeldeutigkeit des Wortes „errante“ zunutze machen: „Ecco quei che le carte empion di sogni, | Lancillotto, Tristano e gli altri erranti, | ove conven che 'l vulgo errante agogni.“ T.C. III 69–71.

pilatoren in Lanzelot die Welt der Artus-Romane mit voller Wucht als sträflichen Irrtum bloßzustellen.

Bei näherem Hinsehen erweist sich die Anklage indes als doppelbödig. Im Gegensatz zu Chrétien de Troyes, der in seinem Roman *Lancelot ou le chevalier de la charrette* seinen Helden in die Nähe des Retters, wenn nicht Erlösers Christi rückt,<sup>16</sup> trennen ihn in der *novella* Welten von „Signore Nostro“. Lanzelot habe lediglich einen hohen Rang unter den Rittern inne („cavaliere di scudo“), der „Signore Nostro“ hingegen wird als Erschaffer von Himmel und Erde über alle anderen gesetzt. Darüber hinaus geraten die Werte der christlichen und der profanen Welt in Konflikt. Denn der Erzähler entsetzt sich darüber, wie blind der Adel Lanzelot nachfolgte, während die Weisungen Christi kaum beherzigt würden. Der Sohn Gottes konnte nicht einmal in seinem eigenen Königreich das Gebot, seinen Feinden zu vergeben, durchsetzen. Gewiss, das, was er auslöst, trägt in der *novella* alle Züge einer auf den Kopf gestellten Welt, ihre erstaunliche Wirkung verringert sich dadurch aber nicht. Hinter der Klage über eine Menschheit, die taub für die Evangelien geworden ist, zeichnet sich die Faszination der Kompilatoren für ein profanes Erzählen ab, das tiefe Spuren im Leben und Verhalten der Menschen hinterlässt. In der grotesk verfremdeten Darstellung der Lanzelot-Rezeption schwingen implizit die Hoffnungen der Kompilatoren mit, wenngleich auf andere Weise als die Artus-Romane, die Leser mittels Geschichten über einprägsame Figuren zu formen und zu lenken.

### Die Artus-Welt im *Ur-Novellino* und im *Novellino* – ein Fall von Aufhebung

In den weiteren Lanzelot-Geschichten setzt sich die Relativierung des bretonischen Ritters fort. In einer *novella* – im *Novellino* ist es wenig später die Nr. XLV, im *Ur-Novellino* erst die Nr. 77 – tritt er endlich als handelnde Figur auf, wie schon die Rubrik ankündigt: „Lancialotto si combatté a una fontana“. Nach Branca Delcorno gibt es für diese Begebenheit keine direkte Vorlage – etwas Ähnliches wird zwar vom Ritter Galvano erzählt, aber ohne die charakteristische Schlusswendung. Vom Programm des Prologs aus gesehen könnte das Duell am Brunnen ein Fall von „valentia“ sein, wenngleich das *Novellino* gemeinhin wenig Gefallen an Krieg und Säbelrasseln hat. Die Geschichte könnte zudem eine jener „belli risposi“ darbieten. Nachdem Lanzelot den Zweikampf im zweiten Anlauf für sich entscheiden konnte, wird

<sup>16</sup> Vgl. dazu Stierle, *Das große Meer des Sinns*, 305–34.

die Freude über den Sieg durch die Bemerkung des Besiegten getrübt, dass ihn nicht die Geschicklichkeit und Kraft, sondern allein der Name überwältigt habe. Der Name Lanzelot hatte ihn an seiner eigenen Stärke, seinem Wert, zweifeln lassen. Dieser – zu späte – Einsatz von Worten anstelle von Waffen entspricht sicherlich dem Interesse der Kompilatoren an der Effizienz von Sprechhandlungen, wie sie Giovanni Boccaccio im sechsten Tag des *Decameron*, bezeichnenderweise aber überwiegend unter Bürgerlichen, vorführen wird.<sup>17</sup> Gleichwohl ist die Lesart verfrüht; der Sprechakt verpufft im übrigen für den unterlegenen Ritter im Leeren.

Darüber hinaus könnte man die Geschichte als Beispiel für die „fiori del parlare“ verstehen. Der Eigenname ist natürlich keine Sprachblüte, aber er erfüllt durchaus die Funktion des *agens*, indem er im Hörer Bilder von Heldentaten wachruft, die sogar einen erprobten Ritter an der physisch erfahrbaren Realität des Kräftemessens irre werden lassen. Aber soll die *novella* tatsächlich die Schlagkraft eines Namens geltend machen? Wahrscheinlicher ist, dass sie an dem strahlenden Ruf des besten Ritters kratzen soll. Allerdings stellt sich da die Frage, ob lediglich der Abstand zwischen dem beinahe mythischen Namen und der weniger großartigen Realität hervorgehoben werden soll oder ob es hier abermals um den kolossalen Einfluss profanen Erzählens auf die Rezipienten, hier auf einen Ritter, geht?

Wenn man die arthurische Mini-Serie in der frühen Version des *Ur-Novellino* überschaut, drängt sich der Eindruck auf, den Kompilatoren gehe es um eine Infragestellung, wenn nicht Demontage Lanzelots. Bezeichnenderweise steht die gerade analysierte *novella* am Ende der Serie. Vorher tritt Lanzelot nur noch völlig unspezifisch als Ratgeber auf, der anderen Vorwürfe macht, weil sie seinen Warnungen kein Gehör schenkten (Nr. 67). Falls es sich nicht um die Namensverschreibung eines Kopisten handelt, wäre Lanzelot damit nicht nur seines Minnedienstes und seiner ritterlichen Tapferkeit entledigt, sondern obendrein als hilfloser Ratgeber abgestempelt, der eine Katastrophe nicht hatte verhindern können. Die Neigung, die populärsten Artus-Ritter ins Zwielicht zu rücken, zeichnet sich auch in der Tristan-Geschichte des *Ur-Novellino* ab (Nr. 49; LXV). Denn in dieser frühen Version trägt Tristan geradezu bürgerliche Züge, als er zusammen mit Isolde dem eifersüchtigen Ehemann, König Marke, einen Streich spielt und sich am Erfolg ihrer Intrige und der Fortsetzung ihres Liebesglücks beden-

<sup>17</sup> Vgl. dazu meinen Aufsatz, „Day Six of the ‚Decameron‘: Language’s Polysemy or the Importance of Being Understood“, *Annali d’Italianistica* 31 (2013): 289–313.

kenlos freut.<sup>18</sup> Im *Ur-Novellino* sind einzig die Väter von der Infragestellung ausgenommen. Sie dienen im Sinne des Prologs als Modell.

Zu dieser Kunst des Zerlegens und Scheidens passt zudem das Schicksal, das dem Propheten und Erzieher Merlin, dessen Rat die Gralsritter folgten, im *Ur-Novellino* beschieden ist. Die Kompilatoren heben ihn aus der Bindung an den Artus-Adel wieder heraus, um ihn als Erzieher dem eigenen Publikum, dem dritten Stand, zuzuordnen. In den Geschichten tritt Merlin meist in Kirchenhäusern auf. Er bringt die Fehlritte Bürgerlicher ans Licht. So mahnt und warnt er erfolgreich eine auf Abwege geratene Bürgerliche, sich nicht durch die glänzenden Kleider Adliger von einem gottgefälligen Lebenswandel abbringen zu lassen (Nr. 35; XXVI), oder er enthüllt einen Heuchler (Nr. 70). Bis in die Formulierungen hinein stimmt Merlin mit dem Evangelium überein und übernimmt Aufgaben der Priester, die in der Erzählsammlung wie in den mittelalterlichen Schwänken meist satirischer Kritik ausgesetzt sind. Wie die Väter der Ritter erfreut sich Merlin der Wertschätzung der Kompilatoren. Er dient indes nicht als Modell edlen Verhaltens, sondern fungiert innerhalb der Geschichten als Erzieher von Bürgerlichen, dessen Belehrungen sich auch die Leser des *Ur-Novellino* zu Herzen nehmen sollen.

In der letzten ihm gewidmeten Geschichte, die aus den *Prophecies de Merlin* entnommen ist, vergießt der Prophet zur Überraschung anderer heiße Tränen (Nr. 74). Vor Augen steht ihm die Zerstörung des vom heiligen Thomas erbauten Palastes in Indien. Die apokalyptische Vision, die ursprünglich auf den Kampf zwischen Christen und Moslems anspielt, endet hier mit der Gestalt eines gemeinen Schustersohns, der im Auftrag des Antichristen einen reichgeschmückten Palast vernichtet: „così vile homo che serà figliuolo d’uno vile afaizzatore di calzari“ (255). Weicht das Selbstbewusstsein der aufsteigenden bürgerlichen Elite im *Ur-Novellino* hier auf einmal der erschreckten Einsicht, welche Folgen die fortschreitende Vulgarisierung auf das Hohe und Erhabene – zu dem auch der Artus-Hof zählt – nach sich ziehen könnte? Dem Vorhaben des Prologs entsprechend, die Lektüre der Sammlung einer Elite vorzubehalten, die anschließend das Gelernte an die Wissbegierigen der unteren Schicht weitergeben sollen, ließe sich Merlins

<sup>18</sup> Der Unterschied zwischen den Versionen lässt sich an folgender Formulierung gut festmachen. Im *Ur-Novellino* heißt es nach der gelungenen Intrige von Tristan: „Allora si partio senza piú dire, quasi morendo di allegrezza“ (231); während es im *Novellino* heißt: „Allora si dippartiro senza piú dire. E lo re Marco, ch’era sopra loro, quando udi questo, molto si alegrò di grande allegrezza“ (114). Dem Tristan des *Novellino* ist die reine Schadenfreude des *Ur-Novellino* fremd.



Prophezeiung als implizite Warnung lesen, das Erbe der großen Vergangenheit, darunter die *matière de Bretagne*, nicht in falsche Hände gelangen zu lassen.

Im späteren *Novellino* wird die Mini-Serie von der *novella* über die *Damigella di Scalot* (LXXXII) abgeschlossen, die aus dem letzten, von Schwänken und bürgerlichen Figuren dominierten Teil herausragt. Noch einmal spielt Lanzelot als Auslöser einer Handlung eine gleichermaßen zentrale wie marginale Rolle. Da er die Liebe des schönen Fräuleins nicht erwidern kann – sein Herz war schon an Geneviève vergeben –, ist er indirekt an ihrem Tod schuld. Vom Prolog aus betrachtet könnte es sich um einen kuriosen Fall von „belli donari“ handeln, bei dem das für die Ritterethik zentrale System des gegenseitigen Gebens in eine Sackgasse gerät. Oder aber es könnte ein recht makabres Beispiel von „belli amori“ vorliegen, da das Fräulein an ihrer Liebe stirbt. Und schließlich könnte man in dem Brief, den sie hinterlässt und in dem sie ihr Schicksal zusammenfasst, eine – allerdings schriftliche – Sprachblüte sehen.

Ungewöhnlich für die Erzählsammlung wie für die arthurische Mini-Serie ist die *novella*, weil aus der Sicht einer Frau geschildert wird, was ihr zugestoßen ist und wie sie ihr Unglück deutet. Nach der Zurückweisung ihrer Liebe denkt sie nur daran, ihr Schicksal nach dem Tod dem fernen Hof von Camelot zu Gehör zu bringen. Sie verfügt, dass ihre Leiche zusammen mit einem Brief auf ein unbemanntes Schiff gebracht wird. In dem Brief nennt sie Lanzelot den „migliore cavaliere del mondo e [...] lo più villano“ (139). Über den Blick der zurückgestoßenen Frau treten die Grenzen des Systems der Minne wie des gegenseitigen Gebens hervor. Ihr Ende deutet das Fräulein gegenüber dem Hof des Königs Artus stolz als Exemplum: „E così, lassa!, sono morta per ben amare, come voi potete vedere“ (139). Das Ideal des Rittertums, die *fin'amor*, verwandelt sich in ein ethisch konnotiertes „ben amare“, dem sich das Fräulein um den Preis der Selbstvernichtung verschrieben hat.

Das Auto-Exemplum könnte natürlich als abschreckendes Beispiel gemeint sein. Dagegen spricht indes die Sorgfalt und Lust, mit der die Welt des Fräuleins, vor allem die immer wieder als „ricco“, „prezioso“ oder „bello“ beschriebene Ausstattung der Totenbarke, vergegenwärtigt wird. Schon von der Länge her ist die Deskription ungewöhnlich. Noch dazu verzaubert das Motiv des – in der Vorlage nicht nötigen – Schiffs, das ohne Segel und Steuermann den Weg nach Camelot zurücklegt. Die Kompilatoren nutzen darin

Elemente der bretonischen „merveilles“. Plausibler scheint es daher, die Geschichte als Parabel auf den Untergang einer glanzvollen Welt zu lesen, der nicht, wie im *Ur-Novellino*, von außen, sondern von innen – also durch die Widersprüche, in denen sich die Standesethik verfangen hat, – ausgelöst ist. Mit diesem Ende der Mini-Serie erweisen die Kompilatoren des *Novellino* der *matière de Bretagne* eine eigenwillige Reverenz. Sie erzählen von einem vornehmen Mädchen, das ihren Idealen um den Preis des Niedergangs treu bleibt und sie formvollendet zuende lebt, sowie von einer Welt voller Magie und Wunder, die damit auch ins Genre der *novella* eingeht. Wäre nach der Demontage der frühen Version der Zauber der fiktionalen Artus-Welt von den Kompilatoren der späteren Version für die Novellistik wiederentdeckt worden?

Die Kompilatoren pflücken jedenfalls nicht nur die schönsten Blüten aus dem Erzählschatz der Vergangenheit im Sinne ihres pädagogischen Programms. Ihren „fiori“ geht vielmehr, wie das Beispiel der Artus-Geschichten zeigt, eine subtile Arbeit der Analyse, also des Zerlegens und anschließenden Scheidens, voraus. Begleitet wird sie von einer ständig reflektierten *imitatio* der eigenen – bürgerlichen – Herkunft, zu der auch die Leser angehalten werden. Die Arbeit der Kompilatoren besteht insofern in einem dreifachen Aufheben. Aus der Masse mittelalterlichen Erzählens wird aufgehoben, was ihnen für die Verfeinerung der Sitten bedeutsam erscheint. Danach wird manches von dem Ausgelesenen vor den Augen der Leser aufgehoben, spricht: in ein fragwürdiges Licht gerückt, anderes dagegen für die Zukunft als denkwürdiges Vorkommnis aufgehoben. An dieser Arbeit der Auslese hat der Leser nicht Anteil, aber die Kompilatoren bemühen sich darum, ihn für die Notwendigkeit einer kritischen Auslese und Reflexion auf die eigenen Grenzen zu sensibilisieren.

Das *Novellino* experimentiert also nicht nur neu mit einem thematischen Rahmen, einer Makrostruktur, in die die Geschichten eingebettet sind. Darüber hinaus hat es den Anschein, als hätten sich die Kompilatoren an den altfranzösischen Romanen für ihr eigenes profanes Erzählen ein Beispiel genommen. Denn die breite Rezeption und das Weiterleben der bretonischen Ritter in der Toskana hat sie augenscheinlich fasziniert. Auch wenn sie den Einfluss Lanzelots auf die Sitten an einem negativen Beispiel durchspielen, dem profanen Erzählen kommt darin eine ungeheure Wirkung zu. Auf andere Weise als die Kompilatoren der Artus-Prosaromane hoffen die des *Novellino*, mit Geschichten ihre Leser prägen und die Sitten verfeinern zu können.

Während Prediger das Erzählgut für kirchliche Zwecke funktionalisierten, setzen die Kompilatoren – anders als die Kopisten von Prosaromanen – bei sich und ihren Lesern auf eine „intelligenza sottile“ (4; 166), die die Rezeption, den Umgang und schließlich die Imitation der gesammelten Modelle ständig begleitet und reflektiert.

## Mengeles Verschwinden

### Olivier Guez an der Schwelle der Zeitzeugenschaft

Kai Nonnenmacher (Regensburg)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Der Arzt im Konzentrationslager Auschwitz, Josef Mengele, wurde eine der paradigmatischen Verkörperungen des Holocaust-Schreckens und ist wiederholt in fiktionalen Werken thematisiert worden. Der Beitrag fragt anlässlich des Erscheinens des mit dem Prix Renaudot 2017 ausgezeichneten Romans *La Disparition de Josef Mengele* von Olivier Guez nach dem Verhältnis von Quelle und Erinnerung in einer Zeit der ‚letzten Zeugen‘ des Nationalsozialismus. Erinnerungsliteratur, Dokufiktion und Geschichtsroman entwickeln zeitspezifische Modelle des Umgangs mit den Traumata des Holocaust.

**SCHLAGWÖRTER:** Guez, Olivier; *La Disparition de Josef Mengele*; Mengele, Josef; französischer Gegenwartsroman; Nationalsozialismus; Erinnerungskultur; Konzentrationslager Auschwitz

Olivier Guez, *La Disparition de Josef Mengele: roman* (Paris: Grasset, 2017) [zit. als JM]; dt. *Das Verschwinden des Josef Mengele*, übers. Nicola Denis (Berlin: Aufbau, 2018).

\*\*

„Ohne die Hilfe zahlreicher Zeitzeugen, die mir meist bereitwillig Auskunft gaben, wäre die vorliegende Arbeit nicht zustande gekommen, zu groß sind die Verluste offizieller Akten.“ So schreibt Frank-Rutger Hausmann im Vorwort seiner Studie zu den Deutschen Wissenschaftlichen Instituten im Zweiten Weltkrieg – von denen sieben durch Romanisten „gegründet und präsiert wurden“<sup>1</sup>. Die besondere Stärke der fachgeschichtlichen Untersuchungen Hausmanns liegt ja darin begründet, dass sie die so schwer zugänglichen Quellen erschlossen haben, Unterlagen aus staatlichen und universitären Archiven, Briefnachlässe, Publikationen der Akteure, Rezensionen, aber eben auch Zeitzeugenbefragungen.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Frank-Rutger Hausmann, *„Auch im Krieg schweigen die Musen nicht: die Deutschen Wissenschaftlichen Institute im Zweiten Weltkrieg“* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2002), 9.

<sup>2</sup> So in der Verlagsanzeige von Frank-Rutger Hausmann, *„Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg: die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945)*, Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 12 (Heidelberg: Synchron, 2007).

Für die juristische Ermittlungssituation von Kriegsverbrechen heute konstatierte Jens Rommel, der mit Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen befasste Staatsanwalt, allerdings: „So wie die Beschuldigten werden auch die Zeugen immer älter und sind oft nicht mehr in der Lage, in Deutschland vor Gericht zu erscheinen.“<sup>3</sup> Das heißt, neben die eigenen Aussagen über das in den Konzentrationslagern Erlebte rücken zunehmend Gutachten von Sachverständigen. Vor diesem Hintergrund ist auf die Beteiligung von Frank-Rutger Hausmann an der lebhaften Debatte um Jonathan Littells *Les Bienveillantes* hinzuweisen. Wie typisch der Nachkriegs-Werdegang des deutschen SS-Offiziers Max Aue sei für prominente Täter im Nationalsozialismus, wie sie „ins peronistische Argentinien oder in arabische Staaten“ flüchteten, so fragte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, als sie 2008 einen ‚Reading Room‘ zu Jonathan Littells Roman *Les Bienveillantes* einrichtete, verbunden mit einer Abbildung „vermeintliche[r] Fotos von Josef Mengele – veröffentlicht von der brasilianischen Polizei“.<sup>4</sup> Hausmann bemerkt als Fazit seiner Analyse:

Littell hat einen „Roman“ geschrieben, ein Werk der Fiktion, das einen Stoff beschreibt, der sich eigentlich gegen eine Fiktionalisierung sperrt, weil Verkürzung und Stilisierung als Darstellungsmittel ausfallen. Wenn man dem Holocaust etwas fortnimmt, gerät man in Gefahr, ihn relativieren zu wollen. Littell vermeidet dies bewußt. Er ist ein traditioneller Erzähler und bemüht sich nicht um einen kunstvollen Schreibstil, um metafiktionale Experimente oder eine revolutionäre Sprache, wie dies z. B. sein französisches Vorbild Céline getan hat. Er setzt vielmehr auf die Mittel des Trivial- oder Kolportageromans, der von Klischees lebt, um ein möglichst breites Publikum zu erreichen, und läßt Dokumente im Wortlaut sprechen. Sein Roman ist dadurch ein hybrides Werk, nicht nur, weil er von Anfang bis Ende Faktisches mit Fiktionalem mischt. Er enthält Elemente des Konfessions-, Geschichts-, Initiations-, Kriegs-, Reise-, Kriminal- und Schelmenromans, die den Leser motivieren sollen, trotz der Monotonie der geschilderten Verbrechen und ihrer monoton nüchternen Bürokratisierung den Roman von Anfang bis Ende zu lesen. Littells Zielpublikum sind nicht Fachhistoriker, Sozialpsychologen, Literaturkritiker oder Universitätsprofessoren, auch wenn diesen

<sup>3</sup> Jens Rommel im Interview mit Hauke Friederichs, „Auch bei Neuengamme prüfen wir noch: Jens Rommel ermittelt gegen die letzten lebenden NS-Verbrecher“, *Die Zeit*, 1. September 2016, <http://www.zeit.de/hamburg/2016-08/nationalsozialismus-kz-neuengamme-taeter>.

<sup>4</sup> „F.A.Z. Reading Room: Wie typisch ist Max Aues Nachkriegs-Werdegang?“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, <http://www.faz.net/-gqz-wehy>, aktualisiert am 11.02.2008.

bei der Vorstellung des Romans eine wichtige Vermittlerfunktion zukommt, sondern „gewöhnliche“ Leser.<sup>5</sup>

Es soll im Folgenden nicht um einen Vergleich beider Texte gehen, auch steht m. E. keine internationale Debatte dieses Ausmaßes für Guez' Roman zu erwarten. Wichtige Stichworte für die Lektüre liefert hier Hausmann gleichwohl, neben den Schwierigkeiten einer Fiktionalisierung des Holocaust die Vermischung von Dokument, Fakten und Fiktionalisierung, das Zurücktreten eines literarischen Stils und die differenzierte Leseradressierung. Peter Kuon<sup>6</sup> zeichnete den Vorwurf des ‚Holocaust-Kitsches‘ an *Les Bienveillantes* nach.

Nach Martin Sabrow ist die Figur des Zeitzeugen mit dem Versprechen verbunden, dass der Prozess der Aneignung von Geschichte durch unmittelbares Erfahren möglich sei.<sup>7</sup> Nach 1945 und insbesondere seit Ende der 1970er Jahre ist für die Geschichtsschreibung regelrecht von einer „Geburt des Zeitzeugen“ zu sprechen – so der Sammelbandtitel. Sabrow sieht die „Zeitzeugenkonjunktur“ begründet in einer „Charismatisierung von historischer Nähe und Unmittelbarkeit“. Das Intime des monströsen Geschichtsverbrechens zu lesen, verbindet sich mit dieser Konjunktur, so Alexandra Schwartzbrod in ihrer Kritik des Mengele-Romans:

Partager l'intimité de Mengele n'est pas rien. On le voit, plongé dans le noir, écouter le *Concerto pour violon* de Schumann sur fond de bruits des tropiques; on le voit s'enfuir, alerté par son sixième sens, quand un commando de rescapés d'Auschwitz enfonce sa porte; on est dans sa tête, on suit à notre corps défendant l'entrelacs de ses pensées, ses rêves et ses cauchemars, c'est peut-être là le plus perturbant.<sup>8</sup>

Gerade die Oszillation zwischen kühler Beobachtung und innerem Erleben macht die Effekte des Romans aus, seine Paranoia wird zugleich mikroskopisch seziiert wie makroskopisch historisiert: „In seinem Buch überblendet

<sup>5</sup> Frank-Rutger Hausmann, „Jonathan Littells Holocaustroman *Les bienveillantes* im ‚Reading-Room‘“, *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte* 32 (2008): 447–65, hier 463.

<sup>6</sup> Peter Kuon, „Holocaust-Kitsch? Zur Polemik um Jonathan Littells Bestseller ‚Les Bienveillantes‘ in Frankreich, Deutschland und den USA“, in *Kitsch und Nation: zur kulturellen Modellierung eines polemischen Begriffs*, hrsg. von Kathrin Ackermann und Christopher F. Laferl (Bielefeld: transcript, 2016), 99–118.

<sup>7</sup> Martin Sabrow, „Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen zwei Welten“, in *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945*, hrsg. von Martin Sabrow und Norbert Frei, Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts 14 (Göttingen: Wallstein, 2012).

<sup>8</sup> Alexandra Schwartzbrod, „Mengele, ‚postillon du diable‘“, *Libération*, 15. September 2017, [http://next.liberation.fr/livres/2017/09/15/mengele-postillon-du-diable\\_1596691](http://next.liberation.fr/livres/2017/09/15/mengele-postillon-du-diable_1596691).

Guez in nüchternen Sprache die historischen Ereignisse mit der Vorstellungswelt Mengeles. Eine zentrale Rolle spielt die Furcht des Arztes vor dem israelischen Geheimdienst Mossad und bundesdeutschen Ermittlern wie Generalstaatsanwalt Fritz Bauer.“<sup>9</sup>

Der angedeutete historische Statuswandel von Quelle und Erinnerung wird auch in der Rentrée littéraire des Herbstes 2017 kontrovers diskutiert, als der Prix Goncourt für den Geschichtsroman *L'Ordre du jour* über den österreichischen ‚Anschluss‘ 1938 an Éric Vuillard geht, der Prix Renaudot<sup>10</sup> an Olivier Guez für *La Disparition de Josef Mengele* über die Jahrzehnte des Lagerarztes von Auschwitz im südamerikanischen Versteck, zunächst in Argentinien, später in Paraguay und Brasilien. „Der Dichter erinnert sich“: Das von Olivier Guez seinem Roman vorangestellte Motto stammt aus dem Gedicht „Den einfachen Menschen hast du gebrochen“ (1950) des litauisch-polnischen Literaturnobelpreisträgers Czesław Miłosz. 1980 wurde es auf dem nationalen Denkmal auf der Danziger Leninwerft enthüllt, zum Gedenken an die Erschießung aufbegehrender polnischer Arbeiter:

Toi qui as fait tant de mal à un homme simple  
En éclatant de rire à la vue de sa souffrance  
Ne te crois pas sauf  
Car le poète se souvient.

(JM 9)

Die Romanform wird über diese Zeugenschaft autorisiert; der Gegenwartsroman hat ein spezifisches „savoir historique“. <sup>11</sup> Nicht die bestialischen Menschenversuche in Auschwitz, sondern die Zeit zwischen der Flucht 1949 nach Argentinien und dem mysteriösen Tod 1979 in Brasilien nimmt der Roman 38 Jahre später für Mengeles Leben in den Blick, das trotz diverser Unterstützer aber zu keinem neu erfundenen Leben führt. Zunächst scheint Mengeles Weiterleben erstaunlich unentdeckt zu bleiben, bis er im Jahr 1960 alle Wurzeln kappt und Dokumente zerstört:

<sup>9</sup> „Wichtigste französische Literaturpreise für Bücher über die Nazizeit“, *Der Spiegel*, 6. November 2017, <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/prix-goncourt-fuer-eric-vuillard-prix-renaudot-fuer-olivier-guez-a-1176669.html>.

<sup>10</sup> Vergeben seit 1926 und benannt nach dem Begründer des modernen Journalismus in Frankreich, Théophraste Renaudot (1586–1653), Herausgeber der ersten Zeitung *La Gazette*, allerdings besteht die Jury aus zehn Literaturkritikern, die zwei mögliche Preisträger auswählen, um nicht denselben Text zu bepreisen, der bereits den Prix Goncourt erhielt.

<sup>11</sup> Vgl. die umfassende Übersicht in Ursula Bähler und Wolfgang Asholt, Hrsg., *Le savoir historique du roman contemporain*, Revue des Sciences Humaines 321 (Lille: Presses Universitaires du Septentrion, 2016).

En septembre 1960, Mengele décide qu'il doit ficher le camp au plus vite, fuir, tout abandonner, se réinventer à quarante-neuf ans, sinon les Israéliens l'arrêteront. L'unité spéciale du Mossad surveille les allées et venues de sa femme et de son fils, et se rapproche dangereusement de la ferme des Krug. Rudel lui procure un pistolet Mauser et une nouvelle carte d'identité brésilienne au nom de Peter Hochbichler. Mengele doit se séparer de Martha et de Karl-Heinz, qui rentrent en Europe sans lui dire adieu. Il brûle dans la précipitation ses notes, son passeport allemand, et détruit ses échantillons d'Auschwitz. (JM 109)

Als Mengele im Herbst 1960 auf der Flucht vor dem israelischen Mossad mit 49 Jahren seinen Pass und Notizen aus Auschwitz vernichtet und in Brasilien neu untertaucht, wählt Guez mit dem Kainsmal die jüdisch-alttestamentarische Linie zum ersten Mörder der Menschheitsgeschichte:

À l'aube d'un clair matin d'octobre, Krug et Rudel le conduisent en jeep à la frontière brésilienne. Lorsque l'immense gaillard lui crie que sa guerre n'est pas finie, Mengele ne se retourne pas, il s'enfonce dans les replis émeraude de la jungle.

Le voilà livré à la malédiction de Caïn, le premier meurtrier de l'humanité : errant et fugitif sur la terre, celui qui le rencontrera le tuera. (JM 110)

Solche mythischen Aufladungen irritieren mitunter in dem sonst spröde distanzierten Erzählen. Von Versteck zu Versteck flüchtend, umgeben von einem Rudel Hunden, auf dem selbstgebauten Wachturm nach Gefahren Ausschau haltend, isoliert, verkleidet, vor Angst gelähmt, wird Mengele schließlich ohne Zeugen am brasilianischen Strand ertrinken, ohne dass die Jagd vom Mossad und vom Nazijäger Simon Wiesenthal ihn ausfindig gemacht hätte.

In einer Rezension von Guez' Roman spricht angesichts von Mengeles Gräueltaten *Le Monde* der Erinnerungsliteratur eine Legitimität vergleichbar der Zeugen wie der Historiker ab.<sup>12</sup> Während Vuillards Geschichtspoetik einer Wunderkammer gleicht, die der Abstraktion der Historiographie eine irritierende Anschaulichkeit gegenüberstellt, erscheint Guez' Roman über den Verantwortlichen grausamer medizinischer Experimente im Vernichtungslager Auschwitz an der Grenze zur historischen Studie, mit zurückgenommenen Experimenten der Fiktion. Vuillards Poetik, die eine „blitzhafte Verwandlungsträger, alter, viel zu oft erzählter Geschichte in schockierende Neuigkeit“ anstrebt, wie Volker Weidemann im Spiegel schrieb, steht dem

<sup>12</sup> „Face à l'abomination, la littérature n'a pas la légitimité des témoins et des historiens; elle n'en a même aucune.“ Georgesco, „Le prix Renaudot pour ‚La Disparition de Josef Mengele“.

„harten und trockenen“<sup>13</sup> chronistischen Erzählen von Guez geradezu konträr gegenüber:

Mais célébrer ces deux auteurs, c'est reconnaître ce qu'elle a d'unique, son apport irremplaçable quand, tout en se fondant sur la vérité objective, elle s'empare des blancs que l'historiographie laisse à l'imagination. Dans ces interstices, Olivier Guez expérimente la réalité historique, la cristallise dans la vie individuelle, dans la chair et le sang d'un homme dont rien ne peut justifier l'existence, d'un homme qui ne devrait pas être un homme – lumière noire dont l'irradiation se transmet peut-être mieux dans les romans que partout ailleurs.<sup>14</sup>

Olivier Guez<sup>15</sup>, 1974 in Straßburg geboren, ist zunächst Journalist, arbeitete fürs französische Außenministerium als Wahlbeobachter, für Zeitungen wie *Libération* oder *La Tribune* über Auslandspolitik, europäische Wirtschaft und als Kriegsberichterstatte<sup>16</sup>. Für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* ist Guez aus Paris heute Kulturjournalist. Dirk Fuhrig kommentierte die Preisvergabe: „Es ist eigentlich kein klassischer Roman, kein wirklich literarisch ausgefeilter, lange erzählter Roman, sondern es ist eine eher journalistische Recherche.“<sup>17</sup> Die Grenze von Journalismus und Fiktion markiert bereits seine mit Jean-Marc Gonin publizierte Rekonstruktion des Mauerfalls als „Tatsachenroman“.<sup>18</sup> Auch Nils Minkmars hymnische Besprechung des Buches versucht, die Mischform „Literatur der Tatsachen“ zu bestimmen:

„Die Mauer fällt“ erspart dem Leser eine thesenhafte Nacherzählung von weit bekannten Geschehnissen, sondern fesselt ihn gleich mit einer rasanten Montagetechnik. In Hunderten von Interviews mit allen wichtigen Akteuren, vom Umfeld Gorbatschows bis zum Volkspolizisten, von den Aktivisten der Umweltbibliothek bis zu Egon Krenz haben sich die Autoren einen pan-

<sup>13</sup> „L'auteur strasbourgeois livre un récit âpre et sec des années de fuite du médecin nazi.“ Florent Georgesco, „Le prix Renaudot pour ‚La Disparition de Josef Mengele‘, d'Olivier Guez“, *Le Monde*, 6. November 2017, [http://www.lemonde.fr/culture/article/2017/11/06/le-prix-renaudot-recompense-olivier-guez\\_5210841\\_3246.html](http://www.lemonde.fr/culture/article/2017/11/06/le-prix-renaudot-recompense-olivier-guez_5210841_3246.html).

<sup>14</sup> Georgesco, „Le prix Renaudot pour ‚La Disparition de Josef Mengele‘“.

<sup>15</sup> Persönlicher Blog von Olivier Guez, <http://www.olivierguez.com>.

<sup>16</sup> Vgl. Olivier Guez und Frédéric Encel, *La grande alliance: de la Tchétchénie à l'Irak. Un nouvel ordre mondial* (Paris: Flammarion, 2003).

<sup>17</sup> Dirk Fuhrig im Gespräch mit Dina Netz, „Prix Goncourt und Prix Renaudot: zwei aus der Tradition gefallene Preisträger“, *Deutschlandfunk*, Kultur heute, 6. November 2017, [http://www.deutschlandfunk.de/prix-goncourt-und-prix-renaudot-zwei-aus-der-tradition.691.de.html?dram:article\\_id=400008](http://www.deutschlandfunk.de/prix-goncourt-und-prix-renaudot-zwei-aus-der-tradition.691.de.html?dram:article_id=400008).

<sup>18</sup> Olivier Guez und Jean-Marc Gonin, *La Chute du mur* (Paris: Fayard, 2009), dt. *Die Mauer fällt: ein Tatsachenroman* (München: Piper, 2009).

optischen Überblick über die wesentlichen Handlungsstränge verschafft – und dann haben sie sich gleichsam in den Schneiderraum begeben und die Szenen zu einer Geschichte komponiert. [...] Durch intelligentes Sammeln, Streichen und mit einer entsprechenden coolen Sprache entsteht aus überreichem zeithistorischen Material nicht bloß Geschichtsschreibung oder Journalismus, sondern eine ganz neuartige Literatur der Tatsachen.<sup>19</sup>

Im Interview erläutert Guez seinen Stilwechsel gegenüber dem vorhergehenden barock-pikaresken Roman *Les Révolutions de Jacques Koskas* von 2014 (über einen sephardischen Juden in den 30ern, der sich selbst sucht) im neuen Roman:

Il n'était pas question de faire des phrases sans fin, de se laisser charmer par sa propre écriture, de parler de moi ni de tomber dans la fascination. L'idée était de raconter l'histoire de cet homme. Expliquer qui il était, ce qu'il a fabriqué en Amérique du sud pendant trente ans. C'est bien le sujet qui a conditionné l'écriture.<sup>20</sup>

Aber so verschieden die beiden Romane des Autors stilistisch sind, so klar führt der eine zum anderen. Auch Guez' journalistischen Zeitzeugenbefragungen von Juden im Nachkriegsdeutschland wie Edgar Hilsenrath, Imre Kertész, Henryk Broder, Maxim Biller, Micha Brumlik und Michael Wolffsohn in *L'impossible retour = Heimkehr der Unerwünschten*<sup>21</sup> reiht sich in dieses Langzeitprojekt ein. Mit Lars Kraume gemeinsam schrieb Guez das Drehbuch zum Politthriller DER STAAT GEGEN FRITZ BAUER – ausgezeichnet mit dem Deutschen Filmpreis –, und auch hierbei betont Guez ein Jahr vor Erscheinen des Mengele-Romans die Kontinuität, als Triptychon Nachkriegsdeutschlands, das seine drei Bücher ergeben:

Il y a un livre à venir [das Mengele-Buch, K.N.] qui n'est même pas commencé d'ailleurs – j'ai accumulé des milliers de pages de notes. Ce livre-ci est la conséquence du film sur Fritz Bauer qui est lui même une suite de *L'impossible retour*. En travaillant sur le volet argentin de la traque d'Eichmann, j'ai eu envie de fouiller ce pan de l'histoire argentine. Quelque part, c'est une autre partie

<sup>19</sup> Nils Minkmar, „Der neue Report zum 9. November“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 11. November 2009, <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/sachbuch/olivier-guez-jean-marc-gonin-die-mauer-faellt-der-neue-report-zum-9-november-1880585.html>.

<sup>20</sup> Laurent David Samama, „Olivier Guez à la poursuite de Mengele“, *La Règle du jeu*, 4. September 2017, <http://laregledujeu.org/2017/09/04/32187/olivier-guez-a-la-poursuite-de-mengele>.

<sup>21</sup> Olivier Guez, *L'impossible retour: une histoire des juifs en Allemagne depuis 1945* (Paris: Flammarion, 2007); dt. *Die Heimkehr der Unerwünschten: eine Geschichte der Juden in Deutschland nach 1945*, übers. von Helmut Reuter (München: Piper, 2011).

d'un triptyque dans lequel j'inclus également *Les Révolutions de Jacques Koskas* : l'Europe après la guerre. Comment gère-t-on ce vide gigantesque et ce crime monstrueux? La première chose à étudier, c'est l'Allemagne, sa mémoire et les juifs là-dedans. Le personnage de Koskas, au fond, il réfléchit à cela, il incarne un type qui n'arrive pas à surpasser ce vide. Il se bat avec des fantômes, sans arriver à composer avec le réel. À chaque fois, il y a le mal comme point de départ. C'est ce qui m'anime depuis vingt ans.<sup>22</sup>

Doch zurück zu *La Disparition de Josef Mengele*: Alain Dreyfus wirft dem Roman ein schnell durchschaubares Erfolgsrezept vor, das des ‚Biopic‘ über einen Prominenten:

Les pouvoirs de la littérature ont beau être infinis, rien n'interdit d'être exaspéré par ce énième avatar du « biopic ». On connaît la recette : on prend quelqu'un de connu, on compile les bios, on scrute le journal intime s'il existe, on cherche des documents filmés sur la Toile pour peaufiner ses « effets de réel », on saupoudre le tout d'une pincée de fiction, et hop, le tour est joué. Une méthode éprouvée [...].<sup>23</sup>

Und tatsächlich hat *Le Nouvel Observateur* (Nr. 17 vom 23.8.2017) für den Roman im August ein Themendossier „Révélations sur les médecins nazis“ von Doan Bui incl. Interview mit Olivier Guez publiziert.<sup>24</sup> Dieses Storytelling kann man als Marketinginstrument lesen, aber auch als Symptom, wie Literatur heute medial mit Infotainment und Journalismus gerahmt wird. Während in einer Mediendebatte der Kritiker Grégoire Leménager Recherche, Dichte und Komplexität der Charakterzeichnung lobt, spricht er dem ‚roman-vrai‘, wie Guez das Buch nennt, den Romancharakter gänzlich ab.<sup>25</sup> Jean-Christophe Buisson<sup>26</sup> hält die Entdämonisierung, die Schrump-

<sup>22</sup> Laurent David Samama, „Olivier Guez: ‚Faire des hiérarchies de l'horreur n'a pas grand sens‘“, *Les Inrockuptibles*, 1. Mai 2016, <http://www.lesinrocks.com/2016/05/01/cinema/olivier-guez-faire-hierarchies-de-lhorreur-na-grand-sens-11823669>.

<sup>23</sup> Alain Dreyfus, „Olivier Guez, ‚La Disparition de Josef Mengele‘. Vis ma vie d'ordure“, *Magazine littéraire* 584 (Oktober 2017).

<sup>24</sup> *Le Nouvel Observateur*, 23. August 2017, Dossier „Révélations sur les médecins nazis“, darin: Doan Bui, „Le sacrifice des ‚inutiles‘“, 18–23; „Les secrets de l'université de Strasbourg“, 24–26; „La figure du mal était d'abord un opportuniste“, entretien avec Olivier Guez, 27; „L'euthanasie des ‚indésirables‘ a été tacitement acceptée“, 28–29.

<sup>25</sup> „Je n'arrive pas à voir en quoi *La Disparition* est un roman.“ Grégoire Leménager in Étienne de Montety, „La Disparition de Josef Mengele“, un Renaudot dans les pas d'un monstre“, *Le Figaro*, 6. November 2017, <http://www.lefigaro.fr/livres/2017/11/06/03005-20171106ARTFIG00191-la-disparition-de-josef-mengele-un-renaudot-dans-les-pas-d-un-monstre.php>.

<sup>26</sup> „Ce livre est absolument admirable“, commence Jean-Christophe Buisson qui distingue ce ‚roman vrai‘ des *Bienveillantes* de Jonathan Littell. ‚Olivier Guez est vraiment extraordinaire

fung des ‚Todesengels von Auschwitz‘ zur bloßen Mittelmäßigkeit<sup>27</sup> für eine Hauptleistung des Romans, und dies explizit im Vergleich mit Littells *Les Bienveillantes*. Es fällt auf, dass hier Argumente überwiegen, die keinen literarischen Eigensinn, kein Formexperiment, sondern Qualitäten propositionaler Texte bewerten. Im Anhang begründet Olivier Guez die Wahl der Romanform, nur sie erlaube die Ausleuchtung dunkler Stellen und die Annäherung an das makabre Geschehen. Außerdem werden Recherchen vor Ort als beglaubigend angeführt:

Ce livre relate l'histoire de Josef Mengele en Amérique du Sud. Certaines zones d'ombre ne seront sans doute jamais éclaircies. Seule la forme romanesque me permettait d'approcher au plus près la trajectoire macabre du médecin nazi.

Pour préparer ce livre, je me suis rendu à Günzburg, en Argentine et au Brésil où j'ai notamment retrouvé la ferme Santa Luzia, dans les environs de Serra Negra. (JM 233)

Die dann folgende Liste von Geschichtsbüchern über Mengele und das Argentinien Peróns wäre einen eigenen Aufsatz wert, der diese Intertextualität untersucht, so mischt Guez unter die benutzten Geschichtsstudien auch Hannah Arendt, Oswald Spenglers *Untergang des Abendlands*, Mario Praz' Studie über die Perversionen und die Morbidität der schwarzen Romantik *La Chair, la mort et le diable dans la littérature du XIX<sup>e</sup> siècle*, László F. Földényis Melancholiebuch, den Heydrich-Roman *HHhH* von Laurent Binet, W.G. Sebalds *Austerlitz*, Franz Kafkas *Verwandlung*, Joseph Conrads *Herz der Finsternis* und Dantes *Inferno*. Auch wenn hier vielleicht nicht immer direkte intertextuelle Verweise nachweisbar sein sollten, schreibt sich der Roman in ein sehr bestimmtes Korpus ein.

Mengele, maniaque, éprouve un dégoût pathologique pour la saleté. Malheur à celui qui trouble son mode de vie immuable et ordonné, emprunte un stylo, des ciseaux, un livre, déplace une chaise ou un tapis : il entre dans une fureur noire et vocifère et gémit, comme si la disparition d'un objet ébranlait le fra-

me en ce qu'il arrive à rendre ce type quasiment pitoyable. C'est un exploit de décrire un tel monstre qui, après avoir été l'Ange de la mort à Auschwitz, rebascule dans la médiocrité ordinaire.“ De Montety, „La Disparition de Josef Mengele“.

<sup>27</sup> Guez äußert sich ähnlich: „Après quand j'avais compris quel homme petit, pathétique il était, d'une hyper médiocrité, là j'ai senti que je l'avais en main quelque part. J'ai trouvé un plaisir pervers à raconter cette déchéance.“ Christine Pinchart, „L'interview d'Olivier Guez, Prix Renaudot: ‚Entre Mengele et moi il y avait un mur de plus en plus épais‘“, *RTBF*, 5. Dezember 2017, [https://www.rtbf.be/culture/dossier/les-rencontres-litteraires/detail\\_-interview-d-olivier-guez-entre-mengele-et-moi-il-y-avait-un-mur-de-plus-en-plus-epais?id=9780844](https://www.rtbf.be/culture/dossier/les-rencontres-litteraires/detail_-interview-d-olivier-guez-entre-mengele-et-moi-il-y-avait-un-mur-de-plus-en-plus-epais?id=9780844).

gile ordonnancement de son existence et illustre le néant de son immense solitude. (JM 149)

Angesichts der einsamen Monstrosität des Kriegsverbrechers, was kümmert Erzähler wie Leser seine monströse Einsamkeit im südamerikanischen Versteck? Ohne Reue oder späte Einsicht wird Josef Mengele im gewählten Ausschnitt teils wie in einer Laborstudie in seinem Verhalten kühl dokumentiert, teils mit der Zwangsstörung seiner geordneten, antiseptischen Welt pathologisiert, teils ins Existenzielle transformiert: Dem Untergetauchten entschwindet die Zugehörigkeit, und jedes Verschwinden erzeugt Wut und Jammern. Immer noch pfeift er gerne Mozart- und Puccini-Arien (vgl. JM, Kap. 5, 45, 75), wie beim Selektieren an der Rampe in Auschwitz:

Rolf [Mengele, le fils, K.N.] s'interroge. Au fond de lui-même, il sait qu'il ne trouvera la paix qu'en se confrontant à son géniteur, le médecin qui riait à Auschwitz et sifflait des airs d'opéra sur la rampe de sélection. Face à face, d'homme à homme, Mengele contre Mengele. Ils commencent à planifier son voyage lorsqu'une nouvelle crise éclate avec les Stammer. (JM 193)

Josef Mengele rechnet zu den Dämonen der politischen Moderne, er spukt durch die entmenschlichenden Alpträume wissenschaftlicher Rationalität. In ihrem Gedicht „Widergänger“ der Sammlung *Monster Poems* parallelisiert Nora Gomringer den KZ-Arzt Josef Mengele und die Figur einer Horrorfilmreihe Freddy Krueger. Beide geistern durch die Träume, ihr Wirklichkeitsstatus tritt davor ganz in den Hintergrund:

Mit dem Bebildern  
und dem Vergleich  
kommt der Doktor  
augenschön.

„Augenschön“ spielt auf die grausigen Augenexperimente des Arztes Mengele im KZ Auschwitz an.<sup>28</sup> In der Ikonographie von Mengeleverfilmungen werden Augen von Blinden, Kindern, Zwillingen, sogar Puppen eingesetzt, um den Schrecken zu symbolisieren, vgl. Abb. 1. Dagegen ist der Schluss des Films *THE BOYS FROM BRAZIL* ein Beispiel für fikionalisierte Rachephantasien: Der Sohn eines von Mengele getöteten Mannes lässt ihn von seinen Hunden töten, Abb. 2.



Abb. 1: Filmstill aus WAKOLDA = THE GERMAN DOCTOR, dir. Lucía Puenzo, 2013.



Abb. 2: Filmstill aus THE BOYS FROM BRAZIL, dir. Franklin J. Schaffner, 1978.

Mengele als literarische Figur findet sich früh, etwa in Friedrich Dürrenmatts *Der Verdacht* verklauusliert als Gegner des Juden Gulliver, der im Konzentrationslager Stutthoff Opfer des Arztes Nehle war. Der Film *WAKOLDA*, der auf dem gleichnamigen Roman der Argentinierin Lucía Puenzo beruht, zeigt Mengele grotesk an Arier-Puppen bastelnd.<sup>29</sup> Erzählökonomisch am

<sup>28</sup> Nora Gomringer, „Widergänger“, in *Monster Poems* (Leipzig: Voland & Quist, 2013), XIV.

<sup>29</sup> Vgl. Johan Dehoust, „KZ-Arzt Mengele: Basteln an der Arier-Puppe“, *Der Spiegel*, 7. Dezember 2012, <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/roman-ueber-kz-arzt-mengele-lucia-puenzos-wakolda-a-870014.html>.

bemerkenswertesten scheint mir Martin Amis mit seinem Roman *Time's Arrow*<sup>30</sup>, da er durch Rückwärtserzählen Logiken verkehrt und das Grauen in der Narration aufhebt. Affinity Konars Roman *Mischling*<sup>31</sup> lässt die doppelte Erzählweise von zwei Zwillingmädchen (Opfer seiner Experimente) als Kontrast ihrer Bewältigungsversuche erzählen: Distanzierung vs. Poetisierung, um der Hölle zu entgehen. Am explizitesten ist Konar ein Beispiel für eine Erinnerung ohne Zeugenschaft, eine Einfühlung späterer Generationen, so argumentiert sie in einem Interview:

Ihre Vorfahren kommen aus Polen, Mrs. Konar, sie sind in den frühen 1930er-Jahren ausgewandert, Ihre Vorfahren also, vor der Nazi-Okkupation, der Verfolgung. Wie anmaßend, wie vermessen kamen Sie sich denn selbst vor bei diesem Thema, als Nachgeborene, so weit entfernt Nachgeborene darüber, über dieses Thema zu schreiben?

KONAR: Dieses Gefühl der Vermessenheit kam erst, als das Buch schon veröffentlicht worden ist. [...] [J]etzt denke ich andauernd: Wer bin ich denn, dass ich das geschrieben habe, woher habe ich das Recht dazu, woher nehme ich das Recht dazu, so etwas zu schreiben? In meiner Familie haben wir kaum darüber gesprochen, wem oder was wir entkommen sind als Familie. Es gab zwar Bilder des Grauens, die in meinem Kopf waren, auch vonseiten meines Großvaters zum Beispiel, und ich habe mich mit dieser Thematik dann beschäftigt, aber es kam jetzt nicht so sehr von der Familie.<sup>32</sup>

Aber verschwindet Mengele nun aus unseren Köpfen? Die ehemalige Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland, Charlotte Knobloch, prognostizierte:

In der Ära ohne Zeitzeugen werden sich die Erzählung des Holocausts und die Gedenkkultur verändern. Ohne Empirie wird sich eine neue Form der Sachlichkeit einstellen, die Emotionalität wird weniger werden. Das kann

<sup>30</sup> Martin Amis, *Time's Arrow* (New York, 1991); dt. *Pfeil der Zeit* (München: Dt. Taschenbuch-Verlag, 2004). Vgl. dazu u.a. Elrud Ibsch, *Die Shoah erzählt: Zeugnis und Experiment in der Literatur* (Berlin: De Gruyter, 2004), Kap. 4; Valentina Adami, *Trauma Studies and Literature: Martin Amis's Time's Arrow as Trauma Fiction* (Frankfurt am Main: Lang, 2008).

<sup>31</sup> Affinity Konar, *Mischling* (New York: Little, Brown and Company, 2016); dt. *Mischling*, übers. von Barbara Schaden (München: Carl Hanser, 2017).

<sup>32</sup> Affinity Konar im Gespräch mit Joachim Scholl, „Das Ausmaß dieser Verbrechen ist unaussprechlich“, Deutschlandfunk Kultur, Lesart, 7. August 2017, [http://www.deutschlandfunkkultur.de/affinity-konar-mischling-das-ausmass-dieser-verbrecchen-ist.1270.de.html?dram:article\\_id=392881](http://www.deutschlandfunkkultur.de/affinity-konar-mischling-das-ausmass-dieser-verbrecchen-ist.1270.de.html?dram:article_id=392881).

von Vorteil sein. Es kann aber auch zu weniger Betroffenheit und mithin größerer Distanz und schließlich Gleichgültigkeit führen.<sup>33</sup>

Gegenwärtig äußert sich der Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis freilich als Intensivierung des öffentlichen Gedenkens.<sup>34</sup> Die Schwelle der Zeitzeugenschaft, die seit ein paar Jahren mit dem Tod der letzten Überlebenden der deutschen Konzentrationslager konstatiert wird, ist zudem nicht nur erinnerungspolitisch, sondern auch für die Geschichtsfiktion ein Einschnitt.

Im Roman selbst wird als letzter Zeuge aus Sicht der überzeugten Nationalsozialisten allerdings Adolf Eichmann angeführt, ein letzter, der „die Wahrheit wiederherstellen kann“ und „Deutschlands Ehre reinwaschen werde“:

Pour Sassen et Fritsch, un seul homme est capable de rétablir la vérité. Adolf Eichmann. Il a supervisé toutes les étapes de la guerre contre les juifs. Depuis la mort d'Hitler, d'Himmler et d'Heydrich, il est l'expert ultime, le dernier témoin clé. Il connaît les acteurs, les chiffres; il pourra démentir. Les juifs ont traîné l'Allemagne dans la boue, Eichmann lavera son honneur. (JM 83)

Am Beispiel von deutschen und spanischen Dokumentationen zum Nationalsozialismus schreibt Christian von Tschilschke: „So steht der Wunsch nach Dokumentation, Information und identifikatorischem Verstehen bisweilen neben dem Bedürfnis nach moralisch entlasteter, ästhetisch-sentimentalischer Vergegenwärtigung der Vergangenheit.“<sup>35</sup> Guez schildert dies u. a. am Beispiel des ersten deutschen Trümmerfilms<sup>36</sup> DIE MÖRDER SIND UNTER UNS:

Des films comme LES MEURTRIERS SONT PARMI NOUS (1946), la première grande réalisation de l'après-guerre en Allemagne, avec la jeune et trou-

<sup>33</sup> Charlotte Knobloch, „Das Sterben der letzten Zeitzeugen: der Holocaust wird von Zeitgeschichte zu Geschichte“, *Tagesspiegel*, 21. November 2016, <https://causa.tagesspiegel.de/gesellschaft/geschichte-ohne-zeitzeugen/nbspder-holocaust-wird-von-zeitgeschichte-zu-geschichte.html>.

<sup>34</sup> Vgl. Kai Nonnenmacher, „Nach der Erinnerung“, *Romanische Studien* 5 (2016): 9–22, <http://www.romanischestudien.de/index.php/rst/article/view/293/1026>.

<sup>35</sup> Christian von Tschilschke, „Hybride Formen und Formate“, in *TV global: erfolgreiche Fernseh-Formate im internationalen Vergleich*, hrsg. von Jörg Türschmann und Birgit Wagner (Bielefeld: transcript, 2015), 54.

<sup>36</sup> Vgl. Rudolf Aurich, *Die Mörder sind unter uns: Analyse, Arbeitshinweise, Materialien*, Schriftenreihe Film und Geschichte der Landesmedienstelle Niedersachsen und Gesellschaft für Filmstudien e.V., Hannover, 1: Deutsche Spielfilme der Nachkriegsjahre 1946–1950, Band 1. (Seelze: Friedrich, 1995).



blante Hildegarde Knief, qui se maria par la suite avec un juif originaire des Sudètes, posaient systématiquement la question de la culpabilité collective des Allemands et invitaient les spectateurs à « expier leurs péchés », comme le suggérait le héros des MEURTURIERS, un ancien médecin traumatisé par ses expériences au front.<sup>37</sup>

Der ursprüngliche aus dem Dokudrama und hybriden Formen der Filmdokumentation stammende Begriff der Dokufiktion<sup>38</sup> wurde bspw. in der Rezeption von Jonathan Littells *Les Bienveillantes*<sup>39</sup> als Übertritt vom Filmischen ins Literarische bezeichnet. Martin von Koppenfels las *Les Bienveillantes* in einer „Tradition des skandalisierenden Erzählens“, der „infamen“ Ich-Erzählung<sup>40</sup> und ihrer prominenten Rolle im Vergleich in der französischen Literatur, besonders Céline, bei dem er eine systematische Kontamination von Autorperson und Erzähler-Ich feststellt, allerdings könne Littell an die „diskursive Wucht des tobenden Célineschen Erzählers“<sup>41</sup> nicht anschließen. Historisch steht dieses Erzählen für die Verbindung von „Zeugenschaft und Paranoia“<sup>42</sup>; traumatische Erfahrungen verursachen Abspaltungen, „beeinträchtigen“ eine emotionale Gestaltung und mit der „gebrochenen Identifizierung“ bleiben diese Texte vom „tragischen Paradigma“ der Reinigung getrennt.<sup>43</sup>

Für das Erzählen heißt dies, dass jene exemplarische Gestaltung von Leiden, die die traditionelle Poetik Pathos nannte, angesichts solcher Ereignisse nur noch sehr eingeschränkt möglich ist. Sie scheinen von dem, der sie erzählen will, irgendeine Form der Immunisierung zu verlangen. Eine Tendenz zum distanzierten und „kalten“ Bericht oder zu anderen Formen verschobener Emotionalität ist fast unweigerlich die Folge.<sup>44</sup>

<sup>37</sup> Guez, *L'impossible retour*, Kap. III, „Au pays des meurtriers“.

<sup>38</sup> François Garçon, „Le documentaire historique au péril du ‚docufiction‘“, *Vingtième Siècle: revue d'histoire* 88 (2005): 95–108, <https://www.cairn.info/revue-vingtieme-siecle-revue-d-histoire-2005-4-page-95.htm>.

<sup>39</sup> „Littell hat mit seinem Roman das Genre der Doku-Fiktion aus dem Fernsehen in die Literatur geholt. In allem, was das Dokumentarische, die Wiedergabe der historischen Fakten angeht, zeigt er sich auf dem neusten Stand der Forschung.“ Britta Bode, „Die Stimme des Schlächters“, *Welt am Sonntag*, 17. Februar 2008, [https://www.welt.de/wams\\_print/article1688226/Die-Stimme-des-Schlaechters.html](https://www.welt.de/wams_print/article1688226/Die-Stimme-des-Schlaechters.html).

<sup>40</sup> Martin von Koppenfels, „Captatio malevolentiae: infame Ich-Erzähler bei Céline und Littell“, *lendemains* 134/135 (2009): 252–67, hier 253, <http://periodicals.narr.de/index.php/Lendemains/article/view/80>.

<sup>41</sup> Von Koppenfels, „Captatio malevolentiae“, 255.

<sup>42</sup> Von Koppenfels, „Captatio malevolentiae“, 256.

<sup>43</sup> Von Koppenfels, „Captatio malevolentiae“, 263.

<sup>44</sup> Von Koppenfels, „Captatio malevolentiae“, 257.

Frank-Rutger Hausmann wies auf den Zusammenhang der im Titel *Bienveillantes* angedeuteten Rachegöttinnen, „das verkörperte schlechte Gewissen“. Wie im Mythos Orest entsühnt wird, ist zu fragen:

Sind die Erinyen „wohlgesinnt“, weil Aue seiner irdischen Strafe bisher entgangen ist und in Frankreich untertauchen konnte, oder bezeichnet er sie nur ironisch mit diesem Namen, weil sie ihn zwar bis an das Ende seiner Tage verfolgen werden, ihm aber nichts wirklich anhaben können?<sup>45</sup>

Guez' Romanende wendet noch einmal das Sezierende des Mediziners auf Josef Mengele selbst an, seine Knochen sind Medizinem überlassen. Eine Entsühnung findet nicht statt, vielmehr schließt der Roman mit einer Mahnung an die Generation einer Schwelle der Zeitzeugenschaft: Ohne Perspektivierung der Wertung in einer Figur, ohne Ambiguisierung oder andere Erwartungsbrüche endet der Erzähler in der Weise Balzacs allwissend-moralisch mit einem pessimistischen Menschenbild. Geschichtsphilosophisch geradezu prophezeit Guez' Erzähler, dass in Drei-Generationen-Schritten das Böse vergessen werde und dadurch wiederauferstehen könne:

Ses débris livrés aux manipulations des médecins apprentis de l'université de São Paulo : ainsi se termine la cavale de Josef Mengele, plus de soixante-dix ans après la fin de la guerre qui anéantit un continent cosmopolite et cultivé, l'Europe. Mengele, ou l'histoire d'un homme sans scrupules à l'âme verrouillée, que percute une idéologie venimeuse et mortifère dans une société bouleversée par l'irruption de la modernité. Elle n'a aucune difficulté à séduire le jeune médecin ambitieux, à abuser de ses penchants médiocres, la vanité, la jalousie, l'argent, jusqu'à l'inciter à commettre des crimes abjects et à les justifier. Toutes les deux ou trois générations, lorsque la mémoire s'étiote et que les derniers témoins des massacres précédents disparaissent, la raison s'éclipse et des hommes reviennent propager le mal.

Puissent-ils rester loin de nous, les songes et les chimères de la nuit.

Méfiance, l'homme est une créature malléable, il faut se méfier des hommes.

(JM 231)

<sup>45</sup> Hausmann, „Jonathan Littells Holocaustroman ‚Les bienveillantes‘ im ‚Reading-Room‘“.

## Fern von Rom

### Pierre Corneille postkolonial gelesen

Cornelia Ruhe (Mannheim)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Die Frage, wie Corneille die römische Geschichte als kolonialistisches Projekt nachzeichnet, durch das letzten Endes der Untergang des Imperiums eingeläutet wird, steht im Zentrum der folgenden Analyse. Ich werde zu zeigen versuchen, dass Corneille von *La Mort de Pompée* (1643) über *Nicomède* (1651) bis zu *Sophonisbe* (1663) die Auswirkungen des römischen Imperialismus nicht nur auf die Bewohner der Satellitenstaaten, sondern auch auf die Römer selbst in Szene setzt. Es soll gezeigt werden, dass die Stücke Corneilles in ihrer Analyse des Abhängigkeitsverhältnisses von Kolonisator und Kolonisiertem derselben Logik folgen, wie sie Aimé Césaire und zwei weitere Begründer der frankophonen antikolonialen Kritik, Frantz Fanon und Albert Memmi, die mit ihren grundlegenden Texten in seiner Nachfolge stehen, nachgewiesen haben.

**SCHLAGWÖRTER:** Corneille, Pierre; *La Mort de Pompée*; *Nicomède*; *Sophonisbe*; Postkoloniale Theorie; Römisches Imperium; Fanon, Frantz; Memmi, Albert; Césaire, Aimé

Corneille effraie parce qu'il n'est pas simple. On le connaît trop médiocrement parce qu'on fait de lui une lecture partielle [...].

(Georges Couton)<sup>1</sup>

Im Frankreich des 17. Jahrhunderts war die Antike ein beliebter Gegenstand der Literatur. Ihre idealisierte Darstellung diente häufig als Projektionsfolie für die politischen Erfolge des Sonnenkönigs. Während in der *Querelle des Anciens et des Modernes* Verteidiger der Antike und Anhänger der Moderne noch ihre Argumente austauschten, siedelten weiterhin viele Autoren des *Grand siècle* ihre Texte oder Theaterstücke im alten Griechenland oder in Rom an. Durch das Prisma der Ereignisse der antiken Geschichte analysierten sie die Konflikte ihrer Zeit:

Corneille [...] et ses contemporains [...] appartenaient par leur formation scolaire surtout, par leurs lectures et leurs curiosités aussi, à une culture pour qui

<sup>1</sup> Georges Couton, *Corneille et la tragédie politique* (Paris: Presses universitaires de France, 1984), 124.

le monde des grands problèmes, des grands exemples, de la réflexion morale et politique, était le monde antique et d'abord romain.<sup>2</sup>

Einer der Autoren des 17. Jahrhunderts, der maßgeblich dazu beigetragen hat, die Römer zum Ideal zu erheben, ist Pierre Corneille. In seinen ‚römischen‘ Theaterstücken bringt er zeitgenössische Probleme gleichsam im römischen Gewand auf die Bühne. Die Kritik hat bereits darauf hingewiesen, dass sich das positive Bild der Römer bei Corneille mit der Zeit eintrübt. Gegenüber dem Heroismus in Stücken wie *Horace* (1640) oder *Cinna* (1641), in denen die Römer und ihre Werte zum Ideal erhoben werden, zeigen sich bereits in *La Mort de Pompée* (1643) erste Brüche, und in späteren Stücken wie *Nicomède* (1651) oder *Suréna* (1674) ist die Idealisierung Roms in weite Ferne gerückt.

Die Gründe für Corneilles veränderten Blick auf die Römer sind bislang vor allem politisch interpretiert worden.<sup>3</sup> So hat Simone Dosmond das Bild der Römer in Corneilles Theater analysiert und dabei festgestellt, er setze die Dekadenz des römischen Reichs und den Niedergang des Idealbilds der Römer in Szene.<sup>4</sup> Ausgehend von der Idealisierung der Römer untersuchen Jean-Pierre Landry (am Beispiel von *Nicomède*) und Maurice Descotes (der auch noch *La Mort de Pompée* hinzuzieht) die Darstellung der imperialistischen Politik der Römer bei Corneille.<sup>5</sup> Es ist bemerkenswert, dass Descotes trotz einer sehr detaillierten Analyse, die die Besonderheiten der römischen Expansion gelungen darstellt, sich letztlich auf die Seite der Römer und ihrer Politik der Stärke stellt. Er rechtfertigt somit ihren Imperialismus.

Die Frage, wie Corneille die römische Geschichte als kolonialistisches Projekt nachzeichnet, durch das letzten Endes der Untergang des Imperiums eingeläutet wird, steht im Zentrum der folgenden Analyse. Ich werde zu zeigen versuchen, dass Corneille von *La Mort de Pompée* (1643) über *Nicomède*

<sup>2</sup> Couton, *Corneille*, 102.

<sup>3</sup> Cf. z.B. Michel Prigent, *Le héros et l'État dans la tragédie de Pierre Corneille* (Paris: Presses universitaires de France, 1986), 180–1; Couton, *Corneille*, 50ssq.

<sup>4</sup> Simone Dosmond, „La Rome de Corneille“, *L'information littéraire* Jg. 36, Hft. 4 (1984): 142–52 sowie Simone Dosmond, „L'image mythique de Rome d'après le théâtre de Corneille (Nicomède)“, in *Mythes, images, représentations*, hrsg. von Jean-Marie Grassin (Limoges: Presses universitaires de Limoges, 1981), 429–36.

<sup>5</sup> Jean-Pierre Landry, „Romains et Barbares dans ‚Nicomède‘ de Pierre Corneille“, in *Mélanges Barbares: hommage à Pierre Michel*, hrsg. von Jean-Yves Debrouille und Philippe Régner (Lyon: Presses universitaires de Lyon, 2001), 45–58; Maurice Descotes, „L'image de Rome dans ‚La Mort de Pompée‘ et ‚Nicomède‘“, *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte* 3 (1979) : 31–75.

(1651) bis zu *Sophonisbe* (1663) die Auswirkungen des römischen Imperialismus nicht nur auf die Bewohner der Satellitenstaaten, sondern auch auf die Römer selbst in Szene setzt. Er macht deutlich, dass die Gründe für den Untergang Roms in einem langsamen und wechselseitigen Verfallsprozess zu suchen sind.

Sie lassen sich aus heutiger Sicht als die Auswirkungen des Kolonialismus auf die Psyche identifizieren, die Aimé Césaire mit Bezug auf Hegel als erster in seinem Gründungstext der antikolonialen Kritik, dem *Discours sur le colonialisme*, formuliert hat:

[...] la colonisation travaille à *déciviliser* le colonisateur, à *l'abrutir* au sens propre du mot, à le dégrader, à le réveiller aux instincts enfouis, à la convoitise, à la violence, à la haine raciale, au relativisme moral [...].<sup>6</sup>

Der vorliegende Artikel soll zeigen, dass die Stücke Corneilles in ihrer Analyse des Abhängigkeitsverhältnisses von Kolonisator und Kolonisiertem derselben Logik folgen, wie sie Césaire und zwei weitere Begründer der frankophonen antikolonialen Kritik, Frantz Fanon und Albert Memmi, die mit ihren grundlegenden Texten in seiner Nachfolge stehen, nachgewiesen haben.<sup>7</sup>

Lange bevor die postkoloniale Kritik, die in den drei Autoren ihre Wegbereiter sieht, konstatierte, dass *The Empire Writes Back*<sup>8</sup>, schrieben Césaire, Fanon und Memmi ‚zurück‘ und kritisierten scharf das Kolonialimperium von ihren exzentrischen, peripheren Perspektiven aus. Ihre Perspektive eignet sich daher besonders gut, um den antikolonialen Subtext der späten Stücke Corneilles freizulegen, wie ich in der Folge zeigen möchte. Es ist im Übrigen Aimé Césaire selbst, der suggeriert hat, dass eine solche Analyse sich als fruchtbar erweisen könnte: „l'entreprise coloniale“, so schreibt er im *Discours*, „est, au monde moderne, ce que l'impérialisme romain fut au monde antique“.<sup>9</sup>

<sup>6</sup> Aimé Césaire, *Discours sur le colonialisme* (Paris: Présence africaine, 1955 [1950]), 9. Hervorhebungen im Original.

<sup>7</sup> Césaire, *Discours*; Frantz Fanon, *Peau noire, masques blancs* (Paris: Seuil, 2015 [1952]) und *Les Damnés de la terre* (Paris: La Découverte & Syros, 2002 [1961 chez Maspéro]); Albert Memmi, *Portrait du colonisé précédé du Portrait du colonisateur* (Paris: Gallimard, 1985 [1957]).

<sup>8</sup> Bill Ashcroft, Gareth Griffiths und Helen Tiffin, *The Empire Writes Back: Theory and Practice in Post-Colonial Literature* (London: Routledge, 1989).

<sup>9</sup> Césaire, *Discours*, 59.

## 1. Corneille colonial

Die Theaterregisseurin Brigitte Jaques-Wajeman, die eine große Affinität zum Werk Pierre Corneilles zeigt, hat viele seiner Stücke seit den 1980er Jahren inszeniert und einige davon unter dem Titel „Corneille colonial“ zusammengefasst. Ihre Erkundungen der Auswüchse des Imperialismus bei diesem zentralen Autor des 17. Jahrhunderts gehen von dessen eigener Reflexion aus, wie sie sich im Vorwort „Au lecteur“ zu *Nicomède* findet:

Mon principal but a été de peindre la politique des Romains au-dehors, et comme ils agissaient impérieusement avec les rois leurs alliés, leurs maximes pour les empêcher de s'accroître, et les soins qu'ils prenaient de traverser leur grandeur quand elle commençait à leur devenir suspecte à force de s'augmenter et de se rendre considérable par de nouvelles conquêtes.<sup>10</sup>

Auch wenn Christine Noille-Clauzade behauptet, dieser Absatz sei dem Vorwort von 1651 nur hinzugefügt worden, um die Aufmerksamkeit der Kritiker von einer möglichen politischen, der Fronde und ihrem Anführer Condé wohlgesonnenen Interpretation des Stücks abzulenken,<sup>11</sup> so bildet er für das Theater-Projekt Jaques-Wajemans ebenso wie für die hier folgenden Überlegungen den Ausgangspunkt. Die Regisseurin geht davon aus, dass fünf Stücke des Autors – *La Mort de Pompée*, *Nicomède*, *Sophonisbe*, *Sertorius* und *Suréna* – Corneille dazu dienten, den Ursachen und Folgen des römischen Kolonialismus nachzugehen.

Brigitte Jaques-Wajemans Inszenierungen legen den kolonialistischen Subtext der fünf Stücke frei und verstärken ihn auf visueller Ebene, indem z. B. in einigen die Römer Uniformen der französischen Kolonialtruppen tragen. Ohne dem Text, der stets in seiner ursprünglichen Form belassen wird, Gewalt anzutun, verdeutlicht die Regisseurin die Aktualität der Stücke, wenn etwa die Beschreibung der Ermordung Pompées das Publikum unwillkürlich an einen „acte terroriste“<sup>12</sup> erinnert oder die Inszenierung des *Polyeucte* den Zusammenhang zwischen dem religiösen Ikonoklasmus des gleichnamigen Protagonisten und den Zerstörungen des IS im Museum von

<sup>10</sup> Corneille, „Au lecteur“; Pierre Corneille, *Théâtre III*, hrsg. von Christine Noille-Clauzade (Paris: Flammarion, 2006), 178–80.

<sup>11</sup> Christine Noille-Clauzade, „Présentation“, in Corneille, *Théâtre III*, I–XXXV, XXIII, Anm. 1.

<sup>12</sup> Compagnie Pandora, *Dossier pédagogique : Pompée & Sophonisbe*, Saison 2013/14, [http://www.theatredelaville-paris.com/Publish/media/2283/POMPEE\\_SOPHONISBE\\_pedago.pdf](http://www.theatredelaville-paris.com/Publish/media/2283/POMPEE_SOPHONISBE_pedago.pdf), letzter Aufruf am 24.07.2017, 10.

Mossul im Jahr 2015 hervorheben.<sup>13</sup> Selbst wenn Corneille tatsächlich, wie Noille-Clauzade behauptet, nur aus Furcht vor dem Zorn des Königs erklärt habe, die Römer handelten „impérieusement“, so lassen die Inszenierungen von Brigitte Jaques-Wajeman gerade in ihrer Zusammenstellung die ‚kolonialen‘ Bezüge doch deutlich zu Tage treten.

In der Nachfolge der Interpretationen von Ernest Desjardins,<sup>14</sup> Robert Brasillach,<sup>15</sup> Louis Herland<sup>16</sup> und Simone Dosmond versteht die Regisseurin das römische Theater Corneilles „comme la description d'un processus historique et politique où Rome, présentée en gloire au début, perd sa splendeur, jusqu'à son âme et, au terme [dans *Suréna*], finit par disparaître“.<sup>17</sup> Sie hebt hervor, dass die „große Tetralogie“ – *Le Cid*, *Horace*, *Cinna* und *Polyeucte* –, diejenigen Stücke Corneilles, die seit Beginn des 18. Jahrhunderts fast ausschließlich zur Aufführung kamen, ein Bild von Corneille als eines Autors heroischer Stücke verfestigt hat, der Rom „comme un idéal politique absolu“ beschreibe.<sup>18</sup> Die Petrifikation dieses Bildes sorgte dafür, dass diejenigen Stücke, die dieser Idealisierung nicht entsprachen, von der Bühne verbannt wurden.

Mit *La Mort de Pompée* beginnt Corneille eine Reflexion, die er in weiteren Stücken vertiefen wird und die schließlich in eine Dekonstruktion des römischen Ideals mündet, zu dessen Etablierung er selbst beigetragen hatte. In diesem ‚Kolonial-Zyklus‘ setzt er den Niedergang der römischen Werte in Szene, so Jaques-Wajeman:

Corneille rompt avec l'idéologie de son siècle, qu'il avait pourtant contribué à mettre en place : les croyances en l'État comme volonté unifiante, au Prince comme incarnation absolue de l'État, au Héros dont la gloire est au seul service de ce dernier.<sup>19</sup>

<sup>13</sup> Compagnie Pandora, *Dossier pédagogique : Polyeucte*, Saison 2016/17, [http://www.theatredelaville-paris.com/Publish/media/3388/POLYEUCTE\\_pedago.pdf](http://www.theatredelaville-paris.com/Publish/media/3388/POLYEUCTE_pedago.pdf), letzter Aufruf am 24.07.2017, 5.

<sup>14</sup> Ernest Desjardins, *Le grand Corneille, historien* (Paris: Didier & Cie, 1862), 18sq.

<sup>15</sup> Robert Brasillach, *Corneille* (Paris: Fayard, 1938).

<sup>16</sup> Louis Herland, *Cinna ou le péché et la grâce* (Toulouse: Associations des publications de l'Université de Toulouse-Le Mirail, 1984).

<sup>17</sup> Compagnie Pandora, *Dossier pédagogique : Pompée & Sophonisbe*, 26.

<sup>18</sup> Compagnie Pandora, *Dossier pédagogique : Pompée & Sophonisbe*, 26. Georges Couton betont, die Reduktion Corneilles auf diese „quadrilogie“ sei zwar womöglich „reposant[e]“, aber auch „mutillant[e] et frustrant[e]“, Couton, *Corneille*, 95.

<sup>19</sup> Compagnie Pandora, *Dossier pédagogique : Pompée & Sophonisbe*, 27.

Im Schatten der ‚großen‘ Stücke Corneilles stehen folglich diejenigen, die den Vorbildcharakter Roms in Frage stellen und in denen „les symptômes de décadence de ce grand corps malade, miné par son gigantisme même“<sup>20</sup> ausgestellt werden. Die fünf Werke machen deutlich, dass die römische Politik insbesondere an der Peripherie des Imperiums, in ihren Satellitenstaaten, auf Expansion ausgelegt war und sich kolonialer Praktiken bediente. Jean-Pierre Landry hob bereits hervor, dass diese Stücke sich häufig lesen wie „un réquisitoire contre l'impérialisme romain“<sup>21</sup>. Während das Idealbild Roms sich in der Hauptstadt noch halten mag, hat man sich an der geographischen Peripherie des Reichs bereits weit davon entfernt.<sup>22</sup>

Drei dieser fünf Stücke bilden ein eigenes Korpus, weil sie nicht nur der beschriebenen Kurve der Dekadenz Roms folgen, sondern vor allem den moralischen Niedergang der Römer wie auch der Bewohner ihrer Satellitenstaaten nachvollziehbar machen. Es handelt sich um *La Mort de Pompée*, *Nicomède* und *Sophonisbe*. Ich möchte im Folgenden deutlich machen, dass der Grund für den Untergang Roms in diesen Stücken auf seinen Umgang mit den kolonisierten Völkern zurückgeführt wird, die dadurch ihrerseits verändert und nicht selten korrumpiert werden. Auf diese Parallele nicht nur mit dem französischen Kolonialismus weist Brigitte Jaques-Wajeman hin, wenn sie betont, die Stücke

[...] frappent par leur extraordinaire actualité. Les situations politiques mises en scène par Corneille dans les divers pays évoquent immanquablement l'Histoire récente : le temps des colonies, les difficultés de la décolonisation,

<sup>20</sup> Dosmond, „La Rome de Corneille“, 145.

<sup>21</sup> Landry, „Romains et Barbares“, 48.

<sup>22</sup> Was in den römischen Stücken Corneilles übrigens als logische und historisch korrekte Folge von Ereignissen erscheint – von Pompées Tod, der den Bruch Césars mit den römischen Idealen besiegelt, über den triumphierenden Nicomède, der die Römer besiegt, die zu reinen Sachwaltern eines ebenso riesigen wie unergründlichen Imperiums geworden sind, bis zu der von den Römern manipulierten Sophonisbe, die ihnen dazu verhilft, ihre karthagischen Feinde zu vernichten – ist nicht chronologisch erzählt, sondern nimmt vielmehr irritierende Zeitsprünge vor: Wie Simone Dosmonds Chronologie der historischen Ereignisse, die Corneilles Stücken zugrunde liegen, zeigt, sind die Ereignisse der fünf ‚kolonialen‘ Stücke zwischen der Handlung von *Horace*, „vers 660 av. J.-C.“ und der von *Cinna*, „6 av. J.-C.“ angesiedelt, wenn auch nicht in der historischen Abfolge, die Corneille suggeriert – die Handlung *Sophonisbes* findet 203 vor Christus statt, die von *La Mort de Pompée* 48 vor Christus, während *Nicomède* 183 vor Christus, *Sertorius* 72 vor Christus und *Suréna* 53 vor Christus stattfinden (Dosmond, „La Rome de Corneille“, 152). Die interne Logik der Ereignisse bei Corneille trägt den Sieg über die historische Kohärenz davon. Dosmond lässt diesen Befund unkommentiert.

les divers épisodes du néo-colonialisme, la haine et la fascination raciales, la duperie d'idéaux politiques ... Tous ces thèmes sont réfléchis dans le théâtre de Corneille. La puissance visionnaire du poète fait de ce théâtre l'interprète de notre propre histoire coloniale.<sup>23</sup>

Meiner Ansicht nach liegt die „puissance visionnaire du poète“ weniger darin, dass er in seinen Stücken eine bestimmte aktuelle Entwicklung zu antizipieren scheint. Corneille zeigt vielmehr, welche Auswirkungen der Einfluss eines Staates auf einen anderen haben kann: In einer bisweilen sehr kurzen Zeitspanne verändert der Kontakt die Kolonisatoren ebenso wie die Kolonisierten.<sup>24</sup>

## 2. Der Kampf um Anerkennung

Frantz Fanon hat daran erinnert, dass „[l]e contexte colonial [...] se caractérise par la dichotomie qu'il inflige au monde“,<sup>25</sup> dass er „un monde coupé en deux“ generiere.<sup>26</sup> Im Falle der Stücke von Corneille teilt die Dichotomie die Welt in Römer und Andere, auch wenn es, wie noch zu zeigen sein wird, gewisse Zwischenstufen gibt.

Im Anschluß an Georg Wilhelm Friedrich Hegels Überlegungen zu Herrschaft und Knechtschaft folgerte Fanon:

L'homme n'est humain que dans la mesure où il veut s'imposer à un autre homme, afin de se faire reconnaître par lui. Tant qu'il n'est pas effectivement reconnu par l'autre, c'est cet autre qui demeure le thème de son action. C'est

<sup>23</sup> Compagnie Pandora, *Dossier pédagogique: Pompée & Sophonisbe*, 27.

<sup>24</sup> In seinem *Discours*, zitiert Césaire Edgar Quinet, der ebenfalls einen Zusammenhang zwischen dem Niedergang Roms und seiner imperialistischen Politik herstellt, auch wenn er ihn einzig darin sieht, dass die „Barbaren“ als Schutzwall vor noch barbarischeren Völkern gedient hätten: „On demande pourquoi la barbarie a débouché d'un seul coup dans la civilisation antique. Je crois pouvoir le dire. Il est étonnant qu'une cause si simple ne frappe pas tous les yeux. Le système de la civilisation antique se composait d'un certain nombre de nationalités, de patries, qui, bien qu'elles s'ignorassent, se protégeaient, se soutenaient, se gardaient l'une l'autre. [...] Il se trouva que ces nationalités étaient autant de boulevards qui protégeaient Rome elle-même... Lors donc que Rome, dans cette prétendue marche triomphale vers la civilisation unique, eut détruit, l'une après l'autre, Carthage, l'Égypte, la Grèce, la Judée, la Perse, la Dacie, les Gaules, il arriva qu'elle avait dévoré elle-même les digues qui la protégeaient contre l'océan humain sous lequel elle devait périr. [...] Ainsi la chute violente, l'extirpation progressive des cités particulières causa l'écroulement de la civilisation antique.“ Césaire, *Discours*, 60sq.

<sup>25</sup> Fanon, *Les Damnés de la terre*, 48.

<sup>26</sup> Fanon, *Les Damnés de la terre*, 41.

de cet autre, c'est de la reconnaissance par cet autre, que dépendent sa valeur et sa réalité humaines.<sup>27</sup>

Die Repräsentanten der Satellitenstaaten – Ägypten im Falle von *La Mort de Pompée*, Bithynien in *Nicomède* und Nordafrika in *Sophonisbe* – streben nach Anerkennung durch die Römer, deren Anerkennung als Alliierte und Besatzer umgekehrt nicht in Frage steht. Wenn sie ihrerseits die Bewohner der Vasallenstaaten überhaupt anerkennen, so stets nur im Verhältnis zu Rom: „Une telle fierté devait naître romaine“ seufzt Lélius, der römische Konsul, als er von Sophonisbes Selbstmord erfährt.<sup>28</sup>

Die Verachtung für diejenigen, die am Hof „d'un roi barbare“<sup>29</sup> leben, ist selbstverständlich für Cäsar, den höchsten Repräsentanten Roms in *La Mort de Pompée*. Für ihn versteht es sich von selbst, dass Ptolémée, König von Roms Gnaden,<sup>30</sup> dem „moindre des Romains“ Respekt schuldet.<sup>31</sup> Cléopatre, in die er doch verliebt ist, sei weniger zu ehren als die Römerin Cornélie, die Frau seines getöteten Rivalen Pompée: „Qu'on l'honore ici, mais en dame romaine | C'est-à-dire un peu plus qu'on n'honore la reine“.<sup>32</sup> Während die politischen wie amourösen Gedanken Cléopatres, die Pläne Ptolomées und die Politik Sophonisbes ausschließlich um Rom kreisen, steht Rom ihnen indifferent gegenüber und weigert sich, ihnen einen Wert oder auch nur eine „réalité humaine“ jenseits ihres Verhältnisses zu Rom zuzugestehen. Im schlimmsten Fall werden sie wie Sophonisbe als reine Kriegsbeute betrachtet, die nur wert ist, im Triumphzug mitgeführt zu werden. Die durch die

<sup>27</sup> Fanon, *Peau noire, masques blancs*, 210.

<sup>28</sup> Pierre Corneille, *Sophonisbe*, in Corneille, *Théâtre complet*, hrsg. und kommentiert von Alain Niderst, Bd. III, 1: Pièces d'Œdipe à ‚Suréna‘ (Rouen: Publications de l'Université de Rouen, 1986), 229–89, hier 289.

<sup>29</sup> Pierre Corneille, *La Mort de Pompée*, in Corneille, *Théâtre II*, Vorwort von Jacques Maurens (Paris: Flammarion, 2006), 544.

<sup>30</sup> Die Situation ähnelt der Beschreibung des Protektorats in Albert Memmis *Portrait du colonisé précédé du Portrait du colonisateur*: „Lorsque le colonisateur affirme, dans son langage, que le colonisé est un débile, il suggère par là que cette déficience appelle la protection. D'où, sans rire – je l'ai entendu souvent – la notion du protectorat. Il est dans l'intérêt même du colonisé qu'il soit exclu des fonctions de direction; et que ces lourdes responsabilités soient réservées au colonisateur“ (Memmi, *Portrait*, 101). Die politischen Beziehungen zwischen Rom und Ägypten sind komplexer Natur. Der Vater von Ptolemäus und Kleopatra, Ptolemäus XII geht selbst ein Bündnis mit Rom ein, da er seine Herrschaft anders als durch den Schutz einer römischen Garnison nicht hätte zu Ende bringen können.

<sup>31</sup> Corneille, *Pompée*, 538.

<sup>32</sup> Corneille, *Pompée*, 545.

Römer kolonisierte Peripherie wird folglich ausschließlich in Abhängigkeit von Rom betrachtet.

Albert Memmi betonte in seinem *Portrait du colonisé*, dass die Charakterisierung des Kolonisierten stets nur *ex negativo* erfolge:

Il [le colonisé] consiste d'abord en une série de négations. Le colonisé *n'est pas ceci, n'est pas cela*. Jamais il n'est considéré positivement; ou s'il l'est, la qualité concédée relève d'un manque psychologique ou éthique.<sup>33</sup>

Den Ägyptern, Bithyniern oder Karthagern bei Corneille ergeht es ebenso: Da sie keine Römer sind, wird ihnen ein intrinsischer Wert abgesprochen. Anerkennung erfahren sie nur in ihrer und durch ihre Beziehung zu Rom. Memmi definierte ein solches Verhältnis als einen der zentralen Aspekte eines jeden Kolonialismus:

Cet abaissement du colonisé, qui doit expliquer son dénuement, sert en même temps de repoussoir à la positivité du colonialiste. Ces accusations, ces jugements irrémédiablement négatifs, sont toujours portés *par référence à la métropole* [...]. Comparaisons morales ou sociologiques, esthétiques ou géographiques, explicites, insultantes ou allusives et discrètes, mais toujours en faveur de la métropole et du colonialiste.<sup>34</sup>

Die Satellitenstaaten sind für die Römer Corneilles unentbehrlich. Als Kolonisatoren befinden sie sich damit in einer für den Imperialismus typischen dialektischen Situation, wie sie Memmi definierte:

De toutes ses forces, il lui [le colonialiste] faut nier le colonisé et, en même temps, l'existence de sa victime lui est indispensable pour continuer à être.<sup>35</sup>

An Corneilles Stücken erweist sich die Unausweichlichkeit dieser kolonialen Dialektik, die, wie Fanon gezeigt hat, ganz hegelianisch ist.<sup>36</sup>

Die voranschreitende Unterwerfung der Mittelmeer-Länder durch die Römer verändert, wie Corneille zeigt, nicht nur den Charakter der politischen Landschaft, sondern auch den der Herrscher: Ptolomée, Prusias, Syphax und Massinisse sind Könige, die akzeptiert haben, dass sie – wenngleich in unterschiedlichem Ausmaß – von Rom abhängig sind. Dadurch wird ihr Reich zum Satellitenstaat reduziert. Im schlimmsten Fall wird es zu einer Kolonie Roms. Dennoch erscheint es den Unterworfenen, als läge im Bündnis mit Rom der einzige Ausweg. Der Vorteil dieser Situation, die vor allem Ptolomée und Prusias bereitwillig annehmen, liegt darin, dass sie damit ihren Kö-

<sup>33</sup> Memmi, *Portrait*, 103. Hervorhebungen im Original.

<sup>34</sup> Memmi, *Portrait*, 87. Hervorhebungen im Original.

<sup>35</sup> Memmi, *Portrait*, 75.

<sup>36</sup> Cf. Fanon, *Peau noire, 210ssq.*

nigstitel behalten können und dank der militärischen Unterstützung durch Rom nicht einmal eine Revolte zu fürchten haben. Sie wissen, dass „être allié de Rome, et s'en faire un appui | C'est l'unique moyen de régner aujourd'hui“. <sup>37</sup> Sie arrangieren sich mit dem niedrigen Status, den die Römer ihnen zugestehen. Im Gegensatz zu anderen Herrscherfiguren bei Corneille (wie etwa Auguste in *Cinna* und Pompée in *Sertorius* und *La Mort de Pompée*) macht der Einfluss des römischen Imperialismus diese vier willensschwach, resigniert und korrupt.

### 3. Die Auflösung des römischen Ideals

Anders als in den Stücken der „grande tétralogie“, wo die Repräsentanten Roms Musterbeispiele des idealen Herrschers waren, verhält es sich mit den römischen Protagonisten in den drei hier untersuchten Texten. Die Kritik hat bereits festgestellt, dass César in *La Mort de Pompée* keineswegs als Vertreter des römischen Ideals betrachtet werden kann – dieser Rang kommt bezeichnenderweise nur noch seinem toten Rivalen zu, der dem Stück seinen Titel gibt. <sup>38</sup> Einzig Pompée scheint dem Ideal zu entsprechen, glaubt man zumindest den anderen Protagonisten des Stücks, die mit großem Respekt von ihm als „d'un héros qui n'y [d. h. im Stück] parle point“ reden. <sup>39</sup> Auf diese Weise zeigt Corneille, dass das römische Ideal nur noch im Vergangenheitsmodus gedacht werden kann, denn auch der ideale Pompée besteht nur noch aus „cadavre et cendres“. <sup>40</sup>

Obwohl General und Konsul Roms, wird Cäsar in einem weniger positiven Licht gezeigt: Sein Beharren auf der Überlegenheit der Römer über die Ägypter wurde bereits erwähnt. Darüber hinaus macht er sich der Heuchelei schuldig, wenn er Schmerz und Wut vortäuscht, als Ptolomé ihm den Kopf Pompées überreicht, obwohl er darüber eigentlich höchst zufrieden ist, glaubt man der Beschreibung Achorées, des Knappen von Cléopatre:

César, à cet aspect, comme frappé du foudre,  
Et comme ne sachant que croire ou que résoudre,  
Immobile, et les yeux sur l'objet attachés,  
Nous tient assez longtemps ses sentiments cachés;  
Et je dirai, si j'ose en faire conjecture,  
Que, par un mouvement commun à la nature,

<sup>37</sup> Pierre Corneille, *Nicomède*, in Corneille, *Théâtre III*, 177–256, hier 217.

<sup>38</sup> Cf. Descotes, „L'image de Rome“, 43.

<sup>39</sup> Corneille, „Examen [de ‚La Mort de Pompée‘]“, in Corneille, *Théâtre II*, 506–09, 508.

<sup>40</sup> Couton, *Corneille*, 73.

Quelque maligne joie en son cœur s'élevait,  
Dont sa gloire indignée à peine le sauvait.  
L'aise de voir la terre à son pouvoir soumise  
Chatouillait malgré lui son âme avec surprise [...].  
Il se juge en autrui, se tâte, s'étudie,  
Examine en secret sa joie et ses douleurs,  
Les balance, choisit, laisse couler des pleurs;  
Et, forçant sa vertu d'être encor la maîtresse,  
Se montre généreux par un trait de faiblesse. <sup>41</sup>

Auch wenn es nur „commun à la nature“ erscheint, dass César von den Ereignissen bewegt ist, so ist es boshafte Freude („maligne joie“), die er „malgré lui“ über den Tod des Rivalen empfindet. Er entscheidet sich dafür – „choisit“ –, Tränen fließen zu lassen („laisse couler des pleurs“), er muss „forc[er] sa vertu“ um sich großmütig zu zeigen. Sein Großmut ist folglich nicht spontan, sondern Teil einer Strategie, die er geschickt der Situation anpasst und die ihn den eigenen Vorteil zu keiner Zeit aus den Augen verlieren lässt.

Mit Pompée stirbt im Stück der letzte wahre Römer, um das Feld Mitbürgern zu überlassen, die ihre eigenen Interessen über die des Staates stellen. Obwohl César Pompée nach der Schlacht von Pharsalos bis nach Ägypten verfolgt, spricht er, kaum dass er tot ist, heuchlerisch über Pompée nicht mehr als über seinen Feind, sondern „comme son beau-père“. <sup>42</sup> Der Mord an Pompée durch die Ägypter fügt sich in Césars eigene Strategie, der sich damit nun nicht mehr die Hände schmutzig machen muss. Darüber hinaus befinden die Ägypter sich aufgrund ihres Verbrechens an Pompée im Unrecht, so dass ihre völlig Unterwerfung nunmehr einfacher vonstatten gehen wird.

Cléopatre und Ptolomées Ägypten ist ein Land, das kurz davor steht, zum Vasallenstaat zu werden. Ihr Vater hat beide der Protektion Roms unterstellt, das „provisoirement [...] se contente de cette situation équivoque et propice“. <sup>43</sup> Faktisch ist Ägypten bereits ein besetztes Land, wie auch Maurice Descotes betont:

[D]e nombreux officiers et soldats romains demeurent en Égypte après le retour des légions en Syrie; ils deviennent, dans l'armée de Ptolémée, des mercenaires ou mieux des « conseillers techniques ». [... L']Égypte, dernier

<sup>41</sup> Corneille, *Pompée*, 537.

<sup>42</sup> Corneille, *Pompée*, 537.

<sup>43</sup> Descotes, „L'image de Rome“, 36.

royaume indépendant du Moyen-Orient, est étroitement surveillée par les légions romaines qui stationnent à ses frontières mêmes [...].<sup>44</sup>

In dieser prekären Situation stehen Ptoloméé bei Corneille drei Berater zur Seite, darunter ein „tribun romain qui est resté au service du gouvernement égyptien“.<sup>45</sup> Als Mitglied von Ptoloméés Rat stellt Septime sich als Mittlerfigur vor: „Seigneur, je suis Romain, je connais l’un et l’autre“<sup>46</sup> sagt er, während er Ptoloméé dazu drängt, Pompée ermorden zu lassen und so mit der den Römern wie den Ägyptern heiligen Pflicht der Gastfreundschaft zu brechen. Als korrupt und in hohem Maße durchtrieben stilisiert Corneille Septime zum Gegenbild des idealen Römers. César sieht ihn als Verräter, da er Berater des ägyptischen Königs ist,<sup>47</sup> ist sich aber dessen bewusst, dass Septime seinen Interessen nützt: Das Land, das ohnehin schon den Status des Protektorats hat, wird sich César umso einfacher unterwerfen, als es sich sozusagen kollektiv eines Mordes schuldig gemacht hat. Cléopâtre selbst akzeptiert am Schluss des Stücks das „nouveau diadème“, das César ihr reicht,<sup>48</sup> und besiegelt damit die „satellisation de l’Égypte“.<sup>49</sup>

In Anbetracht dessen, dass die beiden Römer César und Septime weit davon entfernt sind, dem Ideal zu entsprechen, ist es bemerkenswert, dass Maurice Descotes trotz seiner treffenden Analyse der imperialistischen Situation in Corneilles Stück zu dem Schluss gelangt, dass „[d]ans *la Mort de Pompée*, la précellence de l’ordre romain est un postulat catégorique: l’Autre est, par essence, inférieur, parce qu’il est différent“.<sup>50</sup> Bei einem so ironischen Autor wie Corneille ist es überraschend, nicht mit der Wirkung zu rechnen, die die Diskrepanz zwischen den Worten und den Taten bei den römischen Akteuren – wie sie in der zitierten Passage von Achorée beschrieben wird – auf die Zuschauer ausübt. Descotes geht im Gegenteil davon aus, dass „de la part de Corneille, quelque ingénuité“ vorläge „à prendre aussi unilatéralement le parti de l’exaltation de l’homme romain“. Er beharrt darauf, in den römischen Protagonisten nur „le désintéressement et le sens du service public, la grandeur d’âme“ zu erkennen, während „[l]e Barbare, lui, ne peut

<sup>44</sup> Descotes, „L’image de Rome“, 36.

<sup>45</sup> Descotes, „L’image de Rome“, 39.

<sup>46</sup> Corneille, *Pompée*, 517.

<sup>47</sup> Corneille, *Pompée*, 543.

<sup>48</sup> Corneille, *Pompée*, 566.

<sup>49</sup> Descotes, „L’image de Rome“, 56.

<sup>50</sup> Descotes, „L’image de Rome“, 46.

que ramper au ras du sol“.<sup>51</sup> Diese apodiktische Einschätzung kann die Leser und Zuschauer dieses Stücks von Corneille nur verwundern. Es steht außer Frage, dass Descotes davon ausgeht, dass Corneilles Haltung gegenüber den Römern sich erst nach dem Abfassen von *La Mort de Pompée* geändert habe.<sup>52</sup>

In den beiden folgenden Stücken, *Nicomède* und *Sophonisbe*, reduziert Corneille die Anzahl und auch den Rang der römischen Akteure erheblich: Es gibt nur noch einen Römer in *Nicomède*, drei in *Sophonisbe*, von denen allerdings einer nur einen einzigen Auftritt hat. Keiner von ihnen hat das Format eines Pompée oder eines César. Es handelt sich vielmehr um Verwaltungsbeamte und Militärs, um kleine Rädchen im großen Getriebe der römischen Politik. In *Suréna* tritt schließlich gar kein Römer mehr auf, auch wenn die Gedanken der Akteure ständig um Rom kreisen.

In *Nicomède* ist der römische Botschafter Flaminius der einzige Vertreter des Reichs. Bithynien war bislang unabhängig geblieben, nun aber würde Rom es gerne einem Vasallenstatus zuführen, um damit die Kolonisation des Orients abschließen zu können.

Prusias ist ein schwacher König, der seinem Sohn Nicomède dessen militärische Erfolge neidet und dessen Einfluss auf die Armee fürchtet. In dieser Situation ist er für die Schmeicheleien, aber auch für die Drohungen des Römers Flaminius empfänglich, der erklärt:

Songez mieux ce qu’est Rome et ce qu’elle peut faire,  
Et si vous vous aimez, craignez de lui déplaire. [...]   
Tout fléchit sur la Terre, et tout tremble sur l’onde,  
Et Rome est aujourd’hui la maîtresse du monde.<sup>53</sup>

Rom herrscht, das hat Nicomède wohl verstanden, nach dem Prinzip des ‚divide et impera‘ („Mais parce qu’elle voit avec la Bithynie | Par trois sceptres

<sup>51</sup> Descotes, „L’image de Rome“, 57–8.

<sup>52</sup> Cf. Descotes, „L’image de Rome“, 59. Descotes ist nicht der einzige Kritiker, der sich den kolonialen Blick auf die von Corneille beschriebenen Satellitenstaaten zu eigen macht. Alain Niderst, der verantwortliche Herausgeber für die Édition du Tricentenaire der Werke Corneilles, erläutert mit Bezug auf *Sophonisbe*: „La défaite de Syphax, celle de Massinisse et celle de Sophonisbe, ont, au fond, la même cause; ils conservent sur le trône l’inconstance, la mollesse ou la petitesse de simples citoyens. Colorés, accentués par l’Afrique, leurs défauts sont ceux de tous les mauvais monarques, alors que les Romains paraissent au-dessus des faiblesses humaines. [...] Faut-il dans cette création si vivante retrouver le souci de Corneille de peindre l’Afrique avec ses faiblesses?“ Alain Niderst, „Sophonisbe : notice“, in Corneille, *Théâtre complet*, Bd. III, I: Pièces d’Œdipe à ‚Suréna‘, 231–8, hier 234–5.

<sup>53</sup> Corneille, *Nicomède*, 218.



conquis, trop de puissance unie, | Il faut la diviser“<sup>54</sup>). Flaminius möchte in Bithynien für Unfrieden sorgen und sicherstellen, dass mit Attale ein König eingesetzt wird, der an Rom durch seine Erziehung ebenso gebunden ist wie durch die Bande der Dankbarkeit – und durch offene Drohungen.<sup>55</sup>

Dieselbe Rolle kommt den beiden wichtigsten Repräsentanten Roms in *Sophonisbe* zu, Lépidus und Lélius, römischer Tribun der eine, Konsul der andere. Auch wenn sie gelegentlich auf Massinisse und Syphax einwirken, die beiden numidischen Könige, zwischen denen Sophonisbe sich nicht zu entscheiden weiß, so bleiben sie die meiste Zeit am Rande des Geschehens und lassen die Karthager allein handeln. Wenn sie sich einschalten, dann nur, um auf die drei Hauptakteure Einfluss zu nehmen. Ihnen ist bewusst, dass die Eifersucht und der Stolz Sophonisbes die Karthager weit besser zu spalten vermag als ihre Strategien es je könnten, so dass sie nur zu warten brauchen, um die Früchte ihrer Politik der Zurückhaltung und der Manipulation zu ernten.

Wie Septime und Flaminius repräsentieren auch sie Rom, und ihr Wertesystem ist stets am Zentrum des Römischen Reichs orientiert. Sie befinden sich in der Rolle des Kolonialherren, wie er von Frantz Fanon beschrieben wurde:

Le colon fait l'histoire et sait qu'il la fait. Et parce qu'il se réfère constamment à l'histoire de sa métropole, il indique en clair qu'il est ici le prolongement de cette métropole. L'histoire qu'il écrit n'est donc pas l'histoire du pays qu'il dépouille mais l'histoire de sa nation en ce qu'elle écume, viole et affame.<sup>56</sup>

In den drei Stücken, die in diesem Aufsatz im Zentrum stehen, suchen die Repräsentanten Roms bei den Völkern, die sie ‚beraten‘, ein Minderwertigkeitsgefühl zu erwecken und ihnen zu verstehen zu geben, dass sie sich politisch und moralisch in völliger Abhängigkeit von Rom befinden. Da sie sich, wie für Kolonisatoren üblich, für „porteur[s] des valeurs universelles“<sup>57</sup> halten, für die hier Rom steht, zögern sie nicht, selbst auf das Mittel der Manipulation zurückzugreifen.

So wie Rom in diesen drei Stücken von Corneille präsentiert wird, ist es kein politisches oder moralisches Vorbild mehr. Corneille macht vielmehr hinreichend deutlich, dass die Politik der Römer fern von Rom die Unter-

<sup>54</sup> Corneille, *Nicomède*, 209.

<sup>55</sup> „Mais puisqu'enfin ce jour vous doit faire connaître | Que Rome vous a fait ce que vous allez être, | Que perdant son appui vous ne serez plus rien.“ Corneille, *Nicomède*, 240.

<sup>56</sup> Fanon, *Les Damnés*, 53.

<sup>57</sup> Memmi (*Portrait*, 147) charakterisiert die französische Kolonisation in dieser Weise.

werfung der Völker zum Ziel hat, mit denen sie in Kontakt geraten. Rom erweitert sein Imperium nicht etwa, indem es sich als Vorbild an Tugendhaftigkeit und Ruhm empfiehlt, sondern vielmehr, indem es auch vor Drohungen nicht zurückschreckt. Diesen moralischen Niedergang könnte man auf die Natur des ‚Beamten‘ zurückführen, von dem Memmi mit Bezug auf die koloniale Situation ausgeführt hat, es sei „le médiocre, enfin, qui impose le ton général de la colonie“.<sup>58</sup> Die Präsenz Césars in *La Mort de Pompée* allerdings, der kaum als durchschnittlicher Römer betrachtet werden kann und dennoch den Status des idealen Römers eingebüßt hat, suggeriert, dass es nicht nur die kleinen Vertreter der Hauptstadt sind, die durch die koloniale Situation korrumpiert worden sind, sondern dass auch die großen „pourris“ sind.<sup>59</sup>

Der Geniestreich Corneilles besteht darin, in diesen Stücken in Szene gesetzt zu haben, dass das Römische Reich sich nicht trotz der Erfolge seines Imperialismus zu desintegrieren begann, sondern dass gerade diese Erfolge und ihre Auswirkungen auf das gesamte Reich der Grund dafür waren. Aimé Césaire hielt in einer allgemeinen Einschätzung kolonialer Praktiken fest:

[...] nul ne colonise innocemment, [...] nul non plus ne colonise impunément; [...] une nation qui colonise, [...] une civilisation qui justifie la colonisation – donc la force – est déjà une civilisation malade, une civilisation moralement atteinte, qui, irrésistiblement, de conséquence en conséquence, de reniement en reniement, appelle son Hitler, je veux dire son châtime.<sup>60</sup>

Der durch die Lektüre von Césaire, Fanon und Memmi geschärfte Blick erlaubt es, den engen Zusammenhang zwischen dem Kolonialismus der Römer und ihrem Niedergang in den Stücken Corneilles zu erkennen.

#### 4. „À cheval sur deux cultures“

Abgesehen von denjenigen Akteuren, deren Zugehörigkeit zum Lager der Römer oder der ‚Anderen‘ klar zutage tritt, gibt es auch Fälle, in denen diese Zugehörigkeit weniger eindeutig ist. In *Nicomède* ist das die Figur des Attale, des Sohnes von König Prusias von Bithynien:

Attale, qu'en otage ont nourri les Romains,  
Ou plutôt qu'en esclave ont façonné leurs mains,

<sup>58</sup> Memmi, *Portrait*, 72.

<sup>59</sup> Césaire widerspricht der Feststellung Memmis: „[C]e n'est pas par la tête que les civilisations pourrissent. C'est d'abord par le cœur“, *Discours*, 26.

<sup>60</sup> Césaire, *Discours*, 14.

Sans lui rien mettre au cœur qu'une crainte servile  
Qui tremble à voir un Aigle, et respecte un édile!<sup>61</sup>

Als Geisel der Römer ist der Prinz in Rom erzogen worden, was ihn seinem eigenen Land entfremdet hat. Liest man diese Situation mit Albert Memmis Aussage über die Situation des Kolonisierten, so wird deutlich, dass „la mémoire qu'on lui constitue n'est sûrement pas celle de son peuple. [...] l'école établit en son sein une définitive dualité“.<sup>62</sup> Attale gefällt es zwar nicht, als Römer bezeichnet zu werden („trait[é] de Romain“), dennoch möchte er, dass man ihm gestattet, als solcher zu sprechen („parle[r] en Romain“<sup>63</sup>). Er weiß offensichtlich nicht, wo und wie er sich positionieren soll.

Attale, der zu Beginn des Stücks im perfekten Einklang mit Flaminius ist, glaubt, dieselben Rechte wie ein Römer zu besitzen. Erst im Verlauf des Stücks begreift er, dass für ihn das Schicksal einer Marionette Roms vorgeesehen ist. In diesem Moment wird ihm auch klar, dass „l'assimilation [est] impossible“,<sup>64</sup> um es noch einmal mit den Worten Memmis über den Kolonialismus im Allgemeinen zu sagen. Attale entdeckt seine ‚bithynische Seite‘. Nachdem er zunächst auf der Seite Roms stand, das ihn genährt hat, versteht er durch das Beispiel seines Halbbruders Nicomède und dessen Geliebter Laodice, dass das Idealbild Roms, mit dem er aufgewachsen war, längst in Auflösung begriffen ist: „à leurs intérêts tout ce qu'ils font s'applique“.<sup>65</sup> In dem Moment, in dem er sich für die Seite Nicomèdes entscheidet, übt Attale harte Kritik an der römischen Politik, und diese Kritik ist umso bedeutender, kommt sie doch aus dem Munde eines Prinzen, der Rom bis dahin unterstützt hatte:

Rome, qui n'aime pas à voir un puissant roi,  
L'a craint en Nicomède et le craindrait en moi. [...]  
Aussitôt qu'un État devient un peu trop grand,  
Sa chute doit guérir l'ombrage qu'elle en prend.  
C'est blesser les Romains que faire une conquête,  
Que mettre trop de bras sous une seule tête [...].  
Eux, qui pour gouverner sont les premiers des hommes  
Veulent que sous leur ordre on soit ce que nous sommes,  
Veulent sur tous les rois un si haut ascendant,

<sup>61</sup> Corneille, *Nicomède*, 186.

<sup>62</sup> Memmi, *Portrait*, 123.

<sup>63</sup> Corneille, *Nicomède*, 192.

<sup>64</sup> Memmi, *Portrait*, 123.

<sup>65</sup> Corneille, *Nicomède* 241.

Que leur empire seul demeure indépendant.<sup>66</sup>

Simone Dosmond konstatiert, dass Attales Überlaufen auf die Seite Nicomèdes und damit zur Emanzipation von Rom als „le fruit (imprévu !) de l'éducation qu'il a reçue à Rome“<sup>67</sup> zu betrachten sei, „[c]ar il est beau d'être plus Romain que les Romains eux-mêmes“.<sup>68</sup> Durch die Erkenntnis, dass Flaminius, der einzige Repräsentant Roms im Stück, ein verschlagener und feiger Charakter ist, habe Attale, der in Rom dazu erzogen wurde, ein Idealbild der Römer hochzuhalten, erkannt, dass vorbildliches Verhalten nicht notwendigerweise von der Nationalität abhängt, sondern auch im Bewohner eines Satellitenstaates verwirklicht sein kann, in diesem Fall in seinem (Halb-)Bruder Nicomède.

Es ergeben sich zwei mögliche Interpretationen: Die Tatsache, dass Attale fähig ist, „la grandeur authentique là où elle se trouvait“<sup>69</sup> zu erkennen, beweise laut Maurice Descotes, dass

[...] cet idéal, constamment sous-jacent, de Grands qui sont capables de placer plus haut que tout le service de l'État, c'est bien encore à Rome que l'on en trouve le modèle accompli. Le véritable Romain de la tragédie n'est pas Flaminius : c'est Nicomède lui-même qui fait resplendir ce mépris pour tout ce qui est vil et tortueux, ce désintéressement qui inspirent Horace, Auguste, Pompée [...] et c'est alors la voix même de la Ville qui reconnaît le jeune prince, allié ou adversaire, pour un des siens et qui le consacre émule des Scipions légendaires.<sup>70</sup>

Nicomède wäre somit der würdige Nachfolger der anderen Helden Corneilles, die Descotes auflistet und die nicht zufällig allesamt Römer sind. Nicomède, aufrechter Kämpfer gegen den römischen Imperialismus, wird plötzlich zum „véritable Romain“ erklärt und „[l]a fidélité à l'esprit compense donc ici le revirement politique et, par ce biais, Rome triomphe de Rome et le mythe est sauvé“.<sup>71</sup> Für Descotes gibt es keine Größe jenseits von Rom.

Eine zweite mögliche Interpretation wäre es, davon auszugehen, dass das römische Ideal sich durch den moralischen Verfall Roms von seinem Ursprung löst und universellen Charakter gewinnt, auch wenn die Verbindung

<sup>66</sup> Corneille, *Nicomède*, 242sq.

<sup>67</sup> Dosmond, „L'image mythique de Rome“, 435.

<sup>68</sup> Dosmond, „La Rome de Corneille“, 150.

<sup>69</sup> Dosmond, „La Rome de Corneille“, 149–50.

<sup>70</sup> Descotes, „L'image de Rome“, 75.

<sup>71</sup> Dosmond, „La Rome de Corneille“, 150.

zu seiner vergangenen Größe zumindest auf diskursiver Ebene beibehalten wird. So verkündet Sertorius im gleichnamigen Stück:

Je n'appelle plus Rome un enclos de murailles,  
Que ses proscriptions comblent de funérailles; [...]  
Rome n'est plus dans Rome, elle est toute où je suis.<sup>72</sup>

Während er den Niedergang des Zentrums des Imperiums diagnostiziert, betont Sertorius, dass das Ideal sich nunmehr an seiner Peripherie realisiert sehe (und, solange er nur sich selbst im Blick hat, nach wie vor durch einen Römer!). Mit dem Kultursemiotiker Jurij Lotman betrachtet, deutet sich hier an, dass „Zentrum und Peripherie [...] gewissermaßen die Plätze [tauschen]“<sup>73</sup> an. Wohl wissend, dass die (römische) Geschichte einen anderen Verlauf nehmen wird, drückt Corneille in diesen Stücken großen Respekt für die Bewohner der Peripherie des römischen Imperiums aus – zumindest für diejenigen von ihnen, die sich Rom entgegenstellen.

Der Vergleich mit den Römern adelt die „barbares“<sup>74</sup>, und Descotes folgt hier derselben Logik wie Lélius in seiner Schlussbemerkung zu Sophonisbe, von der er anerkennend sagt „[u]ne telle fierté devait naître Romaine“. Descotes Haltung ist umso bemerkenswerter, als er sich hier einer Figur anschließt, die durch ihr Verhalten ihre eigene Aussage diskreditiert: Lélius ist, wie auch Flaminius in *Nicomède*, zwar Vertreter Roms, scheint die römischen Ideale aber seit langem verraten zu haben. Das Kompliment ist folglich vergiftet. Wenn die Römer selbst dem Ideal, das sie in Kraft gesetzt haben, nicht mehr entsprechen, so fungiert das Kompliment, ‚römisch‘ zu sein, allenfalls noch als Erinnerung an bessere Zeiten.

## 5. Die Revolte

Die Umkehr Attales – Landry betont, dass es sich weniger um einen Verrat handle, „mais bien plutôt [d']une conversion“<sup>75</sup> – ist als Beginn seiner Revolte gegen die Unterdrückung zu verstehen. Albert Memmi beschreibt diese Revolte 300 Jahre später in seinem *Portrait du colonisé* wie folgt:

Ce renversement, cependant, n'est pas absolu. Il n'y a pas une volonté sans réserve d'assimilation, puis un rejet total du modèle. Au plus fort de sa révolte,

<sup>72</sup> Pierre Corneille, *Sertorius*, in Corneille, *Théâtre complet*, Bd. III, I, 163–228, hier 201.

<sup>73</sup> Jurij M. Lotman, *Die Innenwelt des Denkens: eine semiotische Theorie der Kultur*, hrsg. u. mit einem Nachwort versehen von S. K. Frank, C. Ruhe u. A. Schmitz (Berlin: Suhrkamp, 2010), 193.

<sup>74</sup> So bezeichnet Descotes wiederholt die Bewohner der Satellitenstaaten.

<sup>75</sup> Landry, „Romaines et Barbares“, 54.

le colonisé conserve les emprunts et les leçons d'une si longue cohabitation. [...] D'où le paradoxe (cité comme la preuve décisive de son ingratitude) : le colonisé revendique et se bat au nom des valeurs mêmes du colonisateur, utilise ses techniques de pensée et ses méthodes de combat.<sup>76</sup>

In der Tat erhebt Attale sich im Namen des Ideals, das ihm durch seine Erziehung in Rom vermittelt wurde. Dadurch erhält seine Revolte aus zeitgenössischer Perspektive antikononialen Charakter, da sie dieselben Methoden wie die Römer verwendet und im Namen von deren Ideal erfolgt. Attales Stimme nimmt den Aufruf zur Revolte vorweg, mit dem Frantz Fanon *Les Damnés de la terre* beginnen lässt:

Quittons cette Europe qui n'en finit pas de parler de l'homme tout en le massacrant partout où elle le rencontre, [...] à tous les coins du monde. Voici des siècles que l'Europe a stoppé la progression des autres hommes et les a asservis à ses desseins et à sa gloire; des siècles qu'au nom d'une prétendue « aventure spirituelle » elle étouffe la quasi-totalité de l'humanité. [...] L'Europe a pris la direction du monde avec ardeur, cynisme et violence.<sup>77</sup>

Die Aufstände gegen die Römer scheitern in *La Mort de Pompée* ebenso wie in *Sophonisbe*. In beiden Fällen verdankt sich ihr Scheitern einer römischen Politik, die auf die interne Spaltung der Satellitenstaaten setzt, auf die verhängnisvollen Streitereien zwischen Ptolomé und Cléopâtre, Syphax und Massinisse. In Corneilles Version von *Nicomède* widersteht die königliche Familie der Spaltung, „malgré les soins qu'il [Flaminius] avait pris de la diviser“.<sup>78</sup> Das Stück zeigt ein zumindest für einen Moment geeintes Volk, das sich der Vassalisierung durch Rom im Namen des römischen Ideals widersetzt. Laodice und Nicomède sind von der Kolonisation bisher nicht verändert worden und haben auch Attale von seinen Deformationen heilen können. Dennoch verheimlicht Corneille weder dem Zuschauer noch dem Leser des „Examen“, dass dieser Sieg, der „plus de satisfaction“<sup>79</sup> bringt, nur vorübergehend sein kann: Schon die letzte Replik des Prusias verweist erneut auf die „amitié des Romains“.<sup>80</sup>

In den drei analysierten Stücken beschreibt Corneille keinen Dekolonisierungsprozess im heutigen Sinne. Er bietet den aufmerksamen Zuschauern und Lesern dennoch eine subtile Analyse der psychologischen Auswirkung

<sup>76</sup> Memmi, *Portrait*, 144.

<sup>77</sup> Fanon, *Les Damnés*, 301.

<sup>78</sup> Corneille, „Examen [de ‚Nicomède‘]“, in Corneille, *Théâtre III*, 181–3, hier 183.

<sup>79</sup> Corneille, „Examen [de ‚Nicomède‘]“, 183.

<sup>80</sup> Corneille, *Nicomède*, 256.

gen des Imperialismus sowohl auf die Kolonisierten als auch auf die Kolonisatoren. Das Bild, das Corneille uns über die Jahrhunderte zurückwirft, hätte als Warnung vor dem Kolonialismus verstanden werden können. Stattdessen hat man es in Frankreich vorgezogen, diese Stücke von der Bühne zu verbannen.

## Ästhetische Norm und Erkenntnis

### Kanonbildung, Periodisierung und Nationalkultur in der Literaturgeschichtsschreibung

Heinz Thoma (Halle a. d. Saale)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Literaturgeschichtsschreibung ist von nationalkultureller Bedeutung. In diesem Prozess der institutionalisierten Kanonbildung sind ästhetische Norm und Erkenntnisprozess eng verwoben. Der folgende Beitrag skizziert dies am Beispiel Frankreichs. Zunächst wird erörtert, wie sich Klassik/Klassizismus und Aufklärung in ihrer Zeit selbst verstehen. Dann wird umrissen, mit welchen Narrativen die Literaturgeschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts diesen Zusammenhang gestaltet und wie hierbei ihre Fragestellungen konkurrierende Periodisierungsverfahren ausblenden bzw. zurückdrängen. Abschließend wird gezeigt, wie durch Pluralisierung von tradierten Begrifflichkeiten der Periodisierung sowie durch expliziten Verzicht auf geschichtsphilosophische Annahmen die Literaturhistorie der Gegenwart nationalkulturelle Intentionen nicht mehr thematisiert.

**SCHLAGWÖRTER:** ästhetische Norm; Kanonbildung; Periodisierung; Literaturgeschichtsschreibung

Literaturgeschichtsschreibung ist die Königsdisziplin der Fachgeschichte. Solange Nationen als eigenständige Akteure fungieren und ihr Forschungs- und Bildungssystem danach ausrichten, ist sie zugleich von nationalkultureller Bedeutung. In diesem Prozess der institutionalisierten Kanonbildung sind ästhetische Norm und Erkenntnisprozess auf eine nicht immer offen liegende Weise miteinander verwoben, weshalb die Entschlüsselung des Zusammenhangs von fachlichem Wissensfortschritt und gesellschaftspolitischen Intentionen in der je gegebenen hermeneutischen Situation eine nicht unwichtige wissenschaftliche Aufgabe darstellt.<sup>1</sup> Der folgende Beitrag skizziert dies am Beispiel Frankreichs.<sup>2</sup> Zunächst wird der schon recht gut

<sup>1</sup> Einen exemplarischen Beitrag zum Verhältnis von Fachgeschichte und Politik verdanken wir Frank-Rutger Hausmann, „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“: *deutsche Romanistik im „Dritten Reich“*, *Analecta Romanica* 61 (Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann, 2000).

<sup>2</sup> Der Beitrag basiert auf langjährigen Vorstudien. Für das 18. und 19. Jahrhundert vgl. grundlegend Vf., *Aufklärung und nachrevolutionäres Bürgertum in Frankreich* (Heidelberg: Win-

erforschte Sachverhalt erörtert, wie sich die als Vorbildepochen nationaler Repräsentanz gehandelte und gegeneinander ausgespielten Klassik/Klassizismus und Aufklärung in ihrer Zeit selbst verstehen. Dann wird umrissen, mit welchen Narrativen die Literaturgeschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts den Zusammenhang zwischen beiden Epochen bzw. Jahrhunderten gestaltet und wie hierbei ihre Fragestellungen konkurrierende Periodisierungsverfahren ausblenden bzw. zurückdrängen.<sup>3</sup> Abschließend wird gezeigt, wie durch Pluralisierung von tradierten Begrifflichkeiten der Periodisierung sowie durch expliziten Verzicht auf geschichtsphilosophische Annahmen die Literaturgeschichtsschreibung der Gegenwart nationalkulturelle Intentionen nicht mehr thematisiert.

### Klassizismus und Aufklärung

Hier hängt zunächst vieles davon ab, wie man „Klassizismus“ definiert.<sup>4</sup> Die Definition in Wikipedia kann für das Französische eine gewisse Rationalität und Allgemeingültigkeit beanspruchen:

Le classicisme est un mouvement culturel, esthétique et artistique qui se développe en France et plus largement en Europe, à la frontière entre le XVII<sup>e</sup> et le XVIII<sup>e</sup> siècle de 1660 à 1715. Il se définit par un ensemble de valeurs et de critères qui dessinent un idéal s'incarnant dans l'« honnête homme » et qui développent une esthétique fondée sur une recherche de la perfection, son maître mot est la raison.

Der deutsche Begriff „Klassizismus“ hingegen bezieht sich nach Auskunft der Kompendien in der Hauptsache auf die Kunstgeschichte und auf einen ganz anderen Zeitraum, den zwischen 1770 und 1840. Der Zeitraum, den man im Französischen als „classicisme“ definiert, erscheint im Deutschen begrifflich als „Französische Klassik“, diese fungiert neben anderen Klassiken wie Weimarer Klassik oder Wiener Klassik als eine kulturell für

ter, 1976). Siehe auch meinen Vortrag „Classicisme et Lumières dans l'histoire littéraire du XXI<sup>e</sup> siècle“ im Rahmen des von Michel Delon, Jean-Christophe Abramovici und Daniel Fulda organisierten Kolloquiums „Comment devient-on classique?“ (Rencontres Sorbonne-Halle, Paris, 30.–31. Oktober 2014).

<sup>3</sup> Das Mittelalter, das erst Mme de Staël in *De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales* (1800) als integralen Teil der Nationalkultur nachdrücklich in die Betrachtung einbezogen hatte, bleibt hier aus Platzgründen außer Betracht.

<sup>4</sup> Vgl. u. a. Wilhelm Voßkamp, Hrsg., *Klassik im Vergleich: Normativität und Historizität europäischer Klassiken*, DFG-Symposion 1990, Germanistische Symposien: Berichtsbände Bd. XIII., hrsg. von Wilhelm Voßkamp (Stuttgart: Metzler, 1990), und neuerdings Alain Génétot, *Le classicisme*, Quadrige: Manuels (Paris: PUF, 2005).

einen Sprachraum vorbildhafte Epoche. Die französische Begrifflichkeit „classicisme“ – anders als das schon im 18. Jahrhundert gebräuchliche „Lumières“ eine Begrifflichkeit *ex post* – findet sich in Frankreich zum ersten Mal bei Stendhal im angehenden Klassik-Romantik-Streit zu Beginn des 19. Jahrhunderts in *Racine et Shakespeare* (1823) und meint dort den Kampf um die Vorherrschaft ästhetisch-literarischer Modelle. Désiré Nisard verwendet um die Mitte des 19. Jahrhunderts in der ersten diesen Namen verdienenden Nationalgeschichte der französischen Literatur<sup>5</sup> noch die Bezeichnung „esprit classique“ für eine im 17. Jahrhundert geschaffene Vorbildlichkeit. Erst Gustave Lanson spricht explizit von einer „union du cartésianisme et de l'art dans le classicisme“, dies im Kapitel III seiner Literaturgeschichte von 1894. Damit wird die Verwendung von „classicisme“ geläufiger. Daneben bleiben gebräuchlich das im Gefolge Voltaires verwendete „Siècle de Louis XIV“ oder auch „l'âge classique“ bzw. „Grand Siècle“.

Ich beziehe mich im Folgenden zunächst auf „classicisme“ als Bezeichnung für den literaturhistorischen Zeitraum 1660–1715. Man hat diese französische Klassik als vorwiegend ideologische Konstruktion bezeichnet,<sup>6</sup> was sie in ihrer Rezeptionsgeschichte u. a. auch ist,<sup>7</sup> eine Interpretation, die aber nicht in jedem Fall weiterführt, denn die kulturelle Bedeutung der Epoche in ihrer Zeit hat einen objektiven Kern. Auch hat diese, selbst wenn sie sich begrifflich nicht als Klassizismus definiert, bereits ein Bewusstsein ihrer Außerordentlichkeit. Dieses Bewusstsein wird bekanntlich in der Querelle des Anciens et des Modernes sichtbar, in der zwei Lager um die kulturpolitische Bedeutung und Ausrichtung der Monarchie streiten.<sup>8</sup> Auf der einen Seite sind es die Modernen mit ihrer Behauptung der Überlegenheit ihrer Gegenwart über die Antike wegen der kulturellen Verfeinerung und der technischen und militärischen Leistungen des Zeitalters Ludwigs XIV. Schlüsseltext ist bekanntlich das von Charles Perrault in der Académie française 1687 vorgetragene Gedicht *Le siècle de Louis le Grand*. Auf der

<sup>5</sup> Désiré Nisard, *Histoire de la littérature française*, 4 Bde. (Paris: Firmin-Didot, 1844–61).

<sup>6</sup> Vgl. Hartmut Stenzel, *Die Französische „Klassik“: Literarische Modernisierung und absolutistischer Staat* (Darmstadt: Wiss. Buchges., 1995), und Stéphane Zékian, *L'invention des classiques: Le „siècle de Louis XIV“ existe-t-il?* (Paris: CNRS Éditions, 2012).

<sup>7</sup> Vgl. Vf., „Literatur – Didaktik – Politik. Zur Rezeptionsgeschichte der Französischen Klassik“, in *Bildung und Ausbildung in der Romania*, Bd. 1: *Literaturgeschichte und Texttheorie*, hrsg. von Rolf Klopfer u. a., (München: Fink, 1979), 165–85.

<sup>8</sup> Vgl. *Antike und Moderne in der Literaturdiskussion des 18. Jahrhunderts*, hrsg. von Werner Krauss und Hans Kortum (Berlin: Akad.-Verl., 1966).

anderen Seite vertreten die Anciens, allen voran Boileau, eben jene Ästhetik, die als für den Klassizismus durchaus typisch gelten kann. Sie tritt im Namen der Vernunft und der Klarheit im Ausdruck auf und repräsentiert zugleich den Anspruch, Sonderästhetiken im aristokratischen bzw. präziösen Geist zurückzudrängen. Beide Gruppen indes, die Modernen und die Altertumsfreunde, vertreten das Ideal der „honnêteté“, das den weltanschaulich-verhaltensbezogenen Aspekt der klassizistischen Doktrin umfasst. Kennzeichen dieses Ideals waren Bildung ohne Spezialisierung, Weltgewandtheit, Konversationsgeschick, das Vermögen zu gefallen, sowie insgesamt ein gutes, d. h. höfliches Benehmen nach den Regeln der „bienséance“ und der „politesse“, Regeln, welche vor allem auch für die literarische Produktion, speziell für das Theater gelten. Insofern ist dieses ein Theater der Repräsentation der Sitten des Hofes und der bürgerlichen Eliten („Étudiez la cour et connaissez la ville“, Boileau, *Art poétique*). Die Modernen, die noch in der Vorstellung der imperialen Translationstheorien agieren, setzen in erster Linie auf ein nationalgeschichtliches Epos in christlichem Geist,<sup>9</sup> während die Altertumsfreunde sich und den Monarchen in einen produktiven Wettstreit mit den Waffentaten und den literarischen Leistungen der Antike versetzen wollen. Die Ästhetik der Anciens ist der produktivere Weg, da er die panegyrische Versuchung in der Regel vermeidet und die kulturelle Herrschaftssicherung des Hofes mit der Eigengesetzlichkeit, nicht jedoch schon mit der Autonomie des Ästhetischen verbindet, wobei man nachdrücklich auf der Trennung der Sphären der Kunst und des Sakralen beharrt.

Blickt man in das Zeitalter der Aufklärung, so muss man zunächst die langfristige Fortsetzung der Querelle beachten, in der die Anhänger der Aufklärung deren zivilisationsgeschichtlichen Impuls aufgreifen und eine Verbesserung der kulturellen, auch der literarischen Leistungen durch die Philosophie erwarten,<sup>10</sup> womit sie zugleich die in die Querelle eingelassene Fortschrittsidee von der politischen Seite der Monarchie lösen. Diese Ablösung der Fortschrittsidee von der Herrschafts- und Zeitalteridee hatte schon Fontenelle mit seiner *Digression sur les Anciens et les Modernes* (1688) initiiert, in der er den Fortschritt an die Vernunftentwicklung band, worin Werner Krauss

einen Einsatzpunkt der französischen Aufklärung erkannte, zu dem die Bibelkritik durch Pierre Bayle hinzutritt.

Die Anhänger der Anciens diagnostizieren hingegen im 18. Jahrhundert ein Absinken des kulturellen Niveaus durch die Implementation der Aufklärungsphilosophie in literarische Texte.<sup>11</sup> Dieser Streit geht, im engeren literaturhistorischen Sinn, letztlich zugunsten der Anciens aus, woran Voltaire keinen geringen Anteil hat. Er ahmt die Autoren des 17. Jahrhunderts nach, welche für eine Nachahmung der Antike eingetreten waren. Er ist Verfasser des kulturgeschichtlichen Abrisses *Le Siècle de Louis XIV*. Er scheitert zusammen mit d'Alembert bei dem Versuch, eine neue, aufklärerische Vorbild-epoche unter dem Signet eines „Siècle de Frédéric“ zu begründen, da dieser die literarischen Meisterwerke fehlen.<sup>12</sup> Schließlich initiiert Voltaire, und dies ist für unser Thema besonders bedeutsam, die kulturpolitische Bedeutung der Klassik durch die Umwertung der Eigenschaften der „honnêteté“ und der „politesse“ von einem ständisch-elitären in ein national geprägtes Charakteristikum mit universellem Anspruch, jene den Franzosen als Naturanlage unterstellte „sociabilité“, die Frankreich im kulturellen Wettstreit der ‚Nationen‘ zur Überlegenheit in Europa gereiche. Auch die im 18. Jahrhundert von Voltaire geführte ästhetische Debatte in Geschmacksfragen am Beispiel der Kritik an Shakespeare<sup>13</sup> war in der Tendenz zugleich auch eine nationalkulturelle Angelegenheit.

Der tiefere Grund für den letztlichen Sieg der Anciens im Feld der literarischen Entscheidung und Wertung liegt darin beschlossen, dass sich im 19. Jahrhundert die Voraussetzungen der Literaturkritik qualitativ insofern verändern, als nun die Autonomie der Literatur und des Geschmacks als Kriterium der literarischen Wertung zur Regel wird, was bis in die Literaturhistorie hineinwirkt. Für ein christliches Epos als Norm war in diesem Kontext kein Platz. Auch Chateaubriands Versuch, in *Génie du christianisme* (1802) eine Ästhetik im christlichen Geist zu begründen konnte sich nicht durchsetzen.<sup>14</sup>

<sup>11</sup> Vgl. z. B. Jean Antoine Rigoley de Juvigny, *Discours sur le progrès des lettres en France* (Paris, 1772).

<sup>12</sup> Vgl. Claudia Schröder, *Siècle de Frédéric II' und ‚Zeitalter der Aufklärung‘: Epochenbegriffe im geschichtlichen Selbstverständnis der Aufklärung* (Berlin: Duncker & Humblot, 2002).

<sup>13</sup> Vgl. Voltaire *on Shakespeare*, hrsg. von Theodore Besterman (Genf: Inst. et Musée Voltaire, 1967).

<sup>14</sup> Alain Viala, *La naissance de l'écrivain: sociologie de la littérature à l'âge classique* (Paris: Éd. de Minuit, 1985).

<sup>9</sup> Nach dem Vorbild von *Clovis ou la France chrétienne* (1657) von Desmarests de Saint-Sorlin.

<sup>10</sup> Vgl. Vf., „Kunst und Kritik“, in *Grundriß der Geschichte der Philosophie: die Philosophie des 18. Jahrhunderts*, Bd. 2: *Frankreich*, hrsg. von Johannes Rohbeck und Helmut Holzey (Basel: Schwabe, 2008), 755–96, und Vf., „Querelle des Anciens et des Modernes“, in *Handbuch europäische Aufklärung: Begriffe, Konzepte, Wirkung*, hrsg. von Heinz Thoma (Stuttgart u. a.: Metzler, 2015), 407–18.

Angesichts der mit Voltaire einsetzenden Umdeutung der Klassik zur Nationalkultur haben andere literaturhistorische Periodisierungen kaum Chancen, sich einen Platz im Kanon zu schaffen. Dies gilt besonders für eine literarische Strömung, die sich als zweite, radikalisierte Form der Aufklärung verstehen lässt.<sup>15</sup> Zu dieser als Parallele zum deutschen Sturm und Drang deutbaren Strömung<sup>16</sup> gehören als Wortführer Rousseau, Diderot, Louis-Sebastien Mercier und Rétif de la Bretonne. Ihre Merkmale sind in unterschiedlicher Gewichtung die Lösung von der klassizistischen Kultur der Eliten, besonders im Theater, ferner Geniekult und Freiheitspathos, speziell bei Diderot (versetzt mit rabelaisianischer Verve) und bei Rousseau, alsdann Zivilisations- und Stadtkritik, so bei Rousseau, Rétif und Mercier; die Feier der Natur wiederum bei Rousseau und Diderot, schließlich, bei allen Autoren, als normative Referenz und literarischer Gegenstand das Volk (*peuple*). Ihre adäquate Wahrnehmung verhindert der Einfluss Voltaires, die Deutung Rousseaus als Vorromantiker wie die frühe Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, an deren klassizistisch dominierten Parametern der literarischen Wertung auch die späte republikanische Ära nichts Wesentliches ändern wird.<sup>17</sup>

Im Schatten der Literaturgeschichte blieb lange auch der in den 1950er Jahren von Arnold Hauser<sup>18</sup> und jüngst wieder von Marc Fumaroli<sup>19</sup> hervorgehobene Neoklassizismus des 18. Jahrhunderts, der im Französischen terminologisch unter „Néo-classicisme“ geführt wird. Er steht für eine ästhetische Strömung, die weniger an das Jahrhundert Ludwigs XIV. anschließt als sie sich von den Ausgrabungen in Herkulaneum und Pompeji inspiriert und vor allem in der Architektur (Ledoux, Boullée), der Kunstgeschichte (Caylus) wie in der Malerei (David) ihren griechisch-römischen Niederschlag findet. Die

<sup>15</sup> Zu den hervorzuhebenden Ausnahmen gehört die Diagnose einer Radikalisierung der Aufklärung („lumières militantes“) der zweiten Jahrhunderthälfte in Michel Delon und Pierre Malandain, *Littérature française du XVIII<sup>e</sup> siècle* (Paris: PUF, 1996), Kap. 7.

<sup>16</sup> Vgl. ausführlicher Vf., „Sturm und Drang, auch ein französisches Phänomen?“, in *Brücken bauen: Kulturwissenschaft aus interkultureller und multidisziplinärer Perspektive*, Festschrift für Dorothee Röseberg zum 65. Geburtstag, hrsg. von Stefanie Neubert u. a. (Berlin: transcript-Verlag, 2016), 203–15.

<sup>17</sup> Vgl. etwa Paul Albert: „Quel est le génie du peuple français? Ce que nous [...] exigeons en tout, c'est la clarté, l'ordre et le bon sens.“ Ders., *Littérature française des origines à la fin du XVI<sup>e</sup> siècle* (Paris: Librairie Hachette, 1878), 1.

<sup>18</sup> Arnold Hauser, *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur* (München: Beck, 1953).

<sup>19</sup> Marc Fumaroli, „Les abeilles et les araignées“ in *La querelle des Anciens et des Modernes: XVII<sup>e</sup> et XVIII<sup>e</sup> siècles*, hrsg. von Anne-Marie Lecoq und Marc Fumaroli (Paris: Gallimard, 2011), 9–218.

Verbindung zu den Ideen der Aufklärung läuft einerseits über die Kultur- bzw. Zivilisationskritik, d. h. über die Idee der Einfachheit und Natürlichkeit der Antike wie über die Politik, in Anknüpfung an echte oder vermeinte republikanisch-römische Ideale. Diese Vorstellungswelt vereint sich bereits bei Rousseau.<sup>20</sup> In der Französischen Revolution gewinnt sie als neoklassizistische Strömung einen letzten architektonischen, bildnerischen und auch literarischen Aufschwung.

## II. Konkurrentielle Erbpolitiken: das 19. Jahrhundert

Eine erste große Tendenz der neueren Wissenschaftsgeschichte ist die sich kritisch ergänzende Gegenüberstellung von Klassik und Aufklärung in Désiré Nisards *Histoire de la littérature française*.<sup>21</sup> Die Beiträge zum „Tableau littéraire de la France au XVIII<sup>e</sup> siècle“, das die zeitweise zur Classe de langue et de littérature umbenannte Sektion der Académie française<sup>22</sup> in den Jahren 1804–1810 als Preisfrage ausgeschrieben hatte, ließen in den Einsendungen der Mittelschichten (Ärzte, Anwälte etc.) eine Verteidigung der gemäßigten Aufklärung und eine an Voltaire angelehnte klassizistische Literaturauffassung erkennen, während die konservative Literaturkritik, die sich im *Journal des Débats* sowie im *Mercur* versammelte, unter theoretisch-ästhetischer Führung von de Bonald, Chateaubriand<sup>23</sup> und Louis de Fontanes ebenfalls dem Klassizismus, aber eher jenem des 17. Jahrhunderts zuneigte.<sup>24</sup> Der frühe zur Aufklärung abständliche Historismus des zur Genfer Schule im Umfeld von Mme de Staël gehörenden Prosper Brugière de Barante, dessen nicht gekröntes Tableau immerhin drei Auflagen erfuhr, blieb die Ausnahme unter den Einsendungen. Im Literaturstreit zwischen „classiques“ und „romantiques“ zur Zeit der Restauration behielten Republikanhänger und Liberale unter den Autoren im Wesentlichen klassizistische Positionen Voltairescher Provenienz bei, während die Autoren der Romantik wie Lamar-

<sup>20</sup> In Deutschland nimmt statt Rom Griechenland diese Funktion ein, so bei Winckelmann und Schiller.

<sup>21</sup> Vgl. Nisard, *Histoire de la littérature française*, Fußnote 5.

<sup>22</sup> Bonaparte ließ nach einer größeren Umstrukturierung, die alten Akademien als Klassen des Institut de France wieder einrichten, deren zweite *de facto* der alten Académie française entsprach, bis Ludwig XVIII. den alten Zustand wieder herstellte.

<sup>23</sup> Im Kapitel III des *Génie du christianisme* notiert er: „Le dix-huitième siècle diminue [...] chaque jour dans la perspective tandis que le dix-septième siècle semble s'élever, à mesure que nous nous en éloignons.“

<sup>24</sup> Vgl. Roland Mortier, *Le „Tableau littéraire de la France au XVIII<sup>e</sup> siècle“* (Bruxelles: Palais des Académies, 1972).

tine und der frühe Hugo politisch dem konservativen Lager nahe standen, sich aber gegen dessen retrograden literaturkritischen Blick und für den Weg der literarischen Innovation entschieden. Einen signifikanten Katalysator in diesem Prozess bilden die Krönungsfeierlichkeiten für Charles X. 1824 in Reims, aus deren Anlass die Kathedrale im klassizistischen Pappmaché ausgestaltet wurde, Hugo und Lamartine jedoch keine hierzu adäquaten dichterischen Beiträge zu liefern in der Lage waren.<sup>25</sup> Hier trennt sich deutlich der Geschmack der künstlerischen Avantgarde von einer an Klassizismus und politischer Ordnung ausgerichteten Ästhetik.

Der falsche Klassizismus am baulichen Ort mittelalterlicher Gotik zur Krönung eines vormodern gestimmten Königs mag einer der Anlässe gewesen sein für die nach der Julirevolution einsetzende grundsätzliche Verbürgerlichung der klassischen Epoche. Das Bürgertum nimmt nun nicht nur die Aufklärung sondern auch die Klassik als ihr Erbe in Besitz. Dies geschieht, wie angedeutet, paradigmatisch bei Nisard. In seiner Literaturgeschichte bescheinigt er dem 17. Jahrhundert eine höhere anthropologisch-soziale Reife und dem 18. Jahrhundert eine fortgeschrittenere politische Philosophie.

Si la pensée a eu quelque chose de trop timide au XVII<sup>e</sup> siècle sur certaines matières de grande conséquence, le XVIII<sup>e</sup> siècle y supplée et rend à l'esprit humain, avec la liberté, la vérité. Si c'est au contraire le XVIII<sup>e</sup> siècle qui a été téméraire, le XVII<sup>e</sup> siècle vient, avec sa science plus tranquille et plus mûre de l'homme, rabattre ces témérités et remettre les choses au vrai point de vue.<sup>26</sup>

Ebenso nimmt Nisard eine Synonymisierung von „esprit classique“, „esprit humain“ und „esprit français“ vor, ein Verfahren, das den kulturellen Primat der Epoche von Louis XIV anzunehmen erlaubt. Hierzu entwirft er eine Darstellung des 17. Jahrhunderts, die geprägt ist von einer optimistischen Perspektive im Namen der Vernunft, mit Descartes, Colbert und Corneille als philosophischen, politischen und literarischen Leitfiguren. Diese spezifische Art der Rückprojektion philosophischer und literarischer Autonomie in die Klassik des 17. Jahrhunderts<sup>27</sup> minimierte zugleich deren höfischen Gehalt und deutete sie in ein national-bürgerliches und zugleich universell

<sup>25</sup> Vgl. ausführlicher Vf., „Die „chants du Sacre“ des Jahres 1825 – Überlegungen zum Funktionswandel der Lyrik in der Restaurationszeit“, Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte, Sonderband „In memoriam Erich Köhler“ (1984): 565–89 (mit Hartmut Stenzel).

<sup>26</sup> Nisard, *Histoire de la littérature française*, Bd. 4, 322.

<sup>27</sup> Den Zustand der Autonomie der Literatur wollte Alain Viala (*La naissance de l'écrivain*) mit der Literatur der Klassik und der Einrichtung des Staatsmäzenats bereits näherungsweise erreicht sehen.

gültiges kulturelles Ideal um, zu dem sich von den Autoren der Aufklärung Voltaire und Montesquieu fügen. Nisards Sichtweise beinhaltet auch eine explizite Antiromantik, drückt bei ihm, wie er sagt, das Genie doch nur perfekt aus, was jedermann weiß. Vergeblich blieb der Versuch Sainte Beuves, der anfänglich als rebellischer romantischer Dichter aufgetreten war, mit einem *Tableau historique et critique de la poésie française et du théâtre au XVI<sup>e</sup> siècle* (1843), romantische Vorläuferschaften zur Schwächung der klassizistischen Doktrin zu begründen. Bekanntlich findet er nach 1850 als Literaturkritiker selbst zur ‚Partei der Ordnung‘ zurück.<sup>28</sup>

In einen strikten Gegensatz treten Klassik und Aufklärung dann in der ersten größeren mentalen Krise der französischen Gesellschaft gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wobei der wesentliche Katalysator dieser Krise, neben der Niederlage gegen Preußen 1870, vor allem die Durchsetzung der Republik als Staatsform und deren sachliche und ideologische Durchsetzung in Bildung und Wissenschaft darstellte. In diesem Prozess gegen die Aufklärung führt der sogenannte Traditionalismus einen Kulturkampf gegen die republikanischen Institutionen und deren Fortschrittsideologie und transformiert zugleich deren Bild der Klassik als vernunftgeprägter Epoche in eine solche des heroischen Pessimismus. Diese Transformation vollzieht gegen das Jahrhundertende vor allem der Literaturhistoriker Ferdinand Brunetière mit der Kampfschrift „Jansénistes et Cartésiens“<sup>29</sup>. Das Zeitalter der Vernunft im Namen Descartes', das es noch bei Nisard war, wird von den konservativen und liberalkonservativen geistigen Eliten, die in der Universität der Dritten Republik nicht reüssieren konnten, umgedeutet in ein Zeitalter des Heroismus und der Tragik, für das Racine und Pascal repräsentativ stehen: „C'est au jansénisme et à son influence que le XVII<sup>e</sup> siècle et sa littérature doivent cet aspect de grandeur et de sévérité morales qui les caractérisent“, heißt es bei Brunetière.<sup>30</sup> Das eigentliche Jahrhundert des Cartesianismus, so Brunetière, sei nicht das 17., sondern vielmehr das 18. Jahrhundert mit seinem falschen Glauben an die Allmacht der Vernunft, der Wissenschaft und des Fortschritts.<sup>31</sup>

<sup>28</sup> Vgl. Roger Fayolle, *Sainte-Beuve et le XVIII<sup>e</sup> siècle ou comment les révolutions arrivent* (Paris: Colin, 1972).

<sup>29</sup> Ferdinand Brunetière, *Études critiques sur l'histoire de la littérature*, 8 Bde. (Paris: Hachette, 1880–1904), Bd. 4, 111–78.

<sup>30</sup> Brunetière, *Études critiques*, Bd. 4, 160.

<sup>31</sup> Gegen Hyppolite Taines Auffassung von der Kontinuität eines, im 18. Jahrhundert leider degenerierten „esprit classique“ konstruiert Brunetière einen strikten Gegensatz von „esprit



## Auflösung alter Ordnungen

Den zunächst letzten größeren Versuch, nun einer sichtlich außenpolitisch motivierten Umwertung des Jahrhunderts des Klassizismus unternahm im 20. Jahrhundert Antoine Adam mit seiner fünfbandigen Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts.<sup>32</sup> Sie hatte zum erklärten Ziel, ein Gegenbild zur Monumentalisierung der nationalen Klassik zu errichten, um die aus diesem sklerotischen Bild rührenden interkulturellen Störungen im vereinten Europa der Nachkriegszeit abzubauen. Für Adam ist das 17. Jahrhundert nachgerade „un siècle fou de liberté“, wozu er vor allem Autoren vor 1660 bemüht. In derselben Zeit versuchten andere das Jahrhundert der Klassik in ein Zeitalter des Barock umzudeuten oder auch Boileau als einen Vertreter der modernen Poesie zu lesen, wohingegen manche Manuels, wie z. B. jenes von Lagarde-Michard, noch die traditionelle Sicht der nationalen Klassik als Verbund von Literaturblüte und nationaler, auch militärischer Größe zu pflegen suchten. Spätestens mit dem von Pierre Nora initiierten Unternehmen der *Lieux de Mémoires* 1984–1992<sup>33</sup> wird indes deutlich, dass man sich der nationalkulturellen normativen Ordnungen grundsätzlich nicht mehr sicher ist.

Strukturell sichtbar wird dieser normative Geltungsverlust auch an zwei größeren literaturhistorischen Unternehmen zu Beginn des 21. Jahrhunderts, einmal die von Michel Prigent herausgegebene dreibändige *Histoire de la France littéraire*<sup>34</sup>, darunter der von Jean-Charles Darmon und Michel Delon herausgegebene Band *Classicismes: XVII<sup>e</sup> et XVIII<sup>e</sup> siècle*, zum andern die von Jean Dagen und Phillippe Roger besorgten Kolloquiumsakten *Un siècle de deux cents ans? XVII<sup>e</sup> et XVIII<sup>e</sup> siècles: continuités et discontinuités*<sup>35</sup> Die Einführung von Prigent beansprucht gegenüber den bisherigen, als eng kritisierten Sichtweisen auf die Literatur und ihre Geschichte größere Freiheit. Garantiert werden soll dies durch die Pluralbildung als Periodisierungsprinzip, indem die Rede von „renaissances“, „classicismes“ und „modernités“ die Schwerfälligkeit und Monumentalisierung der literaturgeschichtlichen Tra-

classique“ des 17. Jahrhunderts und traditionsfeindlich-kosmopolitischem (sc. statt nationalem) „esprit encyclopédique“ der Aufklärung.

<sup>32</sup> Antoine Adam, *Histoire de la littérature française au XVII<sup>e</sup> siècle*, 5 Bde. (Paris: Éd. Domat, 1948–56), Bd. 1, Vorwort.

<sup>33</sup> Pierre Nora, Hrsg., *Lieux de Mémoire*, hrsg. von Pierre Nora, 3 Bde. (Paris: Gallimard, 1997).

<sup>34</sup> Michel Prigent, Hrsg., *Histoire de la France littéraire*, hrsg. von Michel Prigent, 3 Bde. (Paris: PUF, 2006).

<sup>35</sup> Jean Dagen und Phillippe Roger, Hrsg., *Un siècle de deux cents ans? XVII<sup>e</sup> et XVIII<sup>e</sup> siècles: continuités et discontinuités*, hrsg. von Jean Dagen et Phillippe Roger (Paris: Éd. Desjonquères, 2004).

dition, vor allem jene der Manuels, vermeide.<sup>36</sup> Über „Classicismes“ heißt es:

« Classicismes ». Le pluriel retenu, celui – Descartes et les Lumières ne sont pas sans influences – de la volonté éclairée par la raison, ne masque pas un apogée, il marque une passion de l'équilibre, une chorégraphie (baroque?), des complicités, une recherche de la vérité – scientifique, artistique, morale, divine – fondée sur l'inquiétude et l'incertitude (« le silence éternel de ces espaces infinis m'effraie »), vérité religieuse.<sup>37</sup>

Das an Antoine Adam erinnernde Brio des Vortrags kaschiert nur mühsam die Intention, möglichst viele Richtungen der Interpretation bedienen zu wollen, die genaue Nennung von Akteuren zu vermeiden, Widersprüche nur anzudeuten, statt sie analytisch aufzulösen, wobei der „durch Vernunft aufgeklärte Wille“ eine bequeme Formel für die Verbindung des 17. und 18. Jahrhunderts artikuliert, die in ihrer Simplizität jener der didaktischen Kompendien in nichts nachsteht.

Speziell für das Verhältnis von Klassik und Aufklärung ist in diesem Rahmen der von Darmon und Delon herausgegebene Band zu betrachten, der zwei bis dahin immer politisch intentional und konfliktuell gedeutete Jahrhunderte nun exklusiv unter eine ästhetische Kategorie, die des Klassizismus, subsumiert, was man als Symptom der in der Gegenwart allseits beobachtbaren Krise der Geltung der Aufklärung lesen kann.<sup>38</sup>

Die Einführung für das 17. Jahrhundert von Jean-Charles Darmon beginnt mit einer Begriffsdiskussion. Deren Ziel ist wie bei Prigent eine De-Essentialisierung der gewohnten Periodisierungen, wozu verschiedene Epochenerteilungen erörtert werden, jede Definition auf ihre innere Spannung befragt wird, wobei in der Darlegung zwischen dem Ziel eines Wissens- und Erkenntniszuwachses und der Freude am reinen intellektuellem Spiel nicht immer klar zu unterscheiden ist. Das zentrale, auf ein Paradox hin angeleg-

<sup>36</sup> Vgl. auch Georges Forestier und Jean-Pierre Néraudau, Hrsg., *Un classicisme ou des classicismes?*, hrsg. von Georges Forestier et Jean-Pierre Néraudau (Pau: Publ. de l'Univ. de Pau, 1995).

<sup>37</sup> Prigent, Vorwort von *Histoire de la France littéraire*.

<sup>38</sup> Taine hatte mit der Auffassung von einem dem 17. und 18. Jahrhundert gemeinsamen „esprit classique“ eine einheitliche Sicht auf die Epoche geprägt und damit Foucaults epistemisch grundierte These vom Ende der Repräsentation im Übergang von der Klassik zur Moderne vorbereitet. Soweit ich sehe, spielen in der Gegenwart für solche Veränderungen des Blickwinkels auch wissenschaftspolitische bzw. wissenschaftsorganisatorische Gründe eine Rolle, indem die frühere finanzielle Förderung nach Jahrhunderten nun einer, mehrere Jahrhunderte umfassenden Schwerpunktbildung gewichen ist.

te Stichwort dieses orientierenden Beitrags zum 17. Jahrhundert lautet: „Les émerveillements de la raison“.

Michel Delon titelt seine Einleitung „Classicismes, Lumières et Romantismes“. Im Zentrum seiner Darlegung steht zunächst die Frage nach der Berechtigung der Annahme eines Neoklassizismus, der eigentlich eine Erfindung der Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts sei, um eine Gegenströmung zum Rokoko nachzuweisen. Delon folgt gleichwohl dieser Begrifflichkeit, die er mit den Stichworten Hellenismus und Energie, Tod und Vergänglichkeit der Geschichte sowie mit Revolution/Nation/Freiheit verknüpft. Ganz in der Absicht des Bandes, eine Zusammenschau beider Jahrhunderte zu ermöglichen, entwirft er schließlich eine Großepoche, die mit dem Klassizismus des 17. Jahrhunderts und der Gründung der Académie française beginne und mit dem Neoklassizismus des Zeitalters von Napoleon ende, der nicht nur die in der Revolution zuvor umstrukturierte Akademie wieder hergestellt habe, sondern insgesamt noch einmal an die Größe der Epoche Ludwigs XIV. anschließen wollte. Die Großepoche beginne und ende zugleich jeweils mit einer Querelle, mit dem Streit zwischen Anciens und Modernes sowie dem Streit zwischen „classiques“ und „romantiques“ der 1820er Jahre. Von Aufklärung ist nicht mehr die Rede. So ingenios der durchaus neue Perspektiven öffnende Beitrag geführt ist, so erscheint er doch auch als ein Denkspiel, in dem Bedeutung und Vielfalt der Aufklärung unterzugehen drohen. Zumindest wäre der Antiklassizismus der ‚Stürmer und Dränger‘ ebenso systematisch einzubeziehen wie die zivilisationskritische Dimension des Neoklassizismus, um, unter einem ästhetischen Etikett, ein auch nur halbwegs vollständiges Bild des 18. Jahrhunderts gewinnen zu können.

Dem Band „Classicismes“ geht zeitlich nur wenig voraus das Kolloquium *Un siècle de deux cents ans?*, das die beiden Jahrhunderte ebenfalls in einer Zusammenschau darstellen will und damit den Trend anzeigt, dass die weltanschaulichen Auseinandersetzungen um die richtige Deutung der Vergangenheit nicht mehr im Zentrum der Wissenschaftsgeschichte stehen und vor allem auch identitätsbildende nationalkulturelle Sichtweisen keine wichtige Rolle mehr spielen. Kontinuität und Diskontinuität bilden nun den Parameter der wissenschaftlichen Fragestellung. Das Mittel einer solchen Rekonzeptualisierung ist hier keine neue Definition, sondern die gelehrte Anstrengung in der Tradition des seit 1967 bestehenden, an der Sorbonne angesiedelten Centre d'études de la langue et des littératures françaises 17e–18e

siècles, das mit dem CNRS kooperiert und das seit 2014 wissenschaftsorganisatorisch mit den Renaissancestudien (Centre Saulnier) zu einem sogenannten CELLF 16–18 verknüpft ist.

Man sucht die Einheit der beiden Jahrhunderte, so das brillant geführte Vorwort von Jean Dagen, in drei ihnen gemeinsamen Referenzen. Zunächst die Referenz der Antike, die unterteilt wird in ein historisches, poetisch-artistisches, philosophisches und pädagogisch-stilistisches Modell; zweitens die Referenz Christlichkeit/Christentum, die sich auf die Effekte der Gegenreformation, die Bemühungen um ein Nationalepos in christlichem Geist und auf die Querelle des Anciens et des Modernes bezieht; schließlich die Referenz Wissenschaft, die auf die Kenntnis der Natur und des Menschen zielt. Als Repräsentanten dieser Einheit nennt das Vorwort Fontenelle, da dieser durch seinen Cartesianismus, seine Religionskritik, seinen Beitrag zur Querelle und durch seine Rolle als Secrétaire perpétuel der Académie des Sciences diese drei Referenzen verkörpert und nicht zuletzt durch sein mehr als biblisches Alter (1647–1747) in beiden Jahrhunderten gleichermaßen wirkte.

Die grundlegende theoretisch-methodische Konzeption des Bandvorworts pointiert folgende These:

Rapprochements inédits, résurrections d'œuvres et d'auteurs, le champ reste ouvert à l'érudition, d'autant plus qu'on se garde mieux du principe de raison suffisante, de l'hypothèse d'une continuité et d'un sens de l'histoire.<sup>39</sup>

„Klassik“ wie „Aufklärung“ erscheinen in dieser Darlegung begrifflich nur am Rande. Stark unterbelichtet bleibt vor allem die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Deutlich ist, wie im Band *Classicismes: xvii<sup>e</sup> et xviii<sup>e</sup> siècles* die Tendenz, Vereinfachungen zu vermeiden sowie jenen spezifischen, empirisch basierten Projekten den Weg zu öffnen. Inwieweit die oben genannten wissenschaftsorganisatorischen Maßnahmen der Politik zu solchen literaturgeschichtlichen Neuorientierungen beigetragen haben, wäre genauer zu untersuchen. Gleichwohl liegt dem Band, den eine wissenschaftsgeschichtliche Dominanz charakterisiert, auch ein weltanschauliche Haltung zugrunde, die wo nicht auf den Zeitgeist der Postmoderne so doch auf eine pessimistisch grundierte Abstinenz gegenüber jeglicher Geschichtsphilosophie verweist. Wenn, wie das obige Zitat ausweist, der Verzicht auf eine Vorstellung von Kontinuität und Sinn der Geschichte als wichtigste Voraussetzung für den Literaturhistoriker gelten soll, um eine bessere Ausrichtung der Forschung

<sup>39</sup> Dagen, Vorwort in *Un siècle de deux cents ans?*, 13.

zu erreichen, mag man angesichts der Wechselfälle der jüngeren Geschichte gute Gründe für eine solche Haltung anführen können, indes bleibt damit auch die Fortschrittsidee der Aufklärung als vierte Referenz der Epoche, für die Fontenelle ebenfalls exemplarisch hätte stehen können, uneingestanden bzw. unerklärt im Abseits.<sup>40</sup>

## Les hommes, les archives, les livres

### À propos du Fonds Paul Meyer conservé à la Bibliothèque Universitaire de Nancy

Richard Trachsler (Zürich)

**RÉSUMÉ :** Cette brève contribution présente le fonds Paul Meyer, conservé à la Bibliothèque universitaire de droit et sciences économiques de l'Université de Nancy. Ce fonds, qui est arrivé à Nancy par legs en 1918 ou 1919, avec la bibliothèque du savant parisien, contient quelques documents manuscrits et notes de Meyer, ainsi que quelques lettres qui lui ont été adressées. Ces lettres se trouvent aujourd'hui à Nancy et non à la Bibliothèque Nationale de France avec le reste de sa correspondance parce qu'elles étaient conservées à l'intérieur des livres. La plupart ont donc un rapport étroit avec le volume où elles ont été trouvées, rapport qui montre que Paul Meyer utilisait sa bibliothèque comme des archives où il rangeait des documents concernant ses amis et ses collègues.

**MOTS CLÉS :** Histoire de la discipline; Philologie Romane; Meyer, Paul; Bibliothèque Universitaire de Nancy

**SCHLAGWÖRTER :** Fachgeschichte; Romanische Philologie; Meyer, Paul; Bibliothèque Universitaire de Nancy

On le sait, aucune discipline qui se respecte ne peut faire l'impasse sur sa propre histoire ou, en bon allemand : « Kluge Köpfe haben ihren Fachgenossen gegenüber schon immer die Bedeutung der Fachgeschichte betont »<sup>1</sup>. L'histoire d'une discipline, comme l'histoire tout court, on le sait aussi, se niche dans les documents et les livres, qui sont conservés dans les archives et les bibliothèques. Or tous ces lieux de mémoire ont eux-mêmes leur histoire, ce qui fait qu'il faut savoir interpréter non seulement ce qui reste, mais aussi leurs silences et leurs lacunes. La présente contribution, en l'honneur de quelqu'un qui a passé beaucoup de temps dans ces lieux de mémoire pour les rendre parlants, à nous et à ceux qui viendront après, n'a que l'objectif modeste d'attirer l'attention sur un fonds peu connu qui mériterait d'être étudié davantage.

<sup>40</sup> Vgl. die weniger pessimistisch gehaltene Arbeit zum Fortschrittsthema von Jean Dagen aus den 1970er Jahren: *Histoire de l'esprit humain dans la pensée française de Fontenelle à Condorcet* (Paris: Klincksieck, 1977).

<sup>1</sup> Frank-Rutger Hausmann, *Das Fach Mittellateinische Philologie an deutschen Universitäten von 1930 bis 1950*, Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters 16 (Stuttgart : A. Hiersemann, 2010), 1.

L'actuel Bibliothèque universitaire de droit et sciences économiques de l'Université de Nancy abrite depuis 1918 ou 1919 le Fonds Paul Meyer<sup>2</sup>. Paul Meyer, co-fondateur et co-directeur de la *Revue critique d'histoire et de littérature*, de la *Romania* et de la *Société des Anciens Textes Français*, est aujourd'hui considéré comme l'un des plus grands philologues de tous les temps<sup>3</sup>.

Sa carrière est d'une cohérence rare : né à Paris en 1840, un an après son *alter ego* Gaston Paris, Paul Meyer entre à l'École des Chartes en 1858 et obtient son diplôme d'archiviste-paléographe en 1861. Il travaille par la suite dans différentes archives, d'abord dans le Midi, puis à Paris, et effectue surtout un grand nombre de missions dans les bibliothèques anglaises. À partir de 1869, il suppléa son maître Francis Guessard à l'École des Chartes, institution dont il devint secrétaire en 1872, mais il dut attendre 1882 et la libération du poste de Guessard pour devenir professeur titulaire. La même année, il succéda à Jules Quicherat, subitement décédé, à la direction de l'École des Chartes. Au Collège de France, il occupa la chaire de langues et littératures de l'Europe méridionale de 1876 à 1906<sup>4</sup>, qui complétait celle de Gaston Paris, centrée sur la littérature médiévale de France. Paul Meyer, « enfant de Paris »<sup>5</sup>, s'était en effet choisi la langue et la littérature occitanes comme champ de recherche privilégié et en était vite devenu l'un des meilleurs spécialistes de son temps.

<sup>2</sup> Il m'est agréable de remercier ici Madame Sylvie Bouchoule, la responsable du Fonds Paul Meyer à l'Université de Nancy, pour son accueil, sa disponibilité et la générosité avec laquelle elle a mis à ma disposition tout ce dont je pouvais avoir besoin.

<sup>3</sup> À la différence de ses contemporains, Gaston Paris et Joseph Bédier, qui ont tous les deux eu la chance d'avoir leur biographe, Paul Meyer n'a jamais fait l'objet d'une étude d'ensemble. Pour une première approche, on peut consulter Charles Ridoux, *Évolution des études médiévales en France de 1860 à 1914*, Nouvelle bibliothèque du Moyen Âge 56 (Paris : Champion, 2001), 959–74, qui doit beaucoup à Jacques Monfrin, « Paul Meyer (1840–1917) et la naissance de la philologie moderne », facilement accessible dans ses *Études de philologie romane*, Publications romanes et françaises 230 (Genève : Droz, 2001), 21–33. Voir aussi Charles Ridoux, « Paul Meyer : langues et littératures de l'Europe méridionale (1876–1906) », in *Moyen Âge et Renaissance au Collège de France : leçons inaugurales*, textes rassemblés par P. Toubert et M. Zink, avec la collaboration d'O. Bombarde (Paris : Fayard, 2009), 141–4. On trouvera de nombreux renseignements ponctuels dans le livre d'Ursula Bähler, *Gaston Paris et la Philologie Romane*, Publications romanes et françaises 234 (Genève : Droz, 2004), ainsi que dans son travail sur l'affaire Dreyfus, cité *infra*, note 8. L'édition de la correspondance Paul Meyer-Gaston Paris est actuellement en cours. Cette édition, préparée par Charles Ridoux, sera le troisième volume de la collection « L'Europe des philologues » aux Edizioni del Galluzzo (Florence).

<sup>4</sup> En réalité, il cessa d'enseigner en 1884, après avoir pris ses fonctions à l'École des Chartes.

<sup>5</sup> La formule se trouve dans le discours funéraire de son élève Antoine Thomas (avec Maurice Prou et Charles Mortet), « Nécrologie : Paul Meyer », *Bibliothèque de l'école des chartes* 78 (1917) : 429–46, 430 pour la citation. [www.persee.fr/doc/bec\\_0373-6237\\_1917\\_num\\_78\\_1\\_461028](http://www.persee.fr/doc/bec_0373-6237_1917_num_78_1_461028).

Docteur *honoris causa* des universités d'Oxford et de Saint-Andrews, il fut aussi membre d'un grand nombre d'académies étrangères, en plus de l'Institut de France, où il fut élu en 1884. Il mourut le 7 septembre 1917, mais ses dernières années avaient été difficiles et longues : selon les mots d'un ami, il avait « mis des années à finir de mourir »<sup>6</sup>.

Déjà à son époque, son autorité et son jugement étaient universellement respectés, même si une certaine austérité et l'exigence scientifique très élevée qu'il appliquait certes à lui-même, mais aussi, et publiquement, aux autres, ont contribué à forger de lui l'image d'un savant excessivement sévère qui contrastait avec celle de Gaston Paris. Ce dernier était décidément plus diplomate et plus mondain et, surtout, meilleur danseur que son ami et confrère<sup>7</sup>. Paul Meyer, lui, apparaissait rigoureux, implacable et incorruptible en toute circonstance, comme lorsqu'il lui fut demandé d'officier en tant que graphologue dans l'affaire Dreyfus et qu'il déclara, sur la base de son analyse de l'écriture des pièces à charge, que la main qui avait écrit ces lignes ne pouvait en aucun cas être celle du capitaine, mais appartenait au commandant Esterhazy<sup>8</sup>. Ses fortes convictions personnelles pouvaient, en cas de conflit, se transformer en inimitiés durables, dont certains, comme Wendelin Foerster, ont fait les frais. Mais d'autres collègues moins belliqueux que le professeur de Bonn se sont également attiré l'inimitié de Meyer, parfois pour des incidents mineurs, comme Karl Bartsch. Concernant la germanophobie de Paul Meyer, dont la critique fait souvent état, elle existe sans doute à un niveau général chez celui qui avait pris les armes pour défendre Paris en 1870–1871, mais cela ne l'empêcha pas d'entretenir individuellement de bonnes relations avec de nombreux collègues allemands, en particulier Hermann Suchier, comme le montre aussi sa correspondance<sup>9</sup>. En France,

<sup>6</sup> Thomas, « Nécrologie : Paul Meyer », 435.

<sup>7</sup> « Vous savez pourquoi Gaston Paris est un plus grand philologue que moi ? C'est parce qu'il sait danser », aurait-il lancé à Nyrop, professeur de Copenhague, lors d'une réunion mondaine. L'anecdote est rapportée par Thomas, « Nécrologie : Paul Meyer », 435.

<sup>8</sup> Voir à ce propos Ursula Bähler, *Gaston Paris dreyfusard : le savant dans la cité* (Paris : Éd. du CNRS, 1999).

<sup>9</sup> Sur la polémique autour d'Aiol, voir Susanne Friede, « Wendelin Foerster : Kristallisationsgestalt einer sich institutionalisierenden Romanistik », in *Bartsch, Foerster et C<sup>ie</sup> : la première romanistique allemande et son influence en Europe*, éd. Richard Trachsler, Rencontres 64 : Secteur Moyen Âge : Civilisation Médiévale 7 (Paris : Classiques Garnier, 2014), 63–81, en particulier 75 (avec bibliographie). Sur la relation avec l'Allemagne, voir l'observation laconique de Ridoux, *Évolution des études médiévales*, 974 et l'introduction à la correspondance entre Bartsch et Paris : *Karl Bartsch – Gaston Paris : Correspondance*, entièrement revue et complétée par Ursula Bähler

on n'a jamais pu lier son aversion à l'égard de Joseph Bédier à un événement concret, mais il est sûr qu'il lui préférait Alfred Jeanroy, plus philologue, comme il disait, et que son hostilité envers Bédier n'a pas aidé la carrière de ce dernier<sup>10</sup>.

De tous les savants de sa génération, Paul Meyer est probablement celui dont la production scientifique a le moins vieilli, on pourrait presque dire que sa valeur reste intacte. C'est lié à sa conception très factuelle, c'est-à-dire 'scientifique' au sens de l'époque, de la philologie. Paul Meyer est un chercheur qui met de l'ordre et qui a horreur de la spéculation gratuite. Il découvre des manuscrits, parle de leur contenu, date et localise les documents. Quand c'est utile ou nécessaire, il classe aussi les textes qu'ils contiennent, tâche monumentale quand les témoins sont nombreux et se répartissent en plusieurs rédactions. Personne d'autre n'aurait pu classer comme l'a fait Paul Meyer les manuscrits de l'*Histoire Ancienne jusqu'à César* ou proposer un classement raisonné des *Légendiers*<sup>11</sup>. C'est que tous ses travaux se nourrissent, tout simplement, d'une longue expérience des manuscrits, qui, alliée sans aucun doute à une intelligence exceptionnelle, lui a permis de voir juste. « Paul Meyer a toujours raison », écrivait Gaston Paris à Pio Rajna, témoignant de la réputation dont jouissait le savant de son vivant<sup>12</sup>. Il fallait en effet quelqu'un comme Ernst Robert Curtius, qui pratiquait une autre forme de philologie, pour écrire, le 9 août 1946, à son ami Friedrich Panzer, germaniste et médiéviste de son état : « Aber was Meyer vor 60 Jahren urteilte, braucht heute nicht mehr bindend zu sein »<sup>13</sup>. Le successeur de Foerster n'a pas tort, mais dans une discipline comme la littérature médiévale, où la certitude est rare, tout est affaire de jugement. Et celui de Paul Meyer est très souvent le

à partir de l'édition de Mario Roques, *L'Europe des Philologues : Correspondances 2* (Firenze : Edizioni del Galluzzo per la Fondazione Franceschini, 2015), XXX–XXXIX, en particulier sur l'affaire Kutschke.

<sup>10</sup> Voir le jugement sur Bédier rapporté par Alain Corbellari, *Joseph Bédier : écrivain et philologue*, Publications Romanes et Françaises 220 (Genève : Droz, 1997), 35, ainsi qu'ici même l'article d'Alain Corbellari, « Joseph Bédier vu par Paul Meyer ».

<sup>11</sup> Paul Meyer, « Les premières compilations françaises d'histoire ancienne : I. Les Faits des Romains. – II. Histoire ancienne jusqu'à César », *Romania* 14 (1885) : 1–81, 36–81 pour l'*Histoire ancienne* et « Légendes hagiographiques en français », *Histoire Littéraire de la France* 33 (1906) : 328–458.

<sup>12</sup> Cité en exergue de l'article d'Ursula Bähler, « Correspondance de Karl Bartsch et Gaston Paris (1865 à 1885) : Quatrième partie : 1872–1885 », *Romania* 121 (2003) : 1–42, 1.

<sup>13</sup> Ernst Robert Curtius, *Briefe aus einem halben Jahrhundert : eine Auswahl*, herausgegeben und kommentiert von Frank-Rutger Hausmann, *Saecula spiritalia* 49 (Baden-Baden : Koerner, 2015), 468.

plus sûr parce que personne, avant ou après lui, n'a étudié plus de manuscrits, ne connaît mieux l'ancien français et l'ancien occitan, et, surtout, n'a autant travaillé que lui.

L'autorité de Paul Meyer se lit entre autres dans les lettres qui lui étaient adressées. Du monde entier, les collègues, jeunes et moins jeunes, adressaient leurs publications au professeur du Collège de France, au directeur de l'École des Chartes ou au co-directeur de la *Romania*. Certains écrivaient à l'homme de pouvoir, d'autres au savant, d'autres encore aux deux. Bien que peut-être dans une mesure moindre que Gaston Paris, Paul Meyer, dans le paysage académique de son époque, était lui aussi une figure majeure, dont l'avis comptait, surtout en Angleterre<sup>14</sup>.

La plus grande partie de sa correspondance, c'est-à-dire les lettres qui lui ont été adressées, est aujourd'hui conservée à la Bibliothèque nationale de France<sup>15</sup>. Si le fonds Paul Meyer de Nancy en possède aussi, c'est pour une raison très particulière, liée à son origine : elles se trouvaient dans ses livres, acquis par la bibliothèque<sup>16</sup>. À l'origine, les livres n'étaient apparemment pas destinés à l'Université de Nancy, puisque Paul Meyer, avant sa mort, envisageait de léguer sa bibliothèque à l'Université de Strasbourg, où existait une longue tradition en philologie romane<sup>17</sup>. Quand il est décédé, en 1917, la situation politique, pour ce qui concernait l'Alsace, était si peu sûre que le gouvernement français a dû décider qu'il valait mieux rediriger le legs vers la Lorraine, où les livres sont arrivés en 1918. Par la suite, en 1919, un effort des

<sup>14</sup> En témoigne, par exemple, le petit mot de l'évêque de Londres, contenu dans le lot Meyer 7 du fonds Paul Meyer de Nancy, daté du 7 juillet 1900. En quelques lignes, simples et élégantes, écrites à la main et en français depuis Fulham Palace, l'évêque invite le savant parisien à faire partie d'une commission « pour faire des recommandations [sic] sur l'organisation des Archives provinciales [sic] et municipales ». Il s'agit de Mandell Creighton (1843–1901), qui fut professeur d'histoire à Cambridge avant d'être nommé évêque de Peterborough (1891) puis de Londres (1897).

<sup>15</sup> « Lettres adressées à Paul Meyer », Paris, BNF, naf. 24417–24428. Le détail des correspondants est contenu dans le manuscrit Paris, BNF, naf. 13247.

<sup>16</sup> Les circonstances de la constitution du fonds et de son arrivée à Nancy sont bien exposées sur la page Web de la Bibliothèque de l'Université de Lorraine : [http://ticri.univ-lorraine.fr/udlbul-col.fr/index.php/Fonds\\_Paul\\_Meyer](http://ticri.univ-lorraine.fr/udlbul-col.fr/index.php/Fonds_Paul_Meyer), consultée le 17 septembre 2017.

<sup>17</sup> Dans les années précédant la mort de Paul Meyer, le *spiritus rector* en la matière était l'Allemand Gustav Gröber, que Meyer n'apprécia pas beaucoup. Gröber était décédé en 1911 et c'est Oskar Schultz-Gora qui lui avait succédé. À partir de 1919, ce sera d'ailleurs l'Alsacien Ernest Hoepffner qui occupera le poste, ayant échangé le sien à Iéna contre celui de Schultz-Gora. Sur la situation strasbourgeoise, voir Frank-Rutger Hausmann, « Elsässische Romanistikprofessoren vor und im Ersten Weltkrieg », *Romanische Studien* 4 (2016) : 429–58.

collectivités et, surtout, la contribution importante de Basil Zaharoff, marchand d'armes et par ailleurs philanthrope et bienfaiteur de l'université, a permis l'acquisition permanente de ce fonds pour l'université de Nancy.

La bibliothèque de Paul Meyer consiste en environ 5700 livres imprimés et 7700 brochures et tirés à part, conservés depuis les années 1960 à la Bibliothèque des Lettres et Sciences humaines<sup>18</sup>. Ce même dépôt abrite deux autres volumes de Paul Meyer concernant les bibliothèques d'Angleterre, accompagnés de matériel supplémentaire de sa main<sup>19</sup>.

Sur le site originel de l'actuelle Bibliothèque universitaire de Droit et Sciences économiques, correspondant à l'emplacement de la Bibliothèque pluridisciplinaire d'origine, sont conservées les parties manuscrites de sa bibliothèque. Il s'agit en particulier des extraits de sermons latins (coté Meyer 3), du *Pitsot syllabairé gardounneu en 1879*, c'est-à-dire d'un Syllabaire du patois du département du Gard, composé en 1879 par Pellet, professeur à la Faculté des Lettres de Clermont-Ferrand (Meyer 4), du *Vocabulaire du patois de Bagnères-de-Bigorre* par Eugène Rolland (Meyer 5), d'un recueil de quarante-trois chartes originales du XIII<sup>e</sup> au XVI<sup>e</sup> siècle (Meyer 6) et des notes du savant sur des thèses de l'École des Chartes (Meyer 8). En outre, le fonds comporte un lot de notes et papiers divers extraits des livres de sa bibliothèque (Meyer 9). Il s'agit là de feuilles éparses, couvertes de notes qui se trouvaient à l'intérieur des livres.

Quant au lot Meyer 7, il contient des cartes et lettres qui lui ont été adressées<sup>20</sup>. Ces pièces se trouvaient elles aussi à l'intérieur des différents volumes de sa bibliothèque, et c'est pourquoi ils sont aujourd'hui à Nancy et non pas à la BnF. Elles sont au nombre de 314 et émanent de 225 correspondants différents. Pour un petit nombre de pièces, le correspondant n'a pu être identifié, en raison d'une signature illisible ou absente. Quelques rares lettres de Meyer se trouvent aussi dans le lot.

La plupart du temps, à vrai dire, il ne s'agit pas de lettres, mais de cartes, de billets, d'annonces diverses. Bien que leur contenu, d'après un premier sondage effectué, ne contienne pas de longs échanges ni de révélations particulières, ces documents ne sont pas moins utiles pour se faire une idée des

<sup>18</sup> Une bonne description est accessible en ligne : [www.calames.abes.fr/pub/#details-?id=D48040110](http://www.calames.abes.fr/pub/#details-?id=D48040110).

<sup>19</sup> Le matériel est coté, respectivement Meyer 1 et Meyer 2, mais a reçu, en plus, une cote de la Bibliothèque des Lettres : 88031 et 88033.

<sup>20</sup> Pour le contenu de l'épistolaire, voir [www.calames.abes.fr/pub/#details-?id=D48040110](http://www.calames.abes.fr/pub/#details-?id=D48040110). L'inventaire n'est pas totalement complet, mais rend bien l'idée générale du fonds.

personnes qui lui écrivaient et pour reconstituer donc les réseaux de Paul Meyer, mais encore faudra-t-il se garder de surinterpréter la présence d'une occasionnelle carte de visite comme la marque d'une relation suivie. On relève en tout cas un grand nombre de tels billets dont l'identification, pour certains, nécessiterait des efforts considérables. L'énorme collection de tirés à part, actuellement en cours de classement, fournira sans aucun doute des éléments plus probants à ce propos.

Les pièces rassemblées sous la cote Meyer 7 sont donc difficiles à exploiter parce qu'il y a une part de hasard qui a présidé à l'agglomération de ce lot. Souvent, assez clairement, il s'agit de papiers qui ont servi de marque-page et qui se sont glissés dans les livres par accident. On trouve ainsi l'ordre du jour de la séance trimestrielle de l'Institut de France du 2 avril 1887 et un petit mot du 23 mai 1893 concernant la réunion de la *Revue de l'Orient latin* prévue pour le lendemain qui doit être reportée en raison de la maladie d'un des membres. Le mot a sans doute servi de papier brouillon – il y a des notes au verso – puis de marque-page et a fini dans la correspondance à Nancy.

Ce qui est plus intéressant, c'est que certaines cartes et lettres se trouvaient dans les livres parce qu'elles ont un rapport direct avec le livre en question. De façon opportune, les bibliothécaires qui se sont chargés de l'inventaire du fonds ont parfois noté le volume où ils ont trouvé la carte ou la lettre. Ainsi la missive de l'abbé C. Allibert, une requête qu'il envoie à Paul Meyer en vue d'une candidature au concours des Antiquités de la France de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, devait se trouver dans son *Histoire de Seyne, son baillage et sa viguerie*<sup>21</sup>. On sait par exemple aussi que le mot de Paul Bergmans, qui écrit de Gand le 21 janvier 1901 pour demander le tiré à part d'un article et offre en échange son propre travail sur *Olivier de Castille*, était rangé dans l'ouvrage en question<sup>22</sup>. La carte un peu obséquieuse du jeune Giulio Bertoni, envoyée de Fribourg le 13 juillet 1908, accompagnant ses *Testi antichi francesi per uso delle scuole dei filologia romanza*, était restée dans le volume, de même que la lettre de Francis W. Bourdillon, envoyée de Buddington, Midhurst, Sussex, le 12 octobre 1906, pour accompagner ses *Early Editions of the Roman de la Rose*<sup>23</sup>. C'est le cas de la grande majorité des documents conservés

<sup>21</sup> Publiée en 2 volumes (Barcelonnette : A. Astoin, 1904).

<sup>22</sup> Paul Bergmans, « Un manuscrit illustré du *Roman d'Olivier de Castille* », *Messenger des sciences historiques, ou Archives des arts et de la bibliographie de Belgique* (1895) : 64–72.

<sup>23</sup> Giulio Bertoni, *Testi antichi francesi per uso delle scuole dei filologia romanza* (Roma-Milano : Società editrice Dante Alighieri, 1908) et Francis W. Bourdillon, *Early Editions of the Roman de la Rose* (London : Bibliographical Society, 1906).

à Nancy. Un auteur envoie à Paul Meyer son livre, accompagné d'une petite carte et le maître a laissé la carte dans le volume en question. Rien de plus naturel. La plupart du temps, ces cartes sont petites et le texte est court, sauf si l'auteur désire demander une faveur à Paul Meyer.

Ainsi Eugen Brauholtz, élève de Tobler et premier romaniste recruté à Cambridge (1859–1941). Fraîchement arrivé sur son nouveau lieu de travail, il envoie à Paul Meyer son livre sur *Die erste Parabel des Barlaam und Josaphat*, et demande courtoisement au maître s'il est encore activement en train de travailler à la description des manuscrits français conservés à Cambridge.

[1r°] 55, Hills Road, Cambridge, le 5 nov. 1884

Monsieur,

la petite brochure dont j'ai osé vous envoyer une copie étant, en quelque sorte, un modeste supplément à vos recherches fondamentales sur le roman de Barlaam et Josaphat j'espère qu'elle trouvera, malgré ses imperfections nombreuses, un accueil bienveillant de votre [1v°] part.

Résidant à Cambridge à présent je voudrais bien être utile à la science en continuant, avec votre permission, le travail heureusement commencé par vous sur les manuscrits français de Cambridge. Mais probablement vous n'avez pas renoncé à achever le travail vous-même. Dans ce cas, je vous prie de disposer librement de mes services : je serais heureux [2r°] de pouvoir contribuer, quelque peu qu'il fût, à un travail intéressant à plus d'un égard. D'autre part, si vous avez abandonné le projet de donner une description complète des manuscrits de Cambridge et que vous me permettiez de continuer votre travail, je vous prie de bien vouloir m'aider, au besoin, de votre riche expérience et de votre profonde connaissance des littératures du moyen-âge.

Daignez [2v°] agréer mes respectueux hommages.

Votre humble serviteur

E. Brauholtz

Heureusement, Paul Meyer n'avait pas renoncé à son projet. Brauholtz s'est ensuite éloigné du Moyen Âge, se concentrant sur son enseignement à King's College et publiant peu<sup>24</sup>. Au sein du Fonds Paul Meyer, ce type de document,

<sup>24</sup> Sur Brauholtz, voir l'entrée, due à Frank-Rutger Hausmann, dans *Romanistenlexikon*, [http://lexikon.romanischstudien.de/index.php~?title=Brauholtz,\\_Eugen\\_Gustav\\_Wilhelm](http://lexikon.romanischstudien.de/index.php~?title=Brauholtz,_Eugen_Gustav_Wilhelm), consulté le 5 octobre 2017. Meyer a continué à explorer les bibliothèques de Cambridge jusqu'en 1907. Il a fait relier ses différents articles parus de 1879 à 1907 dans la *Romania*, enrichis d'ajouts manuscrits, dans deux volumes reliés conservés dans le fonds Paul Meyer à la Bibliothèque universitaire de Lettres de Nancy sous la cote 88033.

pourtant court, figure parmi les plus longs. La plupart du temps, les textes accompagnant les publications sont plus brefs, parfois assortis d'une timide introduction pour justifier l'envoi – « C'est en suivant un conseil qu'a bien voulu me donner M. Suchier, professeur à Halle, que je prends la liberté de vous présenter un petit ouvrage [...] »<sup>25</sup> – et seuls les plus téméraires osent demander un petit compte rendu bienveillant du maître. Encore plus rarement, quelques-uns, dotés du goût du risque, discutent un compte rendu dont leur livre a fait l'objet<sup>26</sup>. Seules les femmes, en particulier Lucy Toulmin-Smith, bibliothécaire de Manchester College à Oxford, avec laquelle Meyer a co-édité les œuvres de Nicole Bozon, et la Comtesse M.-A. Gautier, écrivent plus librement et de manière presque enjouée à l'implacable savant<sup>27</sup>. Antoine Conio, un typographe marseillais dans le besoin, est également une exception<sup>28</sup>. L'écrasante majorité de la correspondance du fonds Paul Meyer est de nature professionnelle, ce qui n'a rien de surprenant vu que les papiers aujourd'hui à Nancy sont ceux qui se trouvaient dans les livres.

À cet égard, le fonds révèle d'ailleurs une particularité intéressante et touchante concernant Paul Meyer, ses livres et son rapport au monde. En effet, à bien y regarder, on voit que Paul Meyer ordonnait l'univers par rapport au seul système de classement digne d'un savant : celui de sa bibliothèque.

La petite note par laquelle Dietrich Behrens demande en allemand l'autorisation de reprendre, pour la nouvelle édition de sa grammaire, quelques documents imprimés par Philipon dans la *Romania*, est certes rangée dans l'exemplaire de la *Grammatik des Altfranzösischen* de Schwan-Behrens. Mais l'article de Philipon dont il s'agit a paru en 1910, et le mot est daté de « Giesen, 9. 5. 1911 »<sup>29</sup>. Or l'exemplaire de la *Grammaire* que possédait Meyer est la

<sup>25</sup> La note est datée du 25 septembre 1878 et signée par Oscar Kutschera, auteur d'une thèse intitulée *Le manuscrit des sermons français de saint Bernard, traduits du latin, date-t-il de 1207?* (Halis Saxonum : Typis karrasianis, 1878). Le mot était rangé dans le volume en question.

<sup>26</sup> Par exemple Heinrich Hagenmeyer, de *Ziegelhausen bei Heidelberg*, qui écrit le 3 février 1890, pour réagir à un compte rendu de Paul Meyer sur une de ses publications. Je reviendrai peut-être ailleurs un jour sur le cas de Dr. E. Wiechmann de Ludwigslust (Mecklenburg) qui écrit longuement, et à deux reprises, parce qu'il ne veut surtout *pas* de compte rendu.

<sup>27</sup> *Les Contes moralisés de Nicole Bozon*, éd. par Lucy Toulmin-Smith et Paul Meyer, SATF (Paris : Firmin Didot, 1889). Le fonds contient six lettres et cartes de sa main, datant d'entre 1881 et 1896, et trois lettres de la comtesse M.-A. Gautier datant d'entre 1905 et 1908.

<sup>28</sup> D'Antoine Conio, typographe à Marseille, deux longues lettres de 1904 figurent dans le fonds. Visiblement, Meyer lui a envoyé une petite aide financière, comme il ressort de la seconde lettre.

<sup>29</sup> Il s'agit de E. Philipon, « Les parlers du duché de Bourgogne aux XIII<sup>e</sup> et XIV<sup>e</sup> siècles », *Romania* 39 (1910) : 476–531.

9<sup>e</sup> édition, parue en 1911<sup>30</sup>. Le mot n'a par conséquent pas pu accompagner le volume où il a été conservé. Paul Meyer n'a donc pas laissé la carte dans un volume qu'il aurait reçu en même temps, il l'a classée là. Parfois, il est évident que le mot est arrivé après le volume. Quand Elphreda Fowler, auteure d'une thèse sur Gower, écrit :

Cher Monsieur,

je regrette beaucoup de vous avoir envoyé une rédaction (sic) mal faite et peu claire : je viens d'en faire une seconde, où j'espère avoir corrigé, autant qu'il m'était possible, les fautes de la première [...]»<sup>31</sup>.

La rédaction en question ne semble pas se rapporter au volume où la lettre a été retrouvée<sup>32</sup>. Meyer l'a placée là parce que là était sa place, comme dans une chemise où on aurait inscrit le nom d'une personne.

Ce système de classement est incontestable dans un grand nombre de cas, en particulier quand il y a plusieurs lettres d'un même correspondant : ainsi, le volume de Frederick Bliss Luquiens, *An Introduction to old French Phonology*<sup>33</sup>, contient deux lettres de 1909, l'une de septembre, qui a pu accompagner l'envoi du volume, l'autre du mois d'octobre. C'est encore plus incontestable quand les papiers qui sont rangés dans un livre donné ne sont pas de nature scientifique, mais personnelle : certains livres ont ainsi l'allure d'archives familiales, comme l'édition de Matfré Ermengau par Gabriel Azaïs, qui renferme, outre des lettres personnelles, le faire-part de mariage de sa fille Gabrielle en 1868 jusqu'à son faire-part de décès en 1887 et celui du père en 1888<sup>34</sup>. *Le origini dell'epopea francese* de Pio Rajna contient lui aussi plusieurs cartes postales du savant italien et le faire-part de décès de sa mère. Les faire-part du décès d'Albert Brunot, à l'âge de 46 ans, et de Mme Veuve Albert Brunot, tous les deux de 1906, sont abrités dans le premier volume de l'*Histoire de la langue française* du frère Ferdinand<sup>35</sup>. Le faire-part de décès d'Alfred Cohen, père de Gustave Cohen, est classé dans la traduction allemande de la *Mise*

en scène du théâtre religieux en France au Moyen Âge<sup>36</sup>. Celui de Madame Henry Jeanroy en 1903, mère [?] d'Alfred, est rangé dans les *Origines de la poésie lyrique*, alors que le faire-part de décès d'Adolphe Hatzfeld, du 5 octobre 1900, repose dans le *Dictionnaire général de la langue française*. L'édition du *Lai d'Aristote* par Pierre-Alexandre Héron sert d'écrin au faire-part de décès (1903) de son auteur. Dans un registre plus gai, l'annonce du mariage de la fille des Comparetti est rangée dans *Virgilio nel Medioevo* du père<sup>37</sup>...

On n'arrive plus bien à savoir dans quels volumes était rangée une autre catégorie de documents : les demandes de renseignement. Souvent, en effet, des collègues s'adressaient en désespoir de cause à Paul Meyer pour savoir si, d'aventure, il avait déjà rencontré tel ou tel titre, tel ou tel manuscrit. Ces demandes émanent naturellement de personnes qui étaient au contact avec les documents et n'étaient sans doute pas pour déplaire à Paul Meyer. William Dunn Macray, bibliothécaire à la Bodleian Library, pouvait par exemple lui adresser quelques lignes d'une sobriété toute anglaise sans s'encombrer de fioritures inutiles :

W. D. Macray, Bodleian Library, Oct. 27 (sans année)

My dear Sir,

Dr Neubauer<sup>38</sup> bids me venture to trouble you with a question, while sending you his kind regards. Can you tell me what book, probably a romance, is designated *Lunda Leys*? Such a book I am told was bequeathed by an English knight to his daughters in 1348, and it is desired to identify it.

*Lunda Leys* ne désigne pas une œuvre alors inconnue, mais est la forme très estropiée d'un titre dont Paul Meyer a inscrit la forme correcte au crayon sur la carte : *Lumière aus Lais*, un texte qui allait être édité un petit siècle plus tard seulement, mais dont il connaissait deux manuscrits, conservés dans les bibliothèques de Cambridge<sup>39</sup>. *It is desired to identify it*. Il suffit de demander. Paul Meyer a toujours raison.

<sup>36</sup> *Geschichte der Inszenierung im geistlichen Schauspielen des Mittelalters in Frankreich*, ins Deutsche übertragen von Constantin Bauer (Leipzig : W. Klinkhardt, 1907).

<sup>37</sup> Domenico Comparetti, *Virgilio nel Medioevo* (Firenze : Seeber, 1872).

<sup>38</sup> Il s'agit d'Adolf Neubauer, lui aussi bibliothécaire à la Bodléienne d'Oxford, spécialiste de manuscrits hébreux.

<sup>39</sup> *La lumere as lais by Pierre d'Abernon of Fetcham*, ed. G. Hesketh (London : Anglo-Norman Text Society, 1996–2000), 3 t. Paul Meyer, « Les manuscrits français de Cambridge : I. Saint John's College », *Romania* 8 (1879) : 305–42, en particulier 325–32 et « Les manuscrits français de Cambridge : II. Bibliothèque de l'Université », *Romania* 15 (1886) : 236–357, en particulier 287–9.

<sup>30</sup> Leipzig : O. R. Reiland, 1911, coté 85019.

<sup>31</sup> Lettre du 15 décembre (sans année), portant l'en-tête : « R. Elphreda Fowler, 41, rue Notre Dame des Champs (à la main), 20, Bardwell Road, Oxford ».

<sup>32</sup> R. Elfreda Fowler, *Une source française des poèmes de Gower* (Macon : Protat Frères, 1905).

<sup>33</sup> New Haven, Conn. : Yale University Press, 1909.

<sup>34</sup> Gabriel Azaïs, *Le Breviari d'Amor de Matfré Ermengaud* (Béziers-Paris : Secrétariat de la Société archéologique, 1862–81), 2 vol.

<sup>35</sup> Le premier volume de l'*Histoire de la langue française* avait paru en 1905.



# Fünf Souvenirs aus dem Schatzkästlein der Marburger Romanistin Freya Hobohm

Otilie und Werner Krauss, Leo Spitzer und Erich Auerbach

Martin Vialon (Oldenburg)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Fünf ausgewählte Dokumente (1 Postkarte und 4 Briefe) aus dem Nachlass der Romanistin Freya Hobohm werden vorgestellt und schließen an die von Frank-Rutger Hausmann begründete Methodik der synthetischen Fachgeschichtsschreibung der Romanistik an. Kommentierende Einführungen zu den Episteln gestatten detaillierte Einblicke in fachgeschichtliche Konstellationen, lebensgeschichtliche Zusammenhänge, eigene Widerstandshandlungen gegen die nationalsozialistische Diktatur, Erfahrungen des türkischen Exils, den Neubeginn in den USA und beziehen sich auch auf sprach- und literatursoziologische Konzepte, die von Leo Spitzer, Erich Auerbach und Werner Krauss vor 1933 und nach 1945 etabliert wurden.

**SCHLAGWÖRTER:** Fachgeschichte; Hobohm, Freya; Krauss, Otilie; Krauss, Werner; Spitzer, Leo; Auerbach, Erich

Das Denken wird Wort.  
(Werner Krauss, *Über den Standort der Sprache*, 1949.)

## I.

Mnemosyne, seit Hesiods Sukzessionsmythos, ist die personifizierte Mutter der Musen, die alles Geschehene weiß, sodass Vergangenes durch Erinnerung und Übung im Gedächtnis nachfolgender Göttergenerationen präsent bleiben konnte.<sup>1</sup> Später entstand bei Heraklit das Denken ohne Mythologie durch Begriffsbildung, denn er schuf aus der Kombination von Mneme und Logos und der Zusammenschau von Einzelem und Allgemeinem so

---

<sup>0</sup> Ich danke Renate Möller (Marburg) für die Überlassung der Briefmaterialien und ihre Erlaubnis, sie veröffentlichen zu können.

<sup>1</sup> Vgl. Hesiod, „Theogonie“ [ca. 700 v. Chr., Proömium], in Hesiod, *Sämtliche Werke: Deutsch von Thassilo von Scheffer* (Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, <sup>2</sup>1965), 1–48, hier 5.

die dialektische Grundlage des ersten wissenschaftlichen Weltbildes.<sup>2</sup> Diesem Grundprinzip, das allen tyrannischen Herrschaftsformen trotzte, folgt unser Jubilar, Freund und gelehrter Kollege Frank-Rutger Hausmann beim Prozess pathosfreier Aufzeichnung und Interpretation konkreter Eindrücke von Dingen und Erfahrungen: Wer die facettenreiche Fachgeschichte der deutschsprachigen Romanistik seit ihren romantischen Bonner Anfängen von Friedrich Diez studieren möchte, der liegt bei der Lektüre seiner monographischen Studien, Aufsätze, Essays, Editionen, Rezensionen und feuilletonistischen Artikel goldrichtig.

Kein anderer deutscher Geisteswissenschaftler hat in den vergangenen rund dreißig Jahren so intensiv über die Entwicklungs- und Institutionengeschichte der Romanistik im Deutschen Reich, in Österreich, der Schweiz, der Weimarer Republik und der Zeit des Nationalsozialismus systematisch geforscht. In den Fokus der Erinnerungsarbeit geraten die Lehrer-Schülerverhältnisse, die individuellen Glanzleistungen und Abstürze der Fachvertreter, die Entlassungen und Vertreibungen jüdischer Professoren sowie ihrer teils ‚arischen‘ Assistenten, die wenigen Widerstandshandlungen und bereitwilligen Anpassungen völkischer Baaldiener, die auswärtigen NS-Kulturbeziehungen und Weimarer Dichtertreffen, die mangelhafte Entnazifizierung sowie der Wandel der Methodologie und Forschungseinrichtungen in beiden deutschen Staaten nach 1945. Daher ist es nicht untertrieben, Frank-Rutger Hausmann als Doyen der quellengestützten Fachgeschichte der deutschen Romanistik zu bezeichnen, weil er viele Irrtümer, Traditionsverfälschungen und Paradoxien aufgedeckt hat. Seine Leser zieht Hausmann durch philologische Tiefenbohrungen in den Bann, die er in vielen Archiven vornimmt, um nicht nur einen sinnlichen Begriff vom Reichtum der geborgenen Urkunden zu vermitteln, sondern jene mikroskopischen Trouvaillen als Teile einer makroskopischen Geistes-, Sozial- und Kulturgeschichte der Moderne einzuordnen.

Die intellektuellen Voraussetzungen für diese Kärnerarbeit erwarb sich unser Jubilar durch ein Intermezzo als Jurastudent und das anschließende Studium der Geschichtswissenschaft, mittellateinischen, romanischen und germanischen Philologie, das er u. a. als wissenschaftliche Hilfskraft bei Hugo Friedrich in Freiburg absolvierte. Eine verblüffende Nebenbemerkung,

<sup>2</sup> Vgl. Heraklit, „Fragmente“ [6. Jh. v. Chr.], in *Die Vorsokratiker*, ausgewählt, übersetzt und erläutert von Jaap Mansfeld und Oliver Primavesi (Stuttgart: Philipp Reclam jun., 2012), 236–89, hier 249 (Fragment 2), 255 (Fragment 16), 263 (Fragment 46).

die Friedrich Mitte der sechziger Jahre beim gemeinsamen Vorbeischreiten am Mahnmal der ehemaligen Freiburger Synagoge machte, führte Hausmann – geistesgegenwärtig im replizierenden Nachfragen – zu seinem Lebensthema:

Eines Tages hielt Friedrich eher zufällig auf der Höhe dieses Mahnmals an und zeigte mit dem Stock auf eine gegenüberliegende Fensterflucht. ‚Hier war vor dem Krieg das Romanische Seminar‘, sagte er. Und die Nähe zum alten Synagogenplatz ließ mich unvermittelt fragen: ‚Was haben Sie denn am Morgen nach der Kristallnacht gemacht?‘ Er blickte mich erstaunt und leicht verunsichert an und sagte: ‚Oberseminar ..., natürlich‘. Dieses ‚natürlich‘ ist mir seitdem nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Ich wollte herausbekommen, was die nationalsozialistische Machtergreifung für die Romanistik bedeutete, und dies meint wiederum, was sie für die Beteiligten bedeutete. Diese waren so berühmte Romanisten wie Spitzer und Auerbach, von denen Friedrich oft erzählte, zumal von Spitzer, dessen Mitarbeiter er gewesen war.<sup>3</sup>

Die ambivalente Haltung Friedrichs, die mit der Ausblendung außerakademischer und damit politischer Prozesse verknüpft ist, die richtigerweise nicht „natürlich“ verlaufen, sondern von Menschen willentlich gestaltet werden, bildet den konkreten Ausgangspunkt für Hausmanns Aufarbeitung der romanistischen Fachgeschichte.<sup>4</sup> Dessen Umsetzung geschieht mit den Mitteln der verstehenden Kasusanalyse, sprach- und literaturwissenschaftlicher Stilkritik, Biographik, Enzyklopädik, Bücher-, Quellen- und Handschriftenkunde, faktenorientierter und transdisziplinärer Deutungsarbeit. Aus dieser Verschränkung geisteswissenschaftlicher Hilfsinstrumente ent-

<sup>3</sup> Frank-Rutger Hausmann, *„Aus dem Reich der seelischen Hungersnot“: Briefe und Dokumente zur Fachgeschichte der Romanistik im Dritten Reich* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 1993), V.

<sup>4</sup> Es sei auf den Aufsatz verwiesen, der die Keimzelle von weiteren Standardwerken bildet: Frank-Rutger Hausmann, „Die nationalsozialistische Hochschulpolitik und ihre Auswirkungen auf die deutsche Romanistik von 1933 bis 1945“, in *Deutsche und österreichische Romanisten als Verfolgte des Nationalsozialismus*, hrsg. von Hans Helmut Christmann, Frank-Rutger Hausmann und Manfred Briegel (Tübingen: Stauffenburg, 1989), 9–54; *„Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg: die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945)* (München-Dresden: Dresden University Press, 1998, 2001, dritte, erw. Aufl. in Heidelberg: Synchron, 2007); *„Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“: deutsche Romanistik im „Dritten Reich“* (Frankfurt am Main: Klostermann, 2000); *„Dichte, Dichter, tage nicht!“: Die Europäische Schriftsteller-Vereinigung in Weimar 1941–1948* (Frankfurt am Main: Klostermann, 2004); *Die Geisteswissenschaften im „Dritten Reich“* (Frankfurt am Main: Klostermann, 2011); Ernst Robert Curtius, *Briefe aus einem halben Jahrhundert: eine Auswahl*, hrsg. und komm. von Frank-Rutger Hausmann (Baden-Baden: Valentin Koerner, 2015).

steht eine historisch-kritische Methodologie, wodurch sich Hausmanns synthetischer Forschungsansatz auf den innovativen Nenner bringen lässt.

Als Wilderer im fachfremden Gebiet hatte mich die Lektüre der *seelischen Hungersnotnachrichten* zu eigenen Nachforschungen inspiriert. Die erstmals veröffentlichten Korrespondenzen zwischen Spitzer und Friedrich und der Briefe, die Friedrich mit Vossler wechselte sowie jene, die Curtius, Schalk und Hess an Friedrich richteten, geben differenzierte Einblicke in die Konstellationen und Themenstellungen des Faches, sodass die neu erschlossenen Kontexte berücksichtigt werden konnten.<sup>5</sup> Von meinem Marburger Mentor, dem Idyllen- und Aufklärungsforscher E. Theodor Voss betreut, sprang Hausmann, der seit 1992 in Freiburg lehrte, nach Anfrage ohne zu zögern extern als Zweitgutachter hinzu. Seit unserer ersten Korrespondenz Mitte der neunziger Jahre wechselten viele Briefe und später Mails, in denen er als unermüdlicher Ratgeber und offen-kritischer Gesprächspartner während meiner dreizehnjährigen Lehr- und Forschungstätigkeit in Istanbul (Oktober 2000 bis Dezember 2013) wirkte.

Solch stete Unterstützung in guten und trüben Zeiten vergisst man ebenso wenig wie die Formulierung, dass ich „unser Mann in Istanbul“ sei. Ich verstand sie als Ansporn, den schöpferischen Istanbuler *genius loci* des Exils, vertreten durch Spitzer, Auerbach und deren deutsche und türkische Assistenten, weiter zu beackern.<sup>6</sup> Jedoch konnte die nachempfundene Präsenz der romanistischen Schutzgeister vom Bosphorus nicht verhindern, dass durch die seit 2002 im Amt befindliche AKP-Regierung ein regressiver Gesellschaftsprozess eintrat. Deren majoritäres Demokratieverständnis schließt das freie und praxisbezogene Operieren mit dem kritischen Aufklärungs- und Politikbegriff eines Solon, Seneca, Montesquieu, Kant, Marx oder Adorno aus, weil sie dem Individuum einen festen und verantwor-

tungsvollen Rang im öffentlichen Diskurs jeweiliger Epochen zugewiesen und den Prozess der Degeneration des Staates zur Despotie sowie Formen möglicher Widerstandshaltungen gezeigt hatten.<sup>7</sup>

## II.

Zum Dank für die konstruktive Geistesverbindung, die seit meiner Oldenburger Habilitierung<sup>8</sup> und der Berufung auf eine Professur für Kulturphilosophie und Komparatistik an die Yeditepe University (2012) das freundschaftliche, nicht weniger achtungsvolle Du in der Anrede einschließt, sei Dir, lieber Frank-Rutger, eine Quellengabe gereicht, die aus dem Schatzkästlein der Marburger Romanistin Freya Hobohm (1904–1994) stammt. Deren Nichte, Renate Möller, hatte es mir nach Hobohms Tod zur Bearbeitung übergeben. Die fünf edierten Souvenirs, in diplomatischer Form mit Überlieferungszeilen wiedergegeben, behalten die Originalschreibweise und Interpunktion unverändert bei und lassen so auch die Materialität von Schrift und Papier nachfühlbar werden. Auf die Lemmatisierung wurde verzichtet und stattdessen den Medaillons erläuternde Einleitungen vorangestellt.

Freya Hobohm, die Empfängerin der Schreiben (eine Postkarte und vier Briefe: 1937–1969), ist Kennern keine Unbekannte. Sie studierte während der zwanziger Jahre in Paris und Marburg romanische und germanische Philologie und wurde im Mai 1931 von Spitzer mit einer Studie über den ästhetischen Einfluss des französischen Symbolismus auf das dichterische Werk Stefan Georges in Marburg promoviert.<sup>9</sup> Auf dem Weg der Stilanalyse wendet sie die Lehre ihres Mentors an, um so die seelischen Vorgänge, ästhetischen Umstilisierungen und Eigenheiten zu verdeutlichen, die Georges Übertragungen und seine Gedichte auszeichnen. Hobohm war 1931 und 1932 Assistentin in Marburg und Köln, wo sie jeweils Proseminare im

<sup>5</sup> Vgl. Martin Vialon, „Literaturwissenschaft, Exil und Widerstand dargestellt am Beispiel von Erich Auerbach, Walter Benjamin und Werner Krauss“ (Phil. Diss., Marburg, 1999).

<sup>6</sup> Erwähnt seien: „Traugott Fuchs zwischen Exil und Wahlheimat am Bosphorus: Meditationen zu klassischen Text- und Bildmotiven“, in *Istanbul: geistige Wanderungen aus der „Welt in Scherben“*, hrsg. von Georg Stauth und Faruk Birtek (Bielefeld: Transcript, 2007), 53–129 und die Anthologie von türkischen und deutschen Essays und Briefen: *Yabanın Tuzlu Ekmeği [Das salzige Brot der Fremde]; Erich Auerbach'dan Seçme Yazılar; Hazırlayan [Herausgeber] ve Sunan [Einleitung, 9–89; Biographische und chronologische Zeittafel, 93–6; Vorwort zu den Briefen, 293–298; Briefe: Auerbach an W. Benjamin: 3.1.1937; an J. Oeschger: 27.5.1938; an K. Vossler: 8.6.1938; an T. Fuchs: 22.10.1938; an M. Hellweg: 22.5.1939, 299–315]; Martin Vialon. Çevirenler [Übersetzer]: Sezgi Durgun, Haluk Barışcan, Cevdet Perin, Fikret Elpe (Istanbul: Metis Yayınları, 2010).*

<sup>7</sup> Vgl. zur Türkeientwicklung, die nach dem vereitelten Putsch vom Juli 2016 und den repressiven Gegenmaßnahmen eintrat: „BirGün interview with Prof. Vialon: Academia in Turkey under pressure“, geführt von Meltem Yilmaz und Martin Vialon, *BirGün Daily*, 23.02.2017. Türkische Fassung: „Nazi uygulamaları ile paralellik gösteriyor“. Nazi Zulmünden Kaçan Akademisyenleri Araştırma Martin Vialon, *Türkiye’deki İhraçları Değerlendirdi* [=„Die Entlassungen in der Türkei weisen Parallelen mit Nazi-Praktiken auf“]. Martin Vialon, der Forschungen über Akademiker betreibt, die vor den Nazis flohen, bewertet die Entlassungen in der Türkei], *BirGün*, 20.02.2017, 13.

<sup>8</sup> Martin Vialon, *Kulturphilosophie im 20. Jahrhundert in hermeneutisch-philologischer Hinsicht mit historischen Rekursen* (Habil.-Schrift, 2011).

<sup>9</sup> Freya Hobohm, *Die Bedeutung französischer Dichter in Werk und Weltbild Stefan Georges (Baudelaire, Verlaine, Mallarmé)*, Kölner Romanistische Arbeiten 3 (Marburg: Elwert, 1931).

Auftrag Auerbachs und Spitzers erteilte. Sie verblieb nicht an der Universität, sondern schlug 1933 die Schullaufbahn ein und verweigerte sich der nationalsozialistischen Ideologie, was ihr mehrfache Maßregelungen, beamtenrechtliche Nachteile, eine große Anzahl von Versetzungen und Unterrichtsverpflichtungen im Fach Sport während der NS-Zeit einbrachte. Ihre Ausnahmestellung im Marburger und Kölner Assistentenstab ergibt sich aus dem Faktum, dass sie als einzige Romanistin mit Auerbach, Spitzer und Krauss enge menschliche und fachliche Verbindungen vor, während und nach der Zeit des Nationalsozialismus pflegte. Dabei ist ihre Freundschaft mit Krauss die längste und festeste innerhalb des methodologisch heterogen ausgerichteten Romanisten-Triumvirats gewesen. Hobohms mutige Unterstützung von Krauss lebensbedrohlicher Situation während der Haftzeit (vgl. hier den Brief von Otilie Krauss an Freya Hobohm: 14. 9. 1944) bildet die existentiell-emotional verbindliche Grundlage, die bis in die frühen siebziger Jahre hielt.<sup>10</sup>

Aus der folgenden Postkatennotiz des Jahres 1937 geht hervor, dass Hobohm Kenntnisse von Krauss' unpublizierter Habilitationsschrift *Über die ästhetischen Grundlagen des spanischen Schäferromans* (1932, 185 S.) hatte, die Auerbach betreute. Offenbar war sie auch wegen ihrer George-Affinität, in dessen Dichtung die Arkadien-Thematik als spekulatives Geschichts- und Wunschbild ausgeprägt ist, eingeweiht in Erörterungen eines Folgeaufsatzes, in dem Krauss, anknüpfend an seine durch Auerbach inspirierte literatursoziologische Methodik, den Wandel und die Rezeption der antiken Bukolik von Theokrit, Vergil, Fontenelle, Houdar de la Motte, Geßner, Schiller und Hegel bis zu Nietzsche darlegte. Im Rückgriff auf die Lehre des römischen Rhetorikers Aelius Donatus (320–380) verdeutlicht Krauss, dass Vergil in seinen poetischen Werken *Bucolica*, *Georgica* und vor dem Hintergrund des augusteischen Prinzipats geschriebenen Epos *Aeneis* drei Entwicklungsstufen der menschlichen Gesellschaft markierte: Hirten und Ackerbauern, die von der Feudalklasse und ihren Kriegern beherrscht wer-

<sup>10</sup> Vgl. zu weiteren Lebensdaten: Martin Vialon, „Aber wird erst der wahrhaft Leidende ganz frei: Freya Hobohm – Werner Krauss: eine unbekannte Freundschaft. Unveröffentlichte Briefquellen unter Berücksichtigung ihrer literaturgeschichtlichen Implikationen“, in *Werner Krauss: Wege – Werke – Wirkungen*, hrsg. von Ottmar Ette, Martin Fontius und Peter Jehle (Berlin: Arno Spitz, 1999), 161–90. Martin Vialon, „Ein Exil-Brief Erich Auerbachs aus Istanbul an Freya Hobohm in Marburg, versehen mit einer Nachschrift von Marie Auerbach (1938) – Transkription und Kommentar“, *Trajekte: Zeitschrift des Zentrums für Literaturforschung* 5, Nr. 9 (Okt. 2004): 8–17.

den. Erzählerisch verkörpern diese drei Werke die niedere, mittlere und pathetisch-gehobene Stilart, so dass „hinter den Stilarten das Walten der Seinsformen“<sup>11</sup> zu erkennen ist. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Ikonographie der Postkarte: Die evangelische Kirche der Gemeinde Vaihingen-Rohr, umgeben von wenigen Wohnhäusern, ist in eine pastorale Waldlandschaft gebettet. Ironisierend stilisiert sich Krauss so als säkularer Hirte, dessen weiterer Weg sowohl dem sublimen Überbaubereich der Literatur verbunden bleibt wie auch in die Eschatologie des politischen Widerstandskampfes münden sollte.

Werner Krauss  
Stuttgart-Rohr  
Waldstr. 32

Fräulein Dr. Fr. Hobohm  
Marburg/Lahn  
Orléonsstrasse 9

Stuttgart, 9. August 37

Liebes Fräulein Hobohm!

Vor meiner Abreise konnte ich nicht mehr zu Ihnen kommen; hoffentlich aber werden Sie im September noch in Marburg sein. Hier ist es so unerträglich idyllisch wie auf umstehender Postkarte. Ich arbeite fieberhaft an meiner nun einzureichenden Pastoralarbeit so dass alles aufeinander abgestimmt ist. Sehr herzlich!

Ihr W. Kr.

*Überlieferung:* Nachlass Freya Hobohm (M. V., Oldenburg). Postkarte m. e. U. (89 : 141 mm). Beschrieben mit schwarzer Füllfederhaltertinte.

### III.

Dass es innerhalb der Marburger, Kölner und Istanbul Konstellationen um Spitzer und Auerbach familiär zugeht und unter der Bedingung gefestigter Freundschaften existentiell-leidvolle Erfahrungen mitgeteilt wurden, belegt die folgende Epistel Spitzers vom Sommer 1938. Temperamentvoll berichtet er über nostalgische Marburg- und Istanbul-Reminiszenzen und erste Eindrücke, die sich auf die pragmatische Einstellung vieler Studenten in den USA und einen weniger spekulativen, sondern vielmehr elastischeren Begriff von Geisteswissenschaft beziehen, den Spitzer, angeregt durch das veränderte Milieu auf der terra aliena der Neuen Welt, noch zu entwickeln

<sup>11</sup> Vgl. Werner Krauss, „Über die Stellung der Bukolik in der ästhetischen Theorie des Humanismus“ [1938], in Werner Krauss, *Gesammelte Aufsätze zur Literatur- und Sprachwissenschaft* (Frankfurt am Main: Klostermann, 1949), 68–93, hier 79.

und in die Debatten der Humanities einzubringen suchte (vgl. hier: Auerbachs Brief an F. Hobohm: 25. 8. 1948). Anders als bei Auerbach, dem Spitzer das akademische Scheitern in den USA voraussagt, ist die Wahrnehmung der amerikanischen Lebenswelt anfänglich geprägt vom Verlust metaphysisch nicht teilbarer Erfahrungen im Kreis einer folgsamen Gemeinschaft von Gleichgesinnten. Dies sollte sich erst später ändern, als Spitzer in Anna Grandville Hatcher (1905–1978) und Angela (Levi) Bianchini zwei Schülerinnen fand, die ihn bewunderten. Bianchini, 1921 geboren, musste aufgrund der italienischen Rassegesetze ihr Land verlassen und kam 1941 an die Johns Hopkins University, wo sie Spitzer im September kennenlernte und 1946 bei ihm promovierte. In ihrer *Hommage an Leo Spitzer* hält sie den ersten Moment ihrer Begegnung fest:

Damals besuchte ich auch die erste Vorlesung Spitzers. Ich wußte nichts über ihn, nur, daß er berühmt und eine schwierige Persönlichkeit war. Jemand, der einen ‚befangen machte‘. Mir war wirklich nicht bewußt, daß er sich um einen der großen Philologen seiner Epoche handelte. Mit anderen Worten, ich wußte eigentlich überhaupt nichts über den Mann, der mir schon bald als eine faszinierende und komplexe Person gegenüberzutreten sollte.<sup>12</sup>

Der Rückblick Bianchinis, die in den fünfziger Jahren nach Italien zurückkehrte, wo sie als Schriftstellerin, Übersetzerin und Literaturkritikerin auch mit Elena Croce zusammenarbeitete,<sup>13</sup> macht zweierlei deutlich: Spitzer war sich seiner intellektuellen Ausstrahlungskraft nicht immer bewusst und neigte zu emotionalen Übertreibungen, die sich auch in seinem Agieren gegenüber Freuden und Schülern widerspiegeln. Exemplarisch so in der Epistel an Hobohm, die seinen Brief auf Umwegen empfing, als sie an der Städtisch-Höheren Landwirtschaftsschule in Weilburg unterrichtete und 1938 die ideale Ansprechpartnerin war, um ihr eigene Lebenssorgen und philosophische Reflexionen anzuvertrauen. In Spitzers Familie verkehrend, kannte sie die genauen Verhältnisse und erfuhr, dass ihr österreichisch-jüdischer Mentor seit 1919 mit der aus einem protestantischen Elternhaus in Breslau stammenden Emma Kandziora verheiratet war. Deren Sohn

<sup>12</sup> Angela Bianchini, „Rückkehr nach Johns Hopkins – Hommage an Leo Spitzer (Übersetzung und Kommentar: Frank-Rutger Hausmann)“, *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte* 35, Nr. 1/2 (2011): 135–60, hier 140–1 (dort auch der Briefauszug Spitzers an Hobohm, den ich Hausmann zur Verfügung stellte).

<sup>13</sup> Vgl. zu weiteren Lebensdaten Bianchinis: Bernhard Hurch, Hrsg., *Leo Spitzers Briefe an Hugo Schuchardt*, unter editorischer Mitarbeit von Niklas Bender und Annemarie Müllner (Berlin und New York: de Gruyter, 2006), Einleitung: VII–LV, hier XXXV–VI.

Wolfgang Spitzer (1922–2013) hatte sie als Kind bei Besuchen in der Marburger Wohnung (Schwanallee 39) erlebt. Er war später als US-Offizier an der Befreiung vom Faschismus beteiligt, studierte danach Romanistik und hatte von 1951 bis 1991 am Sarah Lawrence College gelehrt.

Spitzers vielschichtiger Brief, in dem er die persönliche mit einer politischen Ebene verknüpft, zählt zu den wenigen Dokumenten, in denen er offen über die Auflösung seines Liebesverhältnisses mit Rosemarie Burkart (1905–2002) spricht und sich auf eine frühere Äußerung Hobohms bezieht, die Burkart aufgrund charakterlicher Schwächen nicht als adäquate Partnerin anerkannte. Sie wurde von Spitzer 1932 mit der Arbeit *Die Kunst des Maßes in Mme de Lafayettes „Princesse de Clèves“* in Köln promoviert, folgte ihm als Nazigegnerin nach Istanbul, kehrte durch die Heirat mit dem Journalisten Kurt Heyd (1906–1981) nach Deutschland 1941 zurück und war in Berlin als Referentin einer rundfunkpolitischen Abteilung für Orientberichterstattung tätig gewesen. Die autobiographische Erzählperspektive aktiver Passio und deren kathartische Überwindung, an der Spitzers im Sommer 1937 unternommene Istanbul-Reise zu seiner Geliebten nichts ändern sollte, fügt sich ein in die von Hausmann und Gumbrecht vorgenommenen Deutungen der krisenhaften Exilsituation.<sup>14</sup>

Daneben zog Spitzer eine Horizontale politischer Wissenschafts- und Zeitkritik ein, die den weiteren Anlass des Schreibens bildet. Nach seiner Wiener Habilitation bei Wilhelm Meyer-Lübke benötigte er zwölf Jahre, um durch Unterstützung von Vossler sein erstes Ordinariat in Marburg 1925 zu erreichen. Seit 1930 in Köln lehrend, fühlte er sich als Paria und diagnostizierte antidemokratische und antisemitische Entwicklungen innerhalb des sektenhaften George-Kreises, für deren Verbreitung der mythologische Nietzsche-Exeget und chauvinistische Germanist Ernst Bertram (1884–1957) mit seinem „Hang zum Arkanen“<sup>15</sup> sorgte. Bertram, der die Machtübernahme Hitlers und die Bücherverbrennung begrüßte,<sup>16</sup> hatte Hobohm das erhoffte gute Ergebnis bei ihrer wissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt

<sup>14</sup> Vgl. Hausmann, „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“, 223–322. Hans Ulrich Gumbrecht, „Methode ist Erlebnis: Leo Spitzers Stil“ [2001], in ders., *Vom Leben und Sterben der großen Romanisten: Carl Vossler, Ernst Robert Curtius, Leo Spitzer, Erich Auerbach, Werner Krauss* (München: Carl Hanser, 2002), 72–151, hier 104–16. Gumbrecht zitiert einen längeren Briefauszug vom 6.6.1935 an Vossler, in dem Spitzer seine Geliebte portraitiert und mitteilt, dass sie ihn von „ewigen Minderwertigkeits- und Selbstzersetzungsleiden“ (112) befreit habe.

<sup>15</sup> Ulrich Raulff, *Kreis ohne Meister: Stefan Georges Nachleben* (München: C. H. Beck 2009), 223.

<sup>16</sup> Vgl. Hausmann, *Die Geisteswissenschaften im „Dritten Reich“*, 549–50.

an höheren Schulen aufgrund ihrer Spitzer-Anhängerschaft im Dezember 1932 versagt. Offenbar war Spitzer bekannt, dass Hobohm über eine Verbindung mit dem nationalkonservativen Historiker und Lyriker Friedrich Wolters (1876–1930) verfügte, der gemeinsam mit Friedrich Gundolf das lebensphilosophisch-modernitätskritisch ausgerichtete *Jahrbuch für geistige Bewegung* (1910–12) herausgegeben hatte und von 1920 bis 1923 in Marburg lehrte.<sup>17</sup> Nach dem ideellen Bruch Georges wegen Gundolfs Widmung seines Buches über *Heinrich von Kleist* (1922) – sie richtete sich an die Nationalökonomin und Dichterin Elisabeth Salomon (1893–1958), die Gundolf 1926 heiratete – übernahm Wolters neue organisatorische Führungsaufgaben. Er hatte zwischen 1922 und 1923 als Quartiermeister die Marburger Besuche des Meisters bei dessen neuem Stern, dem Germanisten und Dichter Max Kommerell, vorbereitet. Dass die junge Hobohm an den Treffen des Marburger Männerbundes teilnahm, der sich um Wolters, Johann Anton, Ewald Volhart, George, Kommerell und Walter Elze bildete, ist nicht belegt. Aber dass sie als Abiturientin des Realgymnasiums Marburg und junge Studentin 1924 davon hörte, ist möglich, zumal die Treffen in der Schwanallee 50 (Wolters' Wohnung und Garten) stattfanden, die nur wenige Gehminuten von Hobohms Elternhaus im Marburger Südviertel gelegen war.

Spitzers Konversationsaufnahme, zu der er sich nach der schmerzvollen Erfahrung der Kölner Zwangsentlassung vom April 1933 und dem dreijährigen Istanbul Exil durchringen musste und sie sich umgekehrt gewünscht hätte, nährt sich aus emotionalem „Groll“, den er durch die Hobohm unterstellte Ambivalenz in politischen und methodologischen Dingen begründet. Er wirft ihr die im George-Kreis vertretene Auffassung der Inkompatibilität des Geistig-Ästhetischen und des Politischen vor, die seiner komplementären Konzeption sprach- und literaturwissenschaftlich veranschaulichter Ideologiekritik widerspricht.<sup>18</sup> Dass der sprachliche Formcharakter der Dichtung dystopische Funktionen verkörpern kann, ist beim völkischen

<sup>17</sup> Hobohms Briefe an Wolters und ihre frühen Gedichte werden im *Stefan George Archiv* der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart aufbewahrt. Das von Achim Aurnhammer, Wolfgang Braungart, Stefan Breuer und Ute Oelmann herausgegebene Werk *Stefan George: ein Handbuch*, 3 Bde. (Berlin und Boston: de Gruyter, 2012) enthält keinen biographischen Eintrag über Hobohm.

<sup>18</sup> In den Briefen an Hugo Schuchardt hatte Spitzer mehrfach auf die Nichttrennung von Politik und Literaturdeutung am Beispiel Mussolinis, Hitlers, Ariosts und Dantes hingewiesen. Vgl. Hurch, *Leo Spitzers Briefe an Hugo Schuchardt*, 386–8 (Spitzer an Schuchardt: 13. 1. 1926, 390f; 17. 2. 1926, 392–394; 24. 2. 1926, 393) und die Einleitung Hurchs mit dem Kapitel „Der politische Spitzer“ (XXII.–XXIX.).

Bertram sichtbar, der den Titel von Georges letztem Gedichtband *DAS NEUE REICH* (1928) als Ausgangspunkt seiner Umdeutung benutzte, um so den Aufbruch ins „Dritte Reich“ als „Antithese“<sup>19</sup> gegen den Weimarer Staat massenpsychologisch und demagogisch zu befeuern. Auf entgegengesetzte Weise hatten sich zwar andere Mitglieder des George-Kreises wie die Gebrüder Stauffenberg gegen das Klirren „völkische[r] banner“<sup>20</sup> gewendet, aber das späte und missglückte Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 markiert zugleich das politische Scheitern des „Geheimen Deutschland“.

Prof. Dr. Leo Spitzer  
The Johns Hopkins University  
Baltimore 18, Maryland

Dr. Freya Hobohm  
Orléonsstrasse 9  
Marburg  
7. 6. [1938]

Liebe Freya,

Ich weiß nicht ob es recht ist wenn ich Ihnen schreibe, und doch sagt mir mein Gefühl ich solle es tun. Ich hätte gern gewünscht, Sie hätten es zuerst getan, bei einer der zahlreichen Gelegenheiten, die mein bewegtes Schicksal ergab. Wenn Sie es nicht taten, so vielleicht weil Sie irgend einen geheimen Groll gegen mich hatten, den auch die Veränderung der Weltlage nicht auszulöschen vermochte. Ob dieser Groll berechtigt ist? Ich glaube nicht. Wenn ich einmal in Ihrem Leben eine Entscheidung getroffen habe, die Ihnen vielleicht damals hart schien, so werden Sie vielleicht unterdes gesehen haben daß ich von meinem Standpunkt aus nicht anders handeln konnte und daß Ihre damalige Einstellung zu unseren Studien gerade zu dem führen mußte was dann in verstärkter Weise gekommen ist: ich sah die Entwicklung, eben weil ich ein Fremder war; nichts anderes waren meine Beweggründe.

Ich habe via Auerbach manches von Ihnen gehört, was mir sehr gefiel, und Sie wissen es, ich spreche immer wie selbstverständlich mit dem Wesenskern eines Menschen, der mir zugänglich ist, als ob um ihn herum nichts anderes als ‚Zugängliches‘ gelangt wäre – und daher schrieb ich Ihnen als ob unsere Beziehung nicht durch 5 Jahre des Schweigens unterbrochen wäre. Wenn Sie wollen, ist das eine Form von ‚Gernhaben‘ in einer höheren Schicht – die eben doch nicht schwinden kann. Sprechen Sie bitte zu mir ganz offen wenn Sie anders fühlen.

Es hat einen Moment in unserer Zusammenarbeit gegeben wo ich dieses Gefühl sehr inne wurde: es war, als Sie hochgerötet, tief aufgewühlt, schön

<sup>19</sup> Thomas Karlauf, *Stefan George: die Entdeckung des Charismas* [2007] (München: Pantheon, 2008), 579 (Kurt Sontheimer zitierend).

<sup>20</sup> Stefan George, „Der Dichter in Zeiten der Wirren: dem Andenken des Grafen Bernhard Uxkull“ [1918/21], in Stefan George, *Das neue Reich: Gesamtausgabe der Werke*, Bd. 9 (Düsseldorf und München: Helmut Küpper vormals Georg Bondi, 1964), 35–9, hier 39.

von Leiden bei mir um 2 Uhr nachmittags nach Ihrer negativen Prüfung in Germanistik in der Kölner Wohnung erschienen: nie habe ich so mit Ihnen übereinstimmend und für Sie gefühlt. Vielleicht ist doch das väterliche Element, das Mit-Leiden junger Leiden, in mir einer der stärksten Impulse.

Ich will Ihnen nun ein wenig von mir berichten, hoffentlich [täusche] ich mich nicht wenn ich Interesse dafür voraussetze.

Meine Übersiedlung hierher hat viele Folgen gehabt. Die amerikanische Lebenssituation ist die Folge der allgemeinen Lage: ein Pioniervolk, das durch gutes materielles Leben verweichlicht ist, hat zwar einen großen Arbeitstrieb, aber keine Ziele. Studieren ist hierzulande eine Form von Ausrüstung im Lebenskampf, aber nicht ein Lebenswert selbst. Man will nichts erlernen, nicht seine Seele umformen lassen durch einen Gegenstand – man arbeitet pragmatisch auf eine Stelle hin, wie ein Schuster die Handwerkskniffe erlernt, um im Konkurrenzkampf mit anderen Schustern zu bestehen. Geisteswissenschaft verwandelt sich so in eine Sammlung von Sporttricks, ein Subjekt dieser Wissenschaft gibt es nicht, weil man nicht an „Geist“ glaubt – und überhaupt nichts glaubt. Für mich gilt es also, solch vage Dinge wie Stilsforschung usw. ad acta zu legen und handfest Brauchbares hervorzubringen, um auf diese amerikanische Weise das Unamerikanische an mir, die Verehrung eines „Geistes“, hereinschmuggeln zu können. Gelehrte wie Auerbach, die über kein sehr ausgebreitetes faktisches Wissen verfügen, würden hier vollkommen versagen.

Das Schlimmste für mich ist das Fehlen von Jugend: die Studenten sind entweder altgeborene Juden oder greise Mädchen, die einen Degree-Raptus bekommen haben, es fehlt fast ganz jener hoffnungsvoll tappende Typ, der Marburg so schön gemacht hat: jene aufgeschlossenen, um sich selbst nicht wissenden jungen Seelen, die die Welt als einen Wunderberg, eine Gralsburg oder sonstwas Verheißungsvolles ansahen. Es fehlt die Idee der Gefolgschaft um einen Meister herum oder auch der Gemeinschaft der ‚Students‘.

Unterdes ist mein Bub ein großer 16 jähriger Athlet geworden, blond, äußerlich amerikanisiert, innerlich mit einem europäisch sensitiven Herzen und großer Beobachtungskraft, wenn auch etwas lässig im Arbeiten und auf seinen unleugbaren Charme allzu sehr vertrauend. Aber er wird schon seinen Weg machen. Meine Frau fühlt sich weniger wohl, sie spürt das Exil stärker als die männlichen Familienmitglieder, weil sie nicht den kulturellen Hintergrund des Vaterlandes hat, den ich doch stark in mir trage, trotz der täglichen Berührung mit anderssprachigen und anders fühlenden Menschen.

Die größte Veränderung in meinem Leben ist das Fehlen von Rosemarie. Ich spreche hierüber offen und hoffe, Sie haben auch dafür noch ein Ohr. Unser Bund schien unzerteilbar geworden zu sein, als ich von Istanbul scheiden mußte – dies war wieder durch die Rücksicht auf die Familie geboten. Ich hatte allerdings auf eine Weiterdauer des seelischen Bandes gehofft, aber R.

konnte das nicht durchhalten und sie hat sich zu einem anderen Menschen gerettet, den sie aber auch nicht erringen zu können scheint. Dabei ist ihr nicht wohl zu mute, denn sie weiß ja doch, daß es nur einmal im Leben solche Harmonie der Seelen und Geister geben kann – vielleicht überschätzt sie zu sehr die der Körper. Ich habe im vorigen Jahr einen letzten verzweifelten Versuch gemacht, eine dauernde Lösung herbeizuführen, eine vollständige, die sie hätte befriedigen können, aber dazu war es zu spät. Ich habe oft an Ihre Prophezeiungen denken müssen, ich wage es mir jetzt einzugestehen daß Sie richtig gesehen haben: ihr Leben vom Geistigen und Metaphysischen her aufzubauen ist ihr offenbar versagt.

Liebe Freya, ich habe so viel in diesen letzten 2 Jahren gelitten wie in meinem ganzen Leben nicht, der hochmütige Spitzer ist dahingeschwunden, in mir lebt ein großes, weiches, melancholisches Sinnieren über das Leben und die Menschen. Ich bin der Leiden nicht böse, sie haben mich weicher und weiser gemacht. Es scheint bestimmt zu sein daß ich mit diesem liebenden Herzen, das sich unnütz ausströmt, mein Lebenswerk verbringen werde müssen. Vielleicht kann ich manchmal etwas davon in Publikationen, in Beratung anderer Menschen einfließen lassen, aber im Wesentlichen ist doch diese Organisation ein Fehler der Natur.

Könnten Sie mich wissen lassen wie es Ihnen geht, innerlich und äußerlich, was für neue Ziele Sie sich setzen und welchen Teil Ihrer älteren Existenz Sie weiterentwickeln. Ich erwarte von Ihnen kein gelehrtes oder gestelztes Elaborat, sondern eine einfache Sprache von Herz zu Herz – und falls ich keine Antwort erhalten sollte, so werde ich mich nicht für mich schämen, denn es ist heute mein Bedürfnis, mit allen Menschen, die mir einmal etwas bedeutet haben, in die entsprechende Beziehung zu kommen, zu bewahren was bewahrenswert ist, abzustoßen was die Abstoßung verlangt.

Und nun nehmen Sie, liebe Freya, die herzlichsten Grüße und Wünsche entgegen von Ihrem alten  
Spitzer

*Überlieferung:* Nachlass Freya Hobohm (M. V., Oldenburg). Original. E. Br. m. U. (150 : 238 mm). Drei weiße, glatte Blätter, beidseitig mit schwarzer Füllfederhaltertinte beschrieben.

#### IV.

In dunkelster Zeit der Bedrängnis war es Freya Hobohm gelungen, das persönliche Vertrauen von Ottilie Krauss (1873–1965) und deren Ehemann, des Geheimen Archivrates und Literaturhistorikers Rudolf Krauss (1861–1945)<sup>21</sup> –

<sup>21</sup> Vgl. Günter v. Alberti, „Rudolf Krauß: Schriftsteller und Archivar 1861–1945“, in Rudolf Krauß, *Schwäbische Literaturgeschichte in zwei Bänden* [1897/99], Bd. 2 (Kirchheim unter Teck:

den ständig in größter Sorge befindlichen Eltern von Werner Krauss – zu gewinnen. Der folgende Brief von Ottilie Krauss, geschrieben am 23. 9. 1944, erreichte Hobohm, nachdem sie ihre Tätigkeit an der Lehrerbildungsanstalt in Münstereifel wegen Räumung aus militärischen Gründen am 1. 9. 1944 aufgeben musste. Unmittelbar danach hatte sie bis Ende 1947 Sprach-, Literatur- und Theaterkurse am Romanischen Seminar der Universität Marburg erteilt.

Ottilies Epistel reflektiert die Verhaftung von Werner Krauss als Mitglied der anti-nationalsozialistischen Schulze-Boysen/Harnack-Widerstandsorganisation, deren Hauptangeklagte im Dezember 1942 vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt wurden. Ihre Zeilen implizieren auch Krauss' inneren Politisierungsprozess, denn während der Studienzeit in Spanien (1922–26) wurde er durch Kontakte mit links-anarchistischen Kreisen marxistisch beeinflusst und unter dem faschistischen Diktator Primo de Rivera für einige Wochen in Schutzhaft genommen. Zurück zur Promotion bei Vossler in München, lernte er dort den Hamburger Psychiater und Antifaschisten John Rittmeister (1888–1943) kennen und traf ihn in Berlin wieder, wo Krauss seit August 1940 in einer Dolmetscher-Lehrkompanie als Gefreiter den Militärdienst verrichtete. Vermittelt durch Rittermeister in den Berliner Widerstandskreis, nahm Krauss im Mai 1942 an einer Zettelklebeaktion der „Roten Kapelle“ mit seiner Freundin, der kommunistisch organisierten Studentin Ursula Goetze (1916–1943), teil und wurde im Januar 1943 wegen „Beihilfe zur Vorbereitung des Hochverrats und zum Kriegsverrat“ verurteilt.

Nach wechselnden Aufenthalten in der Todeszelle von Plötzensee und anderen Berliner Gefängnissen erfolgte im Januar 1944 die Verlegung zur Wiederaufnahme des Verfahrens nach Torgau. Sechs wegen Krauss' zu überprüfender Nichtzurechnungsfähigkeit sich teils widersprechende militärpsychiatrische Gutachter und vorherige wohlwollende Stellungnahmen von Marburger Fakultätskollegen und Verbündeten wie Ernst Robert Curtius, Max Deutschbein, Julius Ebbinghaus, Hans-Georg Gadamer, Friedrich Heiler, Max Kommerell, Ernst Kretschmer, Rudolf Reinhardt, Ulrich Stock und Karl Vossler trugen dazu bei, dass die Richter der Torgauer Hauptverhandlung am 14. 9. 1944 die Umwandlung der Todesstrafe in eine fünfjährige Haftstrafe statuierten. Die bereits verbrachte Haftzeit wurde auf das

Jürgen Schweier, 2005), 497–526; Rudolf Krauß, *Klassisches Schauspielbuch: ein Führer durch den deutschen Theaterplan der älteren Zeit* (Stuttgart: Muthsche Verlagsbuchhandlung, 1924).

Strafmaß angerechnet und das neue Urteil am 22. 10. 1944 bestätigt. Krauss hatte im März 1945 großes Glück, dass ihn ein Stabsarzt nicht zum Arbeitsinsatz ins Konzentrationslager abkommandierte. Er gelangte mit einem Lazarettzug nach Karlsbad, erlebte seine Befreiung in einem amerikanischen Kriegsgefangenenlager und war von dort im Juli 1945 nach Marburg zurückgekehrt.

Die Vorgänge von Krauss' Einbindung in den Kriegseinsatz, seine Verhaftung und Verurteilungen sowie die essayistisch-literarischen Produktionen in den Kerkern der Nazis, zu denen die von seiner Mutter Ottilie in Sicherheit gebrachte Monographie *Graciáns Lebenslehre* (Klostermann, 1947) zählt, sind von der Krauss-Forschung minutiös aufgearbeitet worden.<sup>22</sup> Dazu gehört auch der in gefesselten Händen und Füßen geschriebene Widerstandsroman *PLN: die Passionen der halykonischen Seele* (Klostermann, 1946) und die posthume Veröffentlichung seiner melancholischen Haftgedichte. In beiden literarischen Gattungen entwickelt Krauss humoristische und utopische Bilder der Freiheit, um sich so in seiner existentiellen Bedrohung

<sup>22</sup> Vgl. Michael Nerlich, Hrsg., „Werner Krauss: Bericht aus der Todeszelle“, Dossier „Zum deutsch-französischen Verhältnis: Werner Krauss“, *lendemains* 18, Nr. 69/70 (1993): 157–63. Michael Nerlich, „Gracián in der Todeszelle“, in *De orbis Hispani linguis litteris historia moribus: Festschrift für Dietrich Briesemeister zum 60. Geburtstag*, hrsg. von Axel Schönberger und Klaus Zimmermann, Bd. 2 (Frankfurt: Domus Editoria Europaea, 1994), 1021–66; Karlheinz Barck, „Werner Krauss vor dem Reichskriegsgericht“, *lendemains* (1993): 137–150 (darin das Gutachten des Psychiaters Hans v. Hattingberg [1879–1944], der Krauss nach seiner Rückkehr aus Spanien in München wegen „Sinnestäuschungen“ und „wahnhaften Beziehungsideen“ behandelte und dazu beitrug, dass das spätere Todesurteil verworfen wurde). Peter Jehle, *Werner Krauss und die Romanistik im NS-Staat* (Hamburg und Berlin: Argument, 1996), 141–50; Frank-Rutger Hausmann, „Werner Krauss und der ‚Kriegseinsatz‘ der deutschen Romanisten 1940–1941“, in *Werner Krauss: Wege – Werke – Wirkungen*, hrsg. von Ette, Fontius und Jehle, 11–39; Peter Jehle, Hrsg., *Werner Krauss: Briefe 1922–1976*, unter Mitarbeit von Elisabeth Fillmann und Peter-Volker Springborn (Frankfurt am Main: Klostermann, 2002) (darin die an Krauss zwischen Januar 1943 und Oktober 1944 gerichteten Briefe von Ottilie Krauss, Karl Vossler, Hilde v. Alberti [Krauss' Schwester], Harri Meier, Elena Eberwein-Dabovich, Doris Schuhmacher, Fritz Schalk, Hans v. Hattingberg, Frida und Hans-Georg Gadamer sowie Freya Hobohm zählen, 120–61); Hans Coppi „Werner Krauss und der Schulze-Boysen/Harnack-Widerstandskreis“, in *Werner Krauss: Literatur – Geschichte – Schreiben*, hrsg. von Hermann Hofer, Thilo Karger und Christa Riehn (Tübingen und Basel: A. Francke, 2003), 31–53; Martin Vialon, „Die Konstellation Max Kommerell und Werner Krauss: Schreiben als Sprechen über Literatur in finsternen Zeiten“, in *Max Kommerell: Leben – Werk – Aktualität*, hrsg. v. Gerhart Pickerodt und Walter Busch (Göttingen: Wallstein, 2003), 314–48; Werner Krauss, *Ein Romanist im Widerstand: Briefe an die Familie und andere Dokumente*, hrsg. von Peter Jehle und Peter-Volker Springborn (Berlin: Weidler Buchverlag, 2004), darin u. a. das Urteil zur Aufhebung der Todesstrafe vom 14. 9. 1944, 182–92.



durch den Prozess widerständigen Schreibens am Leben zu erhalten.<sup>23</sup> Ersichtlich wird vor allem, dass Freya Hobohm als couragierte Unterstützerin des Gepeinigten keine Nebenrolle spielte. Sie setzte sich großen Gefahren aus, als sie in einem trostspendenden Brief vom 5. 10. 1944 ins Torgauer Wehrmachtsgefängnis mittels eines Paul Claudel-Zitats zu verstehen gab, dass Krauss die Hoffnung auf Freiheit nicht verlieren möge.<sup>24</sup> Über die Entwicklungen und Netzwerke zur Rettung ihres Sohnes war Ottilie Krauss im Bilde, die in Freya Hobohm eine selbstbewusste Freundin mit Rückgrat und Einfühlungsvermögen fand und ihr mitteilte, dass eingehende Briefe „Oberjustizinspektor Bonnet“ gegenliest. Wer immer dieser 1903 geborene Ernst Bonnet genau gewesen sein mag (er trat Mitte Juni 1943 seinen Dienst beim Reichskriegsgericht an),<sup>25</sup> heute steht der Name dieses bereitwilligen Nazi-Cerberus stellvertretend für viele andere Höllenhunde im 21. Jahrhundert: Als willige Handlanger despotischer Herrscher sind sie Teil staatlicher Repressionsapparate, die aus politischen, rassistischen oder religiösen Vorwänden solch kritische Menschen wie den deutsch-türkischen Journalisten Deniz Yücel einsperren, überwachen und die letzte Form von Intimität rauben.

<sup>23</sup> Vgl. Elisabeth Fillmann, *Realsatire und Lebensbewältigung: Studien zu Entstehung und Leistung von Werner Krauss' antifaschistischem Roman „PLN: die Passionen der halykonischen Seele“* (Frankfurt am Main: Peter Lang, 1996); Werner Krauss, *Vor gefallenem Vorhang: Aufzeichnungen eines Kronzeugen des Jahrhunderts*, hrsg. von Manfred Naumann. Mit einem Vorwort von Hans Robert Jauss (Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 1995) (darin die Haftgedichte, 22–59, 163–7); Martin Vialon, „Gruß aus dem Unbestimmten: Kommentar zu Werner Krauss' Gedicht ‚Dezember 1942. Nach dem Todesurteil‘“, in *Die Philipps-Universität im Nationalsozialismus: Veranstaltungen der Universität zum 50. Jahrestag des Kriegsendes 8. Mai 1945*, hrsg. vom Konvent der Philipps-Universität Marburg (Marburg: Universitätsdruckerei, 1996), 129–56; Ottmar Ette, „Der Romanist als Romancier: ‚PLN‘ – eine Literatur der Grenze“, in *Werner Krauss: Literatur – Geschichte – Schreiben*, hrsg. von Hofer, Karger und Riehn 69–97.

<sup>24</sup> Vgl. zur Deutung des Briefes: Vialon, „Freya Hobohm – Werner Krauss: eine unbekanntere Freundschaft“, 181–90. Ebenso engagierte sich Krauss' Marburger Wirtin am „Rotenberg 28a“, die Pädagogin Doris Schuhmacher (1886–1979), da von ihr die entscheidende Aktion zu seiner Rettung angestoßen wurde. Sie liebte Krauss und wollte ihn im Torgauer Wehrmachtsgefängnis heiraten, ein Vorhaben der Lebenseinbindung, das im Dezember 1944 gerichtlich wegen Krauss' Aberkennung der Bürgerrechte untersagt wurde (die Eheschließung erfolgte im Juli 1945, die Scheidung im Februar 1951). Vgl. Evelyne Sinnassamy, Redaktion, „Doris Schuhmacher, Ludwig Kaiser und andere: ihr Kampf um Werner Krauss' Leben und Bibliothek“, *lendemains* 18, Nr. 69/70, (1993): 164–9, hier 166–7.

<sup>25</sup> Telefonische Auskunft am 16.9.2017 von Wolfgang Oleschinski (Stiftung Sächsische Gedenkstätten. Dokumentations- und Informationszentrum Torgau).

Ottilie Krauss  
Hirsau bei Calw, Sanatorium

Dr. Freya Hobohm  
Orléonsstrasse 9  
Marburg

23. Sept. 44

Liebes Fräulein Doktor!

Heute suche ich nach Ihrer Adresse, da wurde mir Ihr Brief vom 18. desselben auf den Tisch gelegt. Gutes kann ich berichten, d. h. relativ Gutes: am 14. Sept. war ich in Torgau zum neuen, diesmal letzten Verhandlungstermin. Ergebnis 4 Jahre Z. Aber der Rechtsanwalt hat zugleich ein Gnadengesuch eingereicht und hofft auf Gewährung. Solange bleibt W. (d. h. bis zur Bewilligung oder bis zur Bestätigung des Urteils) in (10) Torgau/Elbe, Fort Zinna, 7. Komp. wohin man ihm schreiben kann; natürlich wird alles gelesen von Oberjustizinspektor Bonnet, Zietenkaserne, Torgau/Elbe; an diese Adresse also der äußere Umschlag. Der innere an W. soll dann nicht zugeklebt sein. Er ist sehr guter Zuversicht, hat auch seine Gracián-Arbeit fertig gebracht. Ich durfte sie mitnehmen, habe nur niemand zum Maschineschreiben. Denn es muß, obwohl der Text deutsch ist, von einem Menschen mit Kenntnis altspanischer Sprache besorgt werden wegen der vielen Quellen-Zitatangaben.

Wir Eltern sind natürlich sehr erleichtert, wenn auch noch allerhand Schwierigkeiten kommen u. zu überbrücken sein werden. Unser Leben spielt sich jetzt hier ab; in Rohr habe ich alles bis auf 2 Zimmer abgegeben, die Zerstörungen in Stuttgart haben deutlich gemahnt! Was kommt noch alles?!

Wie sehr hoffe ich für Sie, daß sich ein befriedigendes Arbeitsverhältnis finde. Und daß Marburg verschont bleibe.

Seien Sie herzlich begrüßt  
von Ihrer  
Ottilie Krauss

*Überlieferung:* Nachlass Freya Hobohm (M. V. Oldenburg). Original. E. Br. (Sütterlinschrift) m. U. (147 : 190 mm). Ein weißes, geriffeltes Blatt, beidseitig mit blauer Füllfederhaltertinte beschrieben.

## V.

Erich Auerbachs Brief vom 25. August 1948, versehen mit einer Nachschrift seiner Frau Marie (1892–1976), traf bei Freya Hobohm ein, als sie an der Staatlichen Studienanstalt in Duisburg-Hamborn unterrichtete, aber noch für kurze Zeit in Marburg lebte. Ähnlich wie Spitzer in seinem Amerika-Brief Erinnerungen an das alte und Impressionen über das neue Leben Revue passieren lässt, berichtet Auerbach von der Ostküste, wo er nach

einer langen Schiffspassage mit seiner Gemahlin im September 1947 in Baltimore ankam und am Pennsylvania State College seine erste provisorische Anstellung fand. Ihr Sohn Clemens (1923–2002) studierte bereits seit 1946 in Cambridge das Fach Chemie und bereitete sich auf seine 1951 erfolgte Promotion vor.

Auerbachs Betrachtungen gelten der Istanbul Exilzeit, die er mit seiner Familie in der „Kolonie“ von Bebek verbrachte. Etwa zehn Kilometer entfernt vom antiken Zentrum Istanbuls und der im Stadtteil Beyazit befindlichen staatlichen Istanbul-Universität gelegen, war Bebek ein mondäner Vorort auf der europäischen Seite des Bosphorus, wo viele deutsche Emigranten lebten. So für einige Zeit auch Traugott Fuchs (1906–1997), der anfangs direkt gegenüber vom Löwenpalast „Arslanlı Konak“, Auerbachs Istanbul Adresse, wohnte. Während der vierziger Jahre lebte er im schönen Vaniköy, einem kleinen Dorf auf der gegenüberliegenden anatolischen Seite und kam oft zu Besuchen durch eine ruder- oder motorbetriebene Passage über den Bosphorus herüber. Als Spitzer in Köln entlassen wurde, verlor Fuchs seine Assistentenstelle, emigrierte mit seinem Lehrer und hatte an der Istanbul-Universität, später an der Bosphorus-University, die Fächer Germanistik und Romanistik gelehrt. Er verblieb als einziger Emigrant der Spitzer- und Auerbach-Gruppe bis zu seinem Tod im türkischen Exil, verzeichnete als akademischer Lehrer große Erfolge bei seinen Studierenden und übte sich in seiner Mehrfachbegabung als empfindsamer Maler, Übersetzer türkischer Erzähler, Poet und passionierter Briefschreiber, der mit Auerbachs Frau hunderte noch auszuwertende Korrespondenzen wechselte. Hobohm, die ihn aus ihrer Marburger und Kölner Studien- und Assistenz-Zeit gut kannte, war erfreut zu hören, dass Fuchs, trotz einiger Widerfahrnisse, seinen eigenen Weg an der Levante gefunden hatte.<sup>26</sup>

Fernab vom Gedanken der Idealisierung des Exils oder der moralischen Schuldzuweisung von Mitläufertum und Verbrechen, in die große Teile der deutschen Bevölkerung während der Epoche des Nationalsozialismus involviert waren, berichtet Auerbach über die Fertigstellung zweier Bücher und

<sup>26</sup> Vgl. zu Fuchs' Kölner Entlassung, seinem künstlerischen Werdegang und Freundschaftskreis in Istanbul mit den engen Beziehungen zu Auerbach, Rosemarie Heyd und dem Orientalisten Hellmut Ritter: Hausmann, „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“, 237ff., 305–6, 309; Vialon, „Traugott Fuchs zwischen Exil und Wahlheimat am Bosphorus“, 79–125 (Interpretation ausgewählter Ölgemälde und Gedichte); Yasemin Özbek, „Heimat im Exil: Lebensalltag am Bosphorus in den Briefen von Traugott Fuchs an Rosemarie Heyd-Burkart“, in *Istanbul*, hrsg. von Stauth und Birtek, 159–90.

bezieht sich auf die Nachkriegsgegenwartsebene, die ihm, trotz der Marburger Berufung (offiziell erreichte sie ihn 1953), keine berufliche Perspektive bietet. Im Exil kam er den im Arbeitsvertrag festgelegten Verpflichtungen nach und schrieb für seine Studenten die in französischer Sprache verfasste *Introduction aux études de philologie romane* (Klostermann, 1949),<sup>27</sup> übersetzt ins Türkische von seiner Schülerin und späteren Lehrstuhlnachfolgerin Süheyla Bayrav (1914–2008).<sup>28</sup> Ferner entstand zwischen 1942 und 1945 das Hauptwerk *Mimesis: dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*, veröffentlicht 1946 im Francke Verlag in Bern, welches Auerbach wegen der rasch einsetzenden Rezeption in Europa die Berufung nach Princeton (1948) und an die Yale University (1950) einbrachte.<sup>29</sup> Das Buch hatte er an Wilhelm Kalthoff (1901–1949) nach Marburg geschickt, der bei Curtius mit einer Arbeit über Baudelaire promovierte.<sup>30</sup> Er zählte zu Auerbachs Marburger Freundeskreis, publizierte ausgiebig in romanistischen Fachzeitschriften, besprach Hobohms Dissertation<sup>31</sup> und war früh an einem Lungenleiden verstorben.

Besondere Aufmerksamkeit gilt Auerbachs engstem Freund und einzigem Habilitanden Werner Krauss, von dem er durch die 1946 wieder einsetzende Korrespondenz wusste, unter welcher schweren Bedingungen er den Nationalsozialismus überlebte.<sup>32</sup> Angewidert vom moralischen Bankrott der fehlgeschlagenen Entnazifizierung, ihrer Legende von der nur geistigen Sendung der Universität und vom Gestank von Verrat und Lüge der

<sup>27</sup> Der von Auerbach gegenüber Hobohm erwähnte Band „meist älterer Aufsätze“ kam bei Vittorio Klostermann nicht zustande.

<sup>28</sup> *Roman Filologisine Giriş = Einführung in die Romanische Philologie*, übertragen aus dem Französischen ins Türkische von Süheyla Bayrav, İstanbul Üniversitesi Edebiyat Fakültesi Yayınları 236, Roman Filolojisi Şubesi 4 (Istanbul: İbrahim Horoz Basımevi, 1944).

<sup>29</sup> Vgl. zur einzelphänomenologischen Methodologie, die auch die topographische Nähe zu den im Marmarameer gelegenen Prinzeninseln und griechischen Archipelen reflektiert und, so die Analogie, als „fraktale“ Kapitelbearbeitung das Mimesis-Buch strukturierten: Ottmar Ette, *Weltfraktale: Wege durch die Literaturen der Welt* (Stuttgart: Metzler, 2017), 13–31. Zur konzeptionellen Verschränkung von „Figura“ und „Mimesis“ vgl. den fulminanten Aufsatz: James I. Porter, „Disfigurations: Erich Auerbach's Theory of Figura“, *Critical Inquiry* 44 (2017): 80–113.

<sup>30</sup> Wilhelm Kalthoff, „Der Klassizismus Baudelaire's“ (Phil. Diss., Marburg 1922).

<sup>31</sup> Vgl. Wilhelm Kalthoff, „Freya Hobohm, ‚Die Bedeutung französischer Dichter in Werk und Weltbild Stefan Georges‘“, Rezension, *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* LVII (1933): 498–502.

<sup>32</sup> Vgl. Peter Jehle, *Werner Krauss: Briefe 1922–1976*, 221–2 (Krauss an Auerbach: 26.3.1946), wo er seine NS-Verfolgung beschreibt.

Nachkriegsparalyse, verließ Krauss das Marburger „Neandertal“, um 1947 einen Ruf an die Universität Leipzig anzunehmen.<sup>33</sup> Auerbachs weltpolitische Voraussage, „es wird und muss Konflikte geben“, trat im Kontext der biopolaren Spaltung Deutschlands (1949) und weiterer internationaler Entwicklungsprozesse ein, die mit dem ostdeutschen Arbeiteraufstand vom 17. Juni 1953, der Kritik des stalinistischen Personenkultes während des XX. Parteitages der KPdSU vom Februar 1956, der Niederschlagung des ungarischen Volksaufstandes vom Oktober 1956 und der Wiederbewaffnung Westdeutschlands 1955 verbunden sind. In der DDR schlug das sowjetisch eingeleitete „Tauwetter“ in eine Frostperiode der Politik der Intellektuellenverfolgungen um, die sich mittelbar gegen Krauss richtete, der 1955 die *Arbeitsgruppe zur Geschichte der deutschen und französischen Aufklärung* an der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin gründete und zunächst weiter Vorlesungen in Leipzig hielt, wo sein Schüler und Mitarbeiter Winfried Schröder (1925–2005) wegen „staatsfeindlicher Tätigkeit“ 1957 verhaftet, zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt und 1960 von Krauss an der Berliner Akademie wiederingestellt wurde.<sup>34</sup> Dennoch hielt Krauss, „trotz seiner Diskreditierung durch eine Praxis, die manche Ansprüche erfüllt, aber den Anspruch, der der Mensch ist, geflissentlich überhört und verleugnet“,<sup>35</sup> am gewaltlosen Sozialismus als Alternative zum kapitalistischen Warenfetischismus mit seiner auf dem Tauschwert beruhenden Überproduktionsweise fest.

<sup>33</sup> Peter Jehle, *Werner Krauss: Briefe 1922–1976*, 294 (Krauss an Auerbach: 15. 11.1946), 318–9 (Krauss an Auerbach: 14.1.1947); Martin Vialon, „W. K. – ein Intellektueller zwischen Rotenberg 28a und universitärem ‚Neandertal‘“. Einführungsrede zur Eröffnung der Internationalen Tagung ‚Wie Dichtung in die Zeit gesenkt ist‘: Literaturwissenschaft – Erinnerung – Kritik. Zum 100. Geburtstag von Werner Krauss vom 8. bis 11.6.2000 in Marburg, in *Aufbruch zwischen Mangel und Verweigerung: Marburg in den Nachkriegsjahren 2*, hrsg. von Benno Hafener und Wolfram Schäfer (Marburg: Rathaus-Verlag, 2000), 477–91; Martin Vialon, „Werner Krauss und Samson B. Knoll: Wissenschaftskritik als Aufklärung“, *lendemains* 31, Nr. 124 (2006): 111–22, hier 119–22 (Samson B. Knoll, *Andenken an Werner Krauss* [1976] und *An die Teilnehmer der Internationalen Krauss-Tagung Philipps Universität Marburg* [2000]).

<sup>34</sup> Vgl. Peter Jehle, *Werner Krauss: Briefe 1922–1976*, 642 (O. Krauss an F. Hobohm: 17.9.1957), 652–3 (Krauss an Erich Köhler: 12.2.1958), 653–4 (Krauss an Fritz Schalk: 12.2.1958). Ferner über die revisionistischen Angriffe der SED-Parteiführung und ihrer Kader, die sich u. a. gegen Wolfgang Harich, Ernst Bloch, Hans Mayer, Walter Markov und den Slawisten Ralf Schröder (Bruder von W. Schröder) richteten: Manfred Naumann, *Zwischenräume: Erinnerungen eines Romanisten* (Leipzig: Lehmann, 2012), 138–53.

<sup>35</sup> Krauss, *Vor gefallenem Vorhang*, 177 (Tagebucheintrag: 23.8.1966).

Auerbachs abschließende Briefbemerkung gilt dem wiedererstarnten und im seelischen Gleichgewicht befindlichen Freund Leo Spitzer, der sich in Baltimore, wie schon zuvor in Marburg, Köln und Istanbul, einen Kreis von Graduate-Schülern aufbauen konnte, zu denen die bereits erwähnten Anna Granville Hatcher und Angela Bianchini zählten. Sie korrespondiert zugleich mit Spitzers skeptischen Äußerungen, die er gegenüber Hobohm hinsichtlich seiner Fremdheits- und Amerikaerfahrung am 7. 6. 1938 tätigte. Dabei ergeben sich auf methodologischem Gebiet weitgehende Konvergenzen mit Auerbachs Philologiebegriff: Spitzer glänzte bei Vorträgen, besonders in Princeton, indem er seine erweiterte hermeneutische Methodik literaturwissenschaftlicher Textexegese vorstellte, die Auerbach, seit den frühen Studien zu Vico in den zwanziger Jahren selbst ein Hermeneut, sehr bewunderte. Davon zeugt die erwähnte Besprechung zweier Spitzer-Bände, die in den *Romanischen Forschungen* erfolgte. Speziell auf den Sammelband *Linguistics and Literary History* (1948), in dem Spitzer seine Methodologie anhand einer Rabelais-Interpretation entwickelt, ging Auerbach näher ein:

Der Band über Stilforschung ist entstanden aus Vorträgen in Princeton [...]. Auch hier beginnt er damit, in einer (teilweise autobiographischen) Einleitung die Geschichte seiner Methode zu erzählen und die Methode selbst zu analysieren. Für ihn ist philologische Forschung ohne Glauben an die Einheit und Erforschbarkeit des Geistes unmöglich; mit Recht beruft er sich hierfür auf die deutsche-romantische Tradition, auf Schleiermacher und auf Diltheys ‚Zirkel im Verstehen‘. Seine eigene Methode beschreibt er in diesem Zusammenhang folgendermaßen: bei fortgesetzter intensiver Lektüre und auf Grund seiner Erfahrung macht er intuitiv eine ‚periphere‘ linguistische Beobachtung, die er als wesentlich für die Eigenart des Schriftstellers empfindet; er deutet sie und dringt damit, also ebenfalls noch intuitiv, ins Zentrum; nun beginnt die analytisch prüfende Arbeit, vom Zentrum an die Peripherie zurück, in der an anderen stilistischen Erscheinungen und auch an den Inhalten des Textes sich erweisen muß, ob sich die zuerst gemachte Beobachtung und Deutung als wesentlich bewährt.<sup>36</sup>

Jedoch wies Auerbach in seiner Rezension nicht direkt daraufhin, dass Spitzer durch seine Lehrerfahrung in den USA folgender Punkt bewusst geworden war: einerseits war die Methodik des hermeneutischen Zirkels aufgrund der Nachwirkung des Pragmatismus von William James dort nicht behei-

<sup>36</sup> Erich Auerbach [Rez.], „Essays in Historical Semantics“, Testimonial in Honor of Leo Spitzer on the Occasion of his Sixtieth Birthday, February the seventh, 1947, und „Linguistics and literary history: essays in stilistics (Princeton: University Press, 1948)“, *Romanische Forschungen* 61 (1948): 393–403, hier 398.

matet gewesen; andererseits hatte Spitzer, vor allem in kritischer Distanz zu Arthur Oncken Lovejoy (1873–1962), der von 1910 bis 1939 in Baltimore als Geschichtspräsident lehrte und die Ideengeschichte mit ihren hermeneutischen Implikationen als Universitätsfach etablierte,<sup>37</sup> das deutsche Hermeneutik-Konzept des 19. Jahrhunderts nicht einfach blind übernommen, sondern einer Überprüfung unterzogen. In dem zuvor veröffentlichten Aufsatz *Das Eigene und das Fremde: über Philologie und Nationalismus* erinnerte er daran, dass trivialisierte und völkisch verfälschte Geisteswissenschaft die Gleichschaltung der deutschen Universitäten mitemöglichte:

Der durch Geisteswissenschaft zersetzte deutsche Geist ist jedenfalls eines der dämonischsten Beispiele einer an ihrem eigenen Übermaß zugrunde gehenden edlen Anlage. Die Verführung zum Toxin der billigen Synthese, zum allzu schnellen Aufschwung in künstliche Paradiese des Gedankens, diese Haschisch-Wirkungen einer unverpflichteten geisteswissenschaftlichen Spekulation sollte der gewandelte Deutsche hinfert meiden. Ich fühle hier, daß [...] die jungen Deutschen nach der Katastrophe vom ‚unphilologischen‘ Volk der Amerikaner viel lernen können: diesen ist moralische Festigkeit und intellektuelle Redlichkeit lebensnotwendig. [...] Ich glaube, für die in den Vereinigten Staaten eingewanderten deutschen Gelehrten zu sprechen, wenn ich behaupte, daß wir alle, ohne die deutsche geisteswissenschaftlich-philosophische Schulung zu verleugnen, hier gelernt haben, unsere Behauptungen fester zu untermauern und durch Kritik zu unterkellern. [...] Die *fromme Vernunft* ist denn doch das umfassendste und das zielsicherste wissenschaftliche Organ.<sup>38</sup>

Vergleicht man Auerbachs Charakteristik von Spitzers Methode mit dessen eigenen Ausführungen, so wird nun deutlich, dass Spitzer mit seiner Ideologie- und Methodenkritik auch keine schlichte Rückkehr zum Positivismus oder die Abkehr von der philologischen Hermeneutik im Auge hatte. Vielmehr bestand er auf der Vereinigung von syntaktischer Analyse und semantischer Interpretation, um so den Bruch mit der methodologischen Einseitigkeit und politischen Standpunktlosigkeit des Positivismus und der Werkimmanenz zu begründen. Dergestalt ergeben sich Parallelen zu Auerbachs Methodik des historischen Perspektivismus, sodass beide Romanisten gemeinsam am alten Strang der Marburger Hermeneutik des

protestantischen Theologen Rudolf Bultmann zogen und deren romantisch-europäische Grundlagen in den USA implementierten.<sup>39</sup> Beide Romanisten bekämpfen die technischen Standardisierungsprozesse des Industriekapitalismus als gleichmacherischen Kollektivismus und Entfremdung der Wissenschaft vom Leben. Daher ist es nicht überraschend, dass Spitzer die generelle Krise der Humanities konstatiert und deren Degenerationerscheinungen durch den Verlust der „*frommen Vernunft*“ des Glaubens beklagt, der die Voraussetzung für die wiederzugewinnende Fähigkeit gefühlvoll-kontemplativen Lesens und Erklärens bildet. Das eigene philologische Verfahren versteht er als Entschlüsselung der Sinnstufen eines Textes, die in der gleichen Genauigkeit und Emphase wie theologische Exegesen vorzunehmen seien:

The **humanist** believes in the power bestowed on the human mind of investigating the human mind. When, with scholars whose goal and whose tool are thus identical, the faith in the human mind, as a tool and as a goal, is broken, this can only mean a crisis in the humanities – or, should I say, in the *Divinities*? And this is the situation today. A man without belief in the human mind is a stunted human being – how can he be a Humanist? The humanities will be restored only when the Humanists shed their agnostic attitudes, when they become human again [...] – or, to go back to the Augustinian wording: ‘Non intratur in veritatem nisi charitatem’.<sup>40</sup>

Dass man sich als Geisteswissenschaftler über die Liebe zu den Dingen ergriffen fühlt, die in ihrer winzigsten Bedeutung zu erkennen sind, um so zu deren ontologischer Wahrheitsbegründung vorzudringen, stellt das Credo von Spitzers hermeneutischer Philologie dar. Dasjenige, was ein Schriftsteller geschrieben hat, tritt im Prozess des Verstehens als das Erkannte hervor, weil es als dichterisch Produziertes den Akt der nachvollziehbaren Gestaltung des subjektiv tätigen Geistes widerspiegelt. Es ist Spitzers Brennen für das fiktionale Wort und dessen nachempfindende Vermittlung des Satzgefüges von Worten als eines Erzählstromes, die im Anfang jedes Romans, Dramas oder eines Gedichtes stehen – Literatur also, die etwas Erfahrbares ist und eine handfeste und persönliche Begegnung mit der Gedankenwelt

<sup>39</sup> Vgl. Martin Vialon, „Erich Auerbach und Rudolf Bultmann: Probleme abendländischer Geschichtsdeutung“, in *Marburger Hermeneutik zwischen Tradition und Krise*, hrsg. von Matthias Bormuth und Ulrich von Bülow (Göttingen: Wallstein, 2008), 176–206.

<sup>40</sup> Leo Spitzer, „Thinking in the Humanities“, in Leo Spitzer, *Linguistics and Literary History* [1948], Paperback Edition (Princeton: Princeton University Press, 1970), 1–39, hier 24–5. Das Zitat stammt aus Augustin, *Contra Faustum Manichaeum* [ca. 400], Buch 32, Absatz 18 (Nur über die Liebe tritt man in die Wahrheit ein).

<sup>37</sup> Vgl. Arthur Oncken Lovejoy, *The Great Chain of Being: A Study of the History of an Idea* (Cambridge: Harvard University Press, 1936).

<sup>38</sup> Leo Spitzer, „Das Eigene und das Fremde: über Philologie und Nationalismus“, *Die Wandlung: eine Monatsschrift* 1, Nr. 7 (1945/46): 576–94, hier 593–4. Unter Mitwirkung von Karl Jaspers, Werner Krauss und Alfred Weber.

eines Schriftstellers oder Philosophen ermöglicht, die teilbar und inkarnierbar sind, weil Worte aufrütteln, trösten, verletzen, heilen oder auch aufklären und inneren Regungen wie Niedergeschlagenheit, Leid, Freude, Trauer oder Hoffnung öffentliche Präsenz verleihen können, ohne dass die Intimität des hörenden oder lesenden Publikums verletzt würde. Feinere Unterschiede zu Auerbachs Methodik bestehen darin, dass Spitzer stärker lexikalisch und gattungsgeschichtlich vorging und sich in seiner glänzenden Analyse der Sunkist-Orangen-Werbung auch der Ästhetik amerikanischer Alltagskultur gewidmet hatte,<sup>41</sup> während Auerbach in den USA an der Vertiefung seiner an Vico angelehnten Kulturhermeneutik und publikumssoziologischen Fragestellungen zum Klassencharakter patristischer und mittelalterlicher Literatur weiterarbeitete.<sup>42</sup>

Erich Auerbach  
State College, Pennsylvania  
Post Office Box 337

Dr. Freya Hobohm  
Friedrich Naumannstr. 9  
(16) Marburg/Lahn  
U.S. Zone Hessen  
Germany

25. August 48

Liebe Freya,

Herzlichen Dank für Ihre letzten Briefe – wo mögen Sie jetzt sein, in Marburg, oder in Duisburg-Hamborn, oder wo sonst? Wir freuen uns sehr über Ihre Briefe, und zwar, glaube ich, deshalb, vor allem, weil Sie so ganz dieselbe geblieben sind, und unberufen, so garnicht kaputt gegangen – derselbe Impuls, der Sie bewegte, als ich Sie kennen lernte, und der Sie zu einem Menschen gemacht hat, steckt noch in derselben Stärke in Ihnen. Sie glauben garnicht, wie erfrischend und selten das ist. Wie wenig Mitteleuropäer oder gar Deutsche (auch Emigranten) sind richtig intakt geblieben! Zu den Intakten

gehört übrigens auch Spitzer – er ist wie er war, nur noch weiter in seinem Horizont. Was Sie dies Mal von Krauss schreiben freut mich auch sehr – gerade so habe ich ihn in Erinnerung – nur habe ich wieder viel Angst um ihn, ob seine Nerven und sein körperliches Gleichgewicht der Lage gewachsen sein werden. Denn es wird und muss Konflikte geben auf die er gefasst ist – es sei denn, es kommt noch eine Einigung zwischen Ost und West zustande, und die Grenze in Deutschland verschwindet. Die allerletzten Nachrichten sind ein wenig besser als man seit einiger Zeit gewohnt ist.

Welch eine Idee, wir könnten Ihnen deshalb nicht antworten, weil wir Ihren Hilferuf für Kalthoff als Beschwerde empfinden! Als Ihr Brief kam, hatte ich ihm gerade mein Buch geschickt, dessen Unzugänglichkeit er in einem Brief an mich beklagte – ich muss solche Exemplare bezahlen, da meine Freixemplare längst erschöpft sind – und ausserdem waren mehrere andere Pakete fortgegangen – bei unserer ziemlich engen und unsicheren Finanzlage und den vielen Leuten, denen wir etwas helfen möchten, unter denen unsere nächsten Verwandten sind, ging es tatsächlich nicht – Sie hätten sicher schon längst mehr als ein lumpiges Paket, wenn wir könnten. Es tat und tut uns von Herzen leid ihm seine traurige Lage nicht auf diese Weise erleichtern zu können – aber Ihnen gegenüber fühlen wir uns deshalb nicht bedrängt.

Im Übrigen geht es hier recht gut – wir waren im Sommer mehrfach verreist, mehr zu Arbeit, zu Vorträgen und um Cle. zu treffen als zur Erholung – erholen kann man sich auch hier, in diesem Landstädtchen – und übermorgen fahren wir wieder fort, wieder zu Cle. und zu einem Vortrag den ich in Cambridge halten soll, was sehr gut passt. Wenn wir zurück sind, haben wir nur noch 14 Tage möbliertes Zimmer, denn, so Gott will, werden wir um den 25. September unser einjähriges möbliertes Hotelzimmerdasein beenden und in eine richtige Wohnung ziehen – so wie sie hier sind, sehr klein, sehr praktisch, mit allem was man braucht schon eingebauter Weise versehen. Für heutige Deutsche ein unvorstellbares Paradies. Uebrigens leben die Amerikaner im Paradies, und besitzen auch die dazugehörige Kinder-Unschuld. Sie sind wirklich unbeschreiblich naiv. Uebrigens wären sie mit Recht erstaunt, wenn man sie gegenüber den Russen als die „Vertreter des Alten“ bezeichnen würde. Alt-europäisch-individualistisch geht es hier weiss Gott nicht zu, und wenn man boshaft sein wollte, könnte man sagen, dass sie zwei Parteien nur aus sportlichem Interesse besitzen. Sie sehen sich beide zum Verwechseln ähnlich, ebenso wie die paar Zigarettensorten, die es zu kaufen gibt, die man auch mit geschlossenen Augen nicht voneinander unterscheiden kann. Sie, ich meine die Amerikaner, geben den Russen an „Kollektivismus“ nicht viel nach. Die Welt aus der wir stammen gibt es nur noch in ein paar Ecken und Winkeln. Das macht aber nicht viel, es ist sogar sehr bekömmlich für das Selbstbewusstsein, wenn man sich auch in diesen Welten einigermassen zurechtfindet. Dabei ist sogar noch ein Unterschied

<sup>41</sup> Vgl. Leo Spitzer, „Amerikanische Werbung – verstanden als populäre Kunst“ [1949], in Leo Spitzer, *Eine Methode Literatur zu interpretieren*, aus dem Engl. übers. von Gerd Wagner (München: Carl Hanser, 1966), 79–99.

<sup>42</sup> Vgl. zu Methodenproblemen bei Vico die beiden edierten Nachlasstexte: Martin Vialon, „Erich Auerbach: Philologie als kritische Kunst. Neue Einleitung zur ‚Scienza Nuova‘ (1947) – Edition, Kommentar und Nachwort“, in *Vico in Europa zwischen 1800 und 1950*, hrsg. von Peter König (Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2013), 223–319; Martin Vialon, „Erich Auerbach: Der Volksgeistgedanke als Wurzel der modernen Geisteswissenschaften (ca. 1955) – Einleitung und Edition (Teil I.) sowie Verteidigung des historischen Perspektivismus (Teil II.)“, in *Bayerische Akademie der Schönen Künste*, hrsg. vom Präsidium und vom Direktorium der Bayerischen Akademie der Schönen Künste in München, Jahrbuch 29/2015 (Göttingen: Wallstein, 2016), 98–147; Erich Auerbach, *Literatursprache und Publikum in der lateinischen Spätantike und im Mittelalter* (Bern: A. Francke, 1958), 9–24.

zwischen Ihnen, Freya, und uns, denn die richtige alte Welt ist schon 1914 zu Ende gegangen.

Ich habe einen neuen Kontrakt hier für das nächste Jahr unterschrieben, wir werden also wohl bis 1949 hier bleiben – was dann wird, ist noch ganz ungewiss. Die Marburger haben mich wieder berufen, und auch sonst gäbe es vielleicht noch dort irgendeinen Platz für mich. Aber ich möchte gern noch etwas Richtiges arbeiten, und so optimistisch wage ich nicht zu sein – zu glauben – dass man schon so bald wieder in Deutschland ruhig wird arbeiten können. Klostermann in Frankfurt hat angefangen meine französische *Introduction aux études de philologie romane* zu drucken, die ich 1943 für die Türken geschrieben habe, und die bisher nur türkisch erschienen ist – und einen Band meist älterer Aufsätze will er auch herausbringen, wenn die Währungsreform ihm keinen Strich durch die Rechnung gemacht hat. Von Spitzer sind hier fast gleichzeitig 2 Bände herausgekommen, einer davon als „testimonial volume“ zu seinem 60. Geburtstag, mit riesig interessanten geistesgeschichtlich-semantischen Arbeiten (Ausdrücke für Weltharmonie, Stimmung, Schadenfreude u. ä. durch die ganze Sprach- und Weltgeschichte) – der andere Vorträge, die er in Princeton gehalten hat, über Syntax und Stilistik; ich will beide in den Romanischen Forschungen anzeigen.

Lassen Sie es sich recht gut gehen, so gut es irgend möglich ist und schreiben Sie uns bald wieder!

Herzliche Grüsse von uns beiden

Ihr

Erich Auerbach

[P. S.:] Dass Fuchs noch in Istanbul ist, wissen Sie doch? Er schreibt die bezauberndsten Briefe, malt und macht Musik, und liest mit türkischen Studenten Rilke. Wir hätten ihn gern dort heraus, ohne meine Stütze könnte die Stellung dort unsicher werden, und er ist überhaupt allerhand äusseren Gefahren wie Krankheit, Feuersbrünsten, Diebstählen allzu sehr ausgesetzt. Aber ihn hier unterzubringen ist nicht leicht; er will wohl auch eigentlich nicht. Er wohnt am Bosphorus, wunderschön.

[*Nachschrift Marie Auerbach*] Ich fahre fort in schönster historischer Landschaft, unterstützt von eigener Poesie. Aber er ist zu einsam dort; die ganze Kolonie löst sich mehr und mehr auf – schön war's. Liebe Freya, ich komme ein anderes Mal ausführlicher; es ist spät und sehr heiss und der Brief soll fort.

Schreiben Sie bald näher und grüssen alle Freunde.

Sehr herzlich

Ihre

Marie A.

*Überlieferung:* Nachlass Freya Hobohm (M. V., Oldenburg). Typoskript. Br. m. e. U. (210 : 280 mm). Ein weißes, glattes, feingeripptes Maschinenpapier, das beidseitig beschrieben ist.

## VI.

Tempus fugit: Einen der letzten Briefe von Krauss, geschrieben Mitte September 1969, las Hobohm, als sie aus ihrer pädagogischen Lehrtätigkeit an der Maria-Wächtler-Schule in Essen pensionsbedingt ausschied und ihren Wohnsitz gerade wieder nach Marburg verlegt hatte. Krauss wurde 1965 emeritiert und konnte sich im Ost-Berliner Refugium von Hessenwinkel noch intensiver der Ausarbeitung neuer Publikationsprojekte widmen. Jedoch kam beim „Katzensprung nach Marburg“, der im Juli 1969 vornehmlich seiner Exfrau Doris Schuhmacher am Rotenberg 28a galt,<sup>43</sup> dieses Mal keine Begegnung mit Hobohm zustande, weil sie sich verpasst hatten. Den Marburger Aufenthalt empfand er nicht wegen des Wiedersehens mit Schuhmacher als „Beklemmung“, sondern weil ihn, jenseits der vertrauten und privaten Atmosphäre, schmerzhaft Bilder der Erinnerung einholten und quälten. Sie betrafen die zwischen 1933 und 1935 statuierten Zwangsentlassungen seiner Fakultätskollegen und Freunde Erich Auerbach und Martin Hellweg (1908–2006), der Philosophen Erich Frank (1883–1949), Karl Löwith (1897–1973), Jacob Klein (1899–1978), Leo Strauss (1899–1973) und Heinz Dekuczynski (1909–1993, später: Henry Deku), des Kunsthistorikers Richard Krautheimer (1897–1994), des Sprachwissenschaftlers und Altorientalisten Albrecht Götze (1897–1911), der klassischen Archäologen und Philologen Paul Jacobsthal (1880–1957) und Georg Rohde (1899–1960), des Wirtschaftswissenschaftlers Wilhelm Röpke (1899–1966), die eigene Verhaftung durch die Gestapo 1942 und das Drama der Wiederaufnahme seines Verfahrens im Dezember 1943.<sup>44</sup> Genauso brannte ihm die negative Erfahrung der Erstarkung

<sup>43</sup> Vgl. „Werner Krauss an Doris Schumacher: 7. 7. 1969“, in Martin Vialon, „WK – ein Intellektueller zwischen Rotenberg 28a und universitären ‚Neandertal‘“, 480.

<sup>44</sup> Vgl. Werner Krauss, „Marburg unter dem Naziregime“ [1946], *Sinn und Form* 5 (1983): 941–57. Zur Selbstgleichschaltung der Universität vor 1933, die Identifikation der Professorenschaft mit der NS-Staatmacht, dass der Faschismus kein von „außen“ in die Universität hereingetragenes Mysterium gewesen war, sondern sich als Hass gegen Aufklärung, Demokratie, Pazifismus und vor allem Marxismus und Sozialismus wendete, vgl. Harald Maier-Metz, *Entlassungsgrund: Pazifismus. Albrecht Götze, der Fall Gumbel und die Marburger Universität 1930–1946* (Münster und New York: Waxmann, 2015), 79–167; Martin Vialon, „In memoriam Martin Hellweg (1908–2006): philosophischer Romanist, früherer Gewissenskritiker Martin Heideggers und Theoretiker des Sozialismus (Teil 1)“, *lendemains* 32, Nr. 128 (2007): 122–40 und *len-*

restaurativer Kräfte beim Wiederaufbau der Marburger Universität auf der Seele, die sich trotz der regulierenden Tätigkeit seines Freundes Samson B. Knoll (1912–2001) als Officer for Information Control unter dem Schutz der amerikanischen Militärverwaltung von Hessen durchsetzen konnten.

Krauss vertröstete deswegen Hobohm auf die nächste „Rentnerreise“, die er nutzte, um auch Vorträge an französischen, holländischen und bundesdeutschen Universitäten in Paris, Utrecht, Tübingen oder Freiburg zu halten. Umgekehrt machte Hobohm von Krauss' Einladung Gebrauch und war mehrfach im Rahmen privater Aufenthalte von West-Berlin in den Osten der Stadt zum Besuch gereist. Dass Krauss' „wissenschaftlicher Betrieb“ im Alter nicht versiegte, sondern voranschritt,<sup>45</sup> belegt das 1965 erschienene „Reclam-Bändchen“ *Zur Dichtungsgeschichte der romanischen Völker* (Leipzig: Reclam, 1965), welches Hobohm als separate Postsendung zuing. Darin versammelte Krauss einige prominente Aufsätze, in denen er seine ideologiekritische und soziologisch-materialistische Literaturtheorie begründet. Exemplarisch sei auf die Essays *Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag* (1950)<sup>46</sup> oder *Über den Anteil der Buchgeschichte an der literarischen Entfaltung der Aufklärung* (1960)<sup>47</sup> verwiesen, in denen er die Geschichtlichkeit und Gesellschaftlichkeit jeder literarischen Schöpfung betonte, weil das literarische Werk nicht zeitlos sei, sondern an ein Publikum gerichtet ist und die Geschichte der Buchproduktion mit der gesamten Organisation des literarischen Lebens zusammenhängt, sodass sich die Verbreitung der französisch-deutschen Aufklärungsliteratur durchzusetzen vermochte.

Der innovative Charakter dieser und anderer später Monographien und Aufsätze liegt darin, dass Krauss die getrennt behandelten Probleme der

*demains* 33, Nr. 129 (2008): 61–84 (Teil 2); Karl Löwith, *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933: ein Bericht [1940]*, mit einer Vorbemerkung von Reinhart Koselleck und einer Nachbemerkung von Ada Löwith, neu herausgegeben von Frank-Rutger Hausmann (Stuttgart und Weimar: Metzler, 2007), 99–101 (Hausmanns Leistung bei der Neuedition besteht darin, dass er die vielen Namensabkürzungen, die Löwith in seinem autobiographischen Erfahrungsbericht benutzte, akribisch dechiffrierte).

<sup>45</sup> Vgl. zur Bibliographie von Krauss' Schriften: Horst F. Müller, „Werner-Krauss-Bibliographie“, in Werner Krauss, *Sprachwissenschaft und Wortgeschichte*, hrsg. von Bernhard Henschel. Das wissenschaftliche Werk 8, hrsg. im Auftrag der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften von Manfred Naumann (Berlin und New York: Walter de Gruyter, 1997), 474–569.

<sup>46</sup> Nachdruck in: Werner Krauss, *Literaturtheorie, Philosophie und Politik*, Das wissenschaftliche Werk 1, hrsg. von Manfred Naumann (Berlin und Weimar: Aufbau, 1987), 7–61.

<sup>47</sup> Nachdruck in: Werner Krauss, *Aufklärung II*, Das wissenschaftliche Werk 6, hrsg. von Rolf Geißler (Berlin und Weimar: Aufbau, 1987), 248–351.

Sprach- und Literaturwissenschaft nicht durch die Erfindung beliebiger oder eklektischer Methoden zu überwinden suchte, sondern eine Verfahrensweise entwickelte, die sprach- und literaturhistorische Fragen stets mit der gesellschaftlichen Praxis verknüpft hatte. Die mitgeteilte Vertiefung „in ein uraltes Thema, Sprachbetrachtung“, weist zurück auf die beiden Aufsätze *Macht und Ohnmacht der Wörterbücher* (1946)<sup>48</sup> und *Über den Standort der Sprache* (1949),<sup>49</sup> in denen er das Spannungsfeld von Name, Begriff, Wortfindung, Wortsinn, den kollektiven Charakter der Sprache und Mundarten, das Verhältnis von Denken und Sprechen und den Werkzeugcharakter der Sprache als praktisches Moment von Weltaneignung bestimmte. Daran schließt der späte Aufsatz *Versuche zur Sprachtheorie* an,<sup>50</sup> dessen Entstehung nicht genau festzulegen ist und wahrscheinlich Mitte oder Ende der sechziger Jahre verfasst wurde. Krauss behandelt die Dialekt-, Volks- und Hochsprachen, das Argot und die Normierungsprozesse, die seit dem 16. Jahrhundert zur Sprachgemeinschaft der europäischen Nationalsprachen führten.

Die Grenze und der geteilte Himmel Deutschlands blieben nach 1969 weiter offen für Korrespondenz und gegenseitige Besuche, die bis zum Oktober 1972 überliefert sind. Freya Hobohm überlebte ihren innig-brüderlichen Freund Werner Krauss um fast zwanzig Jahre. Gewiss ist, dass sie am Ende ihres Lebens vor Herzensfreude sprühte und dankbar war, ihre Erinnerungen an Erich Auerbach, Leo Spitzer und Otilie und Werner Krauss mitteilen und weiterreichen zu können. Die Briefschreiber bekunden gegenüber Freya Hobohm ihre jeweils ungewöhnlich dichte und persönliche Beziehung, weshalb ihnen und der Adressatin im Stammbuch der Marburger Fachgeschichte der Romanistik, die durch Vertreibung, Exil und Widerstand geprägt wurde, ein bleibender Ehrenplatz zuzuweisen ist!

Prof. Dr. Werner Krauss  
1165 Berlin-Hessenwinkel  
Kanalstraße 35 – Tel.: 649636

Dr. Freya Hobohm  
Friedrich Naumannstr. 9  
Marburg/Lahn

Berlin, den 15. Sept. 1969

Liebe Freya Hobohm!

Das war für mich eine große Freude, nach mehr als 7 Jahren wieder von Ihnen zu hören. Ihre Meereserlebnisse zeigen, dass Sie eine ganz neue Aufgeschlos-

<sup>48</sup> In Krauss, *Sprachwissenschaft und Wortgeschichte*, 100–13.

<sup>49</sup> Krauss, *Sprachwissenschaft und Wortgeschichte*, 143–80.

<sup>50</sup> Krauss, *Sprachwissenschaft und Wortgeschichte*, 207–50.

senheit gewonnen haben. Man wird ja schliesslich nicht nur älter, sondern auch jünger.

Ich hätte den Katzensprung nach Marburg erheblich verlängert, hätte ich Sie dorten geahnt. Ich hatte in Marburg trotz des heissen Sommertags eine Beklemmung, für die es kein reinigendes Gewitter gibt, bis auf die Abreise. Wann sehen wir uns wieder? Im nächsten Juni oder Juli gedenke ich meine „Rentnerreise“ zu erneuern. Aber vielleicht kommen Sie vorher nach Westberlin. Von dort aus brauchten Sie nur an einem Vormittag nach Bahnhof Friedrichstrasse fahren, von wo ich Sie mit einem Wagen nachhause bringen würde; allerdings müsste bis 24 Uhr die Grenze wieder überschritten sein. – Auch ich wurde in der Zwischenzeit emeritiert, ohne dass deswegen mein wissenschaftlicher Betrieb und Umtrieb zur Ruhe gekommen wäre. Ich verbohre mich seit einigen Monaten wieder in ein uraltes Thema, Sprachbetrachtung, obwohl vollgepflastert von einer Literatur, die gebieterische, methodologische Ansprüche, erhebt.

Bitte lassen Sie wieder von sich hören, damit es nicht wieder zu so einem langen Hiatus in unseren Beziehungen kommt.

Mit allen guten Wünschen  
sehr herzlich Ihr  
Werner Krauss

[P. S.]: Eine andere Sendung mit einem Reclam-Bändchen geht gleichzeitig an Sie ab. Für die Umschlagreklame machen Sie mich bitte nicht verantwortlich. Ich habe aber auch noch Neuere, falls Sie es haben wollen. Bitte bedenken Sie bei Ihren – und meinen Schreiben die enorme Laufzeit der Post, die bis zu drei Wochen dauert!

*Überlieferung:* Nachlass Freya Hobohm (M. V., Oldenburg). Original. E. Br. m. U. (208 : 294 mm). Ein weißes, feingeripptes Blatt, beidseitig mit schwarzem Kugelschreiber beschrieben.

## Besucher aus Deutschland

### Emigranten im *Journal* der Sonia Delaunay

Margarete Zimmermann (Berlin)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Die ersten Bände von Sonia Delaunays unveröffentlichtem *Journal* dokumentieren nicht nur ihr Leben in Zeiten der Krise und ihre transnationalen Netzwerke im Paris der 30er Jahre, sondern auch ihren Umgang mit Emigranten aus dem NS-Deutschland, die sie aufsuchen und denen sie unterschiedliche Formen von Hilfe gewährt.

**SCHLAGWÖRTER:** Delaunay, Sonia; Bauhaus; Emigration; Kulturtransfer; Block, Fritz; Freundlich, Otto; Henri, Florence; Kandinsky, Wassily; Kornsand, Emil; Moholy-Nagy, Laszlo; Rebay, Hilla; Roth, Emmy; Taro, Gerda

### I. Ein Künstlertagebuch und seine Verfasserin

Sonia Delaunay, 1885 geboren als Sophie oder Sara(h) Ilinitchna Stern in Gradshik (Ukraine), ab 1894 aufgewachsen im kosmopolitischen Haushalt ihres Onkels Guenrikh Terk in Petersburg, als junges Mädchen von Max Liebermann mit einem Tuschkasten beschenkt, lebt nach ihrem Besuch der Karlsruher Malerinnenschule (1904–06) bis zu ihrem Tod (1979) in Paris (mit einem Intermezzo von 1914–21 in Spanien und Portugal). Nach kurzer Ehe mit dem Galeristen Wilhelm Uhde bildet sie mit Robert Delaunay eines der dynamischsten Künstlerpaare des Zwischenkriegs. Beide gehören mit ihrem *art simultané* zu den bedeutendsten abstrakten Malern ihrer Zeit. Sonia Delaunay arbeitet zugleich als Textilkünstlerin und ist seit den 20ern mit ihrer *mode simultanée* erfolgreich bei Künstlern und Architekten sowie in kunstafinen großbürgerlichen Milieus.<sup>1</sup> Das Tragen eines ‚simultanen‘ Kleidungsstücks signalisiert, wie hier bei dem rumänischen Poeten Tristan Tzara, die Zugehörigkeit zu einer internationalen Avantgarde.

<sup>1</sup> Vgl. Cécile Godefroy, *Sonia Delaunay, sa mode, ses tableaux, ses tissus* (Paris: Flammarion, 2014); zum ‚Transfer‘ dieser Mode nach Deutschland: Margarete Zimmermann, „Bâtisseuse de ponts: Sonia Delaunay et l’Allemagne“, in *Le Pont des Arts*, hrsg. von Julia Lichtenthal, Sabine Narr und Hannah Steurer (Tübingen: Narr, 2016), 179–204, 471–3.





Abb. 1: Robert Delaunay: *Portrait Tristan Tzara* (1923) © Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofía, Madrid, Wiki Commons.

Zeit ihres Lebens unterhält sie zahlreiche internationale Beziehungen und Freundschaften, so z.B. zu russischen Künstlern in Paris wie Antoine Peusner und Naum Gabo oder zu Joseph de Leeuw vom Amsterdamer Design-Kaufhauses Metz und den Vertretern der niederländischen Avantgarde. Nach ihrer Teilnahme an der großen Herbstausstellung von 1913 in Herwarth Waldens *Der Sturm* existieren Kontakte zum *Blauen Reiter* und zum Bauhaus, und über Augenzeugenberichte von Freunden verfolgt sie aufmerksam die politischen Entwicklungen während der NS-Zeit.

Eine wertvolle Quelle ist ihr ab Februar 1933 auf Französisch verfasstes (unveröffentlichtes) Tagebuch.<sup>2</sup> In seiner pragmatischen Sachlichkeit, die zumindest in den ersten Jahren Emotionen wie auch politische Kommentare ausblendet, unterscheidet es sich von den Tagebüchern der Käthe Kollwitz.<sup>3</sup> Von der Diaristin vermittelt es das Bild eines Geschöpfes mit hundert tatkräftigen Armen, das einer verlässlichen Freundin und in den 30er Jahren

<sup>2</sup> Sonia Delaunay knüpft damit an ihr Tagebuch von 1900–04 in russischer Sprache an. Die 77 Bände der Jahre 1933–69 befinden sich in der Handschriftenabteilung der BnF. Ich danke den Rechteinhabern, vertreten durch Herrn Richard Riss, für den Zugang zu diesem Dokument.

<sup>3</sup> Käthe Kollwitz, *Die Tagebücher: 1908–1943*, hrsg. von Jutta Bohnke-Kollwitz (Berlin: Akademie-Verlag, 2012).

das einer Frau, die sich trotz eigener Sorgen immer wieder orientierungsbedürftiger Emigranten annimmt.

Deren Textspuren im Journal sind oft fragil – mit knappen Einträgen oder lakonischen Kommentaren versehene Namen, die kometenhaft aufscheinen, um ebenso schnell wieder zu verglühen, Namen, die wir manchmal, aber nicht immer historischen Figuren zuordnen können. So erwähnt sie am 22. Juni 1934 eine Abendgesellschaft mit Ivan Goll, „Mlle Brandt“, „Alphonse Kerr“ sowie „Betty Stern de Berlin“, in deren Verlauf eine „Mme Sanders“ ein Heine-Gedicht rezitiert. Außer Ivan Goll ist (im Augenblick) nur Betty Stern identifizierbar, die „im Berlin der 1920er Jahre einen berühmten Salon in der Barbarossastraße geführt“ und u. a. Marlene Dietrichs Karriere befördert hat.<sup>4</sup> In Paris eröffnet sie 1933 in Paris eine Schauspieleragentur und fördert den bereits seit 1931 dort lebenden Fotografen Willy Maywald, einen Mittler zwischen Deutschland und Frankreich.<sup>5</sup> Aber wer ist jene „Gerda“ oder „Guérda“, die oft in Begleitung der Fotografin Florence Henri erscheint, sich bei Sonia Delaunay einkleidet – sollte es sich um die elegante junge Fotografin Gerda Taro aus Stuttgart handeln, die Gefährtin Robert Capas, die 1933 nach Paris emigriert und 1937 in Spanien umkommt?<sup>6</sup>

Die Form dieses großen Lebens- und Gedächtnisbuchs ist ebenso ungewöhnlich wie banal. Rückblickend beschreibt Delaunay dessen Entstehung und Entwicklung von einem *livre de ménage* zu einem *journal de réflexions* mit therapeutischer Funktion so:

J'ai décidé de reprendre régulièrement mon journal de jeune fille, commencé en 1902 et interrompu en 1906, peu après mon arrivée à Paris.

J'ai commencé par y faire mes comptes, y inscrire mes commandes, mes achats de fournitures. En somme, tout a commencé comme un livre de ménage. Cela me prenait du temps pour le tenir à jour. Je me couchais souvent deux heures plus tard en mordant sur mon sommeil. Progressivement, c'est devenu un journal de réflexions. Cela me décripait d'écrire et m'aidait à rester fidèle à ma ligne de vie, surtout quand je me suis retrouvée seule, pendant la guerre de 40. Je n'ai manqué aucun de ces rendez-vous quotidiens avec ma solitude jusqu'à la fin de l'année 1969.<sup>7</sup>

<sup>4</sup> Katharina Sykora, *Willy Maywald: Photograph und Kosmopolit* (Kerber: Bielefeld, 2015), 43.

<sup>5</sup> Willy Maywald (1907–85), im NS-Deutschland als linker Homosexueller verfolgt, macht in Frankreich ab 1940 eine „Odyssee von Lager zu Lager“ durch; vgl. Sykora, *Maywald*, 50–51. 1942 flieht er in die Schweiz, kehrt 1946 nach Paris zurück und profiliert sich als Modefotograf.

<sup>6</sup> So die Vermutung von Matteo de Leeuw-de Monti, „Force of Colour“, 167.

<sup>7</sup> Sonia Delaunay, *Nous irons jusqu'au soleil* (Paris: Laffont, 1978), 109.

In seiner materiellen Beschaffenheit präsentiert es sich in Form großformatiger, dreispaltiger Kontobücher, deren Papier- und Einbandqualität ab 1934 deutlich abnimmt: Die große Wirtschaftskrise spiegelt sich sowohl im Material dieses Gedächtnisspeichers als auch in den Zahlen sowie den immer wieder neu ansetzenden Berechnungen und Bemühungen um Kredite. Manchmal fügt Sonia Delaunay kleine Zeichnungen, Quittungen oder vornehmlich mit Zahlen beschriebene Papierfetzen ein. Ab Juni 1936 schreibt sie auf losen Blättern unterschiedlicher Größe, zusammengefügt zu kleinen Monatsheften, zuweilen kehrt sie auch zum Format des Kontobuchs zurück. Ihre Eintragungen, meist in blauer oder schwarzer Tinte, in energischer, gut lesbarer Schrift, zuweilen jedoch hastig mit Bleistift notiert, selten in vollständigen Sätzen, überwiegend in einer Art Telegrammstil, sind durchgängig in einem sicheren, wenngleich nicht ganz fehlerfreien Französisch verfasst,<sup>8</sup> Namen von Besuchern in der Regel unterstrichen. Insgesamt vermittelt ihr *Journal* mit seiner Mischung aus Terminkalender, Auftrags-, Notiz- und Haushaltsbuch und einer Überfülle an Aktionsverben wie *travailler*, *aller*, *envoyer*, *téléphoner* oder *télégraphier*, den Eindruck von großer Dynamik und rastlosem Aktivismus.

Zu Beginn ihrer Aufzeichnungen gibt es nur selten Einträge zu eigenen künstlerischen Aktivitäten, zahlreiche dagegen zu Tätigkeiten einer bürgerlichen Hausfrau und Mutter. Wir begleiten sie bei Einkäufen, auf dem Weg zu Friseur- und Zahnarztbesuchen oder zum Schwimmbad – und sehen ihr über die Schulter beim Aufräumen wie auch beim unermüdlichen Rechnen und Jonglieren mit Zahlen, offenen Rechnungen, spärlichen Einnahmen. Diese Alltagssorgen lassen erst 1945 nach, als sich ihre finanzielle Situation verbessert und Kontakte zu Museen und Galeristen sowie die Durchsetzung der abstrakten Kunst in den Vordergrund treten.

Zugleich übermittelt es Empfindungen und Eindrücke verschiedenster, zuallererst akustischer Art. Ohne Unterlass meint man Sonia Delaunay telefonieren oder das Telefon klingeln zu hören in ihrer großen Wohnung am Boulevard Malesherbes,<sup>9</sup> einer wichtigen Verkehrsachse und belebten Geschäftsstraße. Eine Fülle von Stimmen vermischt und überlagert sich dort: So diskutiert Sonia mit Robert oder ihrem Sohn Charles, macht Termine, spricht mit Freunden, Geschäftspartnern, Lieferanten, Schneiderinnen und

<sup>8</sup> Bei Originalzitate verzierte ich darauf, die oft der Übermüdung der Diaristin geschuldeten Fehler zu markieren.

<sup>9</sup> 1935 ziehen die Delaunays in die Rue Saint-Simon (VII. Arrondissement), wo Sonia bis 1979 verbleibt.

Angestellten. Hinzu kommen die Stimmen zahlreicher Besucher, zuallererst aus den Niederlanden, mit Botschaften und Aufträgen von Joseph de Leeuw, ihrem wichtigsten Geschäftspartner seit der *Exposition des Arts Décoratifs* von 1925. Seine Aufträge werden für sie zu einer lebensnotwendigen Einnahmequelle, vor allem in dem Jahrzehnt von 1930–40, als sich Metz & Co zu einem „Warenhaus der Avantgarde“ profiliert, in dessen Sortiment die „Delaunay-Metzstoffe“ eine Sonderstellung einnehmen.<sup>10</sup> Darüber hinaus entwickeln sich freundschaftliche Kontakte.

In diesem Chor der Stimmen gibt es auch dominante Solostimmen wie die ihrer Künstlerfreundin Hilla (von) Rebay,<sup>11</sup> die oft vorbeikommt, manchmal in Begleitung von Solomon R. Guggenheim, den sie bei Ankäufen europäischer Kunst berät. Zuweilen steht sie selbst kurz vor dem Aufbruch nach Deutschland oder Nordamerika und berichtet den Delaunays von Verfolgung, Gewalt und Angst im NS-Deutschland.



Abb. 2: Hilla Rebay, 30er Jahre © Rebay-Haus Teningen, aus Privatbesitz.

<sup>10</sup> Siehe hierzu Petra Timmer, *Metz & Co: de creatieve jaren* (Rotterdam: Uitgeverij 010, 1995), 133. Zu den Beziehungen zwischen Delaunay, dem Kaufhaus Metz und der Familie de Leeuw siehe Matteo de Leeuw-de Monti, „Metz & Co, de Stijl und Sonia Delaunay“, in: *Kunst und Textil vom Bauhaus bis heute: to open eyes*, hrsg. von Friedrich Meschede und Jutta Hülsewig-Johnen (Kerber: Bielefeld, 2013), 36–44.

<sup>11</sup> Die Malerin Hilla Rebay von Ehrenwiesen (1880–1967) wirkt ab 1927 als Kulturvermittlerin zwischen Europa und Nordamerika, aber auch zwischen Deutschland und Frankreich.

Die Delaunays führen ein gastfreundliches Haus und bieten ihren oft mittellosen Künstlerfreunden, zumindest bis zur Wirtschaftskrise, einen ‚Mittagstisch‘. So erinnert sich der Surrealist Joseph Delteil an ihre „table romanesque, table de luxe, table paradisiaque [...], l’emblème des Delaunay, leur blason, leur drapeau.“<sup>12</sup> Oft klingt der Tag in Café-Restaurants aus, meist *Rive-Gauche*, wie *La Closerie des Lilas*, *Le Dôme* (am Boulevard du Montparnasse), in den *Deux Magots* oder im *Lipp* am Boulevard Saint-Germain.<sup>13</sup> Gemeinsam besucht man Vernissagen und Ausstellungen und trifft sich in intimen, privaten oder halbprivaten Räumen wie den Wohnungen und Ateliers von Künstlern wie Kandinsky, Gabo, Florence Henri, Marinetti, Freundlich, der Mondrians oder der Gleizes’.

Bei jedem Treffen in der *Closerie* listet Sonia mit buchhalterischer Präzision die Namen aller Anwesenden auf. Dies vermittelt einen konkreten Eindruck von der Offenheit des Kreises der mit den Delaunays befreundeten Künstler, von ihrem Kommen und Gehen, von Bewegungen in verschiedene Richtungen. Dabei kehren einige Namen immer wieder, vor allem der von Florence Henri, der 1893 in New York geborenen Tochter eines Franzosen und einer Deutschen. Auf diese finanziell unabhängige und künstlerisch umfassend begabte junge Frau, die von 1913–23 in Berlin lebt und Carl Einstein zu ihren Freunden zählt, üben die Avantgarden eine geradezu magnetische Anziehungskraft aus. Unter Einsteins Einfluss wendet sie sich der abstrakten Malerei zu, zieht 1924 nach Paris und freundet sich mit den Delaunays an. Als Gasthörerin am Dessauer Bauhaus entdeckt sie 1927, unter dem Einfluss von Lucia Moholy-Nagy, die Fotografie.

In dieser Kunst wird sie schnell berühmt, mit ihren Selbstporträts, Objektaufnahmen, Stilleben und mit Porträts von Zeitgenossen – so stammen einige der schönsten Aufnahmen von Robert und Sonia Delaunay von ihr. Ende 1928 kehrt sie nach Paris zurück, bleibt jedoch in Kontakt zum Bauhaus und zu Berliner Künstlerkreisen. Als kosmopolitische Nomadin mit zahlreichen, vor allem deutsch-französischen Netzwerken ist Florence Henri eine Kulturvermittlerin *par excellence*.

Oft kommen auch ausländische Künstlerfreunde, wie Ende Juni 1934 Wassily und Nina Kandinsky. Über ihren Antrittsbesuch bei den Delaunays, mit



Abb. 3: Unbekannter Fotograf: Florence Henri (3. von links) 1927 am Dessauer Bauhaus

denen sie während der gesamten Zeit ihres zehnjährigen Exils in Paris befreundet bleiben, berichtet Kandinsky in einem Brief an Will Grohmann:

Kürzlich waren wir bei Delaunays. Erst bei Ihr (in der Wohnung), wo wir sehr schöne Sachen von Ihr zu sehen bekamen – Entwürfe für allerhand Stoffe, ausgeführte Stoffe, fertige Kleider, Vorhänge usw. Sie ist wirklich sehr begabt und erfinderisch. Leider kommt sie oft zu früh mit ihren Ideen – sie geht vor der Mode, die sie allerdings oft beeinflusst. Vor ein paar Jahren hat sie viel verdient und ihre Sachen kamen bis nach Australien hinaus. Jetzt natürlich Krise!<sup>14</sup>

Ein anderer Besucher aus Deutschland ist der ungarische Bauhaus-Lehrer Laszlo Moholy-Nagy (1895–1946), der wie Sonia seine erste Einzelausstellung 1922 in Herwarth Waldens Galerie *Der Sturm* hatte. Nach dem 1934 erteilten Berufsverbot und auf der Durchreise in sein Amsterdamer Exil, eine Zwischenstation seines Wegs nach England und in die USA, trifft er im Juni 1934 in Paris ein, anlässlich einer Ausstellung seiner Werke durch die Gruppe *Abstraction-Création*.

Sonia nimmt ihn am Abend des 15.6. mit in die *Closerie* und sieht ihn am nächsten Tag mit Hilla Rebay und Piet Mondrian in der Galerie *Bernheim jeune*. Dann lädt sie ihn mit seinen Freunden in ihre Wohnung ein, zeigt ihm ih-

<sup>12</sup> Zitiert nach François Buot, *René Crevel* (Paris: Grasset & Fasquelle, 1991), 65–6.

<sup>13</sup> Siehe hierzu Gérard-Georges Lemaire, *Les cafés littéraires* (Paris: La Différence, 2016), 250–330.

<sup>14</sup> Peter Klaus Schuster, Hrsg., *Delaunay und Deutschland* (Köln: Dumont, 1985), 529.– Am 21. Juli erwidern die Delaunays diesen Besuch: „A 5h chez Kandinsky R est venu aussi vu des toiles et resté jusqu’à 7 ¾. Les toiles sont trop décoratives, les dernières. Il n’y a plus d’impulsion, cela devient, comme des tapis orientaux mais très fins, raffiné de couleur.“



Abb. 4: Unbekannter Fotograf: Laszlo Moholy-Nagy um 1938

re Stoffe und später Roberts Atelier. Moholy schätzt Roberts Werke und „releve les influences qu’il a eu sur les russes, Klee etc.“ (samedi, 16 juin 1934). Er besucht sie erneut am Folgetag, um sich Stoffproben anzusehen. Sonia Delaunays *Journal* der Jahre 1933–1938 bezeugt die Kontinuität von Besuchern – Emigranten – aus dem deutschsprachigen Raum. Paris zieht besonders viele von ihnen an. Manche, so Otto Freundlich oder Willy Maywald, leben dort schon seit längerem aus politischen Gründen, oft in äußerst prekären Verhältnissen.

So werden allein von April bis November 1933 dort rund 7 300 Flüchtlinge aus dem Deutschen Reich, meist Angehörige der Mittelschicht, registriert, weitere Flüchtlingswellen folgen.<sup>15</sup> Einige von ihnen suchen Sonia Delaunay auf, berichten aus Deutschland und hinterlassen Text-Spuren in ihrem *Journal*. Die Ankommenden gehören indes nicht immer Künstlermilieus an, kommen aber meist mit einer Empfehlung. So schickt ihr im Mai 1933 ein gewisser Ulmann<sup>16</sup> den Karstadt-Angestellten Schück ins Haus:

Vu un Allemand Mr. Schück de la part d’Ulmann cherche une situation était employé chez Karstatt – Uni Prix Allemand, 1500 employés sous ses ordres. Pensé au père d’Alexandre, à l’ami des Mayer pour lui (lundi 22 mai [1933]).

<sup>15</sup> Hierzu generell: Ruth Fabian und Corinna Coulmas, *Die deutschen Emigranten in Frankreich nach 1933* (München u.a.: Saur, 1978).

<sup>16</sup> Vermutlich der Diamantenhändler Georges Ullmann (s. de Leeuw-de Monti, „Force“, 176).

Dass dieser Name bis Ende Juni 1933 mehrfach wiederkehrt, in Verbindung mit Telefonaten oder Anfragen bei Freunden, zeigt, wie sie versucht, einem Emigranten zu helfen, im Gegensatz zu der Haltung vieler anderer: „Débrouillez-vous est la seule réponse qu’il [ein Emigrant, M.Z.] obtienne et Comptez sur moi représente un refus poli.“<sup>17</sup>

Ähnlich geht sie mit einem namenlosen Fotografen – „un photograph allemand de la part de Lévy“ – um<sup>18</sup> und der mittellosen – jüdischen? – Webkünstlerin Koester aus Hamburg, die von ihr unterrichtet werden möchte. Hier ersinnt sie einen Austausch von Fertigkeiten:

Madame Koester est venue de la part de Mme v. Flotow de Hambourg, elle aurait voulu prendre des leçons mais elle ne peut pas faire venir l’argent. Elle sait le tissage. On va essayer de trouver un métier elle pourra donner des leçons à Miss Wharton et Kitty et payera avec ça ses leçons. (mardi 13 novembre [1933]).

Vier Männer und Frauen jüdischer Herkunft aus Berlin bzw. Hamburg, auf dem Weg in andere Exilländer – ein Geigenvirtuose, ein Architekt mit seiner Frau, eine Silberschmiedin – lohnen einen etwas genaueren Blick. Alle gehören der mittleren, in Deutschland bereits arrivierten Emigrantengeneration an.

## II. *De passage à Paris*: Emil Kornsand – Fritz und Anna Sophie Block – Emmy Roth

Äußerst knapp fallen ihre Notizen zum Besuch des Geigenvirtuosen Emil Kornsand (1894–1973) aus. Er entscheidet sich erst spät, nach den großen Auswanderungswellen von 1933 und 1935, NS-Deutschland zu verlassen und konzertiert vor seinem Aufbruch ins amerikanische Exil ein letztes Mal in Paris. Sonia Delaunay kontaktiert er am 15. Mai 1938: „Emil Kornsand a téléphone pour se voir, il joue à Paris et part en Amérique, pense faire venir sa mère ensuite.“ Am 16. Mai heisst es lakonisch: „Après déjeuner est venu Emil Kornsand, parlé de l’Allemagne, de son travail, de sa mère, etc.“

Sie präzisiert nicht, welche Informationen sich hinter diesen knappen Notizen verbergen, aber es ist leicht, diese Leerstellen zu füllen: Vermutlich sind es Gespräche über seine Situation als „Halbjuden“. Kornsand, zuletzt tätig als verbeamteter Violonist an der Berliner Staatsoper und als Mitglied des Deman-Streichquartetts, wird im August 1935 aus der Reichsmusikkammer

<sup>17</sup> Fred Uhlmann, *Il fait beau à Paris aujourd’hui* (Paris: Stock, 2001), 211.

<sup>18</sup> Vgl. die Eintragungen vom 5.–7. und 20. September 1933.



Abb. 5: Unbekannter Fotograf: Fritz Kornsand. 50er Jahre. Mit freundlicher Genehmigung der Boston Symphony Orchestra Archives.

ausgeschlossen, kann aber mit Sondergenehmigungen sein Metier weiter ausüben, bis er unter Berufung auf §6 des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ zum 31.12.1937 endgültig Berufsverbot bekommt. Er emigriert im Juli 1938 zunächst nach New York, lässt 1939 seine Mutter nachkommen und findet später eine Anstellung am *Boston Symphony Orchestra*.<sup>19</sup> Aber wieso sucht Kornsand gerade Sonia Delaunay auf, welche Verbindungen gibt es da?

Die Spur führt zurück zu Sonias frühen Karlsruher Jahren, wo sie ihr erstes Studienjahr 1904/05 gemeinsam mit Kornsands Mutter, der Malerin Luise Kornsand (1876–1962), verbracht und sich vermutlich mit der älteren Kommilitonin angefreundet hat. Diese bleibt in Karlsruhe und entwickelt sich zu

<sup>19</sup> Siehe [https://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm\\_lexmperson\\_00001851](https://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_00001851), abger. am 19.9.17.

einer Stilleben- und Blumen-Malerin.<sup>20</sup> Vermutlich besteht 1938 noch ein Kontakt zwischen den beiden Frauen, und ihr Sohn (im *Journal* zuweilen als „L. Kornsand“ geführt) sucht Sonia aus diesem Grund auf, vielleicht, um ihr dies alles mitzuteilen und Abschied von Europa zu nehmen.

Eloquenter fallen ihre Eintragungen zu zwei anderen Besuchern aus. So registriert sie am 9. Oktober 1933 den Besuch eines gewissen „Fr. Block avec sa femme de Hambourg [...] ont demandé de téléphoner à l'hôtel Vouillemont rue Boissy D'Anglas“, letzteres im VIII. Arrondissement, unweit der Delaunay-Wohnung gelegen und ein bekannter internationaler Künstler- und Intellektuellen-Treff. Dieser Besucher ist der Architekt Fritz Block (1889–1955), ein Vertreter des „Neuen Bauens“ in Hamburg, bekannt für seine mit Ernst Hochfeld entworfenen Bauten.



Abb. 6: Fritz Block (um 1930) © Fritz Block Estate Archive, Stockholm/Hamburg

In die deutsche Architekturgeschichte sind er und Hochfeld mit dem 1928/29 fertig gestellten Deutschlandhaus am Hamburger Gänsemarkt ein-

<sup>20</sup> Zu Luise Kornsand: *Frauen im Aufbruch? Künstlerinnen im deutschen Südwesten 1800–1945*, hrsg. v. d. Städtischen Galerie Karlsruhe, Redaktion Sylvia Bieber (Stadt Karlsruhe, 1995).

gegangen, „ein[em] moderne[n] Geschäftshaus mit Büros, Läden, Restaurants und dem damals größten Kinosaal Europas, dem Ufa-Palast“<sup>21</sup>.



Abb. 7: Das Deutschlandhaus am Hamburger Gänsemarkt (um 1930) ©Fritz Block Estate Archive, Stockholm/Hamburg

Ab 1929 macht sich Block, ein weltoffener, vielfach interessierter Mann, einen Namen „als talentierter Photograph mit Aufnahmen im Stil der »Neuen Sachlichkeit« und illustrierten Reisereportagen“.<sup>22</sup> Im Oktober 1933 werden er und Hochfeld als „Nichtarier“ mit Berufsverbot belegt und beschäftigen sich von da an überwiegend mit der Verkleinerung jüdischer Wohnungen.

Er kommt in Begleitung seiner Frau Anna Sophie Block, am Ende ihrer Zeppelin-Reise von Rio de Janeiro bis Sevilla, von wo aus sie mit dem Zug über Paris nach Hamburg zurückfahren.<sup>23</sup> In Paris bleiben sie länger als zwei Wochen (die Tagebucheinträge dokumentieren ihre Anwesenheit vom 9.–24. Oktober), vielleicht, um die Möglichkeiten eines Exils in Frankreich

<sup>21</sup> Roland Jaeger, „Block, Fritz“, in *Das jüdische Hamburg. Ein historisches Nachschlagewerk*, hrsg. von Kirsten Heinsohn, 2006, <http://www.dasjuedischehamburg.de> (aufger. am 20.01.2016).

<sup>22</sup> Roland Jaeger, „Block, Fritz“.– Siehe hierzu die von R. Jaeger kuratierte Ausstellung *Foto-Auge. Fritz Block. Neue Fotografie. Moderne Farbdias* in der Alfred-Ehrhardt-Stiftung Berlin, 24.6.–10.9.2017.

<sup>23</sup> So die Auskunft von R. Jaeger an die Verfasserin vom 17. Januar 2017.

zu eruieren. Das Tagebuch berichtet, dass Sonia Delaunay sie bereits am nächsten Tag in ihrem Hotel aufsucht:

À l'hôtel Vouillemont vu Mme Block, qui est couché avec une crise d'appendicite. M. Block a montré des photos-reportages du Brésil d'Amérique. Voudrait faire un livre ou un film. Voudrait connaître René Clair. Viendra mercredi à la *Closerie des Lilas*. Parlé d'une cité pour des Intellectuels allemands.<sup>24</sup>

Drei Tage später führt Sonia Delaunay die beiden in die *Closerie* ein und notiert: „Là bas, Block l'architecte de Hambourg a montrée ses photos pris du Zeppelin au Brésil et les photos de N.Y.“ (vendredi 13 octobre). Er tut dies vor einem größeren Kreis, von denen sie die Kandinskys, Gabo, Peusner, Florence Henri, André Beaudrie, Reth Mamoto, die Frau von Manuel Ortiz de Zérate und Arturo Ciacelli namentlich erwähnt.

Danach kommt Anna Sophie Block mehrfach in die Wohnung am Boulevard Maiesherbes, zwecks Anfertigung eines Kleids, das zu ihrer größten Zufriedenheit ausfällt: „Mme Block a téléphoné très contente de sa robe“ (mardi 24 octobre). Sie bestellt noch zwei Gürtel, eine Krawatte und diverse Stoffe, um sie mit nach Hamburg zu nehmen,<sup>25</sup> und setzt ihren Briefkontakt zu Sonia Delaunay bis November 1934 fort.<sup>26</sup>

Doch weshalb suchen die Blocks sie im Herbst 1933 auf und beziehen ein Hotel unweit ihrer Wohnung? Das Paar hat sich 1930 bereits zwei Mal in Paris aufgehalten und Bauten von Le Corbusier und André Lurçat angesehen. Außerdem gehört er wie auch die Delaunays 1930 zu den Besuchern der „unter Gropius' Leitung arrangierten Schau des Deutschen Werkbundes und der Parallelveranstaltung der französischen *Union des artistes modernes*“.<sup>27</sup> Block dürfte in Sonia Delaunay eine Vermittlerin zu Avantgarde-Milieus gesehen haben, während seine Frau Sonias *mode simultanée* vermutlich über Berichte deutscher Mode-Journalistinnen wie Helen Grund kannte.<sup>28</sup>

<sup>24</sup> Zu Fritz Block als Fotograf: Roland Jaeger, *Block & Hochfeld: die Architekten des Deutschlandhauses* (Berlin: Gebr. Mann Verlag, 1996), 223–41.– Block hielt im Februar 1932 im Hamburger Kunstverein den Vortrag „Foto-Reportage PARIS“ und zeigte dort Photos seiner beiden Paris-Reisen von 1930 (Information von R. Jaeger).

<sup>25</sup> Vgl. hierzu im Journal die Eintragungen vom 9., 10. und 24. Oktober 1933.

<sup>26</sup> Nach gescheitertem Fluchtversuch und Blocks Internierung im KZ Oranienburg emigriert das Paar im November 1938 nach Los Angeles, wo Block als Fotograf arbeitet.

<sup>27</sup> Jaeger, *Block & Hochfeld*, 43.– Die *Union des Artistes Modernes* (UAM), die von 1929–1956 existierte, wurde von Architekten und Designern wie Le Corbusier, Mallet-Stevens und Perriand gegründet, um die Gestaltung von Innenräumen zu modernisieren und eine Abkehr von Art Déco einzuleiten.

<sup>28</sup> Hierzu Zimmermann, „Bâtisseuse“, 189–92.

Eine andere deutsche Emigrantin, die bereits in Paris lebt und im Winter 1934 in Sonia Delaunays Bannkreis gerät, ist die renommierte Berliner Silberschmiedin Emmy Roth (1885–1942).<sup>29</sup> Möglicherweise kannte auch sie bereits Sonias Mode, vielleicht über die Fotografin Wanda von Debschitz-Kunowski, die um 1927 das einzige heute erhaltene Porträt von Emmy Roth macht und etwa gleichzeitig auch Nell Walden fotografiert, in einem Rock mit passendem Schal von Sonia Delaunay.<sup>30</sup> Roth präsentiert sich vor der Kamera in ihrem Atelier und an ihrem Arbeitstisch mit Werkzeugen, in einem weißen Kittel und mit einem kleinen Hammer in ihrer rechten Hand, als habe man sie gerade bei der Arbeit unterbrochen. Ihr Gesicht mit der markanten Augenpartie strahlt eine Mischung aus ruhigem Selbstbewusstsein und Schwermut aus.



Abb. 8: Wanda von Debschitz-Kunowski: *Emmy Roth in ihrer Werkstatt* (1927) © ullstein bild.

Emmy Roth, geborene Urias, aus der angesehenen jüdischen Kaufmannsfamilie Urias in Hattingen, ist spätestens ab 1912 eine der bedeutendsten deutschen Silberschmiedinnen ihrer Zeit. Sie betreibt eine Werkstatt in

<sup>29</sup> Detaillierte Informationen bei Reinhard W. Sängler, „Emmy Roth“, in *Metallkunst der Moderne* (Berlin: Bröhan Museum, 2001), 288–94.

<sup>30</sup> Erneut in Jutta Hülsewig-Johnen, Hrsg., *Sonia Delaunays Welt der Kunst* (Bielefeld: Kerber, 2008), 199.– Wanda von Debschitz-Kunowski (1870–1935) arbeitete als Porträt- und Objektfotografin zunächst in München, seit den 20ern in Berlin.

Berlin-Charlottenburg, in der noblen Clausewitzstraße 8, wo sie vermutlich auch wohnt und in deren Umfeld sie einen angemessenen Wirkungsort findet.



Abb. 9: Emmy Roths Werkstatt (und vermutlich Wohnhaus) in der Clausewitzstraße (2016) © Margarete Zimmermann

Kurz nach ihrem 25jährigen Künstlerjubiläum emigriert sie im Winter 1933, vermutlich nach der Wahl Hitlers am 21. Januar 1933, nach Paris, wo sie für zwei Jahre bleibt. Sonia Delaunay macht erst im Februar 1934, vielleicht über Florence Henri, ihre Bekanntschaft in der *Closerie* und registriert sie sogleich als „Mme Roth (fait de l’argenterie)“ (vendredi 15 février). Möglicherweise hatte sie bereits zuvor von ihr gehört oder gelesen, denn Roths elegante, von neusachlicher Ästhetik und Funktionalität geprägte Objekte „wurde[n] [...] schon früh auch im Ausland geschätzt und erworben“, „ihre nationale und internationale Bekanntheit war schon vor 1933 gegeben“,<sup>31</sup> nach ihrem Durchbruch im Jahr 1925, der damit exakt zeitgleich zu Sonia Delaunays Durchbruch als Modeschöpferin erfolgt.

Dies könnte erklären, weshalb sich letztere schon zwei Tage nach der Begegnung in der *Closerie* auf den Weg zu Roths Atelier in der rue de Varenne macht (dort wohnt auch Florence Henri), allerdings ohne die Silberschmie-

<sup>31</sup> Michal S. Friedlander, „In feinsten Form: ein Silberservice von Emmy Roth“, [www.museumsportal-berlin.de/de/magazin/blickfange/ein-silberservice-von-emmy-roth/](http://www.museumsportal-berlin.de/de/magazin/blickfange/ein-silberservice-von-emmy-roth/), aufger. am 22.1.2016.

din anzutreffen. Einige Tage später versucht sie es erneut, nun in Begleitung von Kitty de Leeuw<sup>32</sup>: „Allés avec Kitty chez Mme Roth vu son argenterie fait à la main. De très jolies choses, mais chères pour le moment actuel. [...]“ (jeudi 21 février).

Bereits bei diesem ersten Besuch entsteht die Idee eines Tauschs von Kleidungsstücken aus ihrer Fertigung gegen Roths Silberarbeiten, dies ein unter Künstlern häufiges Verfahren, zugleich eine besondere Form von Kulturtransfer: Hier wechseln Objekte der kunsthandwerklichen Avantgarde, entstanden in unterschiedlichen Traditionen, von einem Kontext in den anderen und werden neu kontextualisiert – durch neue Umgebungen und Gebrauchssituationen.<sup>33</sup>

In der Tat kommt Emmy Roth, eine durchaus anspruchsvolle Kundin, schon bald zu Sonia Delaunay – „Après déjeuner est venue Mme Emmy Roth, elle a choisi le manteau marron (250–1) et le costume bleu en jersey (350) en échange d’un porte cigarette en argent et des boutons de manchettes pour R.“ und ruft am nächsten Tag noch einmal an: „Mme Roth a téléphoné, elle voudrait une blouse en toile en échange des boutons de manchettes“ (mardi 26 février).

Am 15. März kommt sie wieder zur Anprobe, mit neuen Wünschen,<sup>34</sup> erweitert ihre Bestellung zehn Tage später noch einmal um „une garniture de toile beige (25–6) et un tablier mauve“ (lundi 25 mars). Doch einen Tag später findet sich im *Journal* nur noch der Hinweis auf Sonias Arbeit an „la broderie de l’encolure et les manches du costume bleu de Mme Roth“.

Roth, die in Paris durchaus erfolgreich gewesen zu sein scheint,<sup>35</sup> verlässt diese Stadt 1935 in Richtung Israel. Nach Paris kehrt sie (vermutlich) ein letz-

<sup>32</sup> Kitty de Leeuw (1915–1962), jüngste Tochter von Joseph und Catharina de Leeuw, gehört zu dem Kreis der Schüler und Schülerinnen von Sonia Delaunay.

<sup>33</sup> Angesichts der innenpolitischen Situation im Frankreich im Februar/März 1934 – vor allem der am 6.2. beginnenden sog. Februarunruhen mit ihren antisemitischen Ausschreitungen (auf die sie in ihrem Tagebuch mit keinem Wort eingeht) – wirkt allerdings diese intensive Beschäftigung mit Mode und Design fast eskapistisch.

<sup>34</sup> „A 10.30 Mme Emy Roth a essayé son manteau marron, qui lui va bien il n’y a qu’à finir l’ourlet et son costume bleu – il faut le préparer presque fini et l’essayer encore. – boutons bleus à réassortir. Elle prend aussi la blouse marron 205 et probablement le manteau d’intérieur 889a noir. Je dois encore choisir les boutons de manchettes pour R.“ – Die Ziffern hinter den Kleidungsstücken verweisen auf die Stoffdesign-Ziffern (Auskunft von M. de Leeuw-de Monti).

<sup>35</sup> Hierzu: Reinhard W. Sängler, „Emmy Roth“, in *FrauenSilber: Paula Straus, Emmy Roth & Co. – Silberschmiedinnen der Bauhauszeit*, hrsg. von Harald Siebenmorgen (Karlsruhe: Badisches Landesmuseum, 2011), 35–105 und 86–8.

tes Mal 1937 zurück, um auf der Exposition internationale des arts et techniques dans la vie moderne ihre Metallobjekte im Pavillon d’Israël en Palestine auszustellen. Von 1937–1939/40 folgt ein letztes europäisches Zwischenenspiel in der niederländischen *Zilverfabriek Voorschoten*, wo sie maschinell hergestellte Objekte entwirft, bevor sie vermutlich Anfang 1940 definitiv nach Palästina emigriert.

Was wird aus Roths Kleidungsstücken von Sonia Delaunay? Trägt Emmy Roth sie auf der Weltausstellung von 1937? Begleitet sie der Hausmantel aus schwarzer Seide bis in ihr letztes einsames Domizil, eine kleine Wohnung in Tel Aviv? – Alles, was wir wissen, ist, dass Emmy Roth in der Vereinsamung des Exils, im Wissen um ihre unheilbare Krebserkrankung und darum, dass „sie ihren Beruf, ihren Lebensinhalt aufgeben [musste]“, am 11. Juli 1942 in ihrer Tel Aviver Wohnung „mit dem Freitod auf die ihr fremd gewordene Welt [antwortete].“<sup>36</sup>

### III. Deutsche Exilanten im Umkreis der Delaunays

Im Rückblick auf Sonia Delaunays *Journal* der 30er Jahre fällt auf, wie präsent Deutschland dort ist: Immer wieder erwähnt sie Besucher, die von dort kommen, dorthin aufbrechen und von ihren Erlebnissen und Ängsten sprechen, wie Hilla Rebay, die sich um den vom NS-Regime verfolgten Maler Rudolf Bauer sorgt.<sup>37</sup> Beziehungen zu Vertretern der künstlerischen Avantgarde wie Emmy Roth sowie zu Bauhaus-Mitgliedern wie Laszló Moholy-Nagy oder Florence Henri spielen dabei eine besondere Rolle. Sonia Delaunay spart allerdings ihre eigenen Reaktionen aus, wir können indes Interesse und Anteilnahme vermuten. Die Tagebucheinträge zu Emil Kornsand, zu den Blocks und Emmy Roth, aber auch zu dem wenig prominenten Karstadt-Angestellten Schück oder der Weberin „Madame Koester“ zeigten, wie sie diesen Menschen Türen öffnete, ihnen zuhörte und Orientierungshilfe leistete.

Unsere Spurensuche war eine Arbeit am kulturellen Gedächtnis – am Archiv –, denn über die Spuren der deutschen Emigranten in Delaunays *Journal* präziserte sich unser Wissen über ihre Wege nach 1933. Zugleich aber schärfte sich unser Blick auf Sonia Delaunay: Erkennbar wurde eine bislang weitgehend unbekannte Facette ihrer Persönlichkeit, nämlich die einer diskreten Helferin von Verfolgten jüdischer Herkunft.

<sup>36</sup> Sängler, *FrauenSilber*, 88 und Sängler, „Emmy Roth“, 288.

<sup>37</sup> Hierzu die Einträge vom 27. 6., 18.–21.7., 11. und 15.9.1938.



## *Anhang*

Bibliographie der Veröffentlichungen von Frank-Rutger Hausmann . . . . .	495
Abbildungsverzeichnis. . . . .	515
Verfasser- und Schlagwortindex . . . . .	517

## Bibliographie der Veröffentlichungen von Frank-Rutger Hausmann

(selbständige Monographien werden mit ° gekennzeichnet)

### I. Herausgeberschaften (Herausgeber, Mitherausgeber, Beiratsmitglied)

#### 1. Zeitschriften und Reihen

Abhandlungen zur Sprache und Literatur, Bonn: Hillen, 1, 1986–183, 2011.

Analecta Romanica, 1993–2002, Heft 56–71 (Mithrsg.).

*Italienisch. Zeitschrift für italienische Sprache und Literatur* (heute Zeitschrift des DIV), im Beirat seit 1983.

*Italienische Studien. Jahreszeitschrift*, Wien: Ital. Kulturinstitut (Mithrsg. 1996–2000).

*Klassische Moderne*, Würzburg: Ergon (Mithrsg.), Bd. 1–22 (2004–2014).

*Mittelateinisches Jahrbuch. Internationale Zeitschrift für Mediävistik und Humanismusforschung*, Stuttgart: Hiersemann (Mithrsg. 1992–2015).

*Romanische Forschungen. Vierteljahrsschrift für romanische Sprachen und Literaturen*, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, hrsg. gem. mit Harro Stammerjohann (1993–2003).

Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, Heidelberg: Synchron, 2002f., 1f. (Mithrsg.).

#### 2. Einführungen, Sammelbände und Festschriften

*Einführung in die französische Literaturwissenschaft*, Stuttgart: Metzler, hrsg. von Jürgen Grimm, Christoph Miething, Frank-Rutger Hausmann, 1976 (Sammlung Metzler Realien, 148), 41997, XIX, 203 S.

Helmut Siepmann/Frank-Rutger Hausmann (Hrsg.), *Vom Rolandslied zum Namen der Rose. Meisterwerke der Weltliteratur I*, Ringvorlesung der Philosophischen Fakultät der RWTH Aachen im WS 1986/87, Bonn 1987 (= Abhandlungen zur Sprache und Literatur 7), darin Hausmann: „Rabelais – Gargantua und Pantagruel“, 1–14.

Michael Rössner/Frank-Rutger Hausmann (Hrsg.), *Theatralisierung der Wirklichkeit und Wirklichkeit des Theaters*. Akten des 3. Pirandello-Kolloquiums in Wien vom 29–31. Mai 1986, Bonn 1988 (= ASL, 14), darin: „Alberto Moravias ‚Gli Indifferenti‘: ‚Cinque personaggi in cerca d’autore‘. Überlegungen zu Moravias Pirandello-Rezeption“, 122–138.

- Helmut Siepmann/Frank Rutger Hausmann (Hrsg.), *Von Augustinus bis Heinrich Mann. Meisterwerke der Weltliteratur Bd. II*, Ringvorlesung der Phil. Fakultät der RWTH Aachen im WS 1987/88, Bonn 1989 (= ASL, 16), darin: „Alessandro Manzoni: ‚Die Verlobten‘ (1840), ein ‚christlicher Roman‘ des 19. Jahrhunderts“, 39–56.
- H. H. Christmann/F.R. Hausmann/M. Briegel (Hrsg.), *Deutsche und österreichische Romanisten als Verfolgte des Naziregimes 1933–1945*, Tübingen: Stauffenburg, 1989 (Romanica et comparatistica, 10), VIII, 333 S., darin „Nationalsozialistische Hochschulpolitik und ihre Auswirkungen auf die deutsche Romanistik von 1933 bis 1945“, 9–54.
- H. Kaspar Spinner/Frank-Rutger Hausmann (Hrsg.), *Gespielte Welt von Aristophanes bis Pirandello. Meisterwerke der Weltliteratur Bd. IV*, Bonn: Hillen, 1989 (= ASL, 24), 222 S., darin „Molières ‚Le Misanthrope‘ (Der Menschenfeind): Charakter-, Salon- oder Gesellschaftskomödie?“, 115–129.
- Michael Rössner/Frank-Rutger Hausmann (Hrsg.), *Pirandello und die europäische Erzählliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Akten des 4. Pirandello-Kolloquiums in Aachen vom 7. bis 9. Oktober 1988, Bonn: Hillen, 1990 (= ASL 30), 200 S.
- Frank-Rutger Hausmann/Ludwig Jäger/Bernd Witte (Hrsg.), *Literatur in der Gesellschaft. Festschrift für Theo Buck zum 60. Geburtstag*, Tübingen: Gunter Narr, 1990, 369 S.
- Volker Kapp/Frank-Rutger Hausmann (Hrsg.), *Nürnberg und Italien. Begegnungen, Einflüsse und Ideen*, Tübingen: Stauffenburg Verlag 1991 (= ERDA; 6), 239 S.
- „Diversité, c'est ma devise.“ *Studien zur französischen Literatur des 17. Jahrhunderts*. Festschrift für Jürgen Grimm zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Frank-Rutger Hausmann, Christoph Miethung und Margarete Zimmermann, Paris-Seattle-Tübingen: Papers on French Seventeenth Century Literature, 1994 (= Biblio 17, 86), 562 S.; darin „Pierre Marteau ou Pierre de Marteau, Imprimeur imaginaire à l'époque de Louis XIV“, 229–244.
- Clausdirk Pollner/Helmut Rohlfing/Frank-Rutger Hausmann (Hrsg.), *Bright is the ring of words. Festschrift für Horst Weinstock zum 65. Geburtstag*, Bonn: Romanistischer Verlag 1996, 372 S. (ASL 85).
- „Italien in Germanien“. *Deutsche Italien-Rezeption von 1750–1850*. Akten des Symposiums der Stiftung Weimarer Klassik Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Schiller Museum, 24.–26. März 1994, hrsg. von Frank-Rutger Hausmann in Zusammenarbeit mit Michael Knoche und Harro Stammerjohann, Tübingen: G. Narr 1996, 466 S.
- Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945*. Hrsg. von Frank-Rutger Hausmann unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner, München: R. Oldenbourg Verlag 2002 (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 53), XXV, 372 S., darin „Einführung“, VII–XXV.
- Esprit civique und Engagement*. Festschrift für Henning Krauß zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Hanspeter Plocher, Till R. Kuhnle und Bernadette Malinowski un-

ter Mitwirkung von Frank-Rutger Hausmann, Tübingen: Stauffenburg Verlag, 2003, 743 S., darin „Vorwort“, 9–11.

### 3. Textausgaben

- Französische Poetiken*. Hrsg. von Frank-Rutger Hausmann, Elisabeth Gräfin Mandelstoloh und Hans Staub, 2 Bde., Stuttgart: Reclam, 1975–78.
- Joachim Du Bellay, *Die Ruinen Roms – Les Antiquitez de Rome*. Übertragen von Helmut Knufmann. Mit einem Vorwort von Frank-Rutger Hausmann, Freiburg i. Br. 1981 (= Schriften der Universitäts-Bibliothek Freiburg i. Br., hrsg. von Wolfgang Kehr, Nr. 3).
- ° *Die Gedichte aus Dantes „De vulgari eloquentia“*. Eine Anthologie provenzalischer, französischer und italienischer Gedichte des Mittelalters, ausgewählt, übersetzt und eingeleitet (= Klass. Texte des Romanischen Mittelalters in zweisprachigen Ausgaben Bd. 27), München: W. Fink Verlag 1986, 579 S.
- Honoré de Balzac, *Tolldrastische Geschichten*. Aus dem Französischen übertragen von Walter Widmer. Mit den 425 Illustrationen von Gustave Doré in der Ausgabe von 1855 sowie Anmerkungen und einem Nachwort von Frank-Rutger Hausmann, München: Winkler, 1990, 921 S. [S. 825–904].
- ° François Villon, *Das Kleine und das Große Testament*. Französisch/Deutsch. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Frank-Rutger Hausmann, Stuttgart: Reclam UB 8518, 1988, 335 S.; 2. Aufl. 2011; Ausg. mit freundlicher Genehmigung des Reclam Verlages. Mit 48 Original-Offsetlithographien von Dr. Eberhard Frank, Memmingen: Edition Curt Vise, 1994.
- Karl Löwith, *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933*. Ein Bericht. Mit einer Vorbemerkung von Reinhart Koselleck und einer Nachbemerkung von Ada Löwith. Neu hrsg. von Frank-Rutger Hausmann, Stuttgart-Weimar: Verlag J. B. Metzler, 2007, 224 S.

## II. Literaturgeschichte

### 1. Französisch

- „Zum Verhältnis von Dichtung und Geschichtsschreibung in der französischen Klassik“, *Saeculum* XXVII, 1976, 36–49 (Antrittsvorlesung).
- „Montesquieu und die Musen. Zum Verhältnis von ‚Sciences‘ und ‚Belles Lettres‘ im 18. Jahrhundert“, *GRM* XXVI, 1976, 427–439 (Vortrag im Habil.-Kolloquium).
- „Rabelais und ... kein Ende. Ein Forschungsbericht“, *RZLG* 2, 1978, 326–349.
- „Chateaubriand, Napoleon und das Ende der Klassik“, *Bildung und Ausbildung in der Romania* Bd. I, Literaturgeschichte und Texttheorie, hrsg. von R. Klopfer u. a., München: Fink, 1979, 122–136 (Romanisten-Tag Gießen).
- ° *François Rabelais*, Stuttgart: Metzler 1979 (Sammlung Metzler, 176), 156 S.
- „Rabelais und das Aufkommen des Absolutismus. Religion, Staat und Hauswesen in den fünf Büchern ‚Gargantua et Pantagruel‘“, in: P. Brockmeier/H. H. Wetzel

- (Hrsg.), *Französische Literatur in Einzeldarstellungen*, Bd. 1: Von Rabelais bis Diderot, Stuttgart: Metzler, 1981, 13–75.
- „Novellenerzählen? – Eine neue These zur Genese und Struktur der französischen Renaissance-novelle“, *ZrP* 98, 1982, 394–406.
- „Trois Contes‘ – drei Epochen, drei Gattungen, drei Stile – oder Gustave Flaubert und die ‚Trinität‘“, *In Memoriam Erich Köhler*. Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte. Heidelberg 1984, 163–176.
- „Melancholie und Misanthropie im 17. und 18. Jahrhundert – Molière und Rousseau“, Hans-Joachim Lope (Hrsg.), *Aufsätze zur Literaturgeschichte in Frankreich, Belgien und Spanien*, Frankfurt a. M.–Bern-New York: Peter Lang, 1985 (Studien und Dokumente zur Geschichte der Romanischen Literaturen, Bd. 16), 29–58.
- « Comment doit-on lire l'épisode de "L'Isle des Papefigues" (Quart Livre, 45–47)? », *Rabelais en son demi-millénaire*. Actes du colloque international de Tours (24–29 Septembre 1984) publiés par Jean Céard et Jean-Claude Margolin, Genève: Droz, 1988 (= Études Rabelaisiennes, XXI), 129–139.
- „Oppositionelle Literatur zur Zeit der Französischen Revolution“, Henning Krauss (Hrsg.), *Literatur der Französischen Revolution*, Stuttgart: Metzler 1988, 192–209 u. 286–289.
- „Vorzeichen und Vorbedeutung in Stendhals Romanen“, *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görresgesellschaft*, N.F.29, 1988, 43–62.
- „David Léon Cahun (1841–1900) und das elsässische Judentum im 19. Jahrhundert“, Hans Otto Horch (Hrsg.), *Judentum, Antisemitismus und europäische Kultur*, Tübingen: Francke, 1988 (= Francke Monographien), 187–206.
- „Jean Bodin“, „Julien Offray de la Mettrie“, „Montesquieu“, Bernd Lutz (Hrsg.), *Metzler Philosophen Lexikon*, Stuttgart 1988, 114–115; 439–440; 548–550.
- „Die Villon-Übersetzungen in deutscher Sprache – Fünf Thesen zum Übersetzen mittelalterlicher Lyrik“, *Litterae Medii Aevi*. Festschrift für Johanne Autenrieth zu ihrem 65. Geburtstag, hrsg. von Michael Borgolte und Herrad Spilling, Sigmaringen: Thorbecke, 1988, 363–392.
- „Juden und Judentum in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts“, Horst Denkler/Hans Otto Horch (Hrsg.), *Conditio Judaica II*, Tübingen: Francke, 1989, 34–53.
- „Die Literatur der Renaissance“, *Französische Literaturgeschichte*, hrsg. von Jürgen Grimm, Stuttgart: Metzler 1989, 100–135; <sup>2</sup>1991; <sup>3</sup>1994.
- „Seufzer, Tränen und Erbleichen – nicht-verbale Aspekte der Liebesprache in der französischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts“, Volker Kapp (Hrsg.), *Die Sprache der Zeichen und Bilder. Rhetorik und nonverbale Kommunikation in der frühen Neuzeit*, Marburg: Hitzeroth, 1990 (= Ars Rhetorica, hrsg. v. V. Kapp, Bd. 1), 102–117; franz. *Travaux de littérature offerts en hommage à Noémie Hepp* publiés par l'ADIREL, Paris: Les Belles Lettres 1990, III, 1990, 407–416.
- „La Renaissance dans *Les contes drolatiques* de Balzac“, *La Littérature et ses avatars. Discrédits, déformations et réhabilitations dans l'histoire de la littérature*. Actes des

- cinquièmes journées rémoises 23–27 novembre 1989 organisées par le Centre de Recherche sur la littérature du Moyen Âge et de la Renaissance de l'Université de Reims sous la direction de Yvonne Bellenger, Paris: Klincksieck, 1991, 289–298.
- „Rabelais' *Gargantua et Pantagruel* als Quelle mittelalterlicher Fest- und Spieltradition“, Detlef Altenburg/Jörg Jarnut u. Hans-Hugo Steinhoff (Hrsg.), *Feste und Feiern im Mittelalter*. Paderborner Symposium des Mediävistenverbandes, Sigmaringen: Thorbecke 1991, 335–348.
- François Rabelais, *Gargantua*. Übersetzt und kommentiert von Wolf Steinsieck. Nachwort von Frank-Rutger Hausmann, Stuttgart: RUB 8764, 1992 (Nachwort 237–272; Reime 8, 50–52, 170–173, 180–183); <sup>2</sup>2013.
- „Nachwort“ zu Hugo Friedrich, *Montaigne*, Tübingen u. Basel: Francke, <sup>3</sup>1993, 379–393.
- „Französische Renaissance-Rhetorik. Das Wechselspiel von praktischer Redekunst und poetologischer Reflexion“, Heinrich F. Plett, *Renaissance-Rhetorik. Renaissance Rhetoric*, Berlin-New York: Walter de Gruyter, 1993, 59–71.
- „Im Banne des volkstümlichen Erzählens – Diderots *Jacques le Fataliste* und Rabelais' *Gargantua et Pantagruel*“, *Narrations brèves. Mélanges de littérature ancienne offerts à Krystyna Kasprzyk*. Études réunies et publiées par Piotr Salwa, Genève: Droz, 1993 (= Publications de l'Institut de Philologie Romane Université de Varsovie), 259–272.
- „*Italia in Gallia* – Französische literarische Übersetzungen aus dem Italienischen im Zeitalter der Renaissance“, Giuliano Staccioli/Irmgard Osols-Wehden (Hrsg.), *Come l'uomo s'eterna: Beiträge zur Literatur-, Sprach- und Kunstgeschichte Italiens und der Romania; Festschrift für Erich Loos zum 80. Geburtstag*, im Auftr. der Berliner Renaissance-Gesellschaft hrsg., Berlin: Berlin Verl. Arno Spitz, 1994, 89–117.
- „Ohn Minerve erlaubnus und mit darzu ungemachenem und ungebachenem *Ingenio* und *genio* oder über die Unmöglichkeit, ältere französische Texte zu übersetzen“, Willy Hirdt (Hrsg.), *Probleme und Perspektiven des deutsch-französischen Literaturausstauschs*, Tübingen: Stauffenburg, 1994 (= Romanica et Comparatistica, 22), 95–112.
- „Largesse et fausse noblesse dans les deux Testaments de François Villon“, *Or, monnaie, échange dans la culture de la Renaissance*. Actes du 9<sup>e</sup> Colloque International de l'Association RENAISSANCE, HUMANISME, RÉFORME Lyon 1991. Textes réunis et présentés par André Tournon et G.-A. Pérouse, Saint-Etienne: Publications de l'Univers. de Saint-Etienne, 1994, 129–143.
- „Car en amours mourut martir“. François Villons *Kleines Testament* und seine verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten“, Wolf-Dieter Stempel (Hrsg.), *Musique naturele. Interpretationen zur französischen Lyrik des Spätmittelalters*, München: W. Fink, 1995 (Romanistisches Kolloquium, 7), 419–458.
- „Differente Lachkulturen? – Rabelais und Fischart“, Thorsten Unger, Brigitte Schulze und Horst Turk (Hrsg.), *Fremde Komik und ihre Übersetzung*, Tübingen: Gunter Narr, 1995, 31–45.

- „Pictura in poesi – gemalte Porträts in der französischen und italienischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts“, Wilhelm Graeber, Dieter Steland und Wilfried Floeck (Hrsg.), *Romanistik als vergleichende Literaturwissenschaft*. Festschrift für Jürgen von Stackelberg, Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1996, 97–115; franz. *La littérature et les arts*. Recherches & Travaux 52, 1997, Grenoble 1997, 33–47.
- „Der Gedanke der ‚Correspondance‘ in André Bretons Roman *Nadja*“, *Text und Tradition*. Gedenkschrift Eberhard Leube. Hrsg. v. Klaus Ley, Ludwig Schrader u. Winfried Wehle, Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1996, 121–145.
- ° *Französisches Mittelalter*, Stuttgart-Weimar: Metzler, 1996, 306 S. (Lehrbuch Romanistik).
- ° *Französische Renaissance*, Stuttgart-Weimar: Metzler 1997, 245 S. (Lehrbuch Romanistik).
- „Blancheflor und die ‚Drei Blutstropfen im Schnee‘ – Erneute Lektüre einer bekannten Episode in Chrétien *Perceval ou le conte du Graal*“, *Literatur: Geschichte und Verstehen*. Festschrift für Ulrich Mölk zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Hinrich Hudde u. Udo Schöning in Verbindung mit Friedrich Wolfzettel. Heidelberg: Winter 1997 (*Studia Romanica*, 87), 265–276.
- „Translatio militiae sive retranslatio – Chrétien de Troyes’ ‚Cligés‘ im Lichte eines altbekannten Topos“, *Kunst und Kommunikation. Betrachtungen zum Medium Sprache*. Festschrift zum 60. Geburtstag von Richard Baum. Hrsg. von Maria Lieber und Willi Hirdt, Tübingen: Stauffenburg, 1997, 417–426.
- „Zwischen Panegyricus und Poetik: Französische Übersetzervorreden des 16. und frühen 17. Jahrhunderts“, *Über Texte*. Festschrift für Karl-Ludwig Selig. Hrsg. von Peter-Eckhard Knabe und Johannes Thiele, Tübingen: Stauffenburg, 1997 (Schnittpunkte, 1), 113–124.
- „Michel de Montaigne, Erich Auerbachs ‚Mimesis‘ und Erich Auerbachs literaturwissenschaftliche Methode“, *Wahrnehmen Lesen Deuten. Erich Auerbachs Lektüre der Moderne*. Hrsg. von Walter Busch und Gerhart Pickerodt unter Mitarbeit von Markus Bauer und Andreas Jung, Frankfurt a. M.: Klostermann, 1998 (*Analecta Romanica*, 58), 224–237.
- „Humanismus. Frankreich“, *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hrsg. von Gert Ueding, Bd. 4: Hu-K, Tübingen: Niemeyer, 1998, col. 12–20.
- „Im Wald von Fontainebleau – Sehnsuchtsort oder Metapher des Erzählens?“, *Sehnsuchtsorte*. Festschrift zum 60. Geburtstag von Titus Heydenreich. Hrsg. von Thomas Bremer u. Jochen Heymann, Tübingen: Stauffenburg, 1999, 153–159.
- „Villon und Rabelais – mittelalterliche und neuzeitliche Schreibmodelle der Selbstdarstellung“, in: Dieter Ingenschay/Helmut Pfeiffer (Hrsg.), *Werk und Diskurs*. Karlheinz Stierle zum 60. Geburtstag, München: W. Fink 1999, 73–86.
- „Mélancolie et monarchie absolue“, *Littérature et politique*. France/Allemagne, Recherches & Travaux 56, UFR Lettres classiques et modernes 1999, 185–196.
- „Karl Heinz Bremer et Henry de Montherlant“, *lendemains* 100, 2000, 97–121.

- „Les philosophes des Lumières et la Révolution française“, *La France et son histoire* (Sommerkurs 2000), hrsg. Frankreich-Zentrum Albert-Ludwigs-Universität Freiburg 4.–8. September 2000 (ersch. 2002), 103–121.
- „Scholastisch-tote und humanistisch-lebendige Ordnungssysteme in François Rabelais’ Romanzyklus *Gargantua et Pantagruel*“, Waltraud Wiethölder, Frauke Berndt, Stephan Kammer (Hrsg.), *Vom Weltbuch zum World Wide Web – Enzyklopädische Literaturen*, Heidelberg: Winter, 2005 (*Neues Forum für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft*, 21), 89–104.
- „Martin Heidegger, Hugo Friedrich und Stéphane Mallarmé“, *RZLG* 30, 2006, 377–394.
- ° *L.-F. Céline et Karl Epting*. Édition établie par Frank-Rutger Hausmann et Arina Isratova, Bruxelles: Le Bulletin célinien, 2008, 143 S.
- „Johann Littells Holocaustroman *Les bienveillantes* im ‚Reading Room‘“, *RZLG* 32, 2008, 447–465.
- „Der Dichter und Schriftsteller Georg Schneider als Valéry-Übersetzer“, *lendemains* 133, 2009, 85–93 (Nerlich FS).
- „Französisch-deutsche und deutsch-französische Gedichtanthologien (1943–1945) und ihre Rezeption in Frankreich und Deutschland. Mit einem Anhang ungedruckter Briefe“, Roswitha Böhm/Stephanie Bung/Andrea Grewe (Hrsg.), *Observatoire de l’extrême contemporain. Studien zur französischsprachigen Gegenwartsliteratur*, Tübingen: Gunter Narr, 2009 (edition lendemains, 12), 191–212.
- „French-German and German-French Poetry Anthologies 1943–1945“, in: Christopher Rundle/Kate Sturge (ed.), *Translation under Fascism*, Houndsmills, Basingstoke: Palsgrave Macmillan, 2010, 201–214.
- „Die zweisprachige Anthologie de la poésie allemande des origines à nos jours (1943) und ihre Rezeption in Deutschland und Frankreich“, Bernard Banoun, Michaela Enderle-Restori, Sylvie Le Moël (éd.), *Migration, exil et traduction. Migration, Exil und Übersetzung. Espaces francophone et germanophone XVIII<sup>e</sup>-XX<sup>e</sup> siècles*, Tours: Presses Universitaires François-Rabelais, 2011, 197–219.
- „Wiedergelesen: Hugo Friedrich, Montaigne“, *Scientia Poetica. Jb. für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften* 18, 2014, 294–304.

## 2. Italienisch und Neulatein

- „Untersuchungen zum neulateinischen Epigramm Italiens im Quattrocento“, *Humanistica Lovaniensia* XXI, 1972, 1–35.
- „Das Thema der häßlichen Alten in der neulateinischen Lyrik Italiens und seine volkssprachlichen und klassisch-lateinischen Quellen“, *Sprachen der Lyrik*. Festschrift für Hugo Friedrich zum 70. Geburtstag, Frankfurt a. M. 1975, 264–286.
- „Martial in Italien“, *Studi Medievali* XVII, 1, 1976, 173–218.
- „Selektive Edition. Die Edition der Werke italienischer Humanisten als interdisziplinäre und selektive Forschungsaufgabe – zugleich ein Plädoyer für die Begründung eines Faches ‚Neulateinische Philologie‘“, *LiLi* 5, 1975, Heft 19/20, 160–169.

- „Individualschriften und ihre Bedeutung für die Erforschung des italienischen Humanismus“, *Scriptorium* XXXI, 1976, 267–277.
- „Doppelung und Spaltung in Luigi Pirandellos Roman ‚Il fu Mattia Pascal‘“, *Italienische Studien* 2, 1979, 67–90.
- „Kreis, Zyklus und Dreizahl als Strukturelemente von Giovanni Vergas Roman ‚I Malavoglia‘“, *Italienisch* 4, 1980, 2–18.
- „Auf zwei Jahrhunderten reitend‘ – Ippolito Nievos ‚Le confessioni di un Italiano‘, Lebensbeichte eines venezianischen Italieners am Vorabend der nationalen Einigung“, *Italienisch* 6, 1981, 2–21.
- „Jacopo Ortis, Teresa T\*\*\* und die Melancholie. Themen und Strukturen der Ultime lettere di Jacopo Ortis von Ugo Foscolo“, P. Wunderli u. W. Müller (Hrsg.), *Romania historica et Romania hodierna*, Festschrift für Olaf Deutschmann zum 70. Geburtstag, 14. März 1982, Frankfurt a. M./Bern 1982 (= SRL, 15), 369–383.
- „Francesco Petrarca's Briefe an Kaiser Karl IV. als ‚Kunstprosa‘“, *Der Brief im Zeitalter der Renaissance*, hrsg. von Franz-Josef Worstbrock, Weinheim 1983 (= Acta humaniora. Dt. Forschungsgemeinschaft Mitteilung IX der Kommission für Humanismusforschung), 60–80.
- „Italienische Landeskunde für Italiener – der *romanzo contemporaneo* des 19. und 20. Jahrhunderts“, *Italienisch* 9, 1983, 26–41.
- „Alberto Moravias *Gli indifferenti* – Ende und Neubeginn des italienischen Romans im 20. Jahrhundert“, *Italienisch* 15, 1986, 27–47.
- „Der säkularisierte Christus im französischen und italienischen Roman des 19. Jahrhunderts“, Johannes Thomas (Hrsg.), *Pirandello und die Naturalismus-Diskussion*. Akten des II. Paderborner Pirandello-Symposiums, Paderborn, Schöningh, 1986 (= Schriften der Univ.-Gesamthochschule Paderborn, Reihe Sprach- und Literaturwissenschaft, 6), 41–53.
- „Datierte Quattrocento-Handschriften lateinischer Dichter (Tibull, Catull, Propertius, Ovid-*Epistula Sapphus ad Phaonem*, Martial, Carmina Priapea) und ihre Bedeutung für die Erforschung des italienischen Humanismus“, *Kontinuität und Wandel. Lateinische Poesie von Naevius bis Baudelaire*. Franco Munari zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Ulrich Justus Stache, Wolfgang Maaz und Fritz Wagner, Hildesheim: Olms, 1986, 598–632.
- „Die Funktion der Naturvergleiche in Dantes volkssprachlichen Dichtungen“, *DDJb* 62, 1987, 33–54.
- „Umberto Eco ‚Il Nome della Rosa‘ – ein mittelalterlicher Kriminalroman?“, in: Maximilian Kerner (Hrsg.), „... eine finstere und fast ungläubliche Geschichte?“ *Mediävistische Notizen zu Umberto Ecos Mönchsroman ‚Der Name der Rose‘*, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1987, 21–52, <sup>2</sup>1988.
- „Nützliche und weniger nützliche Konkordanzen“, *MltJb* 21, 1986, 356–364.
- „I promessi sposi di Alessandro Manzoni (1840), un' opera cristiana del XIX secolo tra romanzo e fiaba“, *RZLG* 12, 1988, 178–196.

- „Datierte Quattrocento-Kodizes lateinischer Klassiker und ihre Bedeutung für die Erforschung des lateinischen Humanismus“, Johanne Autenrieth (Hrsg.), *Renaissance und Humanistenhandschriften*, München: Oldenbourg, 1988 (= Schriftenreihe des Historischen Kollegs), 123–144.
- „Dekadentismus und Hermaphroditismus in Gabriele D'Annunzios Roman ‚Il Piacerere‘ (1889)“, *Beiträge zur Romanischen Philologie* XXVII, 1988, 79–96.
- „Naturwissenschaft und Naturvergleich in der italienischen Lyrik des 13. Jahrhunderts“, Thomas Cramer (Hrsg.), *Wege in die Neuzeit*, München 1988 (= Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur), 27–61.
- „Dantes Kosmographie – Jerusalem als Nabel der Welt“, *DDJb* 63, 1988, 7–31.
- „Deutsche Übersetzungen italienischer Klassiker – Vier Jahrhunderte deutsch-italienischer Kulturbeziehungen“, Peter Blumenthal/ Volker Kapp (Hrsg.), *Forschungsstand und Perspektiven der Italianistik. Ein deutsch-italienischer Dialog*, Erlangen 1988 (= Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 45), S. 7–34.
- „Komisch-realistische Dichtung“, *GRLMA* X,2, ed. August Buck, Heidelberg: Winter, 1989 („Die italienische Literatur im Zeitalter Dantes und am Übergang vom Mittelalter zur Renaissance. Die Literatur bis zur Renaissance“), 179–200; 330–332.
- „Vincenzo Monti (1754–1828) und die Auswirkungen der Französischen Revolution auf Italien“, Siegfried Jüttner (Hrsg.), *Die Revolution in Europa – erfahren und dargestellt*, Frankfurt a. M.-Bern-New York-Paris: Peter lang, 1991 (= Europäische Aufklärung in Literatur u. Sprache, 3), 52–63.
- „Manoscritti di Leonardo Bruni nella Repubblica Democratica Tedesca e nella Repubblica Federale Tedesca meridionale“, Lucia Gualdo Rosa-Paolo Vitti (ed.), *Per il censimento dei codici dell'epistolario di Leonardo Bruni*. Seminario internazionale di Studi Firenze, 30 ottobre 1987, Roma 1991 (= Nuovi studi storici, 10), 91–97.
- „Deutsche Übersetzungen italienischer Literatur im Zeitalter des Barock“, Brigitte Winklehner (Hrsg.), *Italienisch-europäische Kulturbeziehungen im Zeitalter des Barock*, Tübingen: Stauffenburg, 1991, 151–163.
- „Anfänge und Duecento“, *Italienische Literaturgeschichte*, hrsg. von Volker Kapp, Stuttgart-Weimar: J. B. Metzler, 1992, 1–29.
- „Quattrocento“, *ebd.*, 88–115.
- ° *Bibliographie der deutschen Übersetzungen aus dem Italienischen von den Anfängen bis 1730*. Bd. I,1 A-Magini; I,2 Magni-Z, Tübingen: Max Niemeyer, 1992 (= Bibliographie der deutschen Übersetzungen aus dem Italienischen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Herausg. von Frank-Rutger Hausmann und Volker Kapp, unter Mitarbeit von Elisabeth Arend-Schwarz, Stefani Arnold, Christine Dauner, Andrea Komes und Peter Zingraf), XXIV + 1432 S.
- „Im Schatten der Zypressen – Deutsche Übersetzungen aus dem Italienischen von ca. 1470 bis 1730“, Elisabeth Arend-Schwarz/Volker Kapp (Hrsg.), *Übersetzungsgeschichte als Rezeptionsgeschichte. Wege und Formen der Rezeption italienischer Literatur im deutschen Sprachraum vom 15. bis 20. Jahrhundert*, Marburg: Hitzeroth, 1993, 11–30.

- „Schreiben nach Auschwitz – Primo Levis Kurzerzählung ‚Il Giocoliere‘ aus der Sammlung *Lilit* als paradigmatischer Text“, *Neue Romania*. Veröffentlichungsreihe des Studienbereiches NEUE ROMANIA des Instituts für Romanische Philologie der Freien Universität Berlin 14, 1993, 217–230 (Festschrift Horst Ochse).
- „Du bist mir nicht fremd‘. Bemerkungen zu Hugo Blanks Buch *Weimar und Mailand. Briefe und Dokumente zu einem Austausch um Goethe und Manzoni*“, *RZLG* 17, 1993, 204–209.
- „Apokalyptiker und Integrierte‘ – der ‚Silen‘ als Lektürechiffre der französischen und der italienischen Renaissanceliteratur“, Irmgard Osols-Wehden/Giuliano Staccioli/Babette Hesse (Hrsg.), *Sprache und Literatur der Romania. Tradition und Wirkung*. Festschrift für Horst Heintze zum 70. Geburtstag. Im Auftrag der Berliner Renaissance-Gesellschaft, Berlin: Berlin Verlag Arno Spitz, 1993, 100–122.
- „Germania“, zus. mit Ursula Jaitner-Hahner, *Censimento dei codici dell'epistolario di Leonardo Bruni*, Bd. I (Manoscritti delle biblioteche non italiane, a cura di Lucia Guadalupe Rosa, Roma: Istituto storico italiano per il Medio Evo; 22), 1993, 81–133.
- „Immer, immer nach West, dort muß die Küste sich zeigen ...‘ Toposwissen und Erfahrungswissen in den kosmographischen Vorstellungen des Christoph Columbus über die ‚Neue Welt‘“, Winfried Wehle (Hrsg.), *Das Columbus-Projekt. Die Entdeckung Amerikas aus dem Weltbild des Mittelalters*, München: Fink, 1995, 13–41.
- „Italienische Schacherzählungen“, *Sinn und Sinnverständnis*. Festschrift für Ludwig Schrader zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Karl Hölzl, Siegfried Jüttner, Rainer Stillers und Christoph Strosetzki, Berlin: Erich Schmidt Verlag 1997, 140–151.
- „Literatur und Kunst um die Jahrhundertwende – Gabriele D'Annunzio und die bildende Kunst“, Volker Kapp, Helmuth Kiesel und Klaus Lubbers (Hrsg.), *Bilderwelten als Vergegenwärtigung und Verrätselung der Welt. Literatur und Kunst um die Jahrhundertwende*, Berlin: Duncker & Humblot, 1997 (= Schriften zur Literaturwissenschaft, 12), 91–109.
- „Gattungsgefüge und Sitz im Leben der neulateinischen Lyrik Italiens im Quattro- und frühen Cinquecento“, *Saeculum tamquam aureum*. Internationales Symposium zur italienischen Renaissance des 14.–16. Jahrhunderts am 17./18. September 1996 in Mainz. Vorträge hrsg. von Ute Ecker und Clemens Zintzen, Hildesheim: Olms, 1997, 245–260.
- „Anschirren, Furchen, Pflügen, Säen – Eine neue Deutung des ‚Indovinello Veronese‘“, *Ze hove und an der strâzen. Die deutsche Literatur des Mittelalters und ihr ‚Sitz im Leben‘*. Festschrift für Volker Schupp zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Anna Keck u. Theodor Nolte, Stuttgart – Leipzig: S. Hirzel 1999, 153–159.
- „Biblioteca poetica: Der Ritmo laurenziano“, *Italienisch* 41, Mai 1999, 82–86.
- „Renaissance und Renaissancismus im 19. Jahrhundert“, *Freiburger Universitätsblätter* 146, 1999, 9–16.
- „Skepsis, Zweifel oder Stolz? Italien, Deutschland und die ‚italianità‘“, *Italienisch* 43, 2000, 2–18.

- „Humanismus und Renaissance in Italien und Frankreich“, Michael Schwarze (Hrsg.), *Der neue Mensch. Perspektiven der Renaissance*, Regensburg: Friedrich Pustet 2000 (= Eichstätter Kolloquium, 9), 7–35.
- „Giacomo Leopardi: ‚L'Infinito‘“, Vera Alexander, Monika Fludernik (Hrsg.), *Romantik*, Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2000 (= LIR Literatur – Imagination – Realität, Anglistische, germanistische, romanistische Studien, 26), 201–215.
- „Francesco Petrarca's Sonett ‚Solo e pensoso i più deserti campi‘ – Versuch eines Lektüremodells“, Werner Helmich – Helmut Meter – Astrid Poier-Bernhard (Hrsg.), *Poetologische Umbrüche*. Romanistische Studien zu Ehren von Ulrich Schulz-Buschhaus, München: W. Fink, 2002, 19–28.
- „Von der ‚Confessione umbra‘ zum ‚Sonnengesang‘ des hl. Franziscus: Die Entstehung der italienischen Literatur aus dem ‚Geist der Religion‘“, *Jahrbuch für Internationale Germanistik*, Jg. XXXV, 1, 2003, 163–177.
- „Der klügste Bischof der Christenheit oder nur der Bischof von Iesi? Der anonyme ‚Ritmo laurenziano‘ und die europäische Vagantendichtung“, *MltJb* 40, 2005, 209–223.
- ° *Die Anfänge der italienischen Literatur aus der Praxis der Religion und des Rechts*, Heidelberg: Winter, 2006 (Philosophisch-Historische Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften; 39), 69 S.
- „Ist Dante wirklich ‚unser‘?“, Bernd Engler/Isabell Klaiber (Hrsg.), *Kulturelle Leitfiguren – Figurationen und Refigurationen*, Berlin: Duncker & Humblot, 2007 (= Schriften zur Literaturwissenschaft, 30), 367–376.
- „Italienischer u. deutscher Humanismus im Widerstreit – zur Gründung des Berliner Instituts ‚Studia Humanitatis‘ im Jahr 1942“, Gerhard Kaiser/Jens Saadhoff (Hrsg.), *Spiele um Grenzen. Germanistik von der Weimarer bis zur Berliner Republik*, Heidelberg: Synchron, 2009, 109–146.
- „Ernst Robert Curtius und die *Roma aeterna*“, *Italienisch* 70, 2013, 19–47.

### III. Geschichte der Romanistik und anderer Geisteswissenschaften

#### 1. Grundsätzliche Überlegungen

- „Rassenkunde und Geisteswissenschaft – die Geschichte eines Verhängnisses“, *Renaissance Hefte* 1993, 2, 64–78.
- « La théorie raciale des universitaires allemands. L'histoire d'un rapport fatal à l'époque de l'Entre-deux-guerres », Gilbert Merlio (éd.), *Ni gauche, ni droite: les chassés-croisés idéologiques des intellectuels français et allemands dans l'Entre-deux-guerres*, Talence: Éditions de la Maison des Sciences de l'Homme d'Aquitaine, 1995, 59–70.
- „Mythos und Realität der deutschen Italianistik“, *RZLG* 20, 1996, 437–459.
- „Philologie, Literatur- und Sprachwissenschaft. Die Rolle der Neuphilologen im 20. Jahrhundert“, *Die Slawischen Sprachen* 58, 1998, 67–80.

- „Fallstudien zur Geschichte der Literaturwissenschaft 1950–1995. Einführung“, Jörg Schönert (Hrsg.), *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, Stuttgart-Weimar: Metzler 2000, 285–291.
- „Vordenker der Vernichtung, Kriegstreiber, Ignoranten oder unpolitische Idealisten – die ‚Deutsche Romanistik‘, das ‚Dritte Reich‘ und wir“, *RZLG* 26, 2002, 145–157.
- „Wozu Fachgeschichte der Geisteswissenschaften im ‚Dritten Reich‘“, in: Ruth Hefrig, Olaf Peters und Barbara Schellewald, *Kunstgeschichte im ‚Dritten Reich‘. Theorien, Methoden, Praktiken*, Berlin: Akademie Verlag, 2008, 3–24.
- „Akademie und Totalitarismus im 20. Jahrhundert“, Volker Sellin (Hrsg.), *Das Europa der Akademien*, Heidelberg: Winter, 2010 (Sammelband der Vorträge des STUDIUM GENERALE der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg im Sommersemester 2009), 171–214.
- ° *Die Geisteswissenschaften im ‚Dritten Reich‘*, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 2011, 981 S.
- „Wissenschaft im Nationalsozialismus – nationalsozialistische Wissenschaft“, in: Egon Schallmeyer, in Zusammenarbeit mit Katharina von Kurzynski (Hrsg.), *Archäologie und Politik. Archäologische Ausgrabungen der 30er und 40er Jahre des 20. Jahrhunderts im zeitgeschichtlichen Kontext*. Internationale Tagung anlässlich „75 Jahre Ausgrabungen am Glauberg“ vom 16. bis 17. Oktober 2008 in Nidda-Bad Salzhausen, Wiesbaden: Selbstverlag des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, in Komm. Bei Dr. Rudolf Habelt GmbH Bonn, 2011, 3–24.
- „Wissenschaftsgeschichte“, Gerhard Lauer/Christine Ruhrberg, *Lexikon Literaturwissenschaft. Hundert Grundbegriffe*, Stuttgart: Reclam, 2011, 360–364.
- ° *Die Deutsche Dante-Gesellschaft im geteilten Deutschland*, Stuttgart: Hauswedell, 2012, 298 S., Abb.
- „Universitätsgeschichte in der Zeit des Nationalsozialismus als Forschungsaufgabe“, Thilo Ramm/Stefan Chr. Saar (Hrsg.), *Nationalsozialismus und Recht. Erste Babelsberger Gespräche*, Baden-Baden: Nomos, 2014, 9–25.
- „Den ‚zementierten Gründungsmythos Friedrich Diez‘ aufbrechen, oder braucht die deutschsprachige Romanistik ein Romanistenlexikon?“, *RZLG* 40, 2016, 303–330.
- „Romanistik als Passion. Sternstunden der neueren Fachgeschichte. Hrsg. von Klaus-Dieter Ertler“ I, 2007; II, 2011; III, 2015; IV, 2015, *RF* 120, 2008, 50–58; 124, 2012, 63–65; 127, 2015, 72–76; 129, 2017.

## 2. Von den Anfängen bis zum Jahr 1933

- „Elsässische Romanistikprofessoren vor und im Ersten Weltkrieg (mit einem Anhang einschlägiger Dokumente)“, *Romanische Studien* 4, 2016, 429–458.
- „... ein Haltmachen vor den jüngsten Entwicklungen ist Selbstverstümmelung.‘ Die deutsche Romanistik vor und nach dem Ersten Weltkrieg“, Christoph König u. Eberhard Lämmert (Hrsg.), *Kultur, Wissen und Universität um 1900*, Frankfurt a. M.: Fischer TB, 1999 (= FTBW 2690), 273–285.

## 3. Die Zeit des Nationalsozialismus

- „Vertriebene und Gebliebene. Ein Forschungsbericht zur Lage der deutschsprachigen Romanistik von 1933–1945“, *RZLG* 15, 1991, 164–180.
- ° „Aus dem Reich der seelischen Hungersnot“. *Briefe und Dokumente zur Fachgeschichte der Romanistik im Dritten Reich*, Würzburg: Königshausen und Neumann, 1993, 200 S.
- ° „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945), Dresden-München: Dresden University Press 1998, 414 S. (Schriften zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, 1); zweite, erweiterte Auflage 2002, 552 S.; 3. Ausgabe Heidelberg: Synchron Verlag der Autoren, 2007, 521 S.
- „Romanistik“, *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945*. Hrsg. von Claus-Dieter Krohn, Patrik von zur Mühlen, Gerhard Paul und Lutz Winckler unter redaktioneller Mitarbeit von Elisabeth Kohlhaas in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Exilforschung, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft-Primus 1998, col. 884–893.
- „Romanistik und romanischer Sprachunterricht im Dritten Reich an Universitäten und Schulen“, *Moderne Sprachen* 42,2, 1998, 133–159.
- „Der ‚Kriegseinsatz‘ der Deutschen Geisteswissenschaften im Zweiten Weltkrieg (1940–1945)“, Winfried Schulze/Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M.: Fischer TB 1999, 63–86.
- ° „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“. *Deutsche Romanistik im ‚Dritten Reich‘*, Frankfurt a. M. 2000 (Analecta Romanica 61), XXIII, 741 S.; 2. Überarb. Aufl. 2008, 818 S.
- „Termitenwahn‘ – Die Bedeutung der Gemeinschaftsforschung für die NS-Wissenschaft“, Georg Bollenbeck/Clemens Knobloch (Hrsg.), *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945*, Heidelberg: C. Winter 2001 (Reihe Siegen, Beiträge zur Literatur-, Sprach- und Medienwissenschaft, 144), 58–79.
- „Die deutschsprachige Anglistik und Romanistik im ‚Dritten Reich‘“, *Grenzgänge* 8. Jg., H. 16, 2001, 7–31.
- ° „Auch im Krieg schweigen die Musen nicht“. *Die Deutschen Wissenschaftlichen Institute im Zweiten Weltkrieg*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2001 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 169), 400 S. <sup>2</sup>2002.
- „Anglistik im ‚Dritten Reich‘ zwischen Philologie und Kulturwissenschaft“, *Anglistentag 2001 Wien*. Proceedings edited by Dieter Kastovsky, Gunther Kaltenböck, Susanne Reichl, Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2002, 187–206.
- ° *Anglistik und Amerikanistik im ‚Dritten Reich‘*, Frankfurt a. M.: Klostermann, 2003, 572 S.
- „Ist Shakespeare wirklich unser? Ruth Freifrau von Ledeburs Geschichte der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft“, *Anglia* 121, 2003, H. 3, S. 434–449.
- ° „Dichte, Dichter, tage nicht!“ *Die Europäische Schriftsteller-Vereinigung in Weimar 1941–1948*, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 2004, 409 S., mit CD Rom.



- „The ‘Third Front’: German Cultural Policy in Occupied Europe, 1940–1945“, Ingo Haar and Michael Fahlbusch (ed.), *German Scholars and Cleansing 1919–1945*, New York-Oxford, Berghahn Books, 2004, 213–235.
- « L’Enseignement des langues vivantes dans les Reichsuniversitäten de Strasbourg et de Poznan », Christian Baechler, François Igersheim, Pierre Racine (éd.), *Les Reichsuniversitäten de Strasbourg et de Poznan et les résistances universitaires 1941–1944*, Strasbourg: Presses Universitaires, 2005, 179–184.
- „Überlegungen zu einer anglistischen Kollektivbiographie im ‚Dritten Reich‘“, Stephan Kohl (ed.), *Anglistik. Research Paradigms and Institutional Policies 1930–2000*, Trier: Wissenschaftlicher Verlag, 2005, 1–10.
- „Kollaborierende Intellektuelle in Weimar – Die ‚Europäische Schriftsteller-Vereinigung‘ als ‚Anti-P.E.N.-Club‘“, *Klassik Stiftung Weimar Jahrbuch* 2008, 399–422.
- „Deutsche Wissenschaftliche Institute“; „Kriegseinsatz der Deutschen Geisteswissenschaften“; „Reichsuniversität Straßburg“, Ingo Haar and Michael Fahlbusch (Hrsg.), *Handbuch der völkischen Wissenschaften. Personen – Institutionen – Forschungsprogramme – Stiftungen*, München: K. G. Saur, 2008, 136–140; 338–344; 578–584.
- „Die deutsch-französische Kulturpolitik im Zweiten Weltkrieg: Der Kriegseinsatz der deutschen Geisteswissenschaften, das Deutsche Institut Paris und die Europäische Schriftsteller-Vereinigung“, in: Patricia Oster/Hans-Jürgen Lüsebrink (Hrsg.), *Am Wendepunkt. Deutschland und Frankreich um 1945 – zur Dynamik eines ‚transnationalen‘ kulturellen Feldes – Dynamiques d’un champ culturel ‚transnational‘ – L’Allemagne et la France vers 1945*, Bielefeld: transcript Frankreichforum, 2008 (Jahrbuch des Frankreichzentrums der Universität des Saarlandes Bd. 7, 2006/2007), 133–152.
- „New York im Winter. Besuche bei romanistischen Emigranten“, Wolfgang Klein, Walter Fähnders, Andrea Grewe (Hrsg.), *Dazwischen. Reisen – Metropolen – Avantgarden*. Festschrift für Wolfgang Asholt, Bielefeld: Aisthesis, 2009 (Reisen, Texte, Metropolen, 8), 33–54.
- „Wissenschaftsplanung und Wissenschaftslenkung an der Reichsuniversität Straßburg (1940–1944)“, Noyan Dinçkal, Christof Dipper, Detlev Mares (Hrsg.), *Selbstmobilisierung der Wissenschaft. Technische Hochschulen im ‚Dritten Reich‘*, Darmstadt: WBG, 2010 (Edition Universität der WBG und der TU Darmstadt mit der Carlo und Karin Giersch-Stiftung), 187–230.
- „Romanisten erinnern sich an das ‚Dritte Reich‘ – eine besondere Form der *Memoira*“, Kirsten Dickhaut/Stephanie Wodianka (Hg.), *Geschichte, Erinnerung, Ästhetik* (FS Dietmar Rieger), Tübingen: narr-Verlag, 2010, 137–153.
- „La France vue par les romanistes allemands entre 1933 et 1945“, Didier Alexandre/Wolfgang Asholt (éd.), *France – Allemagne, regards et objets croisés. La littérature allemande vue de France – La littérature française vue d’Allemagne*, Tübingen: Gunter Narr, 2011 (edition lendemains, 24), 47–66.

- „Das Deutsche Institut in Paris (1. September 1940 – 16. August 1944) als Zentrum der nationalsozialistischen Kulturpolitik in Frankreich“, Michel Grunewald (Hrsg.), *Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert – akademische Wissensproduktion über das andere Land* (Bd. 3: *Die Institutionen*), Bern [u. a.]: Peter Lang, 2013 (Convergences, 75), 281–294; 343–344; 357–358.
- „Wissenschaftslenkung an der Reichsuniversität Straßburg: Ernst Anrich, Hans Bender und das ‚Grenzwissenschaftliche Institut‘“, Konrad Krimm (Hrsg.), *NS-Kulturpolitik und Gesellschaft am Oberrhein 1940–1945*, Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag, 2013 (Oberrheinische Studien; 27), 131–144.
- „La romanistique d’expression allemande au temps du national-socialisme“, Richard Trachsler (éd.), *Bartsch, Foerster et C<sup>ie</sup>. La première romanistique allemande et son influence en Europe*, Paris: Classiques Garnier, 2013, 83–125.

#### 4. Einzelne Romanisten und Gelehrte anderer Fächer

- « Ernst Robert Curtius et Leo Spitzer: deux romanistes face à la prise de pouvoir par les nationaux-socialistes », *Entre Locarno et Vichy. Les relations culturelles franco-allemandes dans les années 1930*. Dirigé par Hans Manfred Bock, Reinhart Meyer-Kalkus et Michel Trebitsch, Paris: CNRS Éditions, 1993, 343–374.
- „Sie haben keine Neigung, von mir etwas zu lernen“. Ernst Robert Curtius, Hugo Friedrich und *Die Rechtsmetaphysik der Göttlichen Komödie*“, *MltJb* 28, 1993, 101–114; franz. in *Ernst Robert Curtius et l’idée d’Europe*. Actes du Colloque de Mulhouse et Thann des 29, 30 et 31 janvier 1992 organisé par Jeanne Bem et André Guyaux, Paris: Honoré Champion, 1995 (Travaux et recherches des universités rhénanes, 10), 57–66.
- „Von Leipzig über Chicago und Basel nach Berlin – Ein Schweizer Gelehrtenchicksal“, *Lingua et Traditio. Geschichte der Sprachwissenschaft und der neueren Philologien*. Festschrift für Hans Helmut Christmann zum 65. Geburtstag, hrsg. von Richard Baum, Klaus Böckle, Franz Josef Hausmann, Franz Lebsanft, Tübingen: Gunter Narr, 1994, 609–616.
- „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter von Ernst Robert Curtius – sechzig Jahre danach“, *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 35, 1994, 291–319.
- „Meisterworte‘ – Heinrich Lausberg (†) über Ernst Robert Curtius“, *RZLG* 18, 1994, 424–432.
- “Arturo Farinelli e il mondo germanofono”, *I Lettori d’italiano in Germania*. Convegno di Weimar, 27–29 aprile 1995. Atti della sezione storica. A cura di Daniela Giovannardi e Harro Stammerjohann, Tübingen: Gunter Narr, 1996, 69–79.
- „Victor Klemperers Briefwechsel mit Karl Vossler“, *lendemains* 82/83, 1996, 54–85.
- „Fritz Schalk und die Romanistik in Köln von 1945 bis 1980“, *Deutsche Literaturwissenschaft 1945–1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*. Hrsg. von Petra Boden und Rainer Rosenberg, Berlin: Akademie Verlag 1997, 35–60.
- „Carl Schmitt und die deutschen Romanisten“, *RZLG* 23, 1999, 409–430.

- „Werner Krauss und der ‚Kriegseinsatz‘ der deutschen Romanisten 1940–1941“, Ottmar Ette/Martin Fontius/Gerda Haßler/Peter Jehle (Hrsg.), *Werner Krauss, Wege – Werke – Wirkungen*, Berlin: Arno Spitz 1999, 11–39 (Aufklärung und Europa).
- „Unwahrheit als Methode? Zu Hans-Georg Gadammers Publikationen im ‚Dritten Reich‘“, *Internationale Zeitschrift für Philosophie (IZPh)* 2001/1, 33–54.
- „Der Schwerte-Mythos“, *Scientia Poetica* 5, 2001, 164–182.
- ° *Ein Verleger und seine Autoren: Vittorio Klostermann im Gespräch mit Martin Heidegger, Ernst und Friedrich Georg Jünger*, Frankfurt a. M.: Klostermann, 2002 [Privatdruck].
- ° *Hans Bender (1907–1991) und das „Institut für Psychologie und Klinische Psychologie“ an der Reichsuniversität Straßburg 1941–1944*, Würzburg: Ergon, 2006 (Grenzüberschreitungen, 4), 172 S.
- „Karl Löwiths Sendai – japanisches ‚Alt-Marburg‘ oder nur exotisches Provisorium?“, *IZPh* 17, 2008, H. 2, 75–143.
- „Sprechen im Kontext – der Jurist Wilhelm Grewe“, Georg Bollenbeck – Clemens Knobloch unter Mitarbeit von Katharina Funke, *Resonanzkonstellationen. Die illusionäre Autonomie der Kulturwissenschaften*, Heidelberg: Synchron 2004 (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, 5), 33–48.
- „Herbert Schöffler: England das Land des Sportes. Eine kultursoziologische Erklärung (1935)“, Jürgen Court, Eckhard Meinberg (Hrsg.), *Klassiker und Wegbereiter der Sportwissenschaft*, Stuttgart: W. Kohlhammer, 2006, 231–236.
- „Der Freiburger Provenzalist Emil Levy (1855–1917)“, *RZLG* 33,1, 2009, 91–101.
- „Deutsche Emigranten im Mittelmeerraum – Karl Löwith und Italien“, *Italienisch* 62, November 2009, 19–37.
- „Der Briefwechsel zwischen Martin Heidegger und dem Freiburger Romanisten Hugo Friedrich (herausgegeben und kommentiert von Frank-Rutger Hausmann)“, *Heidegger-Jahrbuch* 4, 2009, 89–139.
- Angela Bianchini (Übers. u. Kommentar: Frank-Rutger Hausmann), „Rückkehr nach Johns Hopkins – Hommage an Leo Spitzer“, *RZLG* 35, 2011, 135–160.
- „Meister, Schüler und Meisterschüler. Ernst Robert Curtius (1886–1956) und Karl Eugen Gass (1912–1944)“, *RZLG* 31, 2007, 407–436.
- „Der Briefwechsel zwischen dem Freiburger Romanisten Hugo Friedrich (1904–1978) und dem Münchener Anglisten Wolfgang Clemen (1909–1990)“, *ASNSpr* 241, 2010, 1–23.
- „Hugo Friedrich und Henry Corbin – Briefzeugnisse eines ungewöhnlichen Gedankenaustauschs“, *RZLG* 36, 2012, 111–145.
- „Der Freiburger Romanist Hugo Friedrich (1904–1978) als Vermittler französischer Geistesart“, *France-Allemagne au XX<sup>e</sup> siècle. La Production du savoir sur l'autre – Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert – Akademische Wissensproduktion über das andere Land*. Bd. 2: Les spécialistes universitaires de l'Allemagne et de la France au XX<sup>e</sup> siècle. Études réunies par Michel Grunewald u. a. – Die Akademi-

- schen Akteure der Deutschland- und Frankreichforschung im 20. Jahrhundert, Bern [u. a.]: Peter Lang, 2012, 125–140.
- „Ernst Robert Curtius und die Mittellateinische Philologie“, *MltJb* 48, 2013, 181–206.
- „Ernst Robert Curtius in den Vereinigten Staaten von Amerika“, *ANSpr* 250, 2013, 241–270.
- „Curtius, Goethe und Jaspers oder Ernst Robert Curtius als Goetheforscher“, *Offener Horizont. Jb. d. Karl Jaspers-Gesellschaft* 1, 2014, 72–105.
- ° Ernst Robert Curtius, *Briefe aus einem halben Jahrhundert. Eine Auswahl*. Hrsg. u. komm. von Frank-Rutger Hausmann, Baden-Baden: Valentin Koerner, 2015 (= Saecula spiritalia, 49), 691 S.
- „Elias Avery Lowe (1879–1969) und Deutschland. Mit einem Anhang unveröffentlichter Briefe“, *MltJb* 50, 2015, 1–38.
- ° Ernst Robert Curtius/Max Rychner, *Freundesbriefe 1922–1955*. In Zusammenarbeit mit Claudia Mertz-Rychner hrsg. u. komm. von Frank-Rutger Hausmann, Frankfurt a. M.: Klostermann, 2015 (= Analecta Romanica; 83), 909 S.
- „Préface“, zu: Hugo Friedrich, *La Pensée antiromantique moderne en France*. Édition de Clarisse Barthélemy et Aurélien Galateau, Paris: Classiques Garnier, 2015 (= Études de Littérature des XX<sup>e</sup> et XXI<sup>e</sup> Siècles, 52), 13–20.
- „Der ‚Fall‘ Hans Robert Jauß. Ein Diptychon“, *RZLG* 41, 2017, 207–221.
- „Maurice Wilmotte (1861–1942), ‚le plus français des Belges‘, und die deutsche Romanistik. Mit einem Anhang unveröffentlichter Briefe“, *Romanische Studien* 5, 2016.
- „Die politische Auseinandersetzung zwischen W. v. Wartburg und Johann Ulrich Hubschmid. Zusammengestellt von Johannes Hubschmid, herausgegeben, eingeleitet und angemerkt von Frank-Rutger Hausmann“, *ZrP* 133, 2017, 1–29.

#### IV. Verschiedenes

- ° *Zwischen Autobiographie und Biographie. Jugend und Ausbildung des Fränkisch-Oberpfälzer Philologen und Kontroverstheologen Kaspar Schoppe (1576–1649)*, Würzburg: Königshausen & Neumann, 1995, 205 S.
- Dichter Handschriften – Dichterhandschriften*. Freundesgabe des Verlags Vittorio Klostermann Frankfurt a. M. zum 75jährigen Jubiläum am 1. Oktober 2005. Eingeleitet, ediert und kommentiert von Frank-Rutger Hausmann, Florian Henke und Florian Trabert, Frankfurt a. M.: V. Klostermann, 2005, 236 S. [Privatdruck].
- „Diesseits von Afrika. Zu Hans Grimm: ‚Volk ohne Raum‘“, *Denkbilder und Schaustücke. Das Literaturmuseum der Moderne*. Hrsg. vom Deutschen Literaturarchiv Marbach, Deutsche Schillergesellschaft, Marbach a.N., 2006, 204–208.
- ° *Ernst-Wilhelm Bohle. Gauleiter im Dienst von Partei und Staat*, Berlin: Duncker & Humblot, 2009 (Zeitgeschichtliche Forschungen, 38), Abb., 299 S.
- „Quirin Engasser, Der Ursacher (1939)“, Hermann Gätje/Sikander Singh (Hrsg.), *Übergänge, Brüche, Annäherungen. Beiträge zur Geschichte der Literatur im Saarland, in Lothringen, im Elsass, in Luxemburg und Belgien*, Saarbrücken: universaar, 2015

(illimité. Schriften des Literaturarchivs Saar-Lor-Lux-Elsass der Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek), 241–263.  
 „Oskar Wöhrle, Das Sundgaubuch (1941)“, *ebd.*, 281–304.

## V. Betreute Dokorarbeiten

- Stefanie Adomeit, *Aspekte einer literarischen Obsession. Das Haar als Fetisch-Motiv des 19. Jahrhunderts*, Diss. Freiburg WS 2006/07 (online).
- Alessia Angiolini, *Trivial- und Eliteliteratur in den Romanen von Umberto Eco*, Bonn: Romanist. Verlag, 2008 (Abh. z. Sprache u. Literatur, 173).
- Elisabeth Arend, „Bibliothèque“ – *geistiger Raum eines Jahrhunderts: 100 Jahre französische Literaturgeschichte im Spiegel gleichnamiger Bibliographien, Zeitschriften und Anthologien (1685–1789)*, Bonn: Romanist. Verlag, 1987 (Abh. z. Sprache u. Literatur, 6).
- Stefani Arnold, *Vergessene Literatur des ventennio nero: italienische Kurzprosa zwischen 1922 und 1945 am Beispiel der frühen racconti Alberto Moravias*, Bonn: Romanist. Verlag, 1997 (Arb. z. Sprache u. Literatur, 106).
- Barbara Bertzel, *Die französische Literatur im Zeichen von Kollaboration und Faschismus: Alphonse de Châteaubriant, Robert Brasillach und Jacques Chardonne*, Tübingen: Gunter Narr, 2012 (Edition lendemains).
- Anke Dörner, *La vita spezzata: Leonardo Olschki; ein jüdischer Romanist zwischen Integration und Emigration*, Tübingen: Stauffenburg, 2005 (Romanica et comparatistica, 38).
- Clara Fritz geb. Strehlke, *Du traducteur au lecteur: zur Paratextkultur der französischen Übersetzungen aus dem Italienischen im 16. und frühen 17. Jahrhundert*, 2014 (online).
- Maria Fortunata Gallistl, *Die Narzissmusproblematik im Werk Italo Svevos*, Hildesheim: Olms, 1993.
- Maximilian Gröne, „*Maladie ès lettres*“: *Krankheitsdarstellungen bei Camus, Giono, Beauvoir, Cardinal und Guibert*, Würzburg: Ergon, 2006 (Klassische Moderne, 5).
- Isabel Habicht, *Der Zwerg als Träger metafiktionaler Diskurse in deutschen und französischen Texten des Mittelalters*, Heidelberg: Winter, 2010 (Germanisch-romanische Monatsschrift, Beiheft, 38).
- Florian Alexander Henke, *Topografien des Bewusstseins: Großstadt Wahrnehmung, Erinnerung und Imagination in der französischen Literatur seit Baudelaire*, Diss. Freiburg 2005 (online).
- Angelika Ivens, *Passé re-composé: Formen der Vergangenheitsdarstellung im Werk Marguerite Yourcenars*, Bonn: Romanist. Verlag, 2001 (Abh. z. Sprache u. Literatur, 131).
- Michael Jansen, *Un retour secret vers la forêt: Wald, Park und Natur in der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts*, Bonn: Romanist. Verlag, 1992 (Abh. z. Sprache u. Literatur, 58).
- Stefan Koban, *Mallarmés Schatten: die Poetik Stéphane Mallarmés und deren Rezeption bei Yves Bonnefoy; ein Gespräch über Dichtung und Sprache*, Bonn: Romanist. Verlag, 2002 (Abh. z. Sprache u. Literatur, 146).

- Gisela Ruth Clajus geb. Köhler, *Das literarische Porträt: eine Untersuchung zur geschlossenen Personendarstellung in der französischen Erzählliteratur vom Mittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, Bonn: Romanist. Verlag, 1991 (Abh. z. Sprache u. Literatur, 38).
- Ulrike Krämer, *Translatio imperii et studii: zum Geschichts- und Kulturverständnis in der französischen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit*, Bonn: Romanist. Verlag, 1996 (Abh. z. Sprache u. Literatur, 98).
- Ludwig Kuon, *René Girard und die Wahrheit des Romans: der mimetische Konflikt als Handlungsschema in den Romanen von Bret Easton Ellis, American Psycho (1991), Michel Houellebecq, Elementarteilchen (1996), und Vladimir Sorokin, Der himmelblaue Speck (1999)*, Diss. Freiburg, 2006 (online).
- Tobias Leuker, *Angelo Poliziano: Dichter, Redner, Stratege; eine Analyse der „Fabula di Orpheo“ und ausgewählter lateinischer Werke des Florentiner Humanisten*, Stuttgart-Leipzig: Teubner, 1997 (Beitr. z. Altertumskunde, 98).
- Ruth Mader, „*È bello raccontare i guai passati*“? *Konstanten einer „Literatur der Gezeichneten“ im Kontext des italienischen Faschismus am Beispiel dreier jüdischer Zeitzeugen: Primo Levi, Giorgio Bassani, Natalia Ginzburg*, Diss. Freiburg 1999 (online).
- Bettina Marcinowski, *Die Frau in Afrika: Untersuchungen zum schwarzafrikanischen frankophonen Roman Kameruns u. Senegals*, Frankfurt a. M.: Lang, 1982 (Europäische Hochschulschriften/Reihe 13/Französische Sprache und Literatur; Bd. 77).
- Susanne Mex, *Man bringe mir eine Leiche: Schreiben und Tod im Werk Jean Genets*, Wien: Passagen Verlag, 1996.
- Elisabeth-Christine Mülsch, *Zwischen Assimilation und jüdischem Selbstverständnis: David Léon Cahun (1841–1900) – ein Journalist u. Jugendbuchautor im Umfeld der Dreyfus-Affäre*, Bonn: Romanist. Verlag, 1987 (Arb. z. Sprache u. Literatur, 4).
- Martin Ochs, *Der Mythos von Christoph Kolumbus in der italienischen Literatur*, Freiburg: Rombach, 1999.
- Elisabeth Oehler, *Vom Sonett zur Prosa: La Fanfarlo von Charles Baudelaire*, Köln-Rheinkassel: Dohr, 1999.
- Chiara Polverini, *Schauspiel oder Dokumentation? Dimensionen der Wirklichkeit in Neorealismo und Neuer Sachlichkeit*, Bonn: Romanist. Verlag, 2007 (Abh. z. Sprache u. Literatur, 166).
- Frank Reiser, *Andere Räume, entschwindende Subjekte: das Gefängnis und seine Literarisierung im französischen Roman des ausgehenden 20. Jahrhunderts*, Heidelberg: Synchron, 2007.
- Susanne Schauf, *Die verlorene Allmacht der Feen: Untersuchungen zum französischen Kunstmärchen des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1986 (Europäische Hochschulschriften/Reihe 13/Französische Sprache und Literatur; Bd. 104).
- Gerdi Seidel, *Vom Leben und Überleben eines „Luxusfachs“: die Anfangsjahre der Romanistik in der DDR*, Heidelberg: Synchron, 2005 (Studien z. Wissenschafts- u. Universitätsgeschichte, 10).

- Rainer Sieverling, *Die Abenteuerromane Gustave Aimards: ein Beitrag zur Geschichte der französischen Trivilliteratur im 19. Jahrhundert*, Freiburg i. Br. 1982.
- Wolfgang Spreckelsen, *Räumliche Strukturen in Romanen Stendhals*, Bonn: Romanist. Verlag, 1999 (Abh. z. Sprache und Literatur, 127).
- Peter Winterling, *Rückzug aus der Revolution: eine Untersuchung zum Deutschlandbild und zur Literaturtheorie bei Madame de Staël und Charles de Villers*, Rheinfelden: Schäuble, 1985 (Reihe Romanistik, 63).

## Abbildungsverzeichnis

Nationalisme ou internationalisme culturel? . . . . .	107
1 Christian Sénéchal vers 1930 (Fonds Clouaire-Sénéchal) . . . . .	125
Alkuin und Karl der Große . . . . .	285
1 Alkuin-Medaillon aus der Bamberger Alkuin-Bibel (heute: Staatsbibliothek Bamberg, entstanden um 825 im Kloster Cormery bei Tours), aus Dietrich Lohrmann, „Das geistige Leben in Aachen zur Karolingerzeit“, in <i>Aachen: von den Anfängen bis zur Gegenwart</i> , hrsg. v. Thomas R. Kraus, Band 2: „Karolinger – Ottonen – Salier 765–1137“ (Aachen: Mayersche Buchhandlung, 2013), 458. . . . .	286
2 Majestas Domini, Touroner Evangeliar, entstanden unter Abt Fridugis um 830, im St. Martinkloster in Tours (heute: Stuttgart LB II, 40), aus Fischer, <i>Die Alkuin Bibel</i> , 10–1. . . . .	287
3 Hofschule Karls des Großen (Alkuin am Redner- und Leseputz), Kupferstich von J. B. Klauber (1777), aus Tremp und Schmuki, Hrsg., <i>Alkuin von York und die geistige Grundlegung Europas</i> , 250. . . . .	288
4 Blick in das im 19. Jahrhundert nachgestaltete Mosaik des Kuppelgewölbes des Aachener Doms. Mosaik des Kuppelgewölbes, aus Harald Müller, Clemens M. M. Bayer und Max Kerner, Hrsg., <i>Die Aachener Marienkirche: Aspekte ihrer Archäologie und frühen Geschichte</i> ; Harald Müller, Clemens M. M. Bayer und Max Kerner, <i>Der Aachener Dom in seiner Geschichte</i> , Quellen und Forschungen 1, 99 (Regensburg: Schnell und Steiner, 2014). . . . .	293
5 Federzeichnung der Majestas Domini als Abbild des Aachener Kuppelmosaiks, Zürich, Zentralbibliothek, Ms. C80, 3. Viertel des 9. Jahrhunderts, aus Tremp und Schmuki, Hrsg., <i>Alkuin von York und die geistige Grundlegung Europas</i> , 258. . . . .	294
Gute/schlechte Wissenschaft vs. gute/schlechte Wissenschaftler . . . . .	355
1 Auszüge aus dem Anti-NS-Pamphlet <i>hitlir l-x nsir</i> (Marokko ca. 1942) . . . . .	364
Mengeles Verschwinden . . . . .	383
1 Filmstill aus WAKOLDA = THE GERMAN DOCTOR, dir. Lucía Puenzo, 2013. . . . .	393
2 Filmstill aus THE BOYS FROM BRAZIL, dir. Franklin J. Schaffner, 1978. . . . .	393
Besucher aus Deutschland . . . . .	475
1 Robert Delaunay: <i>Porträt Tristan Tzara</i> (1923) © Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofia, Madrid, Wiki Commons. . . . .	476
2 <i>Hilla Rebay, 30er Jahre</i> © Rebay-Haus Teningen, aus Privatbesitz. . . . .	479

3	Unbekannter Fotograf: <i>Florence Henri</i> (3. von links) 1927 am Dessauer Bauhaus . . . . .	481
4	Unbekannter Fotograf: <i>Laszlo Moholy-Nagy</i> um 1938 . . . . .	482
5	Unbekannter Fotograf: <i>Fritz Kornsand</i> . 50er Jahre. Mit freundlicher Genehmigung der Boston Symphony Orchestra Archives. . . . .	484
6	<i>Fritz Block</i> (um 1930) © Fritz Block Estate Archive, Stockholm/Hamburg . . . . .	485
7	<i>Das Deutschlandhaus am Hamburger Gänsemarkt</i> (um 1930) ©Fritz Block Estate Archive, Stockholm/Hamburg. . . . .	486
8	Wanda von Debschitz-Kunowski: <i>Emmy Roth in ihrer Werkstatt</i> (1927) © ullstein bild. . . . .	488
9	Emmy Roths Werkstatt (und vermutlich Wohnhaus) in der Clausewitzstraße (2016) © Margarete Zimmermann . . . . .	489

## Verfasser- und Schlagwortindex

### A

Aachen, 285  
 ästhetische Norm, 419  
 Albert, Mechthild, 15  
 Alighieri, Dante, 297  
 Alkuin, 285  
 Allegorie, 297  
 apokalyptisches Schreiben, 335  
 Artus-Stoff, 367  
 Asholt, Wolfgang, 5, 29  
 Auerbach, Erich, 445

### B

Bähler, Ursula, 5, 47  
 Bauhaus, 475  
 Bédier, Joseph, 99  
 Bibliothèque Universitaire de Nancy, 433  
 Block, Fritz, 475  
 Briefwechsel, 99  
 Buchmarkt, 221

### C

Césaire, Aimé, 399  
 Coolitude, 127  
 Corbellari, Alain, 99  
 Corneille, Pierre, 399  
 Curtius, Ernst Robert, 29, 107

### D

das Undarstellbare, 297  
 Décades de Pontigny, 29  
 Delaunay, Sonia, 475  
 Delphis, Claudine, 107  
 deutsche Geistesgeschichte, 265  
 deutsche Kulturmittler, 29  
 deutsch-französische Beziehungen, 29  
 deutsch-französische Kulturkontakte, 107  
 deutsch-spanische Kulturbeziehungen, 15  
 deutsch-spanische Literaturbeziehungen, 15  
 Dialektologie, 157

Diez-Stiftung, 157  
 Dunkelheit, 297

### E

École de Genève, 265  
 Emigration, 475  
 Erinnerungskultur, 383  
 Ette, Ottmar, 127  
 Europa, 285  
 Exil, 355

### F

Fachgeschichte, 47, 183, 265, 433, 445  
 Fachgeschichte der Gegenwart, 315  
 Fanon, Frantz, 399  
 Fragmente, 315  
 Frankreichkunde, 107  
 französischer Gegenwartsroman, 383  
 französischsprachige Schweiz, 157  
 Freundlich, Otto, 475  
 Fryba-Reber, Anne-Marguerite, 157

### G

Gender Studies, 47  
 Genealogie, 157  
 Germanistik, 315  
 Glissant, Édouard, 127  
 Goebel, Hans, 183  
 Guez, Olivier, 383

### H

Hausmann, Frank-Rutger, 259  
 Hennigfeld, Ursula, 199  
 Henri, Florence, 475  
 Hispanistik, 15  
 Hobohm, Freya, 445  
 Hurch, Bernhard, 5, 221

### I

individuelle Erinnerung, 335

Insel, 127  
 intellektuelles Leben, 157  
 Internationalismus, 107  
 italienische Novellistik, 367

**J**  
 Jäger, Ludwig, 241  
 Jehle, Peter, 259  
 Joret, Charles, 183  
 Jurt, Joseph, 265

**K**  
 Kandinsky, Wassily, 475  
 Kanonbildung, 419  
 Karl der Große, 285  
 Kerner, Max, 285  
 Khadra, Yasmina, 199  
 Klinkert, Thomas, 297  
 König, Christoph, 315  
 kollektive Erinnerung, 335  
 Konzentrationslager Auschwitz, 383  
 Kornsand, Emil, 475  
 Krauß, Henning, 5  
 Krauss, Ottilie, 445  
 Krauss, Werner, 445  
 Kriegsroman, 199  
 Kulturtransfer, 475  
 Kuon, Peter, 335

**L**  
 La Disparition de Josef Mengele, 383  
 La Mort de Pompée, 399  
 Lagerliteratur, 335  
 Landschaft, 127  
 Le Clézio, Jean-Marie Gustave, 127  
 Lévi-Strauss, Claude, 127  
 Licht, 297  
 Literaturgeschichtsschreibung, 419  
 Literaturtheorie, 127

**M**  
 Maas, Utz, 355  
 Mediävistik, 99  
 Meier, Franziska, 367  
 Memmi, Albert, 399  
 Mengele, Josef, 383  
 Methodengeschichte, 183

Meyer, Paul, 47, 99, 433  
 Minckwitz, Maria Johanna, 47  
 Mittelalter, 367  
 Moholy-Nagy, Laszlo, 475

**N**  
 Nachlass, 221  
 Nationalismus, 107  
 Nationalsozialismus, 15, 259, 335, 383  
 Netzwerk des Wissens, 221  
 Nicomède, 399  
 Nonnenmacher, Kai, 5, 383  
 normandische Dialektologie, 183  
 Novellino, 367

**O**  
 Onomastik, 157

**P**  
 Paris, Gaston, 47  
 Pazifik, 127  
 Periodisierung, 419  
 Philippide, Alexandru, 47  
 Philologie, 315  
 poetologische Selbstreflexion, 297  
 Postkoloniale Theorie, 399

**R**  
 Rebay, Hilla, 475  
 Riegler, Richard, 199  
 Römisches Imperium, 399  
 Romanische Philologie, 99, 433  
 Romanistik, 47, 157, 259, 265  
 Roth, Emmy, 475  
 Rothmann, Ralf, 199  
 Ruhe, Cornelia, 399

**S**  
 Saussure, Ferdinand de, 241  
 Scheuer, Norbert, 199  
 Schuchardt, Hugo, 221  
 Sénéchal, Christian, 107  
 Sophonisbe, 399  
 Spitzer, Leo, 445  
 Sprachwissenschaft, 241  
 Sprachwissenschaft im Nationalsozialismus,  
 355  
 Surminski, Arno, 199

Ur-Novellino, 367

**V**  
 Vergangenheitsbewältigung, 355  
 Vialon, Martin, 445  
 Vögel, 199

**Z**  
 Zeugenschaft, 335  
 Zimmermann, Margarete, 475  
 Zwischenkriegszeit, 29